
S. FEYERABEND.
JOACHIM SANDRART.
H. ROOS.
M. MERIAN d. Ä.

Heyden

Gallerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter.

Eine biographische Sammlung

von

Dr. Eduard Heyden.

1. Heft. Bogen 1—7, mit 4 Bildnissen.

Inhalt:

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Heinr. Ludw. Brönner.
1849.

☞ Bemerkungen über Plan und Inhalt des Werkes siehe auf der Rückseite.

Prospectus.

Wie vielleicht keine andere Stadt von ähnlicher Größe und Bevölkerung, hat die alte freie Reichsstadt am unteren Maine — eine der edelsten Perlen im Kranze deutscher Städte — das seltene Glück gehabt, daß aus ihrem Schoße Männer von weltgeschichtlicher Bedeutung, von europäischem Rufe und von preiswerthestem Patriotismus in reichster Fülle hervorgegangen sind.

Auch derer Zahl ist nicht gering, die, anderwärts geboren, nach ihrer Einwanderung in Frankfurt theils durch Gelehrsamkeit, Kunstsinn oder kaufmännische Betriebsamkeit die neue Heimath im In- und Auslande verherrlichen halfen, theils sich in mannigfachster Weise um das städtische Gemeinwesen die bleibendsten Verdienste erwarben.

Diesen Allen ein gemeinsames Denkmal zu errichten, oder vielmehr durch Erneuerung und Belebung des Gedächtnisses ihrer Größe den Grundstein zu dem würdigsten Ehrenmale für sie im dankbaren Herzen der Mit- und Nachwelt zu legen, war seit dem Augenblicke, wo er „der Stadt Bestes zu werben" gelobet, ein Lieblingsgedanke des Herausgebers.

Schon sollte zu Ausgange des vorletzten Winters die Hand ans Werk gelegt und der Anfang dieser biographischen Sammlung veröffentlicht werden, als der Schuß vor Guizot's Hotel mit seinen Folgen Verzug gebot und die Verwirklichung des Planes für den nächsten Moment verhinderte.

Gegenwärtig jedoch, wo die politischen Zustände anwidern und die erschöpften Gemüther im stilleren Bereiche der Wissenschaft und



GOETHE'S MUTTER.



SIBILLA MERIAN.



LUDWIG BÖRNE.



MAXIMILIAN KLINGER.

Gallerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter.

Eine biographische Sammlung

von

Dr. Eduard Heyden.

Mit 13 Bildnissen.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von H. L. Brönner.
1861.

Vorwort.

Das nachfolgende Werk führt seit seinem Entstehen und seit dem Erscheinen des ersten Heftes den wohl anspruchslosen Namen einer biographischen Sammlung. Als der Verfasser vor nun fast fünfzehn Jahren auf den Gedanken kam, die berühmtesten oder doch merkwürdigsten Frankfurter zum Gegenstande der Vorlesung und anderweitiger Veröffentlichung zu wählen, bemerkte er natürlich gleich, daß der zu behandelnde Stoff noch gänzlich zerstreut dalag. Seine nächste Aufgabe war also, zu — sammeln. Er glaubt, dies sorgsam und eifrig gethan zu haben; dies ist das einzige Verdienst, das er in Anspruch nimmt, wofern man es nämlich als etwas Zweckmäßiges und darum Löbliches ansehen will, die biographischen Skizzen der hervorragendsten, verdienstlichsten und merkwürdigsten Heimathsgenossen in einer Vereinigung zu sehen, in der man sie rasch hintereinander lesen kann und zugleich den Vortheil hat, zwischen den Handlungen, Leistungen und Schicksalen der geschilderten Personen mannigfache Vergleiche anstellen zu können. Wollte man jedoch die Nothwendigkeit eines derartigen Sammelwerkes aus dem angeführten Grunde nicht zugestehen, so wird man doch wenigstens die Wahrheit der Thatsache anerkennen müssen, daß ohne ein solches Werk die genauere Kunde über viele ausgezeichnete Indi-

viduen leicht gänzlich entschwindet, weil kleinere Druckschriften und mündliche Ueberlieferungen sehr häufig nur zu schnell verloren gehen.

Daß gerade zu einer Gallerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter eine besondere Berechtigung gegeben ist, dürfte wohl einem Jeden unzweifelhaft erscheinen, welcher auch nur der Namen Göthe, Klinger, Brentano, Schlosser, Griesbach, Senckenberg, Börne, Feuerbach, Buttmann, Merian, Sandrart u. A. mit heimathlichem Stolze eingedenk ist.

Noch ist mit den hier vorliegenden Lebensskizzen das reiche biographische Material, welches Frankfurts Annalen darbieten, bei weitem nicht erschöpft. Der Verfasser, von jeher ein Freund biographischer Forschung, wird fortfahren seine freilich nur beschränkte Mußezeit der weiteren Lösung einer für ihn höchst angenehmen Aufgabe zu widmen und das jetzige wie das zukünftige Frankfurt mit seinen besten Söhnen und Bürgern aus früherer Zeit in vertrautere Bekanntschaft zu bringen suchen. Bei diesem Vorhaben sieht er sich zugleich in den Stand gesetzt, im Auftrage des Herrn Verlegers dieser Gallerie dem verehrlichen Leserkreise die Mittheilung machen zu können, daß derselbe gern bereit ist, in kommenden Tagen eine Fortsetzung oder Erweiterung dieses Sammelwerkes zu veranstalten, sobald dasselbe den zu erwartenden Anklang außerhalb wie innerhalb Frankfurts in entsprechender Weise gefunden haben wird.

Vom Vater hab' ich die Statur
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spuckt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Diese Worte des merkwürdigsten, größten und berühmtesten aller Frankfurter veranlassen uns, in der Reihenfolge nachstehender Schilderungen

Göthe's Großeltern und Eltern

an die erste Stelle zu setzen.

In die lange, achtundvierzigjährige Regierung des deutschen Kaisers Leopold I. (1657—1705) fällt ein scheinbar höchst unwichtiges Ereigniß, das noch alle Tage vorzukommen pflegt, aber doch nicht ohne bedeutsame Folge bleiben sollte: — die Einwanderung des Schneidergesellen Friedrich Georg Göthe in Frankfurt's Mauern.

Der junge Mann war der Sohn eines Hufschmieds zu Artern in Thüringen und hatte nach vollbrachter Lehrzeit, nach einer Wanderung durch die angesehensten deutschen Städte und einem mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich, seine Schritte endlich dem unteren Maine zuge-

wandt. Als der junge Schneiderbursch in die kaiserliche Wahl- und Krönungsstadt still und unbekannt hereintrat, mochte er wohl nicht ahnen, daß nach Verlauf eines Jahrhunderts der Name, den er trug, aus dem Weichbilde Frankfurt's durch eine halbe Welt auf den Flügeln des Ruhmes gedrungen sein werde. Der Ankömmling fand bald Arbeit. Bereits am 18. April 1687 verheirathete er sich mit der Tochter des hiesigen Schneidermeisters Lutz, und erwarb sich zugleich das Frankfurter Bürger- und Meisterrecht. Das Glück dieser seiner ersten Ehe dauerte indessen nur bis zum Jahre 1700, wo ihm der Tod die Gattin entriß. Nach fünfjährigem Wittwerstande wußte der Schneidermeister, der etwas von seines Enkels Gewalt über Frauenherzen besessen zu haben scheint, die Neigung einer begüterten Wittwe zu gewinnen, der Frau Cornelia Schellhorn, Besitzerin des Gasthauses zum Weidenhof. Als sich Göthe mit ihr verband, entsagte er dem Schneiderhandwerk und war fortan Gasthalter. Fünfundzwanzig Jahre lebten beide Gatten in zufriedener Ehe, durch mehre Kinder beglückt, denen sie, in Folge ihrer günstigen Vermögensumstände, eine sorgfältige Erziehung geben konnten.

Friedrich Georg Göthe starb am 13. Februar 1730 im dreiundsiebenzigsten Lebensjahre; seine Ehegenossin folgte ihm erst am 28. März 1754, in dem hohen Alter von sechsundachtzig Jahren und vier und ein halbes Jahr nach der Geburt ihres berühmten Enkels.

Wir können nur bedauern, daß uns über Friedrich Georg Göthe's und seiner Gattin Charakter keine näheren Nachrichten überliefert worden sind; vielleicht würden wir hier manche Eigenthümlichkeiten des großen Dichters schon vorgebildet finden. Der Großmutter erinnerte sich letzterer aus frühester Kinderzeit noch gleichsam wie einer Geistererscheinung, als einer schönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau, sanft, freundlich und wohlwollend gegen Jedermann, zumal gegen ihre Enkelchen. Was den Großvater Göthe betrifft, so bemerkt

ein neuerer Biograph des Dichters — ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir dahingestellt sein lassen — Göthe würde wohl über ihn Einiges, nach den Mittheilungen seiner Eltern, haben sagen können, allein er habe seine künstlerische Natur auch bei seiner Biographie nicht verleugnet, und zwar nicht blos durch Darstellen, sondern auch durch Verschweigen, indem es ihm zum ganzen Lebenstone des Hauptheldeu nicht angemessen erschienen sei, eines Schneiders als Vorfahren zu gedenken, wogegen der Großvater von mütterlicher Seite, der kaiserliche Rath, Stadtschultheiß und beider Rechte Doctor, Herr Johann Wolfgang Textor, würdig im Eingange des Werkes habe auftreten dürfen.

Der zweiten Ehe Friedrich Georg Göthe's entstammte der **Vater** des Dichters, Johann Kaspar, geboren 1710. Seine Jugend verbrachte er unter eifrigem Studium auf dem Gymnasium zu Koburg, widmete sich dann auf der Universität Leipzig der Rechtskunde und promovirte zu Gießen. Im 30. Lebensjahre besuchte er Italien, welche Reise ihm für sein ganzes späteres Leben zur erheiternden Erinnerung diente. Nach seiner Rückkehr gedachte er sich dem städtischen Dienste zu widmen und wollte deßhalb zunächst eines der subalternen Aemter unentgeltlich verwalten, sobald es ihm ohne Kugelung übertragen würde. Als man ihm diese Auszeichnung, die freilich weder gesetzlich, noch herkömmlich war, verweigerte, gerieth er in Aerger und Mißmuth, und, um es sich selbst unmöglich zu machen, je eine öffentliche Stelle anzunehmen, verschaffte er sich von Kaiser Karl VII. den Titel und Charakter eines kaiserlichen Rathes, der ihn mit dem Schultheißen und den ältesten Schöffen in den gleichen Rang erhob, und ihn daher nicht füglich mehr von unten anfangen ließ. Derselbe Gedanke bewog ihn, sich als Mann von 38 Jahren um die Hand der damals erst 17 Jahre alten Tochter des Schultheißen, Katharina Elisabeth Textor, zu bewerben.

Nach der Verheirathung, die am 20. August 1748 Statt fand, setzte er seine abgeschlossene Lebensweise fort und trat mit Niemanden in nähere

gesellschaftliche Verbindung. Er war ein Mann von geradem, rechtschaffenem, aber störrischem und eigensinnigem Charakter, der Welt gegenüber und besonders gegen Vornehme stolz und zurückhaltend. im Hause nicht frei von herrischer Laune, fest in seinen Grundsätzen, ordnungsliebend, geregelt und folgerecht in all' seinem Treiben, ausdauernd in Neigung und Abneigung, eine durchaus achtungswerthe, wenn gleich nicht gerade anmuthige und liebenswürdige Persönlichkeit. Die Natur hatte ihn nicht freigebig mit Geistesgaben ausgestattet; aber er ersetzte vieles Fehlende durch regelmäßigen eisernen Fleiß. Bis in seine späteren Jahre war er von regem Fortbildungstriebe beseelt, und was er gelernt und sich angeeignet hatte, theilte er im Kreise der Seinigen gern mit, obwohl er außerdem in seinen Aeußerungen lakonisch war. Im Religiösen scheint er ziemlich freidenkend gewesen zu sein. An der schönen Literatur nahm er mäßigen Antheil, wärmeren an Musik und Malerei.

In Bau und Haltung des Körpers, so wie in der Kopfbildung, hatte Johann Kaspar Göthe viel Uebereinstimmendes mit dem Sohne. Lavater begleitet sein Bildniß (in den physiognomischen Fragmenten) mit der Bemerkung: „Hier ein ziemlich ähnliches Bild des vortrefflich geschickreichen, Alles wohl ordnenden, bedächtlich und klug anstellenden, aber auf keinen Funken dichterischen Genies Anspruch machenden Vaters des großen Mannes."

So viel über Göthe's Vorfahren von väterlicher Seite. Auf der mütterlichen Seite geht unsere Kunde zurück bis auf Göthe's Urgroßvater Johann Wolfgang Textor. Geboren 1638 zu Neuenstein im Hohenlohe'schen ward er wegen seiner ausgezeichneten juristischen Kenntnisse im Jahr 1690 als erster Syndikus hierher berufen und starb 1701.

Sein Sohn, **Göthe's Großvater,** hieß ebenfalls Johann Wolfgang, und lebte von 1693—1771. Sein Bild zeigt uns einen stattlichen Mann mit der gewichtigen goldenen Kette und Medaille, die

er von der Kaiserin Maria Theresia erhalten hatte, in einer Perrücke mit 8 Etagen, hochstirnig mit etwas abwärts gebogener Nase, und enger geschlitzten Augen, als wir sie an Göthe's Bildern sehen. Dieser schildert uns den Großvater als einen würdevollen, einsilbigen, immer gleichmüthigen Greis, der in seiner burgartigen Wohnung auf der Friedberger Gasse ein durchaus sanftes und geregeltes Leben führte. Ein Tag spann sich ihm wie der andere ab. Morgens fuhr er auf den Römer, speiste nach seiner Rückkehr, nickte hierauf in seinem Lehnstuhle, brachte dann die Registrande seiner Proponenden für den andern Tag in Ordnung und las die Akten, und stieg gegen Abend in den schönen und geräumigen Garten hinter seiner Wohnung hinab, um eigenhändig die feinere Obst- und Blumenzucht zu besorgen. Wenn er so in seinem talarähnlichen Schlafrocke, eine faltige, schwarze Mütze auf dem Haupte, durch die Spaliere und Blumenbeete daherschritt, konnte er, wie Göthe meint, recht füglich eine mittlere Person zwischen Alkinoos und Laertes vorstellen. Aehnlicher Seiten mit dem Enkel mochte seine ganze Persönlichkeit nur sehr wenige darbieten, doch war vielleicht Göthe als Greis, wie er im J. 1828 in den herzoglichen Gärten zu Dornburg zwischen Bäumen und Blumen wandelte, eine Erscheinung, die an den würdigen Ahnherrn hätte erinnern können.

Göthe erwähnt als einer besondern Gabe, die sein Großvater besessen, daß er durch bedeutende Träume von zukünftigen, ihn betreffenden Dingen unterrichtet worden sei. Die hierauf bezüglichen Eigenschaften hat er meistens den Briefen von Bettina Brentano entlehnt, welcher sie von der Mutter Göthe's erzählt wurden. Ihre Erzählung weicht etwas von der seinigen ab. „Dein Großvater“, schreibt ihm Bettina, „war ein Träumender und Traumdeuter; es ward ihm Vieles über seine Familie durch Träume offenbar. Einmal sagte er einen großen Brand, dann die unvermuthete Ankunft des Kaisers voraus; dieses war zwar nicht beachtet worden, doch hatte es sich in der Stadt verbreitet und erregte allgemeines Staunen, da es eintraf. Heimlich ver-

traute er seiner Frau, es habe ihm geträumt, daß einer der Schöffen ihm sehr verbindlicher Weise seinen Platz angeboten habe; nicht lange darauf starb dieser am Schlage, seine Stelle wurde durch die goldene Kugel Deinem Großvater zu Theil. Als der Schultheiß gestorben war, wurde noch in später Nacht durch den Rathsdiener auf den andern Morgen eine außerordentliche Rathsversammlung angezeigt. Das Licht in der Laterne des Dieners war abgebrannt; da rief der Großvater aus seinem Bette: Gebt ihm ein neues Licht, denn der Mann hat ja doch die Mühe bloß für mich. Kein Mensch hatte diese Worte beachtet; er selbst äußerte am andern Morgen nichts, und schien es vergessen zu haben; seine älteste Tochter (Deine Mutter) hatte sich's gemerkt, und hatte einen festen Glauben daran. Wie nun der Vater in den Römer gegangen war, steckte sie sich, nach ihrer eigenen Aussage, in einen unmenschlichen Staat und frisirte sich bis an den Himmel. In dieser Pracht setzte sie sich, mit einem Buche in der Hand, im Lehnsessel an's Fenster. Mutter und Schwester glaubten, die Schwester Prinzeß (so wurde sie wegen ihres Abscheues vor häuslicher Arbeit und Liebe zur Kleiderpracht und Lesen genannt) sei närrisch; sie aber versicherte ihnen, sie würden bald hinter die Bettvorhänge kriechen, wenn die Rathsherren kämen, ihnen wegen des Vaters, der heute zum Syndikus erwählt werde, zu gratuliren. Während nun noch die Schwestern sie wegen ihrer Leichtgläubigkeit verlachten, sah sie vom hohen Sitze am Fenster den Vater im stattlichen Gefolge vieler Rathsherren daher kommen. Versteckt Euch! rief sie, da kommt er, und alle Rathsherren mit! Keine wollte es glauben; bis eine nach der andern den unfrisirten Kopf zum Fenster hinaus steckte und die feierliche Prozession daher schreiten sahen; nun liefen sie Alle davon und ließen die Prinzeß zum Empfang allein im Zimmer."

Nach Göthe vererbte sich diese Gabe der Weißagung auf keines der Kinder und Enkel. Dagegen schreibt ihm Bettina: „Diese Traumgabe schien sich auf die eine Schwester fortgepflanzt zu haben; denn

gleich nach Deines Großvaters Tode, da man in Verlegenheit war, das Testament zu finden, träumte ihr, es sei zwischen zwei Brettchen im Pulte des Vaters zu finden, die durch ein geheimes Schloß verbunden waren. Man untersuchte das Pult und fand Alles richtig." — „Deine Mutter aber", fügt Bettina hinzu, „hatte das Talent nicht; sie meinte, es komme von ihrer heitern, sorglosen Stimmung und ihrer großen Zuversicht zu allem Guten; gerade dieß mag wohl ihre prophetische Gabe gewesen sein; denn sie sagte selbst, daß sie in dieser Beziehung sich nie getäuscht habe." — — — —

Göthe's Großmutter Textor war eine geborne Lindheimer aus Wetzlar, geb. 1711, gest. 1783. Ueber ihren Charakter fehlt es an Nachrichten. In ihrem Bildniß finden wir eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Enkel in seinem späten Alter: dieselbe hohe Stirn, dasselbe große Auge und etwas Strenges und Herrschendes in Blick und Gesichtsausdruck.

Und nun

Göthe's Mutter

Katharina Elisabeth Textor war den 19. Februar 1731 geboren. Als ein frisches und kräftiges, von der Natur an Körper, Geist und Gemüth gut ausgestattetes Kind wuchs sie erfreulich genug heran, obwohl ihr kein gründlicher und planmäßiger Unterricht zu Theil ward. An tüchtigen Lehrern war damals noch großer Mangel, und dem Vater, dessen Leben sich zwischen Amtsgeschäften und Gartenkultur oder sonstiger Erholung in regelmäßiger Pendelschwingung bewegte, gebrach es an Zeit und vielleicht auch an Geschick, die Lücken des Unterrichts aus eignen Mitteln auszufüllen. Allein das große Kapital von Mutterwitz, das ihr die Natur mitgegeben, die anregungsreiche patriotische Familienatmosphäre, worin sie aufwuchs, die nachträgliche Ausbildung, die ihr in den ersten Jahren der Ehe durch ihren

Gatten zu Theil wurde, dann die gemeinsame Entwickelung mit ihrem genialen Sohne, die lebhafte Theilnahme an Literatur und literarischem Verkehr, in die sie durch ihren Wolfgang hineingezogen ward, häufige Lektüre und fleißiger Besuch des Theaters gaben ihr eine Bildung, daß sie später gewandt und unbefangen sogar mit fürstlichen Herren und mit Schöngeistern aller Art verkehrte.

Göthe erzählt selbst von ihren früheren Jahren: während die lebhafte nächstjüngere Schwester in der Nachbarschaft umhergestrichen sei, um sich dort versäumter Kinder anzunehmen, sie zu warten, zu kämmen und herumzutragen, habe seine Mutter sich in reinlicher Kleidung bei einer zierlichen weiblichen Arbeit oder im Lesen eines Buches gefallen. Ihre erste Neigung hatte, wenn wir Bettina's Mittheilungen darüber trauen dürfen, einen sehr romantischen Charakter; sie galt keinem Geringern, als dem Kaiser Karl VII., der im Jahre 1745, kurz vor seinem Tode, Frankfurt noch einmal besuchte. Damals hatte das Unglück das Interesse für diesen schöngestalteten Fürsten erhöht. Am Charfreitage sah sie ihn im langen schwarzen Mantel zu Fuß mit vielen Herren und schwarz gekleideten Pagen die Kirchen besuchen. „Himmel, was hatte der Mann für Augen!“ so sprach sie sich als alternde Matrone zum ersten Male in ihrem Leben über diese früheste zärtliche Empfindung gegen Bettina aus; „wie melancholisch blickte er unter den gesenkten Augenwimpern hervor! Ich verließ ihn nicht, folgte ihm in alle Kirchen, überall knieete er auf der letzten Bank unter den Bettlern, und legte sein Haupt eine Weile in die Hände; wenn er wieder emporsah, war mir's allemal wie ein Donnerschlag in der Brust. Da ich nach Hause kam, fand ich mich nicht mehr in die alte Lebensweise; es war, als ob Bett, Stuhl und Tisch nicht mehr an dem gewohnten Orte stünden. Es war Nacht geworden, man brachte Licht herein, ich ging an's Fenster und sah hinaus auf die dunkeln Straßen, und wie ich die Leute in der Stube von dem Kaiser sprechen hörte, da zitterte ich wie Espenlaub. Am Abende in meiner Kammer, da

legte ich mich vor meinem Bette auf die Kniee und hielt meinen Kopf in den Händen, wie er, und es war nicht anders, wie wenn ein großes Thor in meiner Brust geöffnet wäre. Meine Schwester, die ihn enthusiastisch pries, suchte jede Gelegenheit, ihn zu sehen; ich ging mit, ohne daß es Einer ahnete, wie tief es mir zu Herzen gehe. Einstmals, da der Kaiser vorüberfuhr, sprang sie auf einen Prallstein am Wege und rief ihm ein lautes Vivat zu; er sah heraus, und winkte freundlich mit dem Schnupftuche. Sie prahlte sehr, daß der Kaiser ihr so freundlich gewinkt habe; ich war aber heimlich überzeugt, daß der Gruß mir gegolten habe; denn im Vorüberfahren sah er noch einmal rückwärts nach mir. Ja, beinahe jeden Tag, wo ich Gelegenheit hatte, ihn zu sehen, ereignete sich etwas, was ich mir als ein Zeichen seiner Gunst auslegen konnte; und am Abende in meiner Schlafkammer kniete ich allemal vor meinem Bett und hielt den Kopf in meinen Händen, wie ich von ihm am Charfreitage in der Kirche gesehen hatte; und dann überlegte ich, was mir Alles mit ihm begegnet war. Und so baute sich ein geheimes Liebesverständniß in meinem Herzen auf, von dem mir unmöglich war zu glauben, daß er nichts davon ahne; ich glaubte gewiß, er habe meine Wohnung erforscht, da er jetzt öfter durch unsere Gasse fuhr, wie sonst, und allemal heraufsah nach den Fenstern, und mich grüßte. O wie war ich den vollen Tag so selig, wo er mir am Morgen einen Gruß gespendet hatte; da kann ich wohl sagen, daß ich weinte vor Lust." Dann erzählte sie noch, wie sie eines Tages, als der Kaiser offene Tafel hielt, sich auf die Gallerie des Festsaales durchgedrängt und der Kaiser bei einem Trunke, womit er den anwesenden Fürsten Bescheid that, ihr zugenickt habe. Am andern Tage reiste er ab; es war am 17. April, der Morgen fing eben an zu grauen, da hörte sie mehrere Posthörner blasen. Sie sprang aus ihrem Bette, fiel vor übergroßer Hast in die Mitte der Stube und verletzte sich am Knie; aber sie achtete es nicht und eilte an's Fenster. In diesem Augenblicke fuhr der Kaiser vorbei; er sah schon nach dem Fenster, ehe es aufge-

rissen ward, er warf ihr Kußhände zu und winkte mit dem Schnupftuche, bis er die Gasse hinaus war. „Von der Zeit an", fügte sie hinzu, „hab' ich kein Posthorn blasen hören, ohne dieses Abschiedes zu gedenken, und bis auf den heutigen Tag, wo ich den Lebensstrom schon seiner ganzen Länge nach durchschifft habe und eben im Begriffe bin zu landen, greift mich sein weitschallender Ton schmerzlich an."

Bald nach diesem Ereignisse endigten die heiteren Mädchenjahre. Es erfolgte die bereits erwähnte Vermählung mit dem Rath Göthe. Katharina selbst gestand, daß sie ihren Mann ohne besondere Neigung geheirathet habe, aber er war sehr freundlich gegen sie, sprach Stunden lang von seinen künftigen Reisen und gelobte den Haushalt so glänzend wie möglich einzurichten.

Treten wir in das Göthe'sche Haus, so finden wir es wohl ausgestattet mit Allem, was zum auskömmlichen Leben jener Zeit und zur Ausübung einer edlen Gastfreiheit gehörte, so daß also von dieser Seite die Lage der jungen Frau Rath eine recht behagliche wurde und die niedern Sorgen des Lebens ihr fremd blieben. Aber auch im Innern gestaltete sich Alles in erfreulicher Weise und wie contrastirend auch die Eigenthümlichkeit beider Eheleute erschien, so vermittelte sich doch fast Alles unter ihnen auf das Genügendste. Des Mannes ernster Sinn, seine ängstliche Gewohnheit und Ordnungsliebe fand in dem lebhaften, muntern Sinne der Gattin, der ihr von Natur angeboren war, in ihren genialen Eigenheiten, in ihren glücklichen Worten und wohlwollenden Scherzen eine vortreffliche Aufheiterung, und wie er selbst wissenschaftlich gebildet war, so verdachte er ihr auch ihre Liebe zur Lectüre keineswegs, wenn auch ihre Wahl nicht immer die seinige war. Für sie aber ging ein neuer Stern in ihrem ehelichen Leben auf, als am 28. August 1749 ihr erster Sohn, Johann Wolfgang, geboren wurde. Unmittelbar nach der Geburt verzweifelte man, das Kind am Leben erhalten zu können, aber bald konnte die Großmutter der kranken Frau die tröstlichen Worte zurufen: „Räthin, er lebt" und da er-

wachte, so sagte diese noch in ihrem fünfundsiebzigsten Jahre, „mein mütterliches Herz und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde.“ Daher kann man auch nicht gut von der Mutter sprechen, ohne zugleich mit ihr des Sohnes zu gedenken, und es ist wahrhaft rührend zu lesen, mit welcher sinnigen Zärtlichkeit die Mutter in sehr vorgerücktem Alter noch so viele kleine Begebenheiten und Ereignisse aus den ersten Jahren ihres geliebten Wolfgang der aufmerksam horchenden Bettina mitzutheilen verstand, weil sein fortwährendes Leben ihr dieß Alles geheiligt hatte. War sie doch fast selbst noch Kind und wuchs erst mit Wolfgang und der um ein Jahr jüngeren Schwester Cornelia zum eigentlichen Bewußtsein heran! „Ich und mein Wolfgang,“ pflegte sie zu sagen, „haben uns halt immer verträglich zusammengehalten; das macht, weil wir Beide jung und nit gar so weit als der Wolfgang und sein Vater auseinander gewesen sind.“ Um so weniger dürfen einige dieser Züge hier fehlen.

Oft sah der kleine Wolfgang nach den Sternen, von denen man ihm sagte, daß sie bei seiner Geburt eingestanden hätten, und da mußte denn die Einbildungskraft der Mutter oft das Unmögliche thun, um seinen Forschungen Genüge zu leisten. Die Sterne werden mich doch nicht vergessen, sagte er sorgenvoll, und werden halten, was sie bei meiner Wiege versprochen haben? Da erwiderte die Mutter: warum willst du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir Andern doch ohne sie fertig werden müssen? Worauf der Knabe ganz stolz antwortete: mit Dem, was andern Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden.

Jugendlich heiter, wie sie war, wußte die Mutter ganz zu dem Knaben sich herabzustimmen und war Kind mit dem Kinde. Ihr großes Geschick, die Gegenwart anzupassen und in sich zum heiteren Genuß zu verarbeiten, theilte sie ihm mit; ihr lebhafter Sinn und ihr beredter Mund wußte Märchen und Geschichten nicht bloß zu erzählen, sondern

auch zu ersinnen, und der kleine Wolfgang hing mit dürstender Seele an ihren schöpferischen Lippen. Lediglich aus mütterlicher Zärtlichkeit übte sie einen Kunstgriff, der von ungemein bildendem Einfluß auf die poetische Gabe des Kindes war. Sie brach ihre Erzählungen und Märchen in der Mitte ab und überließ es dem Kinde, sich den Schluß nach eigenem Sinne auszudenken. Dieses hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu der gleichfalls im Hause wohnenden Großmutter zu gehen, ihr das Bruchstück zu erzählen und ihr seine Vermuthungen über den etwaigen Ausgang mitzutheilen. Nachdem nun zwischen der Mutter und Großmutter die erforderlichen Besprechungen Statt gefunden hatten, so wurde am andern Tage von der Mutter das Ende vorgetragen, und das Kind strahlte von Siegesfreude, wenn jene mit verhätschelnder Zärtlichkeit nach seinen Muthmaßungen und Voraussetzungen das Ende gab. Eine der Mutter wohl verzeihliche, aber an sich nicht lobenswerthe Pflege der Eitelkeit hatte hier die wohlthätige Folge, die poetische Kraft zu erwecken und zu bilden.

Später, als der Knabe mehr heranreifte, wirkte sie in derselben Weise wohlthätig auf seinen Kunstsinn und künstlerischen Geschmack fort. Ihre Empfänglichkeit für alles Schöne, ihr Interesse an den neueren zum Theil schon die Morgenröthe eines besseren Tages verkündigenden Erzeugnissen der Literatur theilte sich dem Sohne mit; sie lasen und besprachen Manches mit einander, mußten wohl auch vor dem ernsteren und strengeren Vater, der über seinen Ideenkreis ungern hinausging, Manches im Geheimen lesen. So geschah es z. B. mit Klopstock's Messias, welcher vor jenem keine Gnade fand. In gleicher Weise verstand sie mit weiblicher Gewandtheit des Vaters Abneigung vor dem Theater zu umgehen. Er wollte nicht, daß der unmündige Jüngling Lust zu einem Vergnügen gewinne, dessen moralischer Einfluß sehr prekär und zweideutig ist, weil es eben so viel geheimes Gift, als sittliche Nahrung bietet, und jedenfalls den jugendlichen Sinn zerstreut. Der Sohn sollte das Theater nicht besuchen. Die Mutter, selbst enthu-

siastische Verehrerin desselben, hätte es ihm gar zu gern gegönnt. Da mußte das französische Schauspiel aushelfen. Bildung und Uebung in der fremden Sprache diente zum Vorwand, und der Großvater Textor mußte täglich ein Freibillet dahin ins Haus senden. So war auch hier die väterliche Strenge gebrochen.

Obschon eine derartige Begünstigung der Lieblingsneigungen eines Kindes von Seiten der Mutter im Allgemeinen keineswegs zur Nachahmung empfohlen werden darf, so war sie doch bei einem von der Natur so glücklich organisirten und mit so reichen poetischen Gaben ausgestatteten Geiste, wie Göthe, von den erfreulichsten Folgen. Denn wie unleugbar gewiß es auch immer bleibt, daß das Genie selbst durch die beengendsten Schranken hindurch sich Bahn bricht, so entfaltet doch auch der Blüthenbaum der Dichtkunst seinen reichsten Schmuck unter dem heiteren Himmel der Freiheit und unter der sorgsamen Pflege der Liebe. Indem Göthe's Mutter ihrem Sohne selbst auf dem sittlichen Gebiete jede erlaubte Freiheit gestattete, verstand sie sein glückliches Selbstgefühl, seinen unbedingten Freisinn und seine heitere Offenherzigkeit zum Guten zu lenken, und ihn dadurch zugleich bei seinen ersten poetischen Versuchen vor allen Ausschweifungen zu sichern.

Die Gegenseitigkeit zwischen der jungen Mutter und ihrem Sohne leuchtet unter Anderm aus folgender kleinen Begebenheit hervor. An einem hellen Wintertage, als die Frau Rath Gäste hatte, machte ihr der Sohn den Vorschlag, mit den Fremden an den Main zu fahren. „Mutter, Sie hat mich noch nicht Schlittschuh fahren sehen und das Wetter ist heute so schön.“ Ich zog, erzählte die Mutter, meinen karmosinrothen Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldnen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus. Da schleift mein Sohn herum, wie ein Pfeil zwischen den Andern durch, die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den karmosinrothen Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsch und lacht

mich freundlich an. „Nun, was willst du," sag' ich. „Ei Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb Sie mir Ihren Sammetrock." „Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen?" „Freilich will ich ihn anziehen." Ich zieh' halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin wie ein Göttersohn auf dem Eise. So was Schönes gibt es nicht mehr, ich klatschte in die Hände vor Lust! Mein Lebtag seh ich ihn noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder hereinlief, und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hinten nach trug.

Ihr heiteres Temperament half der Frau Rath über alle Verlegenheiten hinweg; nur die Sorge, sagt Göthe, konnte die Mutter nicht ertragen, aber in der Noth wußte sie geschickt anzugreifen und üblen Folgen vorzubeugen. Demgemäß hatte sie auch Scheu vor allen heftigen, gewaltsamen Eindrücken, einen Charakterzug, den wir auch bei ihrem Sohne in allen Lagen seines Lebens wahrnehmen. Wenn sie eine Magd oder einen Bedienten miethete, so hatte sie die Gewohnheit, unter andern folgende Bedingungen zu stellen: „Ihr sollt mir nichts wieder erzählen, was irgend Schreckhaftes, Verdrießliches oder Beunruhigendes, sei es nun in der Stadt, oder in der Nachbarschaft, oder in meinem Hause vorfällt. Ich mag ein für alle Mal nichts davon wissen. Geht's mich nah' an, so erfahre ich es noch immer zeitig genug. Geht's mich gar nicht an, so bekümmert's mich überhaupt nicht! Sogar wenn's in der Straße brännte, wo ich wohne, so will ich's da nicht früher wissen, als ich's eben wissen muß."

Als nach Göthe's Rückkehr von der Universität Straßburg das Haus der Eltern von Schriftstellern, Gönnern und Freunden des Sohnes gar häufige Besuche erhielt, da übte die Mutter alle Pflichten und häuslichen Bemühungen einer gefälligen Hausfrau mit unablässig thätigem Gleichmuthe gegen die zuströmenden Gäste, ohne sich für die literarische Einquartierung anders als durch die Ehre, die man ihrem

Sohne anthat, ihn zu beschmausen, entschädigt zu sehen. Und daneben ging sie gern in allerhand Scherze und Phantastereien der Jugend ein, hatte auch schon in Götz von Berlichingen's Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken geglaubt. Ein interessantes Geschichtchen eines solchen Beisammenseins finden wir aus dem Jahre 1773 aufgezeichnet, als die beiden Grafen Stolberg auf ihrem Ausfluge in die Schweiz sich in Frankfurt bei Göthe angemeldet hatten. Das erste Zusammentreffen zeigte sich sehr erfreulich. Der Vater war voll Empfänglichkeit für die in der Geschichte deutscher Geistesbildung so bedeutenden Jünglinge gräflichen Standes (solche gehörten damals noch zu den Seltenheiten); mit der Mutter gestaltete sich ein eignes Verhältniß, indem sie sich in ihrer tüchtigen, geraden Art gleich in's Mittelalter zurückzuversetzen verstand, um als Aja bei irgend einer lombardischen oder byzantinischen Prinzessin angestellt zu sein, und auch seit dieser Zeit von den Freunden Frau Aja genannt wurde. Aber die nachmals so gesetzten und gesetzlichen Grafen waren um jene Zeit voll Ungestüm, und als man nun einige Male getafelt hatte, kam nach einer und der anderen genossenen Flasche Wein der poetische Tyrannenhaß zum Vorschein und man erwies sich lechzend nach dem Blute solcher Wüthriche. Der Vater schüttelte lächelnd den Kopf; die Mutter hatte in ihrem Leben kaum von Tyrannen gehört, doch erinnerte sie sich in Gottfried's Bilderchronik dergleichen Unmenschen in Kupfer abgebildet gesehen zu haben, namentlich den König Kambyses, der in Gegenwart des Vaters das Herz des Söhnchens mit dem Pfeil getroffen zu haben triumphirt, wie ihr solches noch im Gedächtniß geblieben war. Die immer heftiger werdenden Aeußerungen ins Heitere zu wenden, verfügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohlunterhaltene große Fässer lagen. Nicht geringere befanden sich daselbst als die Jahrgänge 1706, 19, 26, 48, von ihr selbst gewartet und gepflegt, selten und nur bei feierlich-bedeutenden Gelegenheiten angesprochen. Mit diesem edlen Gewächs erschien sie wieder vor den lautgewordenen Jünglingen und

rief ihnen zu: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! daran ergötzt Euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause."

Zu derselben Zeit, als die letztgenannten Gäste im Göthe'schen Hause einsprachen, war die Frau Rath lebhaft mit einer Angelegenheit beschäftigt, die zu den angenehmsten mütterlichen Sorgen zu gehören pflegt. Sie wollte nämlich ihren Sohn verheirathen. Denn wie gern sie auch wackere und heitere Tischgenossen bei sich sah, so hatte doch die einmal eingeleitete Gastfreiheit auch ihre Unbequemlichkeiten. Ferner wollte ihr das unbestimmte Rumoren, in dem sich Wolfgang seit geraumer Zeit herumtrieb, nicht behagen; auch war es ihr klar, daß so viele junge Leute, sämmtlich ohne Vermögen, nicht allein zum Wissen und Dichten, sondern auch zum lustigen Leben versammelt, sich unter einander und zuletzt am sichersten ihrem Sohne zum Schaden gereichen würden, da sie dessen leichtsinnige Freigebigkeit und Verbürgungslust hinlänglich kannte. Um alle diese Verhältnisse auf einmal durchzuschneiden, hielt sie die schon längst bezweckte italienische Reise, die der Vater immer wieder in Anregung brachte, für das sicherste Mittel; um aber noch sicherer zu gehen, schien es ihr nothwendig, daß ihr Sohn vorher eine feste Verbindung schlösse, welche ihm die Rückkehr ins Vaterland wünschenswerth machen und seine endliche Bestimmung für einen festen Lebenszweck entscheiden könnte. Göthe hat selbst berichtet, daß alle Handlungen seiner Mutter in jener Zeit auf einen bedachten Vorsatz gegründet zu sein schienen, wie er denn auch nicht selten zu vernehmen gehabt hätte, daß der Familienkreis doch nach Cornelia's (seiner einzigen Schwester) Verheirathung gar zu eng sei.

Wir unterlassen es, diese vereitelten Plane der Mutter in's Einzelne zu verfolgen, und bemerken nur, daß während beide Eltern eifrig bemüht waren, dem Sohne eine anständige bürgerliche Existenz zu gründen, sich das Ereigniß vorbereitete, welches ihre Entwürfe gänzlich durchkreuzte: Göthe's Uebersiedelung nach Weimar. Auch bei dieser Gelegenheit wirkte die Vermittelung der Frau Rath entschei-

dend. Denn während der Eintritt seines Sohnes in die Dienste eines Herzogs dem Vater, der nach seinen reichsbürgerlichen Gesinnungen sich jederzeit von den Großen entfernt gehalten hatte, im Anfange keineswegs behagen wollte, zeigte sich die klarer sehende Mutter nach einigem Ueberlegen sofort damit einverstanden.

Die Geschichte der Weimarischen Zustände in dem ersten Jahre des Göthe'schen Aufenthalts daselbst liegt jetzt in Briefen und andern Beweisstücken ziemlich genau vor uns. Es braucht nicht geleugnet zu werden, daß Göthe außer dem vielen Guten und Schönen, das er, um das Leben zu würzen, aus der Fülle seines Geistes beisteuerte, auch lustige, übermüthige, ja tolle Streiche aus eben diesem genialen Triebe hat ausgehen lassen. Das Heitere und Bewegte in diesem Leben sprach Göthe's Mutter an; er selbst verhehlte es auch nicht, wie klug und fröhlich seine daheim gelassene Mutter sei, Mehre aus der Gesellschaft wußten ohnehin schon viel Erfreuliches von der guten Laune der Frau Aja zu erzählen, wie gern sie junge Persönlichkeiten an sich heranziehe und sich in ihrem Umgange gefalle. Daher finden wir in den Briefen des Herzogs Karl August, der Herzogin Amalie, des Fräuleins von Göchhausen, Wieland's, Merck's und anderer bedeutenden Personen jener Zeit häufig der Frau Rath gedacht; ihre Thätigkeit wird zu allerhand häuslichen Besorgungen in Anspruch genommen; bald besorgt sie ausgesuchten Wein, bald schickt sie köstliche Trauben, bald nimmt sie Geld für ihren Sohn in Empfang, bald vermittelt sie den Ankauf von Gemälden, bald schickt sie Kuchen und Frankfurter Leckerbissen an die Herzogin Amalie.

Hierher gehört folgender Brief an genannte hohe Dame:

Frankfurt a. M. den 11. April 1779.

Durchlauchtigste Fürstin! Nach dem Appetit meiner Samstagsmädel zu rechnen, müssen die kleinen Bisquittiger längst alle sein — Ich nehme mir hier die große Freiheit, Ew. Durchlaucht noch eine kleine Provision zu übersenden, nehmen sie, beste Fürstin, meine Freiheit ja nicht ungnädig. Bei uns ist's Messe !!! Weitmäuligte Laffen, Feilschen und gaffen, Gaffen und

kaufen, Bestienhaufen, Kinder und Fratzen, Affen und Katzen u. s. w. — Doch mit Respekt geredt, Frau Aja! Madame La Roche ist auch da!!!! Theuerste Fürstin! Könnte Doktor Wolf*) den Tochtermann sehen, dem die Verfasserin der Sternheim ihre zweite Tochter aufhängen will; so würde er nach seiner sonst löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirschen, und ganz gottlos fluchen. Gestern stellte sie mir das Ungeheuer vor — großer Gott!!! wenn mich der zur Königin der Erden (Amerika mit eingeschlossen) machen wollte; so — ja so — gebe ich ihm einen Korb. Er sieht aus — wie der Teufel in der 7te Bitte in Luthers kleinem Katechismus — ist so dumm wie ein Heupferd und zu allem seinem Unglück ist er Hofrath. Wenn ich von all dem Zeug was begreife, so will ich zur Auster werden. Eine Frau, wie die La Roche, von einem gewiß nicht gemeinen Verstand, von ziemlichen Glückgütern, von Ansehn, Rang u. s. w., die es recht drauf anfängt, ihre Tochter unglücklich zu machen — und doch Sternheime und Frauenzimmerbriefe schreibt — mit Einem Wort, mein Kopf ist wie in einer Mühle. Verzeihen Ihre Durchlaucht, daß ich Ihnen so was vorerzähle, ich habe aber eben das Awenteuer vor Augen — und die Thränen der guten Luise kann ich nicht ausstehen — Der 3te Feiertag ist doch glücklich vorbeigegangen, ich hoffe auch etwas davon zu vernehmen? Die Fräulein Thusnelde **) hat eine gar schöne Gabe solche Festiviteten zu beschreiben und ich glaube sie wird ihren Ruhm behaupten, und Frau Aja was davon zukommen lassen, denn das Jahrmarktsfest hat sie ganz herrlich beschrieben — thut sie's — so haben Ew. Durchlaucht die Gnade, ihr von dem Bisquittchen auch ihren Antheil zu überreichen. Der Vater empfiehlt sich zu ferneren hohen Gnaden, und Frau Aja, der es nie so wohl ist, als wenn sie an die vortrefflichste, größte, liebenswürdigste, beste Fürstin denkt, küßt in Anbetung und Demuth die Hand ihrer theuersten Fürstin und bleibt bis ins Grab

Ihre Durchlaucht

unterthänige Dienerin

C. E. Göthe.

(„Das Unthier heißt Mohr, und ist wirklicher Hofrath vom Kurfürsten von Trier".)

Aus mehren noch vorhandenen Briefen der Frau Rath an Philipp Seidel, den Diener ihres Sohnes in Weimar, ersieht man die Lebendigkeit und Theilnahme der rüstigen Frau in anschaulichster Weise. Mit diesem, der so geschickt ist und ihr alle 8 Tage schreibt, bespricht sie zuvörderst wirthschaftliche Angelegenheiten; sie will auf der Messe Hemben, Taschentücher, Kappen einkaufen, sie schickt einen künstlichen Bratenwen-

*) Göthe. **) Fräulein von Göchhausen.

der, sie verbreitet sich weitläuftig über Frankfurter Wurst, die nur hier so gut gemacht werden könne, und ist erbötig, sie der Herzogin Amalie wöchentlich zu schicken. Dann kommen eine Menge Aufträge, die in das literarische und artistische Gebiet hinüberstreifen.

Unter diesen Umständen war auch nichts natürlicher, als daß die Weimarischen Freunde und Anhänger die Frau Aja öfter in Frankfurt aufsuchten. Ihr Haus wird von Merck und Wieland nur die Casa santa genannt; es ging da immer bei köstlichem Wein, Gesang, Musik und guter Gesellschaft junger Mädchen, welche die Frau Rath um sich versammelte, sehr lustig zu. Die größte Wonne aber genossen beide Aeltern Göthe's, als der Sohn ihnen unterm 9. August 1779 meldete, daß der Herzog auf einer Reise in die Schweiz in ihrem Hause sein Absteigequartier zu nehmen gedächte. Wirklich erschien er auch mit ihrem Sohne und einem Begleiter in den letzten Tagen des September und verweilte einige Tage in Frankfurt, wo Frau Aja in dem rosenfarbensten Humor war und es den Vater Göthe mächtiglich ergötzte, wie Fräulein von Göchhausen schreibt, daß sein Sohn, der Geheimerath, den Herzog in Frankfurt sehen ließ. Sophie la Roche schreibt über diesen Besuch: „Frau Aja gönne ich von ganzer Seele die innige Zufriedenheit, die dieser Besuch ihr geben mußte. Mutterfreuden sind wohl die süßesten der Erde, und ich möchte wohl sagen, daß vielleicht keine Mutter lebt, die diese Freuden so sehr verdient als Frau Göthe", — ein Zeugniß, auf das man um so mehr Gewicht legen kann, je weniger die Frau Rath und Sophie la Roche sich bei persönlicher Annäherung befreundet haben.

Zwei Jahre vor diesem freudigen Ereignisse hatte die Frau Rath den bittern Schmerz gehabt, ihre einzige Tochter Cornelia durch den Tod zu verlieren. Fünf Jahre nachher starb auch der Gatte, am 27. Mai 1782, nach einer 34jährigen glücklichen Ehe. Viel stiller war es jetzt um sie geworden, aber wer wird sich grämen, sagte sie, daß nicht immer Vollmond ist und daß die Sonne im Oktober nicht so warm macht, als im

2 *

Julius. Nur das Gegenwärtige gut gebraucht und gar nicht daran gedacht, daß es anders sein könnte, so kommt man am besten durch die Welt — und das Durchkommen ist doch (Alles wohl überlegt) die Hauptsache. Und so gibt sie unter dem 1. März 1783 der Herzogin Amalie folgende Beschreibung ihres Lebens: „Ich befinde mich, Gott sei Dank, gesund, vergnügt und fröhlichen Herzens, suche mir mein Bischen Leben noch so angenehm zu machen, als möglich. Doch liebe ich keine Freude, die mit Unruhe, Wirrwar und Unbequemlichkeit verknüpft ist. Denn die Ruhe liebte ich von jeher — und meinem Leichnam thue ich gar gern die gebührende Ehre. Morgens besorge ich meine kleine Haushaltung und übrigen Geschäfte, auch werden da Briefe geschrieben. Eine so lächerliche Correspondenz hat nicht leicht Jemand außer mir. Alle Monate räume ich mein Schreibpult auf, aber ohne Lachen kann ich das niemals thun. Es sieht darin aus wie im Himmel. Alle Rangordnung aufgehoben — Hohe und Geringe, Fromme und Zöllner und Sünder — Alles auf Einem Haufen. Der Brief vom frommen Lavater liegt ganz ohne Groll beim Schauspieler Großmann. Nachmittags haben meine Freunde das Recht, mich zu besuchen, aber um 4 Uhr muß Alles wieder fort. Dann kleide ich mich an — fahre entweder ins Schauspiel oder mache Besuche, komme um 9 Uhr wieder nach Hause. Das ist es nun so ungefähr, was ich treibe." — — Daneben gab die Frau Rath alljährlich allen ihren Freunden und Bekannten ein großes Fest; wohl an 40—50 Personen wurden da geladen; auch verfehlte sie nicht, ihren Keller in Ordnung zu erhalten, und wenn sie so die alten Herren von 1709 und 1716 ansah, brachte sie ihre „schwärmerische Einbildungskraft" auf allerlei sonderbare Gedanken. Eine gesegnete Weinlese, ein herrlicher Herbst, heller Sonnenschein, schönes Feiertagswetter machten ihr große Freude, und da blieb sie nicht zu Hause.

Ueber dieser Behaglichkeit im äußeren Leben war aber die Lust an geistiger Unterhaltung nicht schwächer geworden. Mit welcher Theil-

nahme insbesondere die Frau Rath, als sie schon fast das sechzigste Jahr erreicht hatte, am Theater hing und zugleich sich für die Erlebnisse der einzelnen Schauspieler interessirte, zeigen ihre Briefe aus den Jahren 1788—1793 an den Schauspieler Unzelmann. Dieser ausgezeichnete Künstler war von 1784 — 1788 ein Mitglied der damals in Frankfurt spielenden Großmann'schen Gesellschaft und nebst seiner Frau, der nachmals so berühmten Friederike Bethmann, bei der Rath Göthe besonders wohl gelitten, die nicht bloß in ihm den tüchtigen Künstler hochschätzte, sondern sich unstreitig auch durch seinen Humor, der auf der Bühne wie im Leben in den ergiebigsten Adern strömte, zu ihm hingezogen fühlte. Um die genannte Zeit aber, zu Ende 1787 oder Anfang 1788 hatte Unzelmann heimlich das Theater in Frankfurt verlassen; ob aus Verdruß über vermeintliche Zurücksetzung oder aus Schuldennoth läßt sich nicht bestimmt angeben. Das letztere aber dürfte vorzugsweise anzunehmen sein; denn die Frau Rath spricht in den genannten Briefen von Caution und Credit, die sie für ihren Freund aufgewendet habe, von unbezahlten Rechnungen, von befürchtetem Hausarrest, von der Angst, die sie bei jedem Zeitungsblatt empfände, Unzelmann's Namen darin auf schimpfliche Art erwähnt zu finden, und von dem ihr so peinlichen Gerede über ihn in allen Gesellschaften. Da nun bürgerliche Ehre und ein guter Name von ihr so hoch geschätzt wurde, so hält sie ihrem Freunde mit derben Worten vor, daß sein Ehrgeiz, seine falschen Chimären allein ihn von Frankfurt weggetrieben hätten, daß er rücksichtslos, bundbrüchig gegen seine Freunde handele, daß er nicht um Vergebung bitten wolle, wo er gefehlt habe, und daß ihm sein hitziges, aufbrausendes, sprudelndes Wesen fortwährend Kummer verursachen würde. Neben diesem Kummer aber spricht sich in den Briefen eine so tiefe und unverstellte Anhänglichkeit und Liebe an Unzelmann aus; es zeigt sich ein so wunderbares Gemisch von Derbheit und Zartheit, von Mißmuth und Heiterkeit, von Unruhe und Ergebung, und dieß Alles in einer so kräftigen und natürlichen

Sprache (die Schreibart ist ungrammatisch und unorthographisch, wie in allen Briefen der Frau Rath), so daß diese Briefe ein sehr wichtiger Beitrag zur innern Geschichte der Frau Rath sind. Man findet sie abgedruckt in Dorow's Reminiscenzen (Leipzig 1842).

Wohl mit Unrecht haben diese Briefe gleich nach ihrem Erscheinen eine besondere Auslegung hinsichtlich der Empfindungen ihrer Verfasserin gefunden. Denn die heitere und dabei seelenvolle Lebhaftigkeit der guten Frau konnte in ihrem Alter kein Bedenken finden, sich als mütterliche Fürsorge und Zärtlichkeit auszudrücken, und einem Schauspieler gegenüber, der ihr als Mensch werth sein durfte, glaubte sie sich noch weniger Zwang anthun zu müssen, als sie der Herzogin Amalie von Weimar gegenüber sich aufzulegen pflegte.

Wir haben oben des Todes ihrer einzigen Tochter Cornelia gedacht. Aus deren Ehe mit Johann Georg Schlosser waren zwei Kinder, Luise und Juliette, überblieben, zu denen noch zwei neue Geschwister, Eduard und Henriette, gekommen waren, nachdem sich Schlosser bald darauf, mit völliger Zustimmung seiner Schwiegermutter, wieder verheirathet hatte. Auf diese Enkel übertrug nun die Großmutter Elisabeth ihre ganze Liebe und es ist wahrhaft rührend, in einer Anzahl Briefe aus den Jahren 1786—1794 zu lesen, wie anmuthig sie mit den Kindern scherzt, wie sie sich an ihren kleinen Geschenken erfreut und wie herzlich sie dieselben zu allem Guten ermahnt. *)

Im Sommer 1792 hatte die Kaiserkrönung Franz II. zahlreiche Fremde hohen und niedern Standes nach Frankfurt gezogen. Die alte Frau Rath sah gern das bunte Treiben um sich und bewillkommte manchen werthen Besuch in ihrem Hause. Zu jenem gehörten auch die beiden mecklenburgischen Prinzessinnen, Luise, nachmalige Königin von Preußen, und ihre Schwester Friederike, später Gemahlin des Königs Ernst August von Hannover, die, als Nichten der Königin von England,

*) Dorow, Reminiscenzen S. 191—199.

ihre Wohnung im hannöverischen Stadtbezirk bei der Frau Rath Göthe angewiesen erhalten hatten. Sie trafen die Matrone gerade bei einem Specksalat mit Eierkuchen und fanden dieß Gericht so lecker, daß sie es Beide verzehrten, ohne das Geringste übrig zu lassen. Das Glück, zwei so schöne Fürstinnen in ihrem Hause zu bewirthen, empfand Göthe's Mutter in ihrem ganzen Umfange; sie that ihnen Alles zu Liebe, zu Gefallen und zur Unterhaltung; sie spielte mit ihnen ganz jugendlich, und das Alles in ihren eigenen Zimmern. So geriethen sie endlich in den Hof, wo sie sich am Brunnen gar nicht satt Wasser pumpen konnten, bis die Oberhofmeisterin sie davon wegtrieb und in ein Zimmer einschloß. „Ich hätte," pflegte die Frau Göthe zu erzählen, „Alles eher über mich ergehen lassen, als daß ich sie in dem unschuldigen Vergnügen gestört hätte, das ihnen nirgendwo gegönnt war, als in meinem Hause. Auch haben sie mir gesagt, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei mir gewesen wären." — Ein prächtiger goldner Schmuck, den sie einige Jahre nachher von der Königin von Preußen erhielt, war ein äußeres Zeichen, daß die erhabene Geberin jenen Eindruck bei sich fest bewahrt hatte. Als nun ein Jahr später (1793) die beiden Prinzessinnen, jetzt die Bräute der preußischen Prinzen Friedrich Wilhelm und Ludwig, mit diesen und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen in Frankfurt sich aufhielten, so hatte der Letztere seine Loge im Theater gerade neben der, in welcher die Rath Göthe zeitlebens ihren Platz nahm. Das lebhafte Herz der vortrefflichen Frau schlug hoch vor Freude, daß ihre lieben Prinzessinnen so schönen und vornehmen Prinzen vermählt werden sollten, und sie konnte es nicht unterlassen, dem Könige, ihrem Logennachbar, zu zeigen, wie gut sie den hohen Bräuten befreundet war. Sie besaß nämlich eine sehr schöne Dose mit der Brillantchiffer des Herzogs von Mecklenburg zum Andenken an die so sehr freundliche Aufnahme seiner Kinder. „Ich nehme meine Dose," so erzählte nachmals die Prinzessin Friederike mit den eigenen Worten der liebens-

würdigen Matrone, „geh' ins Theater, stelle sie mit draufdrückender Hand auf den Logenrand; der König sieht nichts. Ich nehme eine Prise, setze die Dose näher an den König und sehe ihn an; er sieht nicht auf die Dose hin; er hat mehr dergleichen gesehen. Ich nehme sie abermals, setze sie noch näher und sehe wieder den König an; endlich blickt er auf die Dose, und wie er sie gesehen hat, sagt er ganz gütig: „Ei, Madame Göthe, was haben Sie da für eine schöne Dose!" „Ja, Ihre Majestät," antwortete ich, „die hab' ich auch von meinen Prinzessinnen von Mecklenburg." — Und so mußte der König ihre Freude wissen und die Sache war gelungen.

In den nächsten Jahren zog sich die Kriegsnoth immer mehr an Frankfurt und seine Umgegend heran; man flüchtete das Kostbarste; die Unbequemlichkeit einer Auswanderung und Ortsveränderung stritt mit der Furcht vor einer feindlichen Behandlung. Göthe bot seiner Mutter mehrmals einen ruhigen Aufenthalt in Weimar an, aber sie fühlte keine Sorge für ihre eigene Persönlichkeit und bestärkte sich vielmehr in ihrem alttestamentlichen Glauben und durch einige, ihr zur rechten Zeit begegnende Stellen aus den Psalmen und Propheten in der Neigung zur Vaterstadt, mit der sie ganz eigentlich zusammengewachsen war. Nur der Besitz des eigenen Hauses ward ihr jetzt lästig; sie wollte es mit seinem ganzen Inhalte verkaufen, und da sie darin mit dem Sohne übereinstimmte, so ward auch im Laufe dieser Jahre (1794, 1795) der wohlbestellte Weinkeller, die in manchen Fächern sehr gut ausgerüstete Bibliothek, die Gemäldesammlung, das Beste damaliger Künstler enthaltend, endlich das Haus selbst verkauft und die Meubles, die sie nicht mitnehmen wollte, in einer Auction verschleudert. Darauf bezog sie eine lebenslängliche Miethswohnung in einem schön gelegenen Hause an der Hauptwache und befand sich hier in der heitersten Stimmung, die sie alles Unangenehme der Gegenwart ertragen ließ. Ja selbst, als Frankfurt 1796 von den Franzosen bombardirt ward, ließ sie sich kaum bewegen, ihre Habseligkeiten in feuerfeste Keller

zu retten und dann erst über die freigelassene Mainbrücke nach Offenbach zu flüchten. Nach kurzem Verweilen kehrte sie aber zurück und hielt tüchtig in Frankfurt aus.

In dieser Zeit, wo die gewaltsamsten Erschütterungen Europa's begannen und der Friede und das Glück einzelner Familien bereits nach langer Ruhe sehr bedenklich bedroht waren, hatte die Frau Rath die Freude, für ihre Enkelin Luise ein festes Schutzdach in der treuen Brust eines edlen Mannes zu finden. Luise Schlosser, Cornelia's älteste Tochter, war seit dem 24. März 1794 die Braut des fürstbischöflichen Kammersecretärs Nicolovius in Eutin, eines ausgezeichneten Staatsdieners, dessen Name bei Allem, was in Preußen während eines Zeitraums von mehr als zwanzig Jahren für Kirche und Schule Ruhmwürdiges geschehen ist, mit besonderer Ehre genannt werden muß. In ihrem Brautstande begrüßte die Großmutter ihre Enkelin mit folgenden Zeilen (21. März 1794): „Liebe Luise! siehst Du nun, wie Gott gute Kinder schon hier belohnt? Ja, geliebtes Kind, Du einzige, die mir von einer theuren, ewig geliebten Tochter übrig geblieben ist, Gott segne Dich! Sei die treue Gefährtin Deines braven Mannes, mache ihm das Leben so froh und glücklich, als es nur in Deinen Kräften steht, sei eine gute Gattin und deutsche Hausfrau, so wird Deine innere Stütze, den Frieden Deiner Seele nichts stören können. Behalte auch in der weiten Entfernung Deine Großmutter lieb. Mein Segen begleitet Dich wo Du bist." Und dieser Segen einer edlen Matrone ging reichlich in Erfüllung. Ihre Enkelin lebte sehr glücklich in dem anmuthig stillen Eutin, wo weder philosophische, noch politische Revolutionen den Frieden des kleinen Kreises vortrefflicher Menschen trübte, an dem nichts Schönes oder Interessantes vorüberging, da bedeutende Männer, wie Christian Stolberg, Schönborn, Gerstenberg, Boje, Claudius, Zimmermann und Andere dort bald längere, bald kürzere Zeit verweilten. Daß diese sich gern an die Frau Göthe in Frankfurt erinnerten, that ihr nach ihren eigenen Worten sehr wohl und versetzte sie in die so seligen Tage der

Vorzeit, wo „mir in dem Umgang der edlen und biederen Menschen so wohl ward, wo ich so viel Gutes sah und hörte, soviel Nahrung für Geist und Herz genoß — niemals, nein! niemals werde ich diese herrliche Zeit vergessen!" Daß sich die Ihrigen freilich so weit von ihr trennten, bekümmerte sie, doch erkannte sie auch hierin Gottes Finger und freute sich des Glückes der in Eutin so eng verbundenen Familien Schlosser und Nicolovius. Als sie aber bald darauf die Kunde von der glücklichen Geburt eines Urenkels erhalten hatte, konnte sie sich vor Freude nicht fassen und schrieb darüber voll Jubel und Wonne: „Nun danket alle Gott! Mit Herzen, Mund und Händen, der große Dinge thut — ja wohl — an Euch, an mir, an uns Allen hat er sich aufs neue als der manifestirt, der freundlich ist und dessen Güte ewiglich währet — gelobet sei sein heiliger Name! Amen. Liebe Kinder, Gott segne Euch in Eurem neuen Stand — o was für Freuden warten Eurer — und glückliches Knäblein! die Erziehung solcher vortrefflichen Aeltern und Großältern zu genießen! Du wirst zunehmen an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Die Urgroßmutter kann zu dem Allen nichts beitragen, die Entfernung ist zu groß. Sei froh, lieber Johann Georg Eduard! die Urgroßmutter kann gar keine Kinder erziehen, schickt sich gar nicht dazu — thut ihnen allen Willen, wenn sie lachen und freundlich sind, und prügelt sie, wenn sie greinen und schiefe Mäuler machen — ohne auf den Grund zu gehen, warum sie lachen und warum sie weinen — aber lieb will ich Dich haben, mich herzlich Deiner freuen, Deiner vor Gott oft und viel gedenken, Dir meinen urgroßmütterlichen Segen geben, ja das kann ich, das werde ich. Nun habe ich dem jungen Weltbürger deutlich gesagt, was er von mir zu erwarten hat."

Das folgende Jahr (1797) führte der Mutter Goethe ein neues ihr noch persönlich unbekanntes Familienglied zu. Es war die geliebte und geschätzte Freundin ihres Sohnes, Christiane Vulpius, die Mutter ihres damals siebenjährigen Enkels, August v. Göthe. Schon seit län-

gerer Zeit stand die Frau Rath mit ihr in dem herzlichsten Briefwechsel und liebte sie wegen der großen Pietät und Anhänglichkeit, mit welcher sie ebensowohl des Sohnes Haushalt besorgte, als ihn durch anspruchslose und naive Munterkeit erheiterte und dadurch sein Behagen beförderte. Man weiß jetzt aus glaubwürdiger Versicherung, daß die fromme Protestantin in diesen noch vorhandenen, aber ungedruckten Briefen ihres Sohnes Verhältniß keineswegs mißbilligte, ja daß sie es wegen seiner glücklichen Beschaffenheit sogar jeder andern Verbindung, die ihr keine solche Garantie für das Glück ihres Sohnes gab, vorgezogen hat. Als sich nun die Schwiegertochter im genannten Jahre ihr persönlich vorstellte, gefiel sie der Mutter sehr durch ihre heitere, einfache, anspruchslose, gemüthliche und hülfreiche Natur, und sie überzeugte sich vollkommen, daß diese Verbindung (sie bestand seit dem Jahre 1788, nachdem Göthe im Julius dieses Jahres aus Italien wiedergekehrt war) eine Zuverlässigkeit und Dauer in sich habe, welche gleichmäßig für ihren Gehalt und für den inneren gemüthlichen Bezug beider Personen zu einander spräche. Daher bezeugte sie auch ihrem Sohne die vollkommenste Zufriedenheit mit seiner Wahl, worüber briefliche, unwiderlegliche Zeugnisse aus jener Zeit vorliegen, und hat ein freundliches Verhältniß mit dessen Frau, ihrer lieben Tochter, wie sie in den Briefen heißt, fortwährend unterhalten.

Der Eintritt des neuen Jahrhunderts ward für die Frau Rath durch ein sehr erfreuliches Ereigniß bezeichnet. Ihre Enkelin Luise kam im Mai mit ihrem Manne Nicolovius und mit dem ältesten Kinde nach Frankfurt. Da wußte die Großmutter ihre Freude nicht genug an den Tag zu legen, alle Kasten wurden aufgethan, sie gab erst einen kleinen Familienschmaus, dann ein großes Mittagsessen, was in jener Zeit bei ihr eine große Seltenheit war, und wenn sie dabei es an äußerer Ausstattung keineswegs fehlen ließ, so war sie doch selbst die schönste Würze desselben. „Ihr Alter", schreibt Nicolovius, „ist weder an ihrem Geiste, noch an ihrem Körper sichtbar; ihre Manier, ihr

sehr entschiedener Character in der Gesellschaft, ihre Originalität reißt Alles hin und gestattet nicht Kälte oder Muße zum Urtheilen; denn wo sie erscheint, entspringt Leben und Freude." — Auf den Urenkel bildete sie sich ganz besonders viel ein. Sie nahm ihn mit in ihre Loge, und als nun der Knabe mit unersättlichem Interesse das Schauspiel verschlang, wurde sie so urgroßmütterlich stolz, daß sie rechts und links den Urenkel ausposaunte, so daß alle Menschen wissen sollten, der Kleine habe die Leidenschaft für das Theater von ihr schon im Blute. Denn daran hatte die Mutter bereits das Frankfurter Publicum gewöhnt, daß es sie als eine Hauptperson im Theater betrachtete, sowie sie sich auch wieder als die Mutter eines so berühmten Sohnes, den seine Landsleute mit Stolz zu ihren Mitbürgern zählten, hier alle Huldigungen gefallen ließ. Davon gibt namentlich folgendes Beispiel einen deutlichen Beleg. Es wurden Göthe's Geschwister gegeben; das Haus war wegen der Hitze sehr leer; die Frau Rath saß fast ganz allein in den Logen. Da rief sie aufs Theater: „Herr Werdy spielen sie nur tüchtig, ich bin da", worauf Werdy sehr gut spielte und die Frau Rath bei jeder Scene laut klatschte, daß es wiederhallte. Darauf kam ein Zugwind in das Haus und spielte mit den Decorationen; „ach, das Windchen ist herrlich", rief die Göthe und fächelte sich; kurz, es war, als spiele sie mit, und sie und die Zwei auf dem Theater wären ganz allein in vertraulich häuslichem Gespräche. Als Alles vorüber war (die Schauspieler hatten sehr brav, ja begeistert sich gezeigt), da schrie sie ganz laut, sie bedanke sich und wolle es ihrem Sohne schreiben. Darauf fing eine nochmalige Unterhaltung an und das ganze Publikum hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, bis die Frau Rath das Haus verlassen hatte.

Wir sind jetzt in unsrer Erzählung bis zu der Zeit vorgeschritten, wo Göthe's Mutter in ihrem hohen Alter eine besondere Gunst der Vorsehung darin zu Theil wurde, daß ihr ein junges Mädchen zugeführt ward, durch dessen Liebe zu ihrem Sohne sie sich wahrhaft er-

frischt fühlte. Es war dieß Bettina Brentano. Vorbedeutend genug, war dieselbe nach einer späteren Erzählung der Frau Rath, von Göthe als neugebornes Kind zuerst an das Licht getragen worden, so daß seine Mutter fürchtete, er werde es blenden. Ihre früheren Erlebnisse, das köstliche Kindes- und Naturleben zu Fritzlar im Nonnenkloster, ihren Aufenthalt im Hause der Großmutter La Roche zu Offenbach, wo ihre Phantasie begann Göthe'n Thron und Altar in ihrem Herzen zu erbauen, dann bei den Geschwistern in Frankfurt, Marburg und im Rheingau, lassen wir hier noch unerwähnt. In ihrem sechzehnten Jahre lernte sie ein holdes weibliches Wesen, die Stiftsdame Karolina von Günterode, kennen und wird ihre Schülerin und Freundin, bis sie die geliebte Lehrerin in einem Freunde derselben bitter kränkt, wenige Monate vor ihrem tragischen Ende in den Fluten des Rheins. Seitdem war das Verhältniß zwischen beiden gänzlich aufgehoben. Am zweiten Tage nach jener Trennung (es war im Jahre 1806) kam Bettina des Weges, wo Karolinens Wohnung war, sah die Behausung von Göthe's Mutter, die sie noch nicht kannte und noch nicht besucht hatte, trat aber ein und sprach: „Frau Rath, ich will Ihre Bekanntschaft machen; mir ist eine Freundin in der Stiftsdame Günterode verloren gegangen, und die sollen Sie mir ersetzen." „Wir wollen's versuchen," antwortete die Frau Rath und von nun an kam Bettina alle Tage, setzte sich zu ihr auf den Schemel oder auf die Schwelle, und ließ sich von dem großen Sohne erzählen, wie er klein war und wie er groß geworden ist. — Als nach einem Jahre die persönliche Bekanntschaft zwischen Göthe und Bettina erfolgt war, und letztere von dem Dichter auf's Erregteste schwärmte, gab ihr die Frau Rath unter Anderm folgende Antwort: „Ei Mädchen, Du bist ja ganz toll, was bildest Du Dir ein? Ei wer ist denn Dein Schatz, der an Dich denken soll bei Nacht im Mondschein? Meinst Du, der hätte nichts Besseres zu thun? Ja Prost Mahlzeit! Ich sag Dir noch einmal, Alles in der Ordnung, und schreib ordentliche Briefe, in denen was zu lesen steht.

Dummes Zeug nach Weimar schreiben! Schreib was Euch begegnet, Alles ordentlich hinter einander. Erst, wer da ist und wie Dir jeder gefällt und was jeder anhat, und ob die Sonne scheint oder ob's regnet, das gehört auch zur Sach. Mein Sohn hat mir wieder geschrieben; ich soll Dir sagen, daß Du ihm schreibst. Schreib ihm aber ordentlich; Du wirst Dir sonst das ganze Spiel verderben. Am Freitag war ich im Concert, da wurde Violoncell gespielt, da dacht ich an Dich; es klang so recht wie Deine braunen Augen. Adieu Mädchen; Du fehlst überall Deiner Frau Rath."

Solcher trefflichen Worte aus den Briefen dieser herzenswarmen Matrone ließen sich aus Göthe's „Briefwechsel mit einem Kinde" noch manche ausschreiben. Denn die geistvolle Bettina hat aus ihrem dreijährigen Zusammenleben mit der Frau Rath viele Züge ihres herzlichen und heiteren Humors mit Feinheit aufgefaßt und mit Treue wiedergegeben.

Suchen wir überhaupt die hervorragendsten Züge aus dem damaligen Leben der Frau Rath zur Vervollständigung unseres Bildes zusammenzufassen, so ist es die Erscheinung einer durchaus heiteren, lebensfrohen Frau, die uns in dem fünf- und sechsundsiebenzigsten Lebensjahre der Mutter Göthe's entgegentritt. In Allem bleibt sie ruhig und gefaßt: es bricht in ihrer Nähe ein heftiges Feuer aus, und sie wundert sich, wie so viele Leute kommen und erstaunen, daß ihr der Schrecken nichts geschadet hat; es ziehen französische Truppen durch die Stadt, und sie freut sich über ihr Aussehen, wobei sich auch eine merkwürdige Aeußerung über Napoleon findet, den sie mit vieler Bewunderung betrachtet hat, denn er wäre doch einmal derjenige, welcher der ganzen Welt den Traum vorzaubert, und dafür können sich die Menschen bedanken; denn wenn sie nichts träumten, so hätten sie nichts davon und schliefen wie die Säcke, wie's die ganze Zeit gegangen ist. Gesund und rüstig besucht sie fortwährend bei Wind und Wetter das Schauspiel und ihre Augen glänzten vor Freude und Lust, wenn ein Stück ihres Soh-

nes gegeben wurde und lauter Beifall ertönte. Im eigenen Hause lebte sie zwar in gewohnter Weise fort, aber sie ließ Manches verbessern und einrichten, und es ist rührend zu lesen, wie die hochbejahrte Frau, die bald selbst das letzte Morgenroth erblicken sollte, sich an der neuen Tapete von Bettina's Wahl freute, weil sie sich so schön mit dem Morgenrothe mischte, wenn es über dem Katharinenthurm heraufsteigt. War Bettina bei ihr, so litt sie schon, daß diese allerhand Possen trieb, und bemerkte mit heimlicher Freude, daß ihr Sohn eben solche Unarten begangen habe, auch zeigte sie sich nicht ungehalten, als ihr die Schalkhafte den schädelkundigen Gall hatte zuführen sollen und ihr unter seinem Namen den Dichter Tieck gebracht hatte. Da warf sie gleich ihre Kopfbedeckung ab, setzte sich und verlangte, Gall sollte ihren Schädel untersuchen, ob die großen Eigenschaften ihres Sohnes nicht durch sie auf ihn übergegangen wären. Tieck war in großer Verlegenheit, denn die Frau Rath verbot Bettinen zu sprechen; bis der wirkliche Gall kam und sich nannte. Nun wußte die Mutter nicht, welches der rechte sei, besonders da Bettina stark gegen den rechten protestirte, bis er endlich doch den Sieg davon trug und ihr eine sehr schöne Abhandlung über die großen Eigenschaften ihres Kopfes hielt. Nachher erzählte sie die ganze Begebenheit mit größter Laune, und Bettina mußte sie zur Strafe an den Sohn nach Weimar schreiben. Auch an Maskeraden und anderen Ergötzlichkeiten in den ihr näher befreundeten Familien, namentlich im Hause Brentano, hatte sie herzliche Freude, jubilirte mit und sang, daß man ihre Stimme durch den ganzen Chor hörte, erzählte hübsche Märchen und bezauberte Alle in einem solchen Grade, daß man beschloß fortan nie ein Familienfest ohne sie zu feiern. Voll Kraft und Muth, wie sie war, verschmähte sie auch nicht die Einladungen zu den großen Mittagstafeln des damals zu Zeiten in Frankfurt seinen Hof haltenden Fürsten Primas, wo sie im größten Putze erschien und sich unter vielen Fürstlichkeiten und sonst merkwürdigen Personen sehr heiter und beredtsam darzustellen wußte.

Wie thätig und entschlossen sich die Frau Rath im äußeren Leben umthat, eben so sinnig und klar erscheint sie, trotz ihres hohen Alters, in ihren Gesprächen, Erzählungen und Briefen. Unter den ersteren nehmen die Erinnerungen an die Jugend ihres Sohnes den vorzüglichsten Platz ein. Sie meinte, es dürfte kein Tag verloren gehen, wo sie nicht von ihrem Sohne spräche, und ihr Gedächtniß war ihr im sechsundsiebenzigsten Jahre noch so treu, als in ihrem neunzehnten, wo sie ihn geboren hatte. „Ich bin," pflegte sie dann wohl zu sagen, „nicht allein um meines Sohnes willen da, sondern auch der Sohn um meinetwillen, und ich kann mich wohl eines Antheils an seinem Wirken und an seinem Ruhme versichert halten, indem sich ja auch kein vollendeteres und erhabeneres Glück denken lasse, als um des Sohnes willen allgemein so geehrt zu werden." Daher lebte und las sie auch so viel in seinen Werken, urtheilte stets mit Einsicht und Geschmack, und wurde durch das Erscheinen neuer Schriften ihres Sohnes jederzeit in die größte Freude versetzt. Nach Bettina's Zeugniß war die Frau Rath ein lebendiges Beispiel, wie Göthe's Gedichte verstanden und aufgenommen werden müssen. Sie sagte noch in ihrem höchsten Alter ganze Stellen aus ihres Sohnes Büchern mit dem herrlichsten Ton und Blick und ganz zur rechten Zeit her. So legte sie unter Anderm das Gedicht: „O laß mich scheinen, bis ich werde" auf das Vortrefflichste aus. Es sei dies ihr Glaubensbekenntniß, es sei der Geist der Wahrheit, mit dem künftigen Leibe der Natur angethan; denn hieraus allein schon könne man ersehen, welche tiefe Religion ihr Sohn besessen habe. Bei solchen Reden ruhte denn ihr Auge gewöhnlich auf dem Knopfe des Katharinenthurms, der das letzte Ziel ihrer Aussicht war, die Lippen bewegten sich herab, während ihr Blick in die Ferne verloren glühte. Da war es, als ob ihre Jugendsinne wieder anschwollen; sie drückte der vor ihr sitzenden Bettina die Hand und sagte: „Ja, du verstehst den Wolfgang und liebst ihn."

Treten wir nun in das Jahr 1808, das letzte Jahr im Leben unserer

tapferen Frau Rath. Zuerst hatte sie in demselben die Freude, ihren Enkel August von Goethe auf der Reise nach Heidelberg bei sich zu sehen, und genoß mit großer Genugthuung alle die Ehre mit, durch welche man in Frankfurt die Achtung gegen seinen berühmten Vater an den Tag zu legen bemüht war. Da wurde wieder viel von alten Zeiten gesprochen und die Mutter war höchst lebendig und redete über Alles mit gleichem Antheil. Aus ihren Gesprächen entwickelten sich die feierlichsten und edelsten Wahrheiten; sie waren so entschieden, daß die allgemeine Meinung durchaus keinen Einfluß auf sie hatte. So sagte sie um diese Zeit unter Anderm: „Der Mensch muß sich den besten Platz erwählen und den muß er behaupten sein Leben lang und muß alle seine Kräfte daran setzen, dann nur ist er edel und wahrhaft groß. Ich meine nicht einen äußeren, sondern einen inneren Ehrenplatz, auf den uns stets diese innere Stimme hinweist. Könnten wir nur das Regiment führen in uns selbst, wie Napoleon das Regiment der Welt führt, da würde sich die Welt wie jede Generation erneuern und über sich selbst hinausschwingen." Wie verwandt erscheint auch hier wieder die Mutter mit dem Sohne, denn man weiß, daß Goethe um diese Zeit von einer gewissen Napoleons-Verehrung nicht frei war. Und wie deutlich zeigt nicht das schöne Wort von der Poesie, daß die Frau Rath ihren Sohn so recht im Innersten begriffen habe. „Die Poesie sei dazu da, um das Edle, Einfache, Große aus den Krallen des Philisterthums zu retten, Alles sei Poesie in seiner Ursprünglichkeit und der Dichter sei dazu, diese wieder hervorzurufen, weil Alles nur als Poesie sich verewige." In diese Zeit oder vielleicht noch etwas früher gehören die Worte, welche sie nach einem längern Uebelbefinden an eine Freundin richtete und aus denen ein Humor hervorleuchtet, der sich durch nichts zu Grunde richten ließ: „Gottlob, nun bin ich wieder mit mir zufrieden, und kann mich auf einige Wochen hinaus leiden. Zeither bin ich völlig unleidlich gewesen und habe mich wider den lieben Gott gewehrt wie ein klein Kind, das nimmer weiß, was an der Zeit ist. Gestern aber konnt ich es nicht länger ansehen; da

hab ich mich selbst recht ausgescholten und zu mir gesagt: „ei schäm dich alte Räthin! Hast guter Tage genug gehabt in der Welt und den Wolfgang dazu, mußt, wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein so übel Gesicht machen! Was soll das mit dir vorstellen, daß du so ungeduldig und garstig bist, wenn der liebe Gott dir ein Kreuz auflegt! Willst du denn immer auf Rosen gehen und bist über's Ziel, bist über siebenzig Jahre hinaus! Schauen's, so hab ich zu mir selbst gesagt und gleich ist ein Nachlaß gekommen und ist besser geworden, weil ich selbst nicht mehr so garstig war."

Durch einen Brief Goethe's bei seiner Mutter angemeldet und ihr empfohlen, kam Frau von Stael auf ihren Reisen in Deutschland im Sommer 1808 nach Frankfurt. Sie sollte in einer großen Gesellschaft im Bethmann'schen Hause von den ersten Frankfurter Frauen empfangen werden; die Frau Rath hatte sich ebenfalls dahin begeben. Dazu war sie nach Bettinas Erzählung in ganz wunderbarer Weise geschmückt. Drei Federn, eine rothe, eine blaue, eine weiße, schwankten auf ihrem Kopfe; um den Hals schlang sich der ihr von der Königin von Preußen verehrte goldne Schmuck; Spitzen von altherkömmlichem Ansehen und großer Pracht prangten an ihrem Festkleide; die eine ganz entblößte Hand war mit blitzenden Steinen beringt und spielte mit einer kostbaren Tabatière, die mit des Sohnes Bildniß verziert war, die andre, im weißen Glacé-Handschuh, hielt einen künstlichen Fächer. Jetzt erschien Frau von Stael, als Corinna gekleidet, in einer orangefarbigen Tunica und mit einem eben solchen Turban; ihre schwarzen Augenbrauen und Wimpern glänzten; die dünn gespaltenen Lippen zeigten ein mystisches Roth; die Handschuhe waren abgestreift und bedeckten nur die Hand, in der sie, wie gewöhnlich, ein Lorberzweiglein trug. Als nun die Stael auf die Frau Rath losschritt, deren wunderbarer Putz ihr vorzugsweise auffallen mochte, so breitete die letztere mit der linken Hand ihr Gewand aus, mit der rechten salutirte sie mit dem Fächer, und indem sie sich mehrmals sehr herablassend neigte, sagte sie mit lauter,

sehr vernehmlicher Stimme: „Je suis la mère de Goethe," worauf die Schriftstellerin erwiederte: „Ah, je suis charmée;" Dann folgte eine feierliche Stille. Als darauf Benjamin Constant und die anderen Begleiter der Stael der Mutter Goethe's ihre Höflichkeiten darbrachten, beantwortete sie dieselben mit einem französischen Neujahrswunsche, den sie mit feierlichen Verbeugungen zwischen den Zähnen hermurmelte. Bald winkte die Mutter Bettina herbei, die dann die Dolmetscherin in dem Gespräche machen mußte, welches beide Frauen über Göthe führten.

Gleich nach der Abreise der Frau von Stael war Bettina zu ihren Verwandten in den Rheingau gegangen. Aber im September ward ihr geschrieben, die Mutter sei unwohl. Sie beeilte nun ihre Rückkehr, und als ihr erster Gang in der Frau Rath Wohnung war, fand sie diese sehr ernst und den Arzt bei ihr. Als er fort war, zeigte sie ihr lächelnd das Recept und sagte: „Da lies, welche Vorbedeutung mag das haben. Ein Umschlag von Wein, Myrrhen, Oel und Lorberblättern, um mein Knie zu stärken, das mich seit diesem Sommer anfing zu schmerzen, und endlich hat sich Wasser unter der Narbe gesammelt. (Von jenem Falle in ihrem fünfzehnten Jahre, als sie ans Fenster eilte, um den Kaiser Karl zu sehen, und sich das Knie schmerzhaft verletzte, hatte sie eine Narbe behalten.) Ich sehe das schon kommen, es wird bald aus mit mir sein." Darauf hieß sie Bettina gehen. Nach einigen Tagen ward sie wieder gerufen und fand die Freundin im Bette. „Da liege ich nun zu Bett," sagte sie, „wie damals, als ich kaum fünfzehn Jahr alt war, an derselben Wunde." Bettina lachte darüber und suchte sie durch allerhand Gespräche zu erheitern, worauf sie das Mädchen noch einmal recht feurig ansah, ihr die Hand drückte und sagte: „Du bist so recht geeignet, um mich in dieser Leidenszeit aufrecht zu erhalten, denn ich weiß wohl, daß es mit mir zu Ende geht." Dann ermahnte sie Bettina, ihren Sohn recht treu und innig zu lieben, und gab ihr Aufträge zu Weihnachtsgeschenken für ihre Enkel. Nach zwei Tagen

erfreute sie sich noch an der Musik eines Concertes in ihrer Nähe mit den Worten: „Nun will ich beim Einschlafen an die Musik denken, die mich bald im Himmel empfangen wird." Einen so heitern Ernst zeigte die hochbejahrte Frau bei Allem, was sie in den letzten Stunden that und sprach. So traf es sich, daß sie noch am Morgen ihres Todestages (da man ihr Unwohlsein nicht für so bedenklich und ihr Ende nicht für so nahe hielt) zu einer Gesellschaft eingeladen wurde. „Die Frau Rath," ließ sie ganz wohlgemuth antworten, „könne nicht kommen, denn sie müsse alleweile sterben." Deßgleichen ordnete sie ihr Leichenbegängniß auf das Pünktlichste an; sie bestimmte den Kuchen und den Wein, der bei solchen Begebenheiten gespendet wird, und gebot ihren Mägden, ja nicht zu wenig Rosinen in den Kuchen zu nehmen. „Das konnte ich mein Lebtag nicht leiden und würde mich noch im Grabe darüber ärgern." So hielt sie sich ganz ruhig, weise und liebend noch in den letzten Augenblicken. In der Nacht des 13. Septembers 1808 war sie sanft hinübergeschlummert, in alttestamentlicher Gottesfurcht, wie Göthe an Zelter meldet, voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal das Bild der Mutter Göthe's, so erscheint uns namentlich ihr Alter glücklich und beneidenswerth. In dieser Zeit, wo die Kräfte abnehmen und die Erfüllung des gemeinsamen Schicksals aller Sterblichen bevorsteht, pflegen sich nur zu oft die glänzendsten Lebensläufe zu umdüstern und schmerzliche Eindrücke zurückzulassen. Das Leben der thätigen und glücklichen Frau Rath hat aber nicht gealtert, ihre unverwüstliche Heiterkeit bleibt der Grund und die Kraft ihres ganzen Wesens, sie ist antheilvoll und vergnügt bis zum letzten Entschlummern und sieht jenseit desselben getrosten Muths nur neue Anfänge und neue Entwickelungen.

Konrad Stein.

Unser Frankfurt hat im Laufe langer Jahrhunderte fast immer das Glück gehabt, in Mitte seines Raths oder Senats einige Männer zu besitzen, die in Zeiten der Bedrängniß von außen her, viele Nachtheile und Gefahren durch diplomatische Gewandtheit von der Stadt und ihren Bewohnern abzuwenden verstanden. Dieß gilt namentlich auch in nicht geringem Grade von der Periode des dreißigjährigen Krieges (1618—1648). Während dieses langen Zeitraums wußte der Rath durch kluge Unterhandlungen, durch wohlangebrachte Lieferungen und Geschenke die Stadt von sehr vielen Belästigungen frei zu erhalten. Das Meiste vielleicht verdankte Frankfurt seinen damaligen Schultheißen. In der ersten Hälfte des Krieges — bis 1634 — bekleidete dieses höchste und einflußreichste Stadtamt der verdiente Baur von Eyßeneck, von dem in einem späteren Abschnitte dieses Buches die Rede sein wird. Auf ihn folgte Hieronymus Steffan von Cronstetten. Kaum hatte dieser sein Amt angetreten, so erfolgte der Separatfrieden von Prag, zwischen Sachsen und dem Kaiser. Unter den deutschen Reichsständen, welche sich diesem Frieden anschlossen, sich also vom Bündnisse mit Schweden lossagten, war auch Frankfurt. Im August 1635 zwang es sogar den schwedischen General Vitzthum mit Gewalt zur Räumung seines Waffenplatzes Sachsenhausen. Ohne die Verhältnisse der Reichsstadt näher zu kennen oder unbefangen zu würdigen, hielt man an dem französischen Hofe den Schultheißen für den erklärtesten Gegner der schwedisch-französischen Partei und seine Rathschläge für die

Hauptveranlassung des von Frankfurt ergriffenen politischen Benehmens. Der Cardinal Richelieu beschloß, ein solches Vergehen wider seine Bundesgenossen an dem vermeintlichen Urheber zu ahnden, und da die Kaiserlichen ohnehin damals im westlichen Deutschland das Uebergewicht hatten, mit Waffengewalt also gegen Frankfurt nichts auszurichten war, sich auf persönliche Rache zu beschränken.

Der Schultheiß hatte nach Sitte jener Zeit seinen einzigen einundzwanzigjährigen Sohn Johann Hieronymus, der so eben die akademischen Studien vollendet hatte, nach Frankreich auf Reisen gesandt. Kaum erfuhr der Kardinal-Minister die Wegnahme Sachsenhausens, als er den jungen Mann, der sich gerade in Tours an der Loire befand, alsbald verhaften, nach Paris bringen und in die Bastille einsperren ließ. Der Gefangene hätte unfehlbar, wie so manches andere Schlachtopfer der französischen Politik, den größeren Theil seines Lebens hindurch den Verlust der Freiheit betrauern müssen, wäre es nicht der unermüdlichen Thätigkeit seines Reisegefährten nach langer fruchtloser Anstrengung endlich gelungen, zu seiner Loslassung die Mittel zu finden. Dieser treue Genosse hieß Konrad Stein. Unter den merkwürdigen und verdienten Frankfurtern nimmt derselbe eine der ersten Stellen ein, und mit vollem Rechte bewahrte bis auf die neueste Zeit ein Sprößling seiner Familie, ein Bürger von Sachsenhausen, aus achtungswerther Pietät dessen einfaches Bildniß, dem er einen Ehrenplatz in seiner Behausung eingeräumt hatte.

Konrad Stein war 1604 in dem hessischen Marktflecken Freiensseen geboren, wo sich die Familie Stein noch jetzt, nach beinahe 250 Jahren, im Besitze seines väterlichen Hauses befindet. Nachdem er in Gießen und Marburg Theologie studirt hatte, ward er als junger Mann von 24 Jahren Lehrer am hiesigen Gymnasium. Er bekleidete diese Stelle fünf Jahre, und legte sie dann freiwillig nieder, um mittelst geringer Ersparnisse, die er auch nur seiner angestrengtesten Thätigkeit zu danken hatte, sich noch weiter auszubilden. Zunächst studirte er noch auf der da-

mals so berühmten niederländischen Universität Leiden, durchreiste dann Holland, England und Frankreich, und suchte durch die größte Sparsamkeit den geringen Bestand seiner Kasse zu ersetzen. In Frankreich langte er mit 40 Reichsthalern an; doch verstand er gleich seinen begüterten Reisegesellschaftern auszukommen. „Ich wußte mich," sagt er, „zu schicken und machte mit dem Mund einen Accord, daß wir wöchentlich vier Fasttage halten wollten." Stein hatte bereits, nach erlangter Fertigkeit in der Sprache unseres Nachbarlandes, eine Reise durch die verschiedenen Provinzen Frankreichs vollendet, und war eben nach Paris zurückgekommen, als er einen Brief des Schultheißen von Cronstetten aus Frankfurt erhielt, mit der Bitte, über dessen Sohn während seiner Reise die nöthige Aufsicht zu übernehmen, oder, wie sich Stein ausdrückt, „ihn in seine Conduite zu nehmen und bis zu Endt seiner vorhabenden Reiß und Erlernung der Sprachen, gegen Versprechen einer guten Recompenz, bei ihm zu verpleiben." — Stein ging auf den Antrag ein, und am 13. Juli 1635 langte der junge Frankfurter Patrizier in Paris an. Nach genauer Besichtigung aller Merkwürdigkeiten der französischen Hauptstadt reisten die beiden Herren nach Orleans und die Loire hinab nach Tours. Hier beschlossen sie länger zu verweilen, und lebten im ersten Gasthofe der Stadt, die Person monatlich für 21 Franken, d. h. also täglich für kaum 20 Kreuzer, alle Bedürfnisse eingerechnet, nach Stein's Angabe „gar köstlich."

Das gute Leben hatte, wie Stein sagt, erst fünf Wochen gedauert, da erschien eines Abends als Civilist verkleidet, ein von Richelieu gesandter Offizier der königlichen Leibwache. Weil er sich nicht gleich zu erkennen gab, so empfanden unsere beiden Deutschen nicht die geringste Besorgniß und legten sich ruhig nieder. Früh 4 Uhr aber kam der Fremde mit dem Wirthe vor ihr Schlafzimmer. Der Wirth mußte um Einlaß ersuchen. Bei'm Oeffnen der Thür, erzählt Stein, traten ihm alsbald zwei Personen, jeder ein Pistol in der Hand, entgegen. Der zum Tod Erschrockene glaubte, es sei auf sein Leben abgesehen. Ehe er

noch zum Wort kommen konnte, gab sich der Offizier zu erkennen und fragte, ob er der Junker Steffen von Cronstetten sei, den er auf königlichen Befehl in Arrest nehmen und nach Paris in die Bastille abführen solle. Stein bejahte es und hätte in dem Augenblicke gewünscht, daß sein Schutzbefohlener wenigstens eine halbe Stunde Wegs von ihm gewesen sei, um sich retten zu können. Doch dieß war unmöglich. Schon war das Haus mit Bewaffneten erfüllt und umstellt. Der Offizier legitimirte sich durch seine Vollmacht und Stein konnte die Verhaftung seines Gefährten nicht länger verhindern.

Der königliche Bevollmächtigte war übrigens ein Mann von edler Gesinnung. Er führte nicht bloß seinen Befehl, den jungen v. Cronstetten auf Anständigste zu behandeln, pünktlich aus, sondern gestattete auch Stein, oder veranlaßte ihn vielmehr, mit Post voranzureisen, um sich sogleich für Cronstetten's Befreiung verwenden zu können.

Es beginnt nun bei Stein ein fortgesetztes, unermüdliches Streben, seinen Schützling aus der unverschuldeten Haft zu befreien. Keine Schwierigkeit, keine abstoßende Behandlung konnte ihn verhindern, dieses schöne Ziel aus allen seinen Kräften zu verfolgen. Er scheute kein Opfer an Zeit und Mühe. Eine Zeitlang hielt man ihn wahrhaft zum Besten. Richelieu, an den er sich zunächst wandte, theilte ihm nicht einmal die Ursache der Verhaftung mit, sondern wies ihn an den König. Acht Tage lang mußte Stein auf die Gelegenheit warten, diesen zu sprechen. Nur mit Hülfe eines Hauptmannes von der Schweizergarde gelang es ihm. Als der schwache und ewig bevormundete Ludwig XIII. zu St. Germain aus der Kapelle trat, in der er die Messe gehört hatte, fiel Stein mit seinem Bittschreiben vor ihm nieder. Der König, nur von einem kleinen Gefolge umgeben, stand still, als ob er ihm das Schreiben abnehmen wollte, Stein, ermuthigt, näherte sich endlich und überreichte ihm fußfällig die Supplik mit der mündlichen Bitte, den unschuldigen jungen Frankfurter Edelmann aus der Bastille zu befreien. Der König, der wahrscheinlich von nichts wußte, sah

ihn starr an, gab das Schreiben einem Begleiter und sagte stammelnd zu Stein: „Sprechen Sie nur mit meinem Vetter, dem Cardinal, da werden Sie die Antwort erhalten.“

Natürlich beeilte sich Stein, der Aufforderung des Königs Folge zu leisten. Es war ihm um so mehr Herzenssache, als v. Cronstetten mittlerweile im Gefängnisse sehr krank geworden war und die Aerzte demselben bereits das Leben absprachen. Stein sagt: „Worüber, weil ich über Nacht gantz nicht, auch des tags nicht lang bei ihm pleiben dörffen, besonders aber wegen Forcht der Verführung von seiner allein seeligmachendten Glaubens Bekanntnuß, mir viel grawe Haar in wenig Tagen gewachsen, welche jedermann, der mich gekennet, mit Verwunderung mir angesehen, aber endtlichen allgemach wieder hinweg gefallen seindt, und für Bekümmerniß etliche Necht ungeschlafen zubracht habe. Es hat aber der allmächtige Gott dem betrübten Gefangnen seine vorige völlige Gesundheit, über alles Menschliche Vermuthen, auß Gnaden widergeschenckt, und ihn mitten unter den Feinden, weder an Leib noch Seel verderben laßen, deßen Güte sey hochgelobt in Ewigkeit.“

Doch wie sehr sich auch Stein bemühte, den Kardinal zu gewinnen; Alles war vergeblich. Er reiste ihm nach in allen Richtungen, durch ganz Frankreich. Kaum daß er einmal vor ihn gelangen konnte, aber auch dieß eine Mal erhielt er nur die Antwort: „Ich will sehen.“ — Dabei kam er oftmals selbst in die größte Lebensgefahr. So mußte er unter Anderm in Amiens, das eben durch die darin hausende Pest großentheils entvölkert worden war, um nicht auf freier Straße vor Frost umzukommen, in einem inficirten Hause übernachten. Er konnte natürlich nicht schlafen; im Nebenzimmer wurden die Leichen eingesargt und unter Lärmen die Stiegen hinab getragen.

Was ihm nicht direkt gelingen wollte, das gelang ihm endlich durch die eifrige und redliche Bemühung des berühmten Herzogs Bernhard von Weimar. Stein hatte diesen Prinzen in der Absicht

in Burgund aufgesucht. Bernhard gab am französischen Hofe vor, er wolle sich des v. Cronstetten bei seinem beabsichtigten Kriegszuge über den Rhein und nach Franken hin bedienen. Richelieu glaubte dem, und ließ den Gefangenen nach zwanzigmonatlicher Einschließung frei. So kehrten denn endlich beide Männer — aber auch wieder nicht ohne Gefahren; denn unterwegs bei Dijon hätten sie leicht von räuberischen Bauern erschlagen werden können — ins deutsche Vaterland zurück.

„Mit was erfreuendem Geist," schließt Stein, „der alte Vater seinen einzigen Sohn, auß so bekannter großer Gefahr der erlittenen Gefängnuß undt gethaner Reiß widerumb frisch und gesundt zu Hausse gesehen, und wie seine alte betagte Mutter für Freuden geweint, undt den Sohn gantz verstumbt und stillschweigendt, eine gute Zeit intentissimo nur angesehen, daran kann ich ohne Gemüthsbewegung nicht gedenken. Nun konten wir unß, all unßers außgestandtenen Leids widerumb ergetzen."

Nie erlosch in der Seele des Reichsschultheißen das Dankgefühl gegen den Mann, den er mit Recht als den Retter seines Sohnes betrachtete. Geschenke, die nach dem damaligen Werthe der Dinge bedeutend genannt zu werden verdienten, bezeichneten nur die ersten Augenblicke der Rückkehr. Der Schultheiß ward Stein's eifrigster Freund und Gönner, und verschaffte ihm Gelegenheit zu einer vortheilhaften Niederlassung in Frankfurt. Er bewarb sich für ihn um die Hand der Elisabeth Eisner, Wittwe des Münzmeisters Ayrer; eine Verbindung, die demselben eine sorgenfreie Existenz verschaffte. Der Schultheiß und seine Frau führten im Jahr 1638 den Bräutigam bei öffentlichem Kirchgang über die Straße im feierlichen Hochzeitszug, und bei dem Banquet, das im Kaufhause, nach damaliger Sitte gehalten ward, überreichte der Schultheiß ihm einen silbernen vergoldeten Pokal zum ersten Ehrentrunk.

Im Jahr 1681 (zwölf Jahre nach dem Tode seines hohen Gönners) ward Stein in den Rath erwählt und starb neunzehn Jahre



J. Eissenhardt sc 50.

Druck v. H. Siedentopf Sohn in Frft a/M.

später als Schöff, 1670. — Brauchbarkeit zu Geschäften, und ein altdeutscher redlicher Sinn hatten ihm die Achtung seiner Zeitgenossen erworben. — Sein Freund, der jüngere v. Cronstetten, trat drei Jahr nach ihm in den Rath und starb 1674, war also sechzehn Jahre lang sein Amtsgenosse.

Künstlerfamilie Merian.

Eine der merkwürdigsten Frankfurter Familien des 17. Jahrhunderts ist unstreitig die Familie Merian. Die wichtigsten und beachtenswerthesten Momente aus der Geschichte derselben und aus dem thätigen, reich bewegten Leben ihrer einzelnen Mitglieder sind etwa folgende.

Matthäus Merian, der Aeltere dieses Namens, wurde zu Basel im Jahr 1593 geboren. Sein Vater war Rathsherr und von ganzem Herzen für die Bildung des Sohnes besorgt. Da er an ihm eine vorherrschende Neigung zum Zeichnen bemerkte, so schickte er den zehnjährigen Knaben nach Zürich zu dem ausgezeichneten Kupferstecher Theodor Meyer, der besonders auch im Radiren einige neue Entdeckungen gemacht hatte, und der Unterricht dieses Mannes kam dem Lehrlinge so gut zu statten, daß Merian bald den Ruf eines ausgezeichneten Künstlers genoß. Als Jüngling von zwanzig Jahren wurde er nach Nancy berufen, um das Leichenbegängniß des eben verstorbenen Herzogs von Lothringen nach einer trefflichen Zeichnung zu stechen, bei welcher Gelegenheit er mit dem berühmten französischen Künstler Callot

einen für seine weitere Ausbildung sehr ersprießlichen Verkehr pflog. Nach mehrjährigem Aufenthalte zu Nancy und Paris kehrte er wieder nach Basel zurück und beschloß nun nach Italien zu reisen, unterwegs aber in Chur durch eine ansteckende Krankheit daran verhindert, begab er sich nach Augsburg und Stuttgart und von da in die Niederlande. Doch von dem Drange belebt, Italien zu sehen, verweilte er dort nur kurze Zeit, um auf's Neue dem Süden zuzueilen. Indessen die — Liebe gestaltete es anders. Auf der Durchreise durch Frankfurt besuchte Merian seinen kunsterfahrenen Berufsgenossen Theodor de Bry, lernte dessen Tochter kennen, und — Italien blieb ihm verschlossen. Nach seiner Verheirathung und nachdem er dem Schwiegervater einige Zeit Beihülfe geleistet hatte, zog er mit seiner Gattin nach Basel und beschloß die schönsten Punkte in der Umgebung von Heidelberg, Stuttgart und Schwalbach zu zeichnen. Er hatte diese Arbeiten auch mit großem Beifall in Kupfer gestochen, und an die Blätter schlossen sich eine bedeutende Anzahl anderer, besonders Jagden oder auch guter Nachbildungen. Diese Werke wurden begierig gekauft, und bereits hatte Merian schöne Hoffnungen für die Zukunft, als er nach beständigem Ermahnen seines Schwiegervaters dessen Buchhandlung in Frankfurt übernahm.

Hier, in unsern Mauern, traten nun allmälig jene großen Werke ans Licht, die ihm noch heut zu Tage Dank erwerben. Es sind dieß die ersten Theile des Theatrum Europaeum, die Blätter zu Gottfried's vier Monarchieen, zu dessen Archontologia cosmica, und namentlich seine Topographien, die uns viele interessante Ansichten von Kirchen, Schlössern u. dgl. erhalten haben, während jene Gebäude selbst jetzt theilweise zerstört sind. Darunter sind auch viele Ansichten von Städten, die zwar keine vollkommenen Muster dieser Art sind, aber immer viel Gefühl für Perspective verrathen. Merian zierte seine Darstellungen bald mit Fabelbildern, bald mit Allegorien aus, was allerdings unserem Geschmacke nicht mehr zusagt. Damals gefiel aber

diese Manier allgemein, und so fand der Künstler, von den Stürmen des Krieges umhergetrieben, dennoch seinen Erwerb. Freilich ging er demselben von Stadt zu Stadt nach, um seine Prospekte an den Mann zu bringen. Bilderkram ist allerdings viel darunter; indessen man muß die unruhvolle Zeit in Anschlag bringen, wo Merian Alles zu ergreifen genöthigt war, um nur sich und seine Familie zu erhalten. In Einer Stadt allein war dieß nicht möglich; und so finden wir ihn theilweise in Basel, zu Nancy, zu Prag und in Frankfurt.

An diese Arbeiten reihten sich noch andere, z. B. ein Bibelwerk, der Todtentanz u. s. w., und es ist zu bewundern, wie Merian während der Stürme des dreißigjährigen Krieges so Vieles mit Glück unternehmen konnte. Sein ältester Sohn setzte das Itinerarium italicum, das Theatrum Europaeum und Gottfried's Chronik fort.

Merian malte auch in Oel, den größeren Ruhm erwarben ihm aber die Kupferstiche. Diese sind malerisch und in einer angenehmen Manier behandelt, in Vergleich mit den gleichzeitigen Sadelerischen Arbeiten frei und leicht. Blätter von ihm finden sich fast in allen großen Werken seiner Zeit, so daß es zu bewundern ist, wie Merian bei dieser Schnelligkeit des Schaffens doch so Gutes leisten konnte. Doch ist nicht Alles von ihm, was aus seinem Verlage hervorging; es arbeiteten viele Schüler mit ihm. Das Beste sind übrigens die ersten Abdrücke seiner Landschaften, des Bibelwerkes, der früheren Quartausgabe der Gottfried'schen Chronik ꝛc.

Der treffliche Merian war ein Muster deutschen Fleißes, und verständig und rechtschaffen wie er war, ehrten und liebten ihn Alle. Frankfurt kann es noch jetzt nach 200 Jahren zur Ehre gereichen, ihn hauptsächlich besessen zu haben. Seine größte Freude war die Thätigkeit. Erst gegen Ende seines Lebens wurde er schwächlich. Deßwegen besuchte er im Jahre 1650 die Bäder von Schwalbach, und da, wo er sich in seiner Jugend zuerst an der Schönheit der Natur begeistert hatte,

fand er statt Genesung den Tod. Sein Leichnam wurde in Frankfurt zur Erde bestattet.

In Nagler's Künstlerlexicon befindet sich eine fünfseitige Uebersicht seiner mannichfaltigen Kunstwerke, eine noch ausführlichere aber in Hüsgen's artistischem Magazin, S. 173 u. folg.

Sein Sohn — **Matthäus Merian**, der Jüngere — ebenfalls Maler und Kupferstecher, wurde zwar 1621 in Basel geboren, kam aber schon als ganz kleines Kind nach Frankfurt und wurde hier vom Vater sorgfältig erzogen. Joachim von Sandrart, von dessen Leben wir uns später unterhalten werden, war sein Meister und dieser gewann den Schüler seiner natürlichen Anmuth und seines trefflichen Talentes wegen von Herzen lieb. Beinahe wäre er damals einer Rotte räuberischer Bauern unterlegen, die Abends den jungen Künstler überfielen, so daß er mit genauer Noth dem schon um seinen Hals gelegten Stricke entfloh. Bald darauf nahm ihn Sandrart mit sich nach Holland, und von da aus trat der 19jährige Jüngling seine Reise nach England an, worauf er Frankreich und Italien besuchte. In England traf er van Dyck, den er sich zum Muster nahm, in den Niederlanden sah er den alten Rubens noch, in Paris lernte er le Sueur und Vouet kennen, und in Rom fand er bei Sacchi und Maratti Zutritt, lauter damals berühmte Namen. Unter Sacchi's Leitung studirte er die alten Meisterwerke, und mit Maratti schloß er innige Freundschaft. Nach seiner Heimkehr war daher sein Ruf bald gegründet, aber die Zeitumstände hatten sich für die Kunst im Allgemeinen wenig günstig gestaltet. Die Bildnißmalerei war noch die erträglichste, und von Merian wissen wir, daß er eine Menge von Bildnissen gemalt hat, namentlich in Nürnberg, wo er gleichzeitig mit seinem Lehrer Sandrart 1650 bei der Friedensfeier sehr viele schwedische, französische und kaiserliche Offiziere malte, und fürstlich bezahlt wurde. An Geschenken allein soll er 5000 Thaler an Werth erhalten haben. Endlich ging er

auf Ansuchen seines kranken Vaters nach Frankfurt, um die Buch- und Kunsthandlung zu übernehmen, und 1652 verheirathete er sich. — Um jene Zeit malte er zwar die Marter des heiligen Lorenz für den Hauptaltar des Domes in Bamberg; doch lag ihm nun der Kunsthandel viel mehr am Herzen, als die Malerei. Er setzte mit Eifer das Theatrum Europäum fort, das jetzt bei Königen und Fürsten Wohlgefallen erregte. Die 1658 zu Frankfurt stattgefundene Krönung Leopold I. zum Kaiser ward für ihn eine Goldgrube. Bald darauf wurde er nach Wien berufen, um den Monarchen zu Pferde zu malen, wobei die Allegorie nicht aus dem Spiel gelassen werden durfte. Auch den Herzog Christian Ludwig von Zelle malte er, sowie den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und die Glieder seines Hauses, alle mit solchem Beifall, daß er mit kostbaren Geschenken überhäuft wurde. Der Kurfürst von Brandenburg bestellte ihn zu seinem Agenten und Rath, und versäumte nicht, den Künstler in Frankfurt zu besuchen. Auch die Markgrafen von Baden und Durlach beriefen ihn an ihre Höfe, und letzterer ernannte ihn zum Hofrath. Seine historischen Bilder sind in geringer Anzahl vorhanden, und darunter erklärte er die Artemisia, welche die Asche ihres Mannes unter das Getränk mischt, als sein Hauptwerk. Merian's des Jüngeren Bildnisse sind nicht alle von gleichem Werthe, indem er des Erwerbs wegen auch Mittelmäßiges fertigte. Bei besserer Bezahlung befliß er sich eines großen Styles, sah auf Correktheit der Zeichnung und auf richtige Verschmelzung der Farben. Meisterstücke darf man indessen auch in diesen nicht suchen. Sein Familienstück dürfte zu den besseren Werken gehören.

Merian jun. war für die Kunst so sehr begeistert, wie sein Vater, und durch die Fortsetzung von dessen hinterlassenen Werken erlangte er gleichen Ruhm. Dennoch wurden schon nach seinem Tode Exemplare des Theatrum Europäum als Makulatur verkauft und die Platten gingen zu Grunde, sowie jene zu den Topographien seines Vaters.

Es genießen noch heut zu Tage diese beiden Werke die verdiente Achtung nicht. Im Jahr 1682 fertigte er auf vier großen Platten einen Plan von Frankfurt, der nach seinem Tode, 1687, ebenfalls verunstaltet wurde.

Ein anderes Glied dieser weithin bekannten Künstlerfamilie und zugleich eine der merkwürdigsten Frauen, die unserer Stadt entstammt sind, war die als Künstlerin und Naturforscherin bekannte **Maria Sibylla Merian**, oder M. S. **Graaf**, die Tochter des älteren M. Merian. Sie wurde 1647 zu Frankfurt geboren, und da ihr Vater früh starb, bekam sie an dem Blumenmaler Marrel einen Stiefvater. Auch bei ihr regte sich früh die Neigung zur Kunst, wogegen sich die Mutter mit Härte sträubte, bis ihr in Erinnerung kam, daß sie selbst in den letzten Monaten vor der Tochter Geburt mit Begierde Raupen, Muscheln und Steine gesammelt habe. Jetzt durfte die Tochter solche Dinge zeichnen, während der Vater diese Vorliebe schon früher begünstigt hatte. Ein Schüler dieses Mannes, Abraham Mignon, mußte ihr Unterricht ertheilen, und bei ihrem angebornen Talente zur Malerei konnte es nicht fehlen, daß sie in kurzer Zeit in Darstellung von Insekten und Blumen vollkommen wurde. Sie stach derartige Gegenstände auch mit allem Beifalle in Kupfer. Doch blieb sie nicht allein bei der Abbildung solcher Dinge; sie machte auch eifrige Beobachtungen über das Leben, die Fortpflanzung, die Verwandlung der Raupenarten durch alle Stufen bis zu ihrem Tod. In späterer Zeit wagte sie aus Liebe zu dieser Wissenschaft sogar eine ferne Reise, und um recht gelehrt zu werden, lernte sie sogar die lateinische Sprache. Fontenai will auch wissen, daß sie sich 1665 mit dem Maler Andreas Graaf nur deßwegen ehelich verbunden hätte, um in Gesellschaft ihres Gatten mit Anstand nach ganz natürlichen Modellen zeichnen zu können. Wie dem auch sei, die Liebe zu ihrem Gatten hatte sicher keine tiefe Wurzel geschlagen, weil sie ihn in der Folge verließ. Anfänglich arbeitete sie eifrigst mit demselben, und schon 1679 erschien der erste Band des unter dem Titel: Der

Raupen wunderbare Verwandlung 2c. bekannten Werkes. Der zweite Band kam zu Frankfurt 1683 im eigenen Verlage heraus. Nach ihrem Tode gab ihre Tochter Dorothea Maria Henrica aus den Papieren der Mutter einen dritten Theil dazu, so daß das Ganze 155 Abbildungen enthält. Diese Ausgabe ist mit einer späteren von Joh. Marret, Amsterdam 1730, nicht zu verwechseln. Von den beiden ersten Bänden gibt es von der Mutter ausgemalte Exemplare, welche sehr schön, aber selten sind. Sie verkaufte sie illuminirt um 5 Gulden. Zu diesem Werke fertigte sie nicht nur die Zeichnung, sondern auch die Kupferstiche, um jede Kleinigkeit im Stiche zu geben.

Im Jahre 1684 ging sie mit ihrem Manne nach Frankfurt, sie verließ ihn aber im folgenden Jahre, weil ihr die l'Abbadistischen Schwärmer den Kopf verrückten. Sie zog mit ihrer Mutter und ihren zwei Töchtern nach Westfriesland zu dieser Gemeinde. Hier lebte Sibylla auf dem Schlosse Bosch zwischen Franecker und Leewarden, ohne je wieder zu ihrem Manne zurückzukehren. Auf dem erwähnten Schlosse sah die Merian eine schöne Sammlung amerikanischer Insekten, welche ein Herr v. Sommerdyck aus Surinam gebracht hatte, und bald entschloß sie sich selbst, nach Surinam zu reisen, nach der Angabe Einiger im Auftrage der Generalstaaten. Im J. 1698 schiffte sie sich mit ihrer bereits erwähnten Tochter Dorothea ein. Sie blieb zwei Jahre in Surinam, während welcher Zeit sie Insekten sammelte, und dieselben nebst den ihnen zur Nahrung dienenden Pflanzen und Früchten nach dem Leben malte. Im Jahre 1701 kam sie in Hamburg an, wo sie dem Magistrate einen Theil ihrer Naturschätze übergab, und jetzt ging es an ein zweites Werk, die **Metamorphosis insectorum Surinamensium etc.** Die Originalzeichnungen führte sie auf 102 Pergamentblättern aus, die 1775 in einer Vergantung um 775 Gulden versteigert wurden, deren jetziger Besitzer aber unbekannt ist. Die einzelnen Blätter ihrer Abbildungen von Insekten wurden früher zu 30—40 fl. bezahlt, und noch werden sie nicht gering gehalten; denn

sie sind nicht sowohl illuminirt, als vielmehr genau ausgemalt. Sie nahm gewöhnlich keinen Kupferstich, sondern legte diesen ganz früh von der Presse her unter einen angefeuchteten Bogen, wodurch sie einen matten Gegendruck erhielt, den sie ausmalte.

Um das oben erwähnte Werk der Metamorphosis etc. noch vollständiger zu machen, übertrug sie, jetzt alt und schwach, ihrer älteren Tochter Johanna Helena (geb. 1668) eine zweite Reise nach Surinam. Diese war an einen nach Surinam handelnden Kaufmann, Johann Herold, verheirathet, den sie jetzt (1702) nach jenem Lande begleitete. Sie machte nach einiger Zeit die Mutter mit ihren Entdeckungen bekannt, und schon wollte diese einen Anhang zum größeren Werke geben, als sie der Tod dahinraffte. Die Dorothea Merian (geb. 1678), die ebenfalls Blumen und Insekten malte, gab 1719 den dritten Theil heraus.

Sibylle Merian hinterließ eine große Anzahl von Zeichnungen, deren viele in den Frankfurter Kabineten aufbewahrt wurden. Im brittischen Museum sind zwei Foliobände mit Abbildungen von Insekten, von Blumen aus Surinam, deren jeder 500 Guineen gekostet haben soll. Die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg soll 9—10 Bde mit naturhistorischen Zeichnungen besitzen. In der k. Gallerie zu Wien bewahrte man früher ein von ihr auf Holz gemaltes Blumenkörbchen. Sie soll auch das Geheimniß besessen haben, auf Leinwand und Seidenzeug so vollkommen und dauerhaft zu malen, daß selbst durch das Waschen die Farben nicht schwanden. Sie stickte auch Blumen, Insekten und Vögel mit Meisterhand.

Der Tod der gelehrten Künstlerin erfolgte im Jahre 1717 zu Amsterdam.

Schon bei Lebzeiten hatte es ihrer Geschicklichkeit und ihrem Muthe nicht an Bewunderern gefehlt. So sang von ihr ein französischer Dichter:

Elle affronte les vents, elle brave les flots,
Sybille à Surinam va chercher la nature,
Avec l'esprit d'un sage et le coeur d'un heros.

Was der Künstlerin an körperlichen Reizen abging — sie war nichts weniger als schön zu nennen — das ersetzte sie reichlich nicht bloß durch ihre hohen geistigen Talente, sondern auch durch eine feine äußere Bildung, durch Artigkeit und Gewandtheit.

Noch verdienen aus der Familie Merian genannt zu werden

Dorothea Maria Henriette Merian, jüngere Tochter der berühmten Sibylla. Sie wurde 1678 geboren, und ihrer haben wir schon bei der Mutter gedacht. Sie war ebenfalls in naturhistorischer Darstellung erfahren, besonders im Blumenmalen. Sie heirathete den Maler Gsell, der einen Ruf Peter's des Großen nach Petersburg annahm. Durch dieses Ehepaar erhielt die kaiserliche Akademie daselbst eine kostbare Sammlung von Abbildungen naturhistorischer Gegenstände: Blumen, Insekten, Mineralien, auf mehr wie 200 Pergamentblättern von der Hand der Mutter und Tochter. Diese Künstlerin hieß eigentlich Graaf, da der Maler A. Graaf ihr Vater war. Sie starb 1745. Daß sie einen dritten Theil zum Werke ihrer Mutter besorgt habe, ist bereits erwähnt worden.

Johanna Maria Helena Merian, die ältere Schwester der eben Genannten, wurde 1668 zu Frankfurt geboren. Ihr Vater war ebenfalls der Maler A. Graaf, doch ist auch sie gleich der Mutter und Schwester mehr unter dem Namen Merian bekannt geworden. Für ihre Mutter unternahm sie, wie schon gesagt, eine naturhistorische Reise nach Surinam. Sie malte ebenfalls Blumen und Insekten, und zwar so getreu, daß man ihre Arbeiten oft für jene der Mutter hielt. Sie heirathete den Kaufmann Herold, der in Surinam ein Etablissement hatte, vertauschte aber nach der Trennung von demselben den Namen Herold mit jenem ihres Vaters Graaf.

Caspar Merian, Zeichner und Kupferstecher, Sohn des älteren Merian, wurde 1627 geboren. Er half seinem Vater an der Topographie, steht aber diesem, wie seinem Bruder nach. Doch hat man von ihm eine bedeutende Anzahl von Werken.

Der dritte Merian endlich war **Johann Matthäus** von **Merian**, Pastellmaler, Sohn und Erbe des jüngeren M. Merian. Auch er erwarb sich durch seine Bildnisse große Summen, indem ihm eine ganze Figur zu 12 Louisd'or honorirt wurde. Er malte auch Historien in Pastell, nach Kupferstichen von Rubens und van Dyck, Werke, die noch höher bezahlt wurden. Ferner führte er den Kunst- und Buchhandel seines Vaters und Großvaters mit Glück fort, so daß er den Reichthum und die Ehre seines Hauses immer höher brachte. Er wurde churmainzischer Rath, in den Adelstand erhoben und starb 1716.

Seine einzige Tochter wurde Erbin des bedeutenden Vermögens, welches er hinterließ, mit diesem aber verstand ihr Gemahl, der Freiherr, General und königl. preußische Architekt von Eosander, bei Zeiten fertig zu werden. Wir gedenken dieses Menschen einzig und allein deßhalb, weil er Alles, was die rastlose Thätigkeit, die Umsicht und Wirthlichkeit der Merian erworben und aufgebaut hatte, binnen kürzester Frist zu verschwenden und zu zerstören wußte. Ein prächtiges Gastmal folgte in seinem Hause dem anderen. Fürsten, Grafen, Gesandte, Räthe, Offiziere, Handelsherren und Künstler fanden bei ihm die beste Tafel; — allein — der General Freiherr von Eosander war bald nicht mehr im Stande, die Ausgaben zu bestreiten, und der ganze Merian'sche Kunst- und Bücherverlag wanderte in Kurzem um den ersten besten Preis in die Hände der Bücherwucherer. So war es um Handel und Credit des lange Zeit so geachteten Hauses und um die Blüthe seines weitverbreiteten Verkehrs für immer geschehen. Diese Kunst- und Buchhandlung hatte unter ihren Besitzern Dr. Bry und Merian nicht weniger als 150 Jahre bestanden.

Mayer Amschel und Nathan Mayer Rothschild.

Der Gründer des weltbekannten Handelshauses Rothschild, **Mayer Amschel**, wurde im Jahr 1743 zu Frankfurt im verachtetsten Theile der Stadt, in der Judengasse, geboren. Er sollte ein Priester werden und kam deßhalb frühzeitig auf die Schule zu Fürth. Hier studirte er mit vielem Fleiß und war nach kurzer Zeit in der Kenntniß des Alterthums sehr bewandert. Indessen sein Vater änderte bald den Anfangs gehegten Plan hinsichtlich der Bestimmung seines Sohnes und brachte denselben auf ein Comptoir. Nachdem er seine Lehrlingszeit in Frankfurt bestanden hatte, trat er in das Geschäft eines angesehenen Wechselhauses zu Hannover ein. Obgleich Mayer Amschel den Geschmack an den Wissenschaften nicht verlieren mochte, besorgte er doch seine kaufmännischen Verrichtungen mit eben so großer Pünktlichkeit, als mit Geschick und Erfolg. Nach einigen Jahren kehrte er in die Vaterstadt zurück, verheirathete sich und fing im Jahre 1771 mit einem kleinen, durch Fleiß und Sparsamkeit erworbenen Kapitale ein eigenes Geschäft an. In kurzer Zeit gewannen ihm seine Kenntnisse, seine unermüdliche Thätigkeit und die vielfach erprobte Redlichkeit seiner Denkungsart das Vertrauen der geachtetsten Häuser; er erhielt bedeutende Aufträge und sein Credit wie sein Vermögen nahmen zu. Von dem wesentlichsten Einflusse für den ungeheuren Aufschwung, den später sein Geschäft nahm, war das Verhältniß, in welches Rothschild mit dem damaligen Landgrafen von Hessen-Kassel, nachherigem Kur-

fürsten, trat, der ihn im Jahre 1801, nachdem er in ihm einen ebenso zuverlässigen als brauchbaren Mann kennen gelernt, zu seinem Hofagenten und Geheimen Finanzrath gemacht hatte. Als sich nämlich der Kurfürst 1806 bei Besetzung seines Staats durch die Franzosen zur Flucht genöthigt sah, überließ er Rothschild die Sorge für die Rettung seines Privatvermögens, das in mehren Millionen Gulden bestand. Nur durch die Aufopferung seines ganzen eigenen Vermögens und nicht ohne persönliche Gefahr vermochte Rothschild das ihm anvertraute Gut zu retten. Die bekannte Thatsache, daß Rothschild's sämmtliches Vermögen ein Raub der Franzosen geworden, ließ den vertriebenen Kurfürsten nicht zweifeln, daß auch sein Vermögen verloren sei, ja er schien es nicht einmal der Mühe werth geachtet zu haben, sich näher darnach zu erkundigen. Als die Verhältnisse sich wieder geordnet, fing Rothschild sofort an, mit den geretteten Schätzen neue Geschäfte zu machen. Durch die zahlreichen Unterstützungen, die er in den Zeiten der Noth seinen Mitbürgern angedeihen ließ, erwarb er sich deren unbedingtes Vertrauen, und zur Belohnung seiner Verdienste, berief ihn der damalige Großherzog von Frankfurt, Karl von Dalberg, nachdem er den Israeliten den vollen Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte verliehen hatte, zum Mitgliede des hiesigen Wahlcollegiums. Sein Geschäft ging schwunghaft; doch sollte er die Erfüllung seines Lieblingswunsches, die Wiedereinsetzung und Rückkehr des Kurfürsten, nicht erleben. Er starb den 19. September 1812.

Mayer Amschel hinterließ seinen fünf Söhnen nicht allein ein unermeßliches Vermögen und einen unbegrenzten Credit als Erbtheil, sondern auch das Beispiel seines weisen Lebens und seiner klugen Rathschläge, die stets befolgt wurden. Er rieth ihnen ganz besonders, vereint zu bleiben, und es ist hinreichend bekannt, daß sie sich niemals trennten.

Seine Wittwe, Frau Gutle Rothschild, überlebte ihren Gatten um mehr als ein volles Menschenalter, und starb erst am 7. Mai 1849

in dem seltenen Alter von fast 96 Jahren. Bis zu ihrem Lebensende hatte sie ihre ursprüngliche Wohnung in der alten Judengasse nicht verlassen. Sie liebte ihre Stammesgenossen, und außer vielen Wohlthaten, die sie den Hülfsbedürftigen erwies, zeichnete sie sich durch nichts weiter vor den ärmeren und weniger comfortable eingerichteten Israeliten aus, als daß sie sich monatlich den Luxus reiner Fenstervorhänge gewährte. Sie verließ ihre Wohnung nur noch, um die Gärten Amschel's, ihres ältesten Sohnes, der sie gleich allen ihren übrigen Kindern und Enkeln mit anerkennungswerther Pietät behandelte, zu besuchen. Gleich der Lätitia in den Zeiten des Napoleonischen Ruhmes, war sie stolz auf ihre Kinder, stolz auf die Klugheit, den Reichthum und das Ansehen derselben.

Seit dem Tode des Vaters wurde **Nathan Mayer** in London als das Haupt der Familie betrachtet, und obgleich er nicht der älteste, sondern der dritte Bruder war, so zollten ihm doch seine älteren Brüder, Amschel und Salomon, und sämmtliche Mitglieder der Familie fast eine kindliche Achtung. Die fünf Handlungshäuser zu Frankfurt, Wien, London, Neapel und Paris wurden fast gemeinschaftlich geführt, das in London ausgenommen, welches nur durch ihn selbst geleitet wurde.

Das Anwachsen von Nathan Mayer Rothschild's Vermögen fällt ganz und gar in das 19. Jahrhundert; doch machte es nicht eher bedeutende Fortschritte, als einige Zeit nach dem Beginne desselben. Nicht früher als im Jahre 1808, beim Ausbruche des Kriegs in Spanien, während dessen er die Zahlungen für die englische Armee in jenem Lande übernahm, konnte sich Rothschild durch das Entfalten von bisher unerhörten Privatmitteln der Handelswelt im Allgemeinen bekannt machen.

Er war im Jahr 1800 nach England gekommen, wo er als der Agent seines Vaters in Manchester Fabrikartikel für den Continent einkaufte. Später stellte ihm sein Vater große Summen zur Disposition, die ihm der Kurfürst von Hessen und andere deutsche Fürsten

anvertraut hatten. Diese verwendete er mit einem äußerst richtigen Urtheil, so daß seine Mittel auf unglaubliche Weise wuchsen. Als sich hierauf sein jüngster Bruder Jacob in Paris etablirte, fühlte er sich veranlaßt, London zu seinem Aufenthalt zu wählen, welches er dann nie wieder verließ.

Seine Finanzgeschäfte erstreckten sich über den ganzen Continent, und übten einen größeren oder geringeren Einfluß auf Geldangelegenheiten jeglicher Art. Nie sind vor seiner Zeit Finanzunternehmungen in einem so großen Maßstabe in Europa vorgekommen. Außer der erfolgreichen Mitwirkung seiner Brüder hatte er fast in jeder Stadt der alten und neuen Welt Agenten, die unter seiner Leitung Geldgeschäfte aller Art unternahmen und führten. Er hatte auch, so wie seine Brüder, eine Schaar von kleineren Capitalisten zur Disposition, die an den Anleihen und anderen öffentlichen Finanzgeschäften Theil nahmen, — die der Familie ihr unbedingtes Vertrauen schenkten, und die zu jeder Zeit bereit waren, Alles mit ihnen gemeinschaftlich zu unternehmen. Nichts war daher für ihn zu groß oder zu ausgedehnt, wenn es vernünftig und mit Wahrscheinlichkeit auf Erfolg verbunden war. In den letzten fünf Jahren, in denen man seine Intelligenz als auf der höchsten Stufe der Entwickelung annehmen darf, kannten daher seine Mittel keine Grenzen, wenn man die directen sowohl als die indirecten Mittel in Betracht zieht.

Alle Brüder von Nathan Mayer Rothschild sind Männer von vielem Verstand und großer Geschäftskenntniß; aber es ist allgemein bekannt, daß sie bei allen Unternehmungen ihr Urtheil dem seinigen unterordneten, und daß er das bewegende Prinzip der großen Geldmasse war, die sie zusammen besaßen.

Man kann sagen, Rothschild sei der Erste gewesen, der fremde Anleihen in England einführte; denn obgleich Papiere und Dokumente dieser Art zu allen Zeiten daselbst circulirten, so ließ doch der Umstand, daß die Zinsen und Dividenden derselben im Auslande gezahlt wurden,

sie den Capitalisten für zu unbequem erscheinen, als daß sie eben große Lust gehabt hätten, sich darauf einzulassen. Er traf nicht nur die Einrichtung, daß die Zinsen der fremden Anleihen in London gezahlt wurden, sondern er reducirte sie auch auf englische Münzsorten, und arbeitete dem Steigen und Fallen derselben entgegen, so daß man beim Umsatze eines Staatspapieres stets seinen vollen, ursprünglichen Werth in baarem Gelde erhalten konnte, wodurch sie natürlich vielmehr in Aufnahme kamen.

Alle diese Operationen wurden durch ein äußerst merkwürdiges Glück begünstigt; denn obgleich manche Staaten, die in England Anleihen gemacht hatten, bankerott wurden, so verfehlten doch diejenigen, mit denen Rothschild ein Geschäft gemacht hatte, niemals, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Dieß verdankte er sowohl seinem guten Urtheile bei der Auswahl der Staaten vor dem Abschluß einer Anleihe, als der richtigen und umsichtigen Leitung der Geschäfte nach demselben. Waren die Gelder zur Auszahlung der Dividenden nicht zur gehörigen Stunde bereit, — welches sich zuweilen ereignete, — so befähigten ihn seine eigenen großen Mittel stets, die nöthigen Vorschüsse zu machen, während sein Einfluß und seine Beharrlichkeit ihm stets die vorgestreckten Gelder wieder einbrachten.

Was man daher auch in England von den üblen Folgen fremder Anleihen sagen mochte, so konnte man dieselben doch auf keinen Fall Rothschild beimessen. Ueberdieß waren die Anleihen auch die Quellen großen National-Erwerbes für die brittische Insel geworden, da fast alle Stocks oder Actien der Continentalmächte, die ursprünglich hier geschaffen wurden, im Auslande statt des baaren Geldes in Umlauf kamen, wodurch sie dergestalt in ihrem Werthe stiegen, daß die Besitzer zwanzig bis dreißig Procent dabei gewannen.

Außerdem war Rothschild auch ein Käufer und Verkäufer aller Arten von Staatspapieren, und hatte man dergleichen, die kein Mensch

mehr annehmen wollte, so erhielt man bei ihm stets den vollen Werth derselben dafür ausgezahlt.

Aber nicht nur baares Geld schoß er den Staaten vor, sondern er übernahm auch die Umwandlung von Staatspapieren in andere, die geringere Zinsen brachten, und er ging kurz vor seinem Tode noch mit vielen Reductions-Planen um, die gewiß Niemand als nur er im Stande gewesen wäre, auszuführen, und die mit ihm verloren gegangen sind.

Rothschild's Anleihen fielen jedoch auch nicht alle günstig aus; er hat mehre höchst empfindliche Verluste dabei erlitten, die den Sturz von jeglichem Hause mit geringeren Mitteln herbeigeführt haben würden. Die eine derselben war Lord Benley's Anleihe, oder seine Einführung der 3½ procentigen Schatzkammer-Scheine, die ersten Papiere der Art, die sich unter diesem Namen auf dem englischen Markte zeigten, und woran Rothschild 500,000 Pfund Sterling verloren haben soll. Zur Zeit der spanischen Invasion durch die Franzosen im Jahre 1823 war er durch die französische Anleihe in große Gefahr gerathen; seine unerschöpflichen Hülfsquellen setzten ihn jedoch in den Stand, die Stocks empor zu halten, und so lief die ganze Sache endlich noch ohne Verlust für ihn ab. Diese Verhältnisse brachten auch den Papieren der anderen europäischen Staaten, die sich damals auf dem Markte befanden, einen bedeutenden Stoß bei, und namentlich wurden die Neapolitanischen so bedeutend niedergedrückt, daß die meisten Theilnehmer zurücktraten; das Haus Rothschild war daher genöthigt, die ganze Last dieser Anleihe mit allen ihren Verlusten allein zu tragen.

Ein anderes Ereigniß, wodurch dasselbe großen Gefahren ausgesetzt wurde, war Villèle's Project der Umwandlung der Renten. Zum großen Glück für Rothschild wurde es durch die Ueberwiegenheit von Einer Stimme in der Pairskammer, welche die Gegner des Projects mehr hatten als die Beförderer, nicht ausgeführt; wäre es jedoch zur Ausführung gekommen, so würden die Convulsionen auf dem Geldmarkte von Europa, die gleich nach dieser Zeit eintraten, ihm sicher mit

einer solchen Last auf der Schulter trotz aller bedeutenden Mittel und Hülfsquellen verderblich geworden sein. Er hat es in jener Zeit in der That selbst ausgesprochen, daß weder er, noch die bei diesem Unternehmen interessirten Häuser im Stande gewesen wären, dem Stoße Widerstand zu leisten.

Ein höchst gefährliches Geschäft für Rothschild war auch die 4procentige französische Anleihe, die er kurz vor den drei Julitagen mit Polignac abschloß, und die unmittelbar nachher um 20 bis 30 p. C. oder um noch mehr fiel. In der That standen diese Papiere lange Zeit in einem so schlechten Rufe, daß sich kaum ein Käufer dazu fand; doch war dieß Geschäft eigentlich mehr nachtheilig für seine Theilnehmer, als für ihn selbst, da sie den größten Theil dieser Stocks ihm bereits abgenommen hatten. Man machte es ihm in jener Zeit zum bittersten Vorwurf, daß er seine Freunde dießmal gänzlich ohne Hülfe ließ; doch muß man hierbei bedenken, daß er bisher seinen großen Gewinn stets redlich mit seinen Theilnehmern repartirt hatte, und daß die Julirevolution, welche dem Abschlusse dieses nachtheiligen Geschäfts folgte, ein Ereigniß war, das Niemand voraussehen konnte. Seit dieser Zeit krönte das Glück alle seine Unternehmungen mit Erfolg, die mit den portugiesischen Papieren vielleicht einzig und allein ausgenommen; doch konnten die Verluste, welche ihm aus jenem Unternehmen erwuchsen, für ihn nur als geringfügig betrachtet werden.

Das große Glück, welches Rothschild bei sämmtlichen Anleihen hatte, veranlaßte alle Staaten, die Geld borgen wollten, seine Mitwirkung in Anspruch zu nehmen, und es fand hierin unter den Mächten eine Art von Nebenbuhlerei statt. Er schlug es jedoch rund ab, ein Geschäft der Art mit Spanien oder mit denjenigen Staaten von Amerika zu unternehmen, die früher unter spanischer Oberherrschaft gestanden hatten. Er machte es möglich, sich von allen schlechten und unsicheren Geschäften in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens, die

man den Zenith seiner Laufbahn als Banquier und Finanzmann nennen kann, entfernt zu halten.

Rothschild vermied auch mit gleicher Sorgfalt, den zahlreichen Actien-Gesellschaften beizutreten, die in dieser Zeit sich bildeten, und dann stiegen und fielen. Man kann jedoch sagen, daß er durch seine Begründung der Assekuranz-Gesellschaft im Jahre 1824 — kurz vor der allgemeinen Actien-Manie — die Veranlassung dazu gegeben; außer dieser Gesellschaft aber, die übrigens sehr große und sehr günstige Resultate lieferte, ist uns keine andere bekannt, mit der er in directe Verbindung getreten wäre.

Rothschild's Wechselgeschäfte wurden in einer so großartigen und ausgedehnten Weise geführt, daß sie den Anleih-Geschäften gewiß nicht nachstanden, und da sich dieselben nur allein auf ihn und seine Familie beschränkten, so haben sie ihm sicher einen bedeutenderen Gewinn abgeworfen, als jene. Sie wurden zu allen Zeiten und unter allen Umständen fortgeführt, und waren nicht jenen Zufällen unterworfen, denen die fremden Anleihen stets ausgesetzt sind. Sein Benehmen bei diesen Wechselgeschäften stellte seinen Charakter in das vollste und vortheilhafteste Licht. Er stand nie einen Augenblick an, einen Wechsel aus irgend einem Theile der Welt anzunehmen; und so stark war sein Gedächtniß, daß er trotz der unendlichen Masse von Geschäften, die ihn mit jedem Posttage überströmten, und trotz dem, daß er nie etwas notirte, doch im Stande war, nach seiner Rückkehr von der Börse Alles genau seinen Buchhaltern zu dictiren. Seine Zuversicht und Freigebigkeit in diesen Geschäften verdient ebenfalls erwähnt zu werden. Viele Kaufleute, deren Wechsel man nicht respectiren wollte, fanden bei ihm Beistand; und die geringen Verluste, welche ihm aus dieser uneigennützigen Handlungsweise erwuchsen, zeigen deutlich, daß sein Zutrauen fast nie mißbraucht wurde. Für diese Klasse von Kaufleuten würde sein Tod zu einer andern Zeit eine Masse von Verlegenheiten herbeigeführt haben; damals jedoch,

da der Handel blühte und der Credit alle Tage zunahm, zeigten sie sich weniger empfindlich. Doch würden diese üblen Folgen dennoch nicht ausgeblieben sein, wenn mit ihm auch das Geschäft geschlossen worden wäre; es wurde jedoch von seinen Söhnen fortgesetzt, die früher schon unter der Leitung ihres Vaters dem Geschäft attachirt waren, und trotz der Aussicht auf ein unermeßliches Vermögen zu brauchbaren und geschickten Kaufleuten ausgebildet worden waren.

Rothschild verheirathete sich im Jahre 1806 mit Hannah, der dritten Tochter Levi Barnett Cohen's, eines Kaufmanns in London, der das Glück seines künftigen Schwiegersohnes so wenig vorausgesehen haben soll, daß er zweifelhaft gewesen, ob er diese Parthie wohl gutheißen könne. Diese Zweifel wurden durch einige Böswillige rege gemacht, nachdem Rothschild bereits seine Bewerbungen begonnen hatte, und von der Tochter erhört worden war; sein Schwiegervater verlangte daher einen genauen Nachweis seines Vermögens. Es erfolgte darauf die launige Antwort: so viele Töchter auch Herr Cohen besäße, so könne er doch — was Geld und guten Character beträfe — nichts Besseres thun, als sie alle dem Nathan Mayer Rothschild zu geben.

Seine Gattin, die ihn überlebte, hatte ihn mit sieben Kindern, 4 Söhnen und 3 Töchtern beglückt. Ihre Talente im Rechnen machten sie zu einer treuen Gehülfin des Mannes. Die älteste Tochter verheirathete sich an ihren Vetter Anselm Rothschild in Frankfurt, und es war die Verheirathung seines ältesten Sohnes Lionel mit der Tochter seines ältesten Bruders Amschel, die unsern Nathan Mayer im Sommer des Jahres 1836 nach Frankfurt führte. Bald nach seiner Ankunft überfiel ihn ein Unwohlsein, das sich schnell zu lebensgefährlicher Krankheit erhöhte, und schon am 28. Juli entriß ihn der Tod den Armen der Seinigen. Er starb im 59. Jahre seines Alters. (Sein Geburtstag war nämlich der 16. September 1777.) So sollte denn die Ahnung erfüllt werden, die ihn bei der Abreise auf das Festland

mächtig bewegt hatte, er werde nicht wieder lebend nach England zurückkehren.

Gleich seinen übrigen Brüdern im Jahr 1815 in den Adelstand und 1822 zum Freiherrn erhoben, machte er doch von dieser Auszeichnung keinen Gebrauch, stolz auf den einfachen Namen „Rothschild,“ unter dem er sich emporgeschwungen hatte.

Sein Leichnam wurde nach London gebracht und daselbst am 8. August des genannten Jahres 1836 mit großartigster Theilnahme von Vornehm und Gering beerdigt. Der Rabbiner Salomon Herschell bemerkte in seiner Grabrede hinsichtlich der Großmuth und Mildthätigkeit des Verstorbenen, daß derselbe außer seinen zahlreichen Beiträgen zu jeglicher Wohlthätigkeitsanstalt oft noch Tausende in seine Hände gelegt habe, um sie zu milden Zwecken und für Hülfsbedürftige verwenden zu können.

Rothschild's Testament, das er noch am Tage vor seinem Dahinscheiden entwarf, trug einen ganz patriarchalischen Character und athmete eben sowohl von zärtlicher Sorge für seine Kinder, wie von Vertrauen auf die hinterbliebene Gattin. — Jedes der sieben Kinder erhielt 900,000 Gulden, die Wittwe aber einen Jahrgehalt von 240,000 Gulden. Außerdem verblieb den vier Söhnen Lionel, Anthony, Nathanael und Mayer das Gesammtvermögen zu weiterer gemeinsamer Fortführung des ausgedehntesten Geschäftes.

Friedrich Maximilian Klinger.

Während der größte Sohn unseres Frankfurt — Göthe — von der Wiege bis zum Grabe ununterbrochen vom seltensten Glücke begünstigt war, bemerken wir dagegen bei demjenigen seiner Landsleute und Zeitgenossen, dessen Andenken die nachfolgenden Zeilen gewidmet sind, einen auffallenden Unterschied zwischen dem Anfang und dem Ausgange seines Daseins. Denn arm und niedrig geboren starb er doch auf hoher Stufe der Ehre und des Ansehens, als russischer Generallieutenant, Kurator der Universität Dorpat und Gemahl einer Tochter der Kaiserin Katharina II.

Der Vater unseres Friedrich Maximilian Klinger soll sich außer seinem Militärdienst (als gemeiner Constabler in der städtischen Artilleriecompagnie) mit Handarbeit ernährt haben und eines Tages nebst seinem Sohne im „Augsburger Hof" mit Holzhacken und Sägen beschäftigt gewesen sein, als ein stattlicher Bürger vorüber ging und vorzüglich den jungen Klinger, der in dürftiger Kleidung barfuß dastand, bei der Arbeit beobachtete. Die schöne Gestalt des Knaben und sein blitzendes Auge zogen jenen an; er redete mit dem Kleinen und fragte ihn, ob er außer dieser Beschäftigung auch etwas in der Schule gelernt habe? Der Knabe antwortete, daß seine Eltern zu arm wären, um ihn zur Schule zu senden; er selbst wünsche freilich, Alles lernen zu können, wozu er jedoch keine Hoffnung habe. Sogleich gab sich der Bürger als Professor Zinck, Lehrer am hiesigen Gymnasium

zu erkennen, lud Vater und Sohn zu einer Besprechung in seine Wohnung ein und übernahm es, dem Knaben selbst Unterricht zu ertheilen.

In etwas verschiedener Weise, zugleich aber umständlicher und vielleicht wahrheitsgetreuer hört man den Verlauf dieser zwar kleinen, aber für Klinger's Zukunft entscheidenden Begebenheit auch so erzählen. Als der Knabe 11 bis 12 Jahre alt war, wurde er eines Morgens von der Mutter — (aller Wahrscheinlichkeit nach war der Vater damals nicht mehr am Leben) — beauftragt an den Main zu gehen, und dort eine Bütte Kohlen zu bestellen. Er nahm zur Gesellschaft einen Altersgenossen aus der Nachbarschaft mit. Als beide in die Nähe des Augsburger Hofes gekommen waren, lag dort vor einem Hause ein großer Haufe gespaltenes Holz. Eine Magd hatte bereits längere Zeit auf einen Träger desselben gewartet. Als die ärmlich gekleideten Buben ihr aufstießen, trug sie ihnen daher sogleich die Arbeit an. Diese zeigten sich auch auf der Stelle bereitwillig und brachten das Holz drei Stiegen hoch auf den Boden. Als sie nun von der Frau des Hauses — es war die Gattin des damaligen Gymnasiallehrers Zinck — den verdienten Lohn empfingen, zog besonders Klinger wegen seines feinen, schönen Aeußeren, und wegen seines lebhaften, anständigen Wesens die Aufmerksamkeit derselben auf sich. Sie richtete sogleich verschiedene Fragen an ihn, die er freimüthig und doch bescheiden beantwortete. Als er ihr beim Weggehen seine Besorgnisse wegen des langen Ausbleibens zu erkennen gab, suchte sie ihn zu beruhigen und beauftragte ihn zugleich seine Mutter baldigst zu ihr zu schicken, da sie derselben etwas Wichtiges zu sagen habe. So machte sich denn gegen Mittag hin der junge Klinger mit leichterem Herzen wieder auf den Weg nach dem Elternhause. Allein von ferne schon erblickte er die strenge Mutter mit der Zuchtruthe in der Hand. Und kaum war er ins Haus getreten, so sollte ihn alsbald die angedrohte Strafe treffen. Des Knaben Thränen beschwichtigten jedoch den Unmuth der

aufgebrachten Frau, und er gewann Zeit sich hinlänglich zu rechtfertigen und zugleich den erwähnten Auftrag auszurichten. Es dauerte übrigens lange, bis sich Klinger's Mutter entschloß, zu einer ihr völlig unbekannten Frau zu gehen. Nach oft wiederholten Vorstellungen und Bitten des Sohnes that sie es endlich, und ward von Zinck und dessen Gattin auf's Freundlichste empfangen. Der Menschenfreund übernahm nicht bloß die Sorge für Schulgeld und Anschaffung der nöthigen Bücher, sondern erbot sich auch zu Privatunterweisung und zu jeder anderen Unterstützung des Knaben.

Im Gymnasium wurde Klinger in die Klasse der sogenannten Schüler aufgenommen, die, von einem Präfekten geleitet, an bestimmten Wochentagen vor den Häusern frommer Bürger kirchliche Lieder zu singen pflegten und bei feierlichen Leichenbegängnissen vor dem Todtenwagen herzogen. Zu gleicher Zeit mußte er als Calefaktor die Klassenzimmer einheizen. — Bald machte er bei seinem unermüdlichen Fleiße und seinen großen Anlagen — besonders besaß er eine ausgezeichnete Gabe für Erlernung der Sprachen — bedeutende Fortschritte, und studirte neben den alten Klassikern die besten englischen und französischen Schriftsteller. Seine auf die eigene spätere Autorthätigkeit so einflußreichen Lieblingsschriftsteller waren Shakesspeare und Rousseau. Durch Ertheilung von Unterricht und die bereits erwähnten Nebenverrichtungen als Schüler, ward er nach dem frühen Tode des Vaters in den Stand gesetzt, die verlassene und bedürftige Mutter und seine beiden Schwestern zu unterstützen.

Nach vollendeten Gymnasialstudien bezog Klinger die Universität Gießen und wählte als Brodfach die Rechtswissenschaft, widmete sich aber bald mit größerem Eifer der schönen Literatur. Auf einem Besuche von Gießen aus in Frankfurt soll er Göthe's Bekanntschaft gemacht haben, mit welchem er, obschon nur 3 Jahre jünger und demnach durch's Alter wenig geschieden, doch während der Knabenzeit aus sehr natürlichen Gründen in keine Berührung gekommen war. „Man liebt

an dem Jüngling, was er ankündigt," schreibt Göthe, „und so war ich Klinger's Freund, sobald ich ihn kennen lernte." Denn als einnehmend und vielversprechend schildert er Klinger's Erscheinung. „Sein Aeußeres war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, schlanke, wohlgebaute Gestalt und eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben; er hielt auf seine Person, trug sich nett und man konnte ihn für das hübscheste Mitglied der ganzen kleinen Gesellschaft ansprechen. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abstoßend, und, wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt." So Göthe. — Eine Bewerbung um eine Anstellung in seiner Vaterstadt hatte keinen Erfolg; dafür aber trug er mit seinen „Zwillingen" den von dem berühmten Schauspieldirektor Schröder auf das beste Stück, dessen Gegenstand ein Brudermord sein sollte, ausgesetzten Preis davon. Dieser Erfolg spornte ihn zur lebhaftesten Thätigkeit im dramatischen Fache, so daß er im Jahr 1775 fünf Schauspiele dichtete.

Im Jahr 1776 war der damals vierundzwanzigjährige Klinger*) einige Zeit in Weimar, doch fanden Wieland und Merck an seinen Produktionen auf die Dauer wenig Geschmack, und selbst Göthe scheint sich einigermaßen durch ihn genirt gefunden zu haben. Er schrieb an Merck: „Klinger kann nicht mit mir wandeln; er drückt mich. Ich hab's ihm gesagt, darüber er außer sich war und es nicht verstand und ich's nicht erklären konnte, noch mochte." Und: „Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch; seine harte Verschiedenartigkeit von uns schwüret mit uns, er wird sich herausschwüren." Einst entlief Göthe inmitten der Vorlesung eines Klinger'schen Manuscripts, und als Klinger ruhig dabei blieb und sich nur darüber wunderte, daß ihm das nun zum zweiten Male begegne, erwiederte Göthe wie mit einer Prophezeiung, Klinger's Contenance passe zu einem General. — — Die Weimaraner klagten über Klinger's unmäßige und ungeregelte

*) Klinger war geboren den 18. Februar 1752.

Dichtung, über sein Tollen, daß er sich ganz und gar wie ein Mensch aus einer anderen Welt betrage und zwar gegen Jedermann; man sagte ihm nach, daß er Löwenblut schlürfe und rohes Fleisch esse — indem man Ausdrücke aus seinen Dramen auf ihn selbst anwendete.

Noch sollte Klinger die menschliche Natur von mehrfacher Seite kennen lernen, ehe er auf die Bühne der großen Welt überging. Er wurde von der Seiler'schen Schauspielertruppe, die längere Zeit in Weimar gespielt hatte und von Göthe mit großem Lobe genannt wird, als Schauspieldichter gewonnen und sah von ihr mehre seiner Stücke mit Beifall aufgeführt. Zwei Jahre später ging er zu den österreichischen Truppen über, wo er in ein Freicorps eintrat und unter Vermittelung eines Herzogs von Würtemberg Lieutenant wurde. Nach dem kurzen baierischen Erbfolgekrieg 1778 verließ Klinger wieder den österreichischen Dienst und begab sich, von dem eben erwähnten Herzoge mit Geld und Empfehlungen unterstützt, und nachdem er noch in Petterweil in der Wetterau von seinem einstigen Wohlthäter Zinck, der sich gerade dort in Ferien befand, den herzlichsten Abschied genommen hatte, 1780 — als Mann von nun 28 Jahren — nach Petersburg, wo er bald als Vorleser bei dem Großfürsten Paul angestellt wurde. In dieser Eigenschaft machte er, höchst bequem und unabhängig, mit genanntem Fürsten eine vierzehnmonatliche Reise nach der Schweiz, Italien, Frankreich, reich an Belehrung und Genuß, deren schöne Erinnerungen, besonders die italienischen, in manchen seiner Werke erfreulich durchklingen. In Folge der militärischen Organisation Rußlands war Klinger bei seinem friedlichen Berufe als Vorleser dennoch dem Flottenbataillon als Lieutenant zugetheilt gewesen; nach Rußland zurückgekehrt, wollte er auch einen wirklichen Kriegszug gegen die Türken mitmachen, aber da der Krieg unterblieb, nahm er nur an einem Zuge nach Polen Theil. Im Jahre 1785 erhielt er eine Anstellung bei dem Landkadettencorps, dessen

Direktor er 1801 wurde *); auch zum Direktor des Pagencorps und zum Curator der Universität Dorpat wurde er ernannt, so wie zum Vorsteher oder Inspektor einer Töchterschule. Er erhielt den Titel eines Generallieutenant und viele Orden. Allgemein wurde seine Strenge und Consequenz anerkannt, so wie seine Redlichkeit und Gerechtigkeit gerühmt. Vielfach am Hofe beschäftigt und durch seine Aemter mit verschiedenen Klassen der Gesellschaft in Berührung kommend, lebte Klinger in der Zeit, welche ihm seine Berufsgeschäfte übrig ließen, vorzüglich seinen Studien, seinen schriftstellerischen Arbeiten und seiner Familie. Daß er mit einer russischen Dame von höchster Abkunft vermählt war, dessen ist bereits gedacht. Von 3 Kindern war den Eltern nur ein Sohn geblieben, welcher im 20. Jahre als Gardekapitän und Adjutant des General Barclay de Tolly in der Schlacht an der Moskwa 1812 tödtlich verwundet wurde

*) Bulgarin, der hier unter Klinger's Aufsicht erzogen wurde, theilt in seinen Memoiren einige Notizen über ihn mit, die unsere Kenntniß seines oft in räthselhaftem Lichte erscheinenden Charakters vervollständigen helfen. „Da ich", heißt es darin unter Anderm, „in der letzten Zeit mit Klinger befreundet war und sogar sein Wohlwollen erlangte, so hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß er Rußland keineswegs liebte und, wie es mir schien, nur wenig kannte. Nach seinen eigenen Worten lebte er körperlich in Rußland geistig aber in Deutschland. Als zwei deutsche Schriftsteller, Seume und Musäus (?), nach Rußland kamen, um ihr Glück zu suchen, widerrieth er ihnen, sich hier niederzulassen, sobald er erfuhr, daß sie sich noch immer mit der Literatur beschäftigen wollten. „Hier muß man nur einen guten Magen haben", sagte Klinger, „bleibt mit einem guten Kopfe lieber in Deutschland." — Wenn er von den Menschen im Allgemeinen sprach, sonderte er die Russen immer von ihnen ab; so hörte ich ihn einmal sagen: „Die Menschen und die Russen" u. s. w. Er hielt die letzteren für eine eigenthümliche, aus asiatischer Barbarei und oberflächlicher europäischer Civilisation zusammengesetzte Race, und obwohl selbst ein eifriger Freund der Aufklärung, bemühte er sich doch nie, sie in Rußland zu befördern, da er es für unnütze Mühe erklärte. Zu der Zeit, als er Curator der Universität Dorpat und Mitglied der Ober-Schul-Direction beim Unterrichts-Ministerium war, trug er selbst darauf an, daß seine Werke in Rußland verboten wurden, um seinen Feinden die Gelegenheit zu nehmen, ihm dadurch zu schaden."

und starb. Die Mutter weinte sich im buchstäblichen Sinne beinahe blind; Klinger, der ihr von nun an eine doppelte Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit widmete, hielt sich äußerlich aufrecht; aber der Mann, der als Jüngling einem Freunde geschrieben hatte: „Es ging arg mit mir ..... Jeden Andern müßte es niederschmeißen und daß ich steh', weiß ich nicht, wem ich's zuschreiben kann und soll;" mußte jetzt doch seiner Schwester das Bekenntniß ablegen: „Ich fühle mit jedem Pulsschlage, daß mein Leben nichts mehr ist." Auch ward er seit diesem Verlust auffallend milder und weicher. Im J. 1822 legte er Alters und Kränklichkeit halber seine meisten Aemter nieder und behielt nur die Mitwirkung an den Erziehungsanstalten der Kaiserin Mutter bei. Unter allen auf einander folgenden Regierungen genoß Klinger während seiner langen Dienstlaufbahn immer das größte Vertrauen und die Gunst, die er durch seine Talente und Kenntnisse, durch die Festigkeit und Ehrenhaftigkeit seines Charakters, durch seine Entfernung von aller Intrigue und Glücksjägerei sich erwarb und behauptete. Auch noch von Kaiser Nicolaus erhielt Klinger Beweise der Huld und Achtung, bis er am 25. Februar 1831 während der Vorbereitung zu dem polnischen Kriege starb. Er hatte ein Alter von 79 Jahren erreicht.

Klinger war ein braver und edler Sohn und Bruder. Er blieb der Mutter und Schwester mit der zärtlichsten Pietät ergeben und unterstützte jene reichlicher, als sie es annehmen wollte. Als er im Gefolge des Großfürsten Paul nach Frankfurt kam, und geschmückt mit Orden und der glänzenden Uniform in das enge Stübchen der Mutter trat, die ihn seit längerer Zeit nicht gesehen hatte, mußte er sich ihr erst nach und nach zu erkennen geben. Vergeblich machte er ihr dann den Vorschlag, mit ihm nach Petersburg zu ziehen; nur mit Mühe konnte er sie dazu bringen, daß sie eine jährliche Unterstützung von 400 Gulden von ihm annahm. „Ich brauche dieses Geld nicht", sagte sie, „und nehme es bloß unter der Bedingung, daß ich meinen Feuersteinladen

am Fahrthor, der mir zur Gewohnheit geworden ist, fortsetzen darf *).

Entschieden von Charakter und reiner Gesinnung sich bewußt, von früher Jugend an auf den Ernst des Lebens hingewiesen, im Gefühle, Alles, was an ihm war, sich selbst verschafft und geschaffen zu haben, hiermit auf seine eigene Persönlichkeit fußend und vertrauend, und mit der vortheilhaftesten körperlichen Bildung ausgestattet, erschien Klinger als das Bild einer zwar stolzen, aber doch einnehmenden männlichen Persönlichkeit. Es war bei ihm, sagt ein neuerer Literarhistoriker, die Strenge, zu der ihm schon die Geburt die Anlage mitgegeben, allmälig zu stoischer Trotzigkeit und Selbstgenügsamkeit aufgewachsen, die sich um so fester bildete, als er, von der Straßenarbeit durch Zufall in die Schule wissenschaftlicher Ausbildung gelangt, von reichsstädtischer Aristokratie umgeben und mißachtet, später im Kriegsdienste bei den Oesterreichern und Russen den starren Formen der Disciplin unterworfen und hier zuletzt unter der Unbeugsamkeit eines systematischen Despotismus zu Glanz und Glück emporgehoben, in seinem Lebensgange den Kampf mit Herkommen und Menschen vielfach bestanden und dadurch gegen beide sich mehr und mehr abgeschlossen und in seine eigene innere Welt zurückgezogen hatte. Er mochte wohl von sich selber sagen: „ich habe, was und wie ich bin, aus mir selbst gemacht, meinen Charakter und mein Inneres nach Kräften und Anlagen entwickelt, und da ich dieß so ernstlich als ehrlich that, so kam das, was man Glück und Aufkommen in der Welt nennt, von selbst."

*) In früherer Zeit scheint sie sich auch als Wäscherin ernährt zu haben. Noch bezeichnet man ein Haus in dem ehemaligen Rittergäßchen neben der Allerheiligenstraße als Klinger's Geburtshaus. Hier wurden in der Wohnung von Klinger's Mutter während der Jahre 1773 und 1774 wöchentliche Zusammenkünfte des Frankfurter-Darmstädtischen Dichterkreises, zu denen Göthe und Klinger gehörten, im Wertherisch-sentimentalen Sinne gehalten. Gegenwärtig heißt jenes Gäßchen mit Recht die „Klingergasse."

In späteren Lebensjahren sang Göthe deßhalb auch dem Landsmanne freundlich zu:

„Eine Schwelle hieß ins Leben
Uns verschied'ne Wege geh'n;
War es doch zu edlem Streben,
Drum auf frohes Wiedersehn!"

Ueber 40 Jahre, weit den größten Theil seines selbstständigen Lebens, brachte Klinger in Rußland zu. Wenn er mit erhebendem Selbstgefühl, seiner Verdienste ebenso wie seiner Reinheit freudig bewußt, auf diese seine Laufbahn zurückschaute, so kann man nicht anders als ein solches Selbstgefühl gerecht finden; man kann aus seiner eigenen Verwunderung über den von ihm glücklich durchlaufenen, schwierigen und schlüpfrigen Weg Manches errathen, was er ausdrücklich zu sagen nicht nöthig fand; man kann sich der in seinen Dramen vorkommenden Worte erinnern: „Am Hof habe ich die Menschen so kennen lernen, daß ich ohne Verzerrung nicht mehr lächeln kann;" und: „Einen König oder Höfling ganz kennen, hieße die Flecken des wilden Tigers auf seinem Felle zählen;" doch muß man auch erwägen, daß Klinger durch die Zurückgezogenheit seines Lebens der Aufmerksamkeit, dem Haß und dem Neid weniger bloß gestellt war und daß seine Aemter, wie wichtig sie auch ihrer Aufgabe und Wirksamkeit nach sein mochten, doch eigentlich außerhalb des Tummelplatzes der Intrigue lagen. — Als Schriftsteller gehörte er immer Deutschland an, so wie er mit seiner Theilnahme, seiner Pietät immer in seinem Vaterlande wurzelte. Die Anhänglichkeit an das Land seiner Geburt bewährte er auch dadurch, daß er Deutschen, die sich an ihn wandten, freundlich und hülfreich entgegenkam. —

Gegenwärtig ist der Name Klinger in gebildeten Kreisen des deutschen Volkes und auch wohl in seiner Vaterstadt Frankfurt viel bekannter, als der Inhalt der Klinger'schen Werke. Ob der im Jahr 1842 erfolgte Wiederabdruck derselben seitdem den literarisch so bedeutsamen Geisteserzeugnissen eine größere Zahl von Lesern ver-

schafft habe, möchte sehr zweifelhaft erscheinen. Der Hauptgrund von dieser Vernachlässigung liegt nun wohl in nichts Anderem, als in der Beschaffenheit der Klinger'schen Werke selbst. Selbst einer der mildesten Beurtheiler derselben — Konrad Schwenck — gesteht zu, „daß der tiefe Ernst, die herbe Satyre, die Fülle der Bitterkeit, ja selbst Trostlosigkeit der Ansicht vom Leben der Menschen, womit diese Werke erfüllt sind oder vielmehr zu sein scheinen, denen wenig zusagen können, welche nur lesen, um sich zu zerstreuen und zu unterhalten, und für manche, welche dafür vielleicht noch Sinn hätten, möchte der sich durch alle diese Werke, welche ernsten Inhalts sind, durchziehende Ton der Spannung, wie er der Sturm- und Drangperiode, in welche Klinger's Jünglingsalter fiel, angehört, nicht zusagen, und ebensowenig der Stoicismus der Tugend, welcher in so reichem Maße hervortritt." Freilich setzt der genannte Kritiker hinzu: „Aber es liegt in Klinger's Werken eine bewundernswerthe Kraft und Tüchtigkeit, eine Kenntniß des Menschen und der gesellschaftlichen Beziehungen, des Staates und seiner Getriebe, wie sie selten so klar in anderen Schriften hervortritt, und diese Vorzüge sind mit einem Schwunge der Gedanken und Empfindungen und mit einer energischen Thätigkeit der Phantasie verbunden, welche man in der jetzigen Periode durchaus vermißt." Und an einer anderen Stelle: „Zur Erklärung der Hauptwerke von Klinger muß noch insbesondere sein Leben in Rußland am Sitze der Herrschaft in Betracht gezogen werden, da dieß gerade bei seinem Charakter und seiner Geistesrichtung von ganz besonderem Einflusse war. Frühzeitig starken und festen Sinnes, ward er durch geringe Familienverhältnisse und Armuth, statt gebeugt zu werden, gestählt, machte aber offenbar schon früh scharfe Beobachtungen über das menschliche Treiben und nahm bittere Empfindungen und herbe Ansichten mit in das spätere Leben. Sein poetisches, dem Erhabenen zugewandtes Gemüth, fern vom Vaterlande in einem Kreise, welcher ihn das durch alle Geschichte der Menschheit verbreitete Böse in seinen schärfsten Zügen stets lebendig anschauen ließ,

wandte seinen Blick auf die Tugend, als das einzig Tröstliche im Menschen hin, so daß, wer an ihrem Dasein ganz verzweifeln müsse, unendlich elend sei; denn die stummverhüllte Gottheit ertheilt, wenn Einer auch durch alle Himmel wandelt, keine Antwort auf die Frage: warum alles Böse und Ungerechte in so reichem, entsetzlichem Maße auf Erden unter den Menschen wuchere und tausend und abertausend zermalme. Dieses erhabene Gefühl für Tugend, diese Poesie des Herzens dringt als Pulsschlag durch seine Werke und gibt den oft überwältigend furchtbaren Schilderungen menschlicher Frevel und Verruchtheiten einen erhebenden Hintergrund nicht rein als Stoicismus, wie es manchmal den Schein haben könnte, sondern, was es eben als Poesie des Herzens erscheinen läßt, als ein warmer Glaube an das verhüllte Höhere, welches aus uns unbegreiflichen Gründen das Böse walten lasse, und als ein heißes Verlangen nach dem Wohle der armen gepeinigten Menschheit. Sein wahrhaft gestählter Charakter gab ihm in seiner Stellung eine große Strenge, und sein tiefer Blick war stets auf das Böse der Menschen gerichtet, was ihn so reichlich umgab, so daß er von dieser Seite her zu den bedeutendsten Menschenkennern und Lehrern der Menschenkenntniß, besonders in der Sphäre der Höfe und der Staatsverwaltungen, wie auch aller Bevorrechteten und Herrschenden, unter welcher Form es auch sei, gehörte. Allerdings erscheint nun, bei aller Welt- und Menschenkenntniß, die stets hervortretende Richtung, das Böse und Sündhafte darzustellen, welchem das Tugendhafte und Gute erliegt, als einseitig; aber es ist mit einer Kraft und einer Energie der Satyre geschildert und mit einer lebendigen Anschauung trefflich erfundener Situationen so meisterhaft dargestellt, daß seine Schriften in dieser Hinsicht unübertroffene Meisterwerke sind, denen man keine ebenbürtigen an die Seite zu stellen hat."

Interessant ist es, mit diesem Urtheil über Klinger folgenden Ausspruch von Gervinus zu vergleichen. „Klinger," sagt dieser, „denkt von den Menschen zu gut und zu schlecht, und daher rühren die

seinen Karrikaturen in seinen Dichtungen, die Heroen in Tugend und Laster. Daß er nirgends ein Mittel fand, beruht darin, daß er die mittleren Stände der Gesellschaft, die auch in allen seinen Dichtungen fast niemals auftreten, gar nicht gekannt hat. Er kannte nur Einsamkeit und aus Erinnerungen die Noth der allerunterſten Stände, und dann den Hof und das Hofleben, und er lernte sich mit beiden vertragen; dieß erklärt seine morgenländische Natur, da man im Orient eben diesen Mittelstand nicht hat, und da der Gebildete dort keine andere Wahl hat, als die Klinger überall statuirt: einsam oder am Hof zu leben, Derwisch oder Vezier zu sein; es erklärt seine Sympathie mit Rußland, und daß der Freiheitsmann seinen Kaiser Alexander bis in den Himmel erhebt; es erklärt seine feinen Entschuldigungen des Despotismus, den er in sich gefunden hat und in Jedem muthmaßte; es erklärt, daß der disciplinarische Erziehungsaufseher, der pädagogische Soldat die größte Freiheit im Militärstand, im Gehorsam fand! dies erklärt auch, warum er das ächte Bürgervolk des neuen Europa, die Engländer, nicht mag, und um seinen Shakespeare zu retten, ihn keinen Engländer nennt; und warum Er, der dem Herzen nach ein ächt deutscher Patriot ist, doch wieder dem Kopfe nach mit dem anständigen Franzosen hält, der ihm ein viel vollendeterer Mensch ist, als der Deutsche. Hier steckt wieder seine Extremsucht, das Suchen nach scharfgeprägten Formen menschlicher Ausbildung dahinter."

Nur auf Klinger's jugendliche Geisteserzeugnisse, nicht auf die Schöpfungen seiner männlichen Jahre beziehen sich die Worte Vilmar's: „das bedeutendste unter den Kraftgenie's der Sturm- und Drangperiode ist F. M. Klinger, der seine wilden Dramen in den siebziger Jahren schrieb, und dessen Ton oft so stark mit dem später auftretenden Schiller zusammentrifft, daß man in den Räubern fast nur einen zweiten Klinger zu hören glaubt und auch oft behauptet worden ist, Schiller habe Klinger nicht allein im Allgemeinen, sondern durch Erborgung bestimmter Charaktere nachgeahmt. Auch er

hatte es, wie Schiller, darauf abgesehen „tugendhafte Ungeheuer" oder „edle Canaillen" zu schildern; seine Charaktere sind durchgängig bis ins Fratzenhafte unwahr, voll einer titanischen, völlig bewußtlosen Naturkraft, die sich in furchtbaren Phrasen und gräulichen Handlungen bloß gibt."

Johann Gottlieb Prestel.

Dieser merkwürdige Künstler wurde am 18. November 1739 in dem schwäbischen Dorfe Grünebach an der Iller geboren, wo sein Vater als Schreiner und Landbauer lebte. Der Ort liegt mit seiner Abtei in einer schönen Gegend, über die sich schon der Knabe freute, besonders wenn er das benachbarte Felsenschloß bestieg, und von dem Thurm herab die Gegend nach Ulm überschaute. Hier wuchs Prestel in der Werkstatt seines Vaters heran, und genoß den besonderen Schutz der Mönche in der Abtei, unter welchen er sich oft bewegte, so wie den Umgang mit den Landbewohnern, die er später als einen kräftigen Schlag einfacher und nicht verbildeter Naturmenschen zu schildern pflegte.

Sein vertrautester Freund im Dorfe war ein Hirtenknabe, der vielerlei Geschicklichkeiten besaß. Er konnte nämlich meisterhaft mit dem Munde jede Musik pfeifen, alle Vogelstimmen nachahmen, schnitzte sehr künstlich in Holz, war der beste Tänzer im Orte und dabei ein netter Bursche, sein Kopf voll Feuer und Leben. Beiden wurde ihr Dorf zu enge, und sie entwarfen Plane, wie sie die Welt durchreisen und sich

mit ihren Fertigkeiten forthelfen wollten. Jener sollte sich auf sein Pfeifen hören lassen, und dieser wollte sich durch Schreinerarbeit sein Brod verdienen. — Zwar zerrannen mit der Zeit wieder diese Ideale des Hirtenknaben, Prestel aber führte seinen Entschluß aus. Nachdem er sich während einer epidemischen Krankheit durch Anstreichen von Särgen ꝛc. einiges Geld erworben hatte, zog er als Schreinergesell auf die Wanderschaft nach Böhmen. In Prag war er wegen seiner Geschicklichkeit wohl gelitten. Doch bald mochte ihn seine rein mechanische Arbeit nicht mehr befriedigen; unmuthig kehrte er wieder heim. Als er nun im elterlichen Hause den Wunsch zu erkennen gab, ein Uhrmacher, dann ein Maler zu werden, schalt man ihn mit den Worten, er sei ein Taugenichts, der nicht arbeiten wolle. Prestel ließ sich nicht irre machen. Er arbeitete ein ganzes Jahr an einem Uhrwerke, das er auch zu Stande brachte, und beschäftigte sich dabei auf seine eigene Weise. In der Abtei Ottobeuern hatte er einen Harfenspieler zum Freunde, und zu diesem lief er, wenn ihm der Kopf von der oder jener Idee brannte, zu jeder Zeit, oft in der Tiefe der Mitternacht, und fand bei ihm Theilnahme.

Damals wurde die schöne Klosterkirche daselbst al fresco ausgemalt. Bei dem Eintritte in den heiligen Ort, der nun zu einer Werkstätte der Kunst geworden war, fühlte der hochbegabte Jüngling seinen Beruf zur Kunst auf das Lebendigste, und die Bahn seines ganzen Lebens erhielt von diesem Augenblicke an ihre bestimmte Richtung. Nachdem sein Kunstsinn lange in das Anschauen der großen Wand- und Deckengemälde versunken gewesen, weckte ihn seine Künstlerkraft zur Selbstthätigkeit. Er lagerte sich auf den Boden, und begeistert von der Farbenpracht und von den herrlichen Gestalten des Gemäldes, das die Kuppel des Domgewölbes schmückte, zeichnete er, der nie etwas dem Aehnliches versucht, dieselben mit solcher Genialität ab, daß er die Verwunderung der Maler erregte. Diese nahmen sich nun des zwanzigjährigen ganz rohen Jünglings väterlich an, munterten ihn auf, gaben ihm Vorzeichnungen, und versprachen ihm fernere Hülfe

und Beistand, wenn er sich zu Hause üben wolle. Denn die Herbstzeit war nahe, und das Winterhalbjahr gingen sie, weil da in der Kirche nichts zu arbeiten war, nach Tyrol zurück. Prestel zog nun frohen Muthes, mit Kupferstichen und Zeichnungen reichlich versehen, und durch seine Freunde auf mancherlei Weise belehrt, nach Grünebach zurück, wo er den ganzen Winter hindurch Tag und Nacht unaufhörlich zeichnete und malte, und nur mit Sehnsucht den Frühling erwartete, der ihm mit dem schöneren Himmel auch seine hochverehrten Kunstfreunde zurückbringen sollte. Ihre gegenseitigen Erwartungen wurden weit übertroffen; seine Gönner bewunderten die schnellen Fortschritte, nahmen ihn in ihre Werkstätte auf und stellten ihn bald den älteren Gehülfen als Muster vor. Doch dieß erweckte ihm Neid und bestimmte ihn nach einiger Zeit, die unleidige Umgebung zu verlassen und seinem sehnlichsten Wunsche folgend, das benachbarte Venedig zu besuchen.

Mit einigen zwanzig Batzen trat der schlichte schwäbische Bauernbursch im Jahre 1760 seine Reise durch Tyrol und Oberitalien an, in seiner Landestracht, mit langen Reihen von Knöpfen auf Weste und Rock, ohne italienisch zu verstehen, um die Kunstschulen Italiens zu besuchen.

Sein Weg führte ihn durch die Hochalpen und die lombardischen Ebenen nach Venedig; er durchflog fast in ungeduldiger Eile das Land, legte neun bis zehn Meilen im Tag zurück und kam zu Fuß bei den Stationen zugleich mit denen an, die mit ihm ausgefahren waren. Jeder außerordentliche Aufwand von Körperkräften, jede Entbehrung fast des Nothwendigen war dem rüstigen Jüngling ein leichtes Spiel.

Gleich im Anfange seines Aufenthalts zu Venedig traf er in einer Kirche ein Altargemälde, das er wegen seiner Schönheit sogleich copirte. Während er so dasitzt und arbeitet und die Messe gelesen wird, knieet auch ein bejahrter Mann in seiner Andacht vor ihm nieder. Nach Beendigung des Gottesdienstes geht er auf Prestel zu, redet ihn italienisch an und führt ihn, da der junge Künstler kein Wort davon versteht, in

die Sacristei. Aber auch hier ist kein Geistlicher, der als Dollmetscher dienen kann, und Prestel folgt den Winken des alten Mannes, ohne seine Absicht zu wissen. Er tritt in sein Haus, in sein Zimmer, und merkt, daß er einem Maler gefolgt ist. Er erstaunt, als er dessen Gemälde sieht; es war Giuseppe Nogari selbst, der Fertiger des Altarblattes, das ihm so wohl gefallen.

Nogari behielt nun den jungen Mann, in dessen Umgange und Genie er großen Genuß fand, bei sich im Hause und ward sein Lehrer. Nach und nach gewann er ihn so lieb, daß er ihm seine junge Base zur Gattin antrug, und ihm sein ganzes Vermögen als Mitgabe und Erbe verhieß. Aber Prestel lebte um jene Zeit nur im Anstaunen der Kunst, in der er allein das Glück seines Lebens zu finden hoffte, er wies die Anerbietungen seines Wohlthäters zurück, zog sich aber durch sein beharrliches Widerstreben den Unwillen des Italieners in solchem Grade zu, daß ihn derselbe mit den Worten „Ingrato Tedesco" (undankbarer Deutscher) von sich stieß.

Ein Freund verschaffte ihm die nöthigen Mittel, nach Rom zu gelangen. Hier malte er sehr fleißig, copirte pünktlich, und erwarb sich so seinen Unterhalt. Aber je tiefer er in den Geist seiner classischen Vorbilder eindrang, desto unerreichbarer erschienen sie ihm. Allmälig erzeugte die Bewunderung und Verehrung der großen Meister ein völliges Mißtrauen zu seiner eigenen Kraft. Eine tiefe Melancholie ergriff ihn, er hielt sich ferner unwürdig, den Pinsel zu führen, ließ seine Farben stehen, rollte seine Zeichnungen zusammen, warf sie in die Ecken seiner Wohnung, und ward nun ein Handlanger der Kunst, indem er Farben bereitete und Pinsel verfertigte, wodurch er sich seinen Unterhalt mühsam verschaffte. Der weisen Behandlung und thätigen Menschenliebe eines Mannes von seltenem Geiste, dessen Name unbekannt geblieben, verdankte er seine Wiedergenesung. Dieser fand seine Talent verrathenden Arbeiten, forschte nach dem Verfasser, ward Anfangs sein Tischge-

nosse, dann sein Begleiter auf Spaziergängen, endlich sein Freund und Retter. Prestel lebte nun wieder ganz der Kunst.

Nach einem vierjährigen Aufenthalte in Rom, den er zum Theil nicht ohne Entbehrung und Mangel, aber doch größeren Theils unter heiterer Arbeit verbracht hatte, ging er 1766 nach Florenz, wo damals unter Großherzog Leopold, dem Bruder Joseph's II. und nachmaligem Kaiser, Künste und Wissenschaften einen neuen Aufschwung erhielten. Er wurde hier mit großer Auszeichnung behandelt, schlug aber das fürstliche Anerbieten, gegen einen ansehnlichen Jahrgehalt in Florenz zu bleiben, aus und kehrte 1769 über Bologna und Venedig als ein Künstler, der bald die Bewunderung und der Stolz seiner Landsleute werden sollte, ins Vaterland zurück.

Nachdem er in seinem Geburtsörtchen wie ein Wunderthier begafft und angestaunt worden war, begab er sich nach Augsburg und dann nach Nürnberg. Hier ließ er einen sonderbar gestalteten Menschen, der in der ganzen Stadt gekannt war, von der Straße weg in seinen Gasthof kommen und malte ihn. Das zum Sprechen ähnliche Bild erregte allgemeine Aufmerksamkeit, er ward bald so gesucht und mit Arbeiten überhäuft, daß er sich in Nürnberg förmlich niederließ. Er lebte als Portraitmaler in Oel- und Pastellfarben, gab Kupferstiche heraus und ertheilte Unterricht im Zeichnen und Malen. Eine talentvolle Schülerin ward ihm Freundin und Lebensgefährtin. Aus jener Zeit befindet sich unter den Kunstschätzen auf dem Rathhause in Nürnberg ein großes Oelgemälde, das den Kaiser Matthias vorstellt, wie er in Gegenwart vieler Bischöfe und Fürsten, dem Magistrate der Stadt die böhmische Belehnung ertheilt.

Im Jahr 1775 verlebte Prestel ein sehr glückliches halbes Jahr in der Schweiz, namentlich in Zürich, im Lavater'schen Hause, wo er auch mit Göthe zusammentraf und dessen Bild malte.

Lavater ertheilt ihm in seinen Werken ein ausgezeichnetes Lob und nennt ihn wegen seines unbeugsamen Charakters den Mann mit der eisernen Stirn.

Die meisterhafte Vervielfältigung einer Reihe von Handzeichnungen der größten Meister, die Prestel in Kupferstich ausführte, trug seinen Namen bald durch das ganze gebildete Europa. Mit Beifall gekrönt, trat er mit vielen der hervorragendsten Künstler und Gelehrten in Briefwechsel und geistigen Verkehr. Das Jahr 1783 führte ihn nach Frankfurt. Hier lebte er nun ein volles Vierteljahrhundert, bis zu seinem Lebensende, in einem bunten Wechsel äußeren Geschicks. Sein Gemäldehandel brachte ihn zwar in bedeutende Verbindungen mit dem Auslande, aber sein äußerer Wohlstand blieb nicht immer der gleiche. Doch hatte er in den mancherlei Perioden seines Unglücks, das er nicht selten selbst verschuldete, immer das Glück, Menschen zu finden, die seine innere Größe erkannten, seinen Umgang suchten und zuweilen auf's Großmüthigste ihn unterstützten. Oft einsilbig, kalt und verschlossen, war Prestel Kunstfreunden gegenüber zutraulich, geistreich belebend, überhaupt höchst liebenswürdig. Den Lebensabend des Künstlers erheiterte und verschönerte die Huld des damaligen Frankfurter Mäcen, des geistreichen Großherzogs Karl v. Dalberg. Als er 69 Jahre alt, 1808 starb, sprach der damals als rüstiger junger Mann in unsern Mauern weilende berühmte Berliner Gelehrte Karl Ritter im eben erst entstandenen Museum in ehrenvollster Weise zu seiner Erinnerung.

Prestels kunsterfahrene, treffliche Gattin Katharina, die ihm um 14 Jahre im Tode vorausging, verdient die ehrenvollste Erwähnung. Zur Zeit äußerer Bedrängniß war sie die rettende Stütze des Mannes und ihrer ganzen Familie geworden.

Göthe's Schwester.

Wie über sein gesammtes Jugendleben, so hat Göthe auch über die Beziehungen zu seiner Schwester das Beste und Vollständigste selbst in „Wahrheit und Dichtung" niedergelegt. Diese stille, hohe Erscheinung, an welche ihn von den ersten Jahren alle Bande der Gemeinsamkeit knüpften, welche später, bei jeder neuen Wendung seines Lebens, durch immer innigere und zugleich bewußtere vermehrt wurden, war ein gestaltendes Element für seine Jugend, wie kein anderes; auch ist Niemand, welchem der stolze Dichtergeist so sehr das Geständniß des tiefsten Einflusses auf sich ablegt, wie eben seiner Schwester.

Von den Kindern des Raths Göthe und seiner Gemahlin Elisabeth, sehen wir nur diese beiden übrig geblieben; ein Bruder, 3 Jahr jünger als Göthe, still, eigensinnig, kränklich, ist früh gestorben, ein schönes, angenehmes Mädchen „auch bald wieder verschwunden." Die allein stehenden Geschwister verbinden sich um so inniger und liebevoller. Der strenge, ernste Vater, der das Amt eines obersten Erziehers und Lehrers fast niemals aus den Augen verlor, an welchem dagegen die Mutter, (wie schon früher bemerkt) „selbst noch fast ein Kind," wie Göthe an einer andern Stelle sagt, keinen Antheil nehmen konnte, ließ Beiden die gleiche Erziehung und fast den gleichen Unterricht ertheilen, was sich im Ganzen als förderlich erwies, obgleich jene pedantische Strenge auf das Gemüth der Tochter einen ungleich ungünstigeren Einfluß übte, als auf das des Sohnes, der sich ihr gegenüber naturgemäß manche Erleichterungen verschaffen konnte. Zum

großen Theil durch jene Erziehung mochte das „indefinible" Wesen Corneliens allmälig das eigenthümliche Gepräge erhalten, dessen der Bruder gedenkt, das sonderbare Gemisch von Strenge und Weichheit, von Eigensinn und Nachgiebigkeit, je nach den Persönlichkeiten und Zuständen, welche sich ihr gegenüber stellten. Eines inneren Widerstreits der beiden Kinder in Verbindung mit der jungen, lebhaften Mutter gegen den wackeren, aber unzugänglichen Vater gedenkt Göthe als eines schier unausbleiblichen.

Der gemeinsame Unterricht rief auch in den Geschwistern gemeinsam und gleichzeitig die Liebe zur Poesie hervor, und hier wird Cornelia ein unberechenbares Moment für die erwachende, selbstthätige, dichterische Kraft in der Brust des Bruders. Wer mag zählen, wie viele Strahlen damals aus der Seele der Schwester in diese gefallen sein mögen, welche Jahre lang in ihr schliefen, bis sie endlich, zu Krystallen verkörpert, von der Leidenschaft gefärbt, die Welt entzücken konnten.

In Göthe's Kindheit fällt die Begeisterung für Klopstock's Messias. Auch die Geschwister schwärmten für das Gedicht, welches ein Hausfreund, Rath Schneider, in das Haus geschmuggelt hatte; denn Vater Göthe verwarf unbedingt, mit der gewohnten Strenge und Einseitigkeit jede Poesie, welche keinen Reim führte. Und nun erzählt Göthe jene allerliebste Anekdote, wie er und Cornelia zahlreiche Stellen des Gedichts auswendig gelernt hatten und einmal an einem Samstag Abend, während der Vater rasirt wurde, am Ofen saßen, das Gespräch Satans und Adramelechs recitirend, bis Cornelia (als Adramelech) endlich das „O wie bin ich zermalmt!" mit solcher Erregung herausstieß, daß der bestürzte Rasirer dem Vater das Seifenbecken in die Brust goß.

Ueber diesem Schwärmen in glücklicher Heimlichkeit durften indeß Beide auch öffentlich ihre Liebe zur Poesie zeigen, wie sie denn unter Anderm Theil an den theatralischen Vorstellungen in dem Olenschla-

ger'schen Hause nahmen, wo Cornelia z. B. in Racine's Britannicus die Agrippina und in einem längst vergessenen Kanut von Schlegel die Elfride spielte. Je freudiger sie sich solchem Antheil hingab, welcher ein durchaus freiwilliger war, um so spröder und eigenwilliger mochte sie sich dagegen selbst einer künstlerischen Ausbildung gegenüber zeigen, zu welcher ein Zwang obwaltete. Das Klavierspiel, zu welchem sie der Vater einen großen Theil des Tages anhielt, gereichte ihr einzig zum Verdruß, statt zur geistigen Erholung und Erhebung.

Dieser Verkehr der Kindheit, wenn auch ein so durchaus naher, wurde doch erst mit dem Eintritt in die reifere Jugend zu einem eigentlich innigen. Bei Göthe ist dieser Eintritt durch das Verhältniß zu Gretchen, mehr aber noch, als durch die Dauer desselben, durch die Katastrophe bezeichnet, welche dasselbe abschloß. Diese erste Verwaisung seines Herzens führte ihn mit aller Macht zu der Schwester, welche ihm als tröstender Engel erschien. Und von Cornelia sagte Göthe ohnehin, daß sie bei aller Herbigkeit und Strenge ihrer Natur „so liebebedürftig war, als irgend ein menschliches Wesen.“ Diese Liebebedürftigkeit fand eine Zuflucht bei dem Bruder; und unter der Gemeinsamkeit der Gefühle und Gedanken, fast des ganzen innern Lebens, sehen wir Beide jetzt in den Verkehr nach außen, in das Leben der Gesellschaft treten. Göthe erzählt uns von jenem heiteren Kreise, in welchem er und Cornelia theils bildend, theils sich anfügend Theil nahmen.

Cornelia Göthe war groß, wohl und zart gebaut, und hatte viel natürliche Würde in ihrem Betragen; aber ihre Gesichtszüge waren nicht weiblich schön. Eine durch die Mode der Zeit sehr entblößte und vergrößerte Stirn, starke, schwarze Augenbrauen, vorliegende Augen, die tiefsten, welche Göthe jemals gesehen zu haben bekennt, scheinen ihrem Gesichte einen zu männlichen Ausdruck gegeben zu haben; sie mochte dem Bruder außerordentlich ähnlich sehen, so daß sie wohl für Zwillinge gelten konnten. Und wie ihr Aeußeres nicht anziehend war, so wirkte

auch ihr Inneres auf die Meisten durch eine gewisse Würde ablehnend; Der Ausdruck ihres Blickes hatte nichts Sehnsüchtiges und Verlangendes; er war voll und reich, und schien nur geben, und nicht empfangen zu wollen. Cornelia empfand es lebhaft, daß sie wenig Anziehungskraft ausübte, wenn gleich ein Kreis von Freundinnen sich ihr mit Achtung und Liebe unterordnete, und schloß daher sich um so inniger an den Bruder an.

Einem jungen Engländer jedoch, der sich in einer Frankfurter Pension bildete, flößte Cornelia eine lebhafte Neigung ein. Durch den Umgang mit ihm wurde Göthe in dem mündlichen Gebrauche des Englischen gefördert, und eignete sich die Wunderlichkeiten der Aussprache an. Groß, schlank und wohlgebaut, ruhig und bisweilen sogar trocken in seinem Betragen, aber voll Güte und Liebe, paßte der junge Fremdling trefflich zu Cornelia; und das ernste Paar stach seltsam gegen den Kreis von leichteren Charakteren ab, worin sich Göthe und seine Schwester damals bewegten. Diese muntere Gesellschaft benutzte die schöne Jahreszeit häufig zu Lustpartieen, namentlich zu Wasserfahrten, wobei auf nächtlicher Rückkehr auch wohl die Gondel illuminirt wurde. — Doch bei alledem schreitet Cornelia Göthe ernst und einsam durch das Maskenspiel der Jugend, von allen unverstanden, nur nicht von dem Bruder; aber diesen Bruder müssen die Schicksale der Jahre ihr immer weiter entführen. Mit der Abreise desselben auf die Universität trat die rechte Verwaisung für sie ein, eine innere, wie äußere. Zwar erblühte ihr nach Göthe's Rückkehr von Straßburg ein neuer Trost, aber doch nur ein sehr vorübergehender. Denn als Göthe in Wetzlar jene träumerische Neigung gefaßt hatte, die zur Entstehung von Werther's Leiden Veranlassung gab, fand sein Herz der Beschäftigung zu viel, um noch weiterhin mit jeder Regung der Schwester zu gedenken. So geschah es denn, daß Cornelia, vereinsamt wie sie war, verletzt von den Einen, und selbst wieder die Andern verletzend, endlich, trotz ihrer ursprünglichen Abneigung gegen jede eheliche Verbindung, den

Bewerbungen Johann Georg Schlosser's nachgab, den ihre isolirte Stellung, ihr anständiges sprödes Ablehnen nicht zurückschreckten, der mit aller Offenheit und Redlichkeit seiner Natur wieder und wieder nahte, — zumal da dieser Mann, im Vollgenusse der öffentlichen Achtung stehend, wohl einem weiblichen Selbstgefühle genügen konnte.

Der Brautstand der Beiden dauerte, bis Schlosser von dem vortrefflichen Markgrafen Karl Friedrich von Baden einen Ruf in badische Dienste, als Beamter nach Emmendingen erhielt. Dahin nun zog Cornelia fort von dem ihr lästigen Frieden des elterlichen Hauses, fort von der Heimath, welche sie so lange umfangen, fort endlich von dem geliebten Bruder, welchen ohnehin günstige Sterne bald in die Ferne leiteten.

Gewiß hätte Cornelia in ihrem neuen Aufenthalts- und Wirkungskreise glücklich sein können; denn es fehlte nicht an einer Menge äußerer Erfordernisse hierzu. Sie besaß einen braven Gatten, welcher sie liebte und verehrte und nach außen eine achtungswerthe Stellung einnahm; sie konnte sich eine Häuslichkeit schaffen, wie sie wünschte und wollte, mitten in einer der reizendsten Gegenden des deutschen Landes, vor den Thoren einer zwar nicht großen, aber interessanten und gesellschaftlich angenehmen Stadt. Aber von den inneren Erfordernissen des Glücks brachte sie keines mit, und wo diese mangeln, tritt nur zu leicht eine Ungerechtigkeit auch in der Beurtheilung der äußeren Verhältnisse ein. In ihrer Brust fehlte die Liebe, oder vielmehr sie fehlte nicht, sondern sie war da, wie die Farbe in dem Stoff und Zusammenhang eines Körpers vorhanden ist; aber wie diese nur durch die Einwirkung des Lichts hervorgelockt wird, so fehlte es hier an jenem Gegenstand, um die Liebe hervorzurufen; es fehlte an jenem Himmelslicht, an der Sonne, von welcher das Verhältniß zu dem Bruder nur eine Ahnung gewesen war.

Mit Schlosser blieb Cornelia fortwährend durch das äußere Band der Achtung verbunden, aber es kam kein tieferes der Liebe hin-

zu; das Zusammenleben führte zu keiner innerlichen Vereinigung. Wie sie von Anbeginn ohne ein freudiges Aufgehen in der Gegenwart, mit jener tiefen, kranken Sehnsucht, für welche es keine Form und keinen Ausdruck gibt, in die Zukunft und in ihre Räthsel geschaut hatte, so wandte sie jetzt, in dem Zustande der Nichtbefriedigung, und gleichwohl auf dem Höhen- und Zielpunkte des weiblichen Lebens, jene Sehnsucht bereits in die Vergangenheit, und suchte in ihr nach dem Glücke, das sie verloren glaubte, ohne daß es ihr eigen gewesen. Dieses Suchen und Forschen nach der Vergangenheit gab, in Vergleichung mit der Gegenwart, zu manchen Unzufriedenheiten im Einzelnen Veranlassung. In Frankfurt hatte Cornelia, ganz abgesehen von dem geliebten Bruder, in viel weiteren und größeren Kreisen gelebt. Wenn sie auch kalt und beziehungslos an ihren Umgebungen, an Bekannten und Freundinnen vorbeiging, so wußte sie doch, daß sie dieselben besitzen konnte, wenn sie wollte. Hier aber, in der kleinen Stadt, in engen Verhältnissen, unter Persönlichkeiten, die man nehmen mußte, wie sie waren, fühlte sie, der die Fähigkeit des äußeren Anlehnens und Anschließens durchaus abging, sich völlig verlassen, und wie innerlich, so auch äußerlich ganz vereinsamt. Ein Bewegen mitten im Geräusch und Getümmel der großen Welt würde sie vielleicht zerstreut und von Zeit zu Zeit in ein Selbstvergessen versenkt haben; hier aber lag das Städtchen, ohne alle Beziehungen zur Welt, an dem Rande der Ebene, und in ihm, in dem öden Amthause, mußte sie verweilen. Die verzweifelnde Ungeduld über das Niebesessene, Mißlungene und Vorübergestrichene, welche Göthe schon früher an der Schwester hervorhob, wurde mehr und mehr zum Inhalt einer Existenz, welche sich gleichwohl lautlos und ernst, in äußerlicher Kälte fortbewegte. Es war ein tiefkrankes Leben, welches in Emmendingen seine Tage hinbrachte; und aus ihm, dem sonst schweigsamen, ringt sich einmal die rührende Klage, welche Cornelia an die Freundin ihres Bruders, an die Gräfin Auguste Stollberg schreibt: „Auf 30 bis 40

Meilen ist kein Mensch zu finden. Ich schleiche langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgendhin als in das Grab taugt."

Drei Jahre war Cornelia Schlosser in Emmendingen, dann rief sie der Tod ab; er brachte für alle Liebebedürftigkeit in der kalten, herben Form, für alle verschlossene Sehnsucht ihres Wesens die Lösung. Sie starb zu Ende des Frühlings 1777, gleich als ob dieses blüthenlose Leben noch ein Ende unter Blüthen finden müsse, und wurde auf dem Kirchhofe in Emmendingen begraben. Ihre Ruhestätte selbst sucht man vergebens; der geweihte Raum trägt davon keine Spur mehr. Ein Reisender, der das Grab zu finden hoffte, wurde von der betagten Frau des Todtengräbers belehrt, daß vor ungefähr 30 Jahren noch eine Schlosser'sche Familiengruft existirt habe, diese aber bei der neuen Anlage und Vergrößerung des Friedhofs mit andern umgegraben worden und verschwunden sei. Er schließt seine Betrachtungen über Cornelia Göthe mit folgenden sinnreichen Worten: „Das Grab des Bruders, des Dichterkönigs, in Weimar ist ein Ziel der Wallfahrt für Deutschland, aber jedes Gedächtniß ist verweht, an welcher Stelle die Gebeine der innig geliebten, für ihn so viel bedeutsamen Schwester ruhen, mit welcher Scholle sich ihr Staub vermischt hat, und er selbst hat den Cypressenzweig der Dichtung nicht über dieses vergessene Grab gelegt, wie er gewollt. Einen wehmüthigen Eindruck macht es, daß die Eisenbahn 50—100 Schritte an dem Kirchhofe vorbeiführt. Der Lärm des eilfertigen Lebensverkehrs tönt in den Frieden der Gräber; der müde Staub zittert von dem Dröhnen des Erzes. An Cornelia Göthe mögen wir hier noch besonders denken. Der dunkle Zug, der an ihrer Ruhestätte vorbeieilt, fliegt über den Bann hinaus, von welchem sie der Gräfin Stollberg schreibt, er fliegt bis zur verlassenen Vaterstadt, bis zu den Gräbern der Eltern in der freien Stadt am Main; er ist in seinem ruhelosen Treiben und Drängen ein Bild der dunkeln, drängenden Sehnsucht, welche hier neben den Frieden gefunden.

Karl von Dalberg.

Es war um die Mitte des Jahres 1806, also noch mehre Monate vor den unglücklichen Schlachttagen von Jena und Auerstädt, als sich die Herrschaft Napoleon's bereits über ganz Deutschland, soweit es nicht preußisch war, befestigt hatte. Alle Fürsten huldigten freiwillig, um unbeschränkt zu herrschen; überall waren die eifrigen Freunde alter Mißbräuche die kräftigsten Stützen der neuen fremden Gewaltherrschaft und die niedrigsten Schmeichler des Mannes, der allenthalben Gewalt für Recht geltend machte. Ueber das ganze Reich waren Franzosen zerstreut; sie drückten den von seinen Vorgesetzten despotisirten deutschen Unterthan, benahmen sich brutal gegen jeden Beamten und insolent gegen die sich vor jedem Franzosen tief beugenden Fürsten und ihre Höflinge.

In diese traurige Zeit fällt die schmachvolle Entstehung des schimpflichen Rheinbundes. Ein französischer Geschichtschreiber, der Staatsrath Thibaudeau, sagt: „Er sei nicht mit sich einig darüber, wer in dem Zeitraume von Mai bis Juli 1806 unverschämter und niederträchtiger gehandelt und gedacht habe, ob die Deutschen der vornehmen Welt alter Zeit oder die seit 1799 vornehm gewordenen Franzosen ohne Ahnen. War schon 1803 Deutschland bei Vertheilung von Entschädigungen an diejenigen, welche etwas oder auch nichts verloren hatten, wie in förmlicher Versteigerung an die Meistbietenden verkauft worden, so war bei Errichtung des Rheinbundes das Benehmen der

zahlenden und der Empfangenden noch viel empörender. Es gab Franzosen, welche den Einfluß, den sie hatten, und das Zutrauen, das ihnen Napoleon schenkte, schändlich mißbrauchten. Sie nahmen diese Gelegenheit wahr, um sich durch ihre Bestechlichkeit eine glänzende Existenz zu sichern. Sie erwarben unermeßliche Reichthümer durch wahre Gaunerstreiche.

Das neue französische Deutschland, Rheinbund genannt, bestand Anfangs nur aus einer kleinen Anzahl souverainer Fürsten, ward aber von Zeit zu Zeit erweitert, da jeder, der an der Unterdrückung seines Vaterlandes Theil nehmen oder zahlen wollte, darin Aufnahme finden konnte. Wer dagegen Napoleon's Gunst nicht suchte oder nicht erlangen konnte und im Bereiche der verbündeten Fürsten lag, ward ihrer Hoheit unterworfen. Da verlor denn auch unser Frankfurt seine uralte Selbstständigkeit.

So traurig der Verlust der Freiheit war, so tröstlich war es noch für die zeitherigen Freistädter, einem Regenten anheimzufallen, der sich seit einem Menschenalter durch wahres Verdienst den Ruf eines gütigen, umsichtigen und gerechten Landesherrn erworben hatte. Frankfurt kam an den Mann, den wir jetzt in gedrängtestem Abrisse zu zeichnen versuchen wollen, an Karl von Dalberg, Fürst Primas des Rheinbundes und nachmaligen Großherzog von Frankfurt.

Das Geschlecht, dem dieser Regent entstammte, ist eines der ältesten und edelsten Deutschlands. Von jeher bekleideten Sprößlinge desselben die angesehensten Würden in Staat und Kirche. Wenn bei den Krönungen der Kaiser das Te Deum gesungen und das Freudengeschrei des Volkes erklungen war, dann ertönte der Ruf des kaiserlichen Herolds: Ist kein Dalberg da? — Und war ein Sprosse dieses uralten Hauses vorhanden, so trat er vor, und empfing von dem gekrönten Reichsoberhaupte vor allen übrigen anwesenden deutschen Rittern den ersten Ritterschlag, zum Beweise, wie sehr dieses Geschlecht der Dalberge schon seit Jahrhunderten als eines der ersten,

verdienstvollsten und trefflichsten des deutschen Vaterlandes anerkannt war.

Karl Theodor von Dalberg wurde am 8. Februar 1744 auf dem Stammschlosse der Familie zu Gernsheim bei Worms geboren. Sein Vater war kurfürstlich Mainzischer Geheimerath, Statthalter von Worms und Burggraf zu Friedberg. Die ersten Jugendjahre verlebte Karl zu Mainz unter den Augen des Vaters, der mit unermüdlicher Sorgfalt die Erziehung des Knaben leitete, und ihn mit den trefflichsten Lehrern umgab. Wohl vorbereitet bezog er dann die Universitäten Göttingen und Heidelberg, und wurde nach glücklich vollendeten Studien Doktor der Rechte. Nachdem er in verschiedenen Gegenden Deutschlands und an mehre deutsche Höfe Reisen gemacht hatte, trat er dem Wunsche des Vaters zufolge, der ihm eine recht glänzende Laufbahn geöffnet zu sehen wünschte, in den geistlichen Stand. Er wurde bald Domicellar in Mainz, hierauf Capitularherr, und dann Domherr in Würzburg. Hier erwarb er sich bleibende Verdienste um das Erziehungswesen. Der damalige Kurfürst von Mainz bemerkte bald die großen Geistesfähigkeiten Dalberg's und beehrte ihn mit seinem besonderen Vertrauen. Schon im Jahr 1772 — Dalberg war erst 28 Jahr alt — ernannte er ihn zu seinem wirklichen geheimen Rath und Statthalter von Erfurt. Es begann jetzt für denselben eine fünfzehnjährige erfreuliche und segensreiche Wirksamkeit. Der kleine Staat Erfurt, eingeengt zwischen die Gebiete von Sachsen-Gotha, Sachsen-Weimar, Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt stand in so vielen, oft unangenehmen Berührungen zu seinen Nachbarn, und doch wußte Dalberg mit allen eine ungestörte Eintracht zu erhalten, und den von ihm verwalteten Ländchen durch seine weise Leitung überall Achtung und gerechte Anerkennung zu erwerben. Er besuchte häufig das Hoflager des geistvollen Herzogs Ernst von Gotha und das damalige deutsche Athen, Weimar; es datirte sich von jenem Zeitpunkte her seine persönliche Bekanntschaft und Freundschaft

mit den Heroen der neueren deutschen Literatur, mit Wieland, Herder, Göthe und Schiller, welche den bereits durch mehre Schriften, durch Thaten und Wandel höchst ausgezeichneten Dalberg liebevoll in ihren Kreis einführten und durch ihren lehrreichen Umgang seinen Geist mit immer neuen Ideen und Ansichten befruchteten.— Sein Wohnhaus, die sogenannte Statthalterei, war der Sammelplatz aller Gebildeten Erfurt's und seiner Umgebungen; kein Gelehrter oder Künstler reiste durch diese Stadt, ohne freundlich bei ihm einzusprechen, und ihn den Kenner und Beschützer der Wissenschaften, mit hoher Achtung zu begrüßen. — Groß waren übrigens Dalberg's Verdienste um Erfurt: durch weise Gesetze, die er gab, durch strenge Handhabung des Rechts, durch Begünstigung der Landwirthschaft, der Gewerbe nnd des Handels. Mit väterlicher Sorgfalt suchte er die Gewerbthätigkeit der Bürger auf eine höhere Stufe zu leiten. Die Theilnahme, welche sein Herz für das Edle und Gute hegte, wirkte beglückend und segenbringend auf alle Stände.

In die Periode dieses Aufenthalts zu Erfurt fällt auch der Briefwechsel, welchen Dalberg mit dem unvergeßlichen, für ächte Freiheit und für Unterthanenwohl so feurig erglühenden Kaiser Joseph II. über die inneren Angelegenheiten Deutschlands führte, und welcher zum Zwecke hatte, das so vielseitig getheilte Interesse der deutschen Fürsten in Einen Brennpunkt zu vereinigen, und dadurch die Kraft und Würde der deutschen Nation zu erheben und zu befestigen. Ein Streben, was leider, wie bekannt, ohne den erwünschten Erfolg blieb.

Im Jahr 1787 wurde Dalberg in dem Domkapitel zu Mainz zum Coadjutor und Nachfolger des damals regierenden Kurfürsten erwählt. Seitdem stand er theils durch seine persönlichen ausgedehnten Eigenschaften, theils als künftiger Kurfürst von Mainz und Erzkanzler des deutschen Reichs auf einer so hohen Stufe, daß er die Aufmerksamkeit des In- und Auslandes auf sich zog. Das Glück begünstigte ihn immer mehr, und erhob ihn von Würde zu Würde empor. 1788

ward er Coadjutor von Constanz und Erzbischof. Im Jahr 1799 gelangte er zur Regierung des Hochstiftes Constanz, wurde Fürstbischof daselbst, und kreisausschreibender Fürst von Schwaben. Im Jahr 1802 endlich folgte er dem Kurfürsten von Mainz in der Regierung. — Aber freilich hatte um jene Zeit die französische Revolution mit dem Krieg in ihrem Gefolge die Lage und die Grenzen des deutschen Reiches völlig verändert. Der verstorbene Kurfürst hatte bereits seinen ganzen jenseit des Rheins gelegenen Kurstaat an Frankreich abtreten müssen. Dalberg trat deßhalb in den Besitz von Regensburg, Aschaffenburg und Wetzlar. Im Jahr 1806 erhielt er Frankfurt. 1810 mußte er das Fürstenthum Regensburg an das Königreich Baiern abtreten, bekam aber dagegen einen beträchtlichen Theil der Fürstenthümer Fulda und Hanau, nebst dem Titel eines Großherzogs.

Bei dem Regierungsantritte von Frankfurt hatte Dalberg einen schweren Stand. Es war natürlich, daß der freie Bürger seine gewohnte Selbstständigkeit nur mit den bittersten Empfindungen des Unmuths aufgab. Keine Umsicht der städtischen Behörde hatte den Streich abzuhalten vermocht, der mit dem Reiche auch der Reichsstadt ein Ende machte. Gleich nach dem Preßburger Frieden lagerten sich auf dem Heimzuge der Franzosen aus Oestreich, 9000 derselben unter Augereau's Befehl in Frankfurt ein. Im Namen seines Kaisers verlangte der Marschall eine Kriegscontribution von 4 Millionen Franken. Diese Erpressung war nur der Vorläufer größerer Gewaltschritte. Bald verbreitete sich in Frankfurts Mauern das Gerücht von einer allgemeinen Umwälzung, welche Deutschland bevorstände. Man ahnete den Verlust der Selbstständigkeit und Freiheit. Vergebens sandte der Rath seine Abgeordneten nach Paris, wo Deutsche genug um ihre Brüder feilschten: Der neue Rheinbund sprach der alten Reichsstadt das politische Todesurtheil. Nachdem der Senat seine letzte Sitzung gehalten, eröffnete er den 19. August 1806 den Bürgern, wie eifrig er sich bemühet, die Freiheit und Selbstständigkeit der Stadt

zu retten. Nicht nur wären die Pflichten gegen Kaiser und Reich gewissenhaft erfüllt worden; der Rath habe, unterstützt durch die Anstrengungen seiner Mitbürger, auch unter unermeßlichen Opfern, das Vermögen und Vertrauen der Stadt im Auslande aufrecht erhalten, ja nichts versäumt, um selbst die Gunst fremder Machtherrscher zu erwerben. Darauf wird der in Frankfurt's neuerer Geschichte merkwürdigen Tage von 1792 und 1796 gedacht, wo sich unter den mannichfaltigsten Prüfungen die aufopfernde Vaterlandsliebe der Bürger bewährt hatte. Hätten gleich diese Opfer auch die letzten Hülfsquellen der Einwohner erschöpft, so wäre ihnen dafür der Trost geblieben, daß nun der Freiheit und Verfassung keine Gefahr mehr drohe. Doch jetzt habe das Schicksal ganz ein Anderes verhängt. Ein französischer Bevollmächtigter sei bereits angekommen, um die Stadt für den Fürsten Primas in Besitz zu nehmen. Könne man gleich der Gewalt nicht entgegenstreben, so beruhige es doch zu wissen, daß weder eigene Schuld, noch Mangel an Gemeinsinn der Freiheit dieses Ende bereiteten.

Der neue Fürst war der Mann, der eine solche freimüthige Sprache zu ehren verstand. Er verdient es überhaupt in hohem Grade, daß man seine kurze, nur siebenjährige Regierung über unsere Stadt auf das Ruhigste und Unbefangenste beurtheile. Gewiß ist der Ausspruch über ihn nicht gerecht, den wir irgendwo gelesen haben: er sei zwar ein guter Mensch, aber kein großer Fürst gewesen. Der ihm ergebenen Hofleute und Schmeichler habe es viele gegeben, die unter seinem Namen Frankfurt beherrscht und eine Menge der verschiedensten Abgaben erdacht, erfunden und zur Ausführung gebracht hätten. Denn es ist wohl vor Allem Pflicht, einen Unterschied zu machen zwischen dem eigenen Willen Karl von Dalberg's und dem eisernen Machtgebote, das von dem argen Zwingherrn in Frankreich ausging. Man darf ferner nicht übersehen, daß bei den fast unerschwinglichen Ausgaben, welche das allerdings zahlreiche Heer der neuen Fürstendiener

dem kleinen Staate abtrotzte, und bei den Summen, welche Einzelne unter allerlei Vorwand erwarben, der Herrscher selbst arm blieb, ja, daß er seinen Jahrgehalt im Alter noch mit den Musen und der Armuth theilte. Man muß vor Allem dessen eingedenk sein, daß während seiner Regierung aus manchen veralteten Trümmern neue und bessere Schöpfungen emporstiegen und der Bürgergeist sich herrliche Denkmäler erbaute.

Fragen wir, was verdankt Frankfurt seiner Regierung, so wird die Antwort in möglichster Kürze ungefähr folgende sein: Dalberg unterstützte und verbesserte die hiesigen Schulanstalten, das Armenwesen, trennte hier wie in Regensburg das Waisenhaus vom Zuchthause, führte eine liebevolle ächt christliche Toleranz ein, erbarmte sich des althergebrachten Druckes, unter welchem die Judenschaft lebte, befreite die Stadt von einer Contribution von mehr als einer Million Franken an die französische Regierung, ordnete die Finanzen und den Schuldentilgungsfond, sorgte für die Staatsdiener, für Wittwen 2c., stiftete eine Hülfskasse für verarmte Gewerbsleute, ward durch Guiollet der Schöpfer der Reize der Natur, welche unsere alte Stadt jetzt wie ein Garten umgeben und beförderte durch die regste Theilnahme und Unterstützung den Flor der Wissenschaften und Künste. Gewiß würde ein etwaiger Friede und die dadurch bedingte Minderung der Staatslasten bei einem so edeldenkenden Fürsten auch die Wegnahme des nur durch die Zeitereignisse herbeigeführten Abgabendruckes zur Folge gehabt haben.*)

---

*) Mit Recht heißt es daher in dem trefflichen Aufsatze „Frankfurt" in Rotteck's und Welcker's Encyclopädie der Staatswissenschaften: „Karl v. Dalberg's Regierung, ein schnell verschwundenes Intermezzo von sieben Jahren, hat im Ganzen für Frankfurt Segen und gute Früchte gebracht. Er ordnete die Verwaltung in allen ihren Zweigen; die Rechtspflege brachte er auf den letzten Fuß durch Einsetzung trefflicher Gerichte in wohlbemessenem Instanzenzuge, durch Einführung von Gesetzbüchern und zwar den französischen für das

Allerdings ist Dalberg's politische Laufbahn nicht ganz makellos, doch beziehen sich die Fehler, die ihm zum Vorwurfe gemacht werden können, nicht auf sein Verhältniß zu Frankfurt, sondern sind von allgemeinerer Natur. Dahin gehört hauptsächlich, daß er im Jahre 1806 eigenmächtig den Onkel des Kaisers Napoleon, den Kardinal Fesch, zu seinem Nachfolger und Coadjutor ernannte, ohne sich hierüber mit dem damals noch vorhandenen deutschen Reichsoberhaupte, den übrigen Fürsten des Reichs und selbst seinem Domcapitel durch vorhergegangene Berathung zu verständigen. Dalberg meinte es bei dieser Wahl unter den damals obwaltenden gebieterischen Umständen gewiß herzlich gut mit seinem Kurstaate und mit Deutschland selbst, allein er trat dadurch gegen Kaiser Franz II. in eine wahre Opposition, wurde nun

---

bürgerliche und Strafrecht, so wie durch eine von Albini und Seger bearbeitete Prozeßordnung. Der politische Unterschied der Bekenner der christlichen Confessionen wurde aufgehoben und den Juden das Recht des Bürgers gegen käufliche Ablösung ihrer besonderen Lasten gegeben. Waren die berathenden Landstände nur ein Schattenbild (Frankfurt sendete fünf Deputirte), die Municipalitäten willenlos, die Presse gedrückt, die politische Polizei, dem Anscheine nach, stets thätig, so waren dieses Nothwendigkeiten des Tages und unvermeidliche Folgen des Kriegszustandes, des Gehorsams gegen einen unbeugsamen Willen des Eroberers. Dagegen brach Karl v. Dalberg nie das Recht, weder aus Furcht, noch aus Kriecherei, noch aus Herrschsucht und Despotie. Unter seiner Herrschaft wurde keinem Frankfurter ein Haar auf dem Haupte gekrümmt, keiner wegen seiner Meinungsäußerung — und auch damals sprachen Viele freimüthig — verfolgt, keiner unter Commissionen gestellt, keiner als Staatsgefangener in das Ausland abgeführt. Bei seinen Criminalgerichten war die Untersuchung nie Zweck des Verfahrens, sondern nur ein unvermeidliches und kurzes Vorverfahren zur Ausmittelung der Wahrheit, wie es dem Richter ziemt. Die Tortur, welche seine Criminalprozeßordnung abschaffte, wurde unter seiner Herrschaft nie durch Verlängerung und Erschwerung der sogenannten Untersuchungshaft ersetzt. Seine Criminalgerichte dehnten nicht, waren nie über das lebhafte Betragen des Angeschuldigten, über den Schrei der Unschuld entrüstet, beschränkten nie und hemmten nie die heilige Freiheit der Rechtsvertheidigung. Miser sacra res erat. Sein Herz, sein Streben waren deutsch, frei und recht, so wenig er in den Präambeln seiner Edikte die Deutschheit zu Markte trug."

von Frankreich abhängig, und seine ganze Lage erhielt dadurch eine falsche, eine antinationale Richtung, und verwickelte ihn in Mißgriffe, als deren Opfer er endlich erlag.

Nicht uninteressant dürfte es sein, Einiges über die persönlichen Berührungen mitzutheilen, welche im Laufe der Jahre zwischen Napoleon und Dalberg stattfanden. — Längst war Dalberg theils als Kurerzkanzler des deutschen Reichs, theils durch seine eigenen persönlichen Eigenschaften dem neuen Machthaber von Frankreich, damals noch Consul Bonaparte, ein Gegenstand seiner vorzüglichen Beachtung geworden. Dieses Interesse mußte um so mehr zunehmen, je größer und wichtiger sich von Jahr zu Jahr der Einfluß Frankreichs auf die Angelegenheiten Deutschlands gebieterisch offenbarte, mithin auch die Berührungen mit dem ersten Kurfürsten Deutschlands häufiger werden mußten. Die erste Einladung an Dalberg erfolgte im Jahr 1804, als Napoleon bei einer Umreise durch die Departemente auch Mainz besuchte. Obgleich der französische Kaiser mit aller ihm zu Gebot stehenden Artigkeit den Fürsten aufnahm, so verrieth doch die Wahl des Orts der Zusammenkunft kein Zartgefühl von Seiten Napoleon's, da Dalberg hier von dem gewaltigen Machthaber in sein eigenes rechtmäßiges Erbe, in die von Frankreich ihm entrissene ehemalige Residenz eingeladen wurde. Mit welchen Empfindungen er den geliebten, ihm so theuren Boden betrat, wo er die schönen Jahre seines jugendlichen Alters unter den glänzendsten Hoffnungen verlebt hatte, wird jedes empfängliche Gemüth leicht errathen. Auch verkündete der laute Jubel der Mainzer dem guten Fürsten, wie unvergeßlich er in ihren Herzen fortlebe, und wie glücklich sie sich fühlen würden, ihn in ihrer Mitte zu behalten. Napoleon konnte hier, unter den Fenstern seiner Wohnung, in einer ihm angehörigen Stadt die Erfahrung machen, durch welche Mittel man in Deutschland die Liebe der Unterthanen zu erwerben gewohnt sei.

Dalberg erreichte übrigens bei dieser Zusammenkunft den Zweck seiner Reise nicht, so sehr er sich auch bestrebt hatte, glückliche frohe Resultate für Deutschland bewirken zu können; er hatte zwar mit Napoleon mehrfache Unterredungen, aber an dem kalten eisernen Herzen dieses Mannes glitten alle Gesuche, alle Bitten ab; ihn, den Mächtigen, beseelte stets nur Ein Wunsch, Frankreichs Größe und Ruhm, und sein eigener Strahlenkranz als Sieger und Gebieter über die Hälfte von Europa.

Wenn auch hier, wie so oft in seinem Leben, der Erfolg die Absichten Dalberg's nicht lohnte, so verlieren diese doch nicht an Reinheit und Güte, und verdienen von der unbefangen urtheilenden Nachwelt eine gerechte Anerkennung; ihm stand ja keine andere Waffe bei seinen Bemühungen zu Gebot, als der sanfte Weg der Belehrung und besseren Ueberzeugung. Darum folgte er denn auch der erneuten Einladung zu einer Zusammenkunft mit Napoleon bei Gelegenheit von dessen Kaiserkrönung (noch in demselben Jahre 1804).

Bei der Anwesenheit zu Paris wurde Dalberg von dem neuen französischen Hofe wiederholt mit hoher Auszeichnung aufgenommen; Staatsmänner, Gelehrte und Künstler huldigten dem weisen, kenntnißreichen und doch so bescheidenen Fürsten; selbst das französische Nationalinstitut beeiferte sich sofort, Dalberg an die Stelle des eben dahin geschiedenen Klopstock zum auswärtigen Mitgliede zu ernennen und zugleich in die Commission zu erwählen, die von dem Institut beauftragt war, eine Uebersicht über die Fortschritte der Deutschen in Künsten und Wissenschaften diesem gelehrten Pariser Gerichtshofe zur Beurtheilung vorzulegen.

Dalberg war nicht der Mann, der sich durch Weihrauch blenden ließ. In Mainz hatte er bereits Gelegenheit gehabt, die Machinationen des französischen Hofes als Augenzeuge in der Nähe zu betrachten, und ihm war die traurige Wahrnehmung nicht entgangen, von welcher Seite Deutschland auch ferner die größte Gefahr drohe. Was konnte

Dalberg unter diesen Umständen anders wünschen und bezwecken, als eine Ausgleichung des deutschen Staatenbundes mit dem Beherrscher Frankreichs, der in seinen Forderungen von Tag zu Tage weiter ging.

Unvermögend, seine schönen Plane für Deutschland, für dessen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit in Paris bewerkstelligen zu können, reiste Karl von Dalberg in seine Residenz zurück.

Da erfolgte der Ausbruch des Krieges vom Jahre 1805, zwischen Oesterreich und Frankreich, und der Anschluß Baierns an Napoleon.

Was that Karl v. Dalberg in diesem verhängnißvollen Momente als Kurerzkanzler? — — Ihn schreckte die gebieterische Mahnung des französischen Kaisers keineswegs; laut und nachdrücklich sprach er sich auf dem Reichstage zu Regensburg über die gefahrvolle Lage der Dinge aus, und erklärte muthig dem französischen Gesandten: er würde die steinerne Donaubrücke zu Regensburg sprengen lassen, wenn Napoleon es wagen sollte, Regensburg mit französischen Truppen zu besetzen. Was keinem deutschen Fürsten, was selbst fünf Jahre früher dem Reichstage nicht gelungen war, das gelang ihm, nämlich die Behauptung der strengsten Neutralität; wirklich berührte die französische Armee Regensburg gar nicht, und Dalberg sicherte dadurch mitten im Kriege dem Reichstage, und den Bürgern seiner damaligen Residenz die Wohlthaten des Friedens. Jetzt ließ der standhafte, ächt deutsche Kurerzkanzler, im Gefühle seiner Würde und Pflicht, am 8. November 1805 jenen Aufruf an sämmtliche Reichsstände ergehen, in welchem er die Gefahren der französischen Invasion auf das Freimüthigste und Lebhafteste mit warnenden Zügen, und mit wahrem prophetischen Scharfblicke schilderte, und alle Deutschen zur Eintracht und zu festem Zusammenhalten in dieser bangen Zeit aufforderte.

Betäubt von dem fürchterlichen Schlage, den Napoleon bei Ulm gegen die österreichische Armee ausführte, überrascht von der Schnelligkeit, mit welcher er seine Adler in die Erblande Oesterreichs trug; und

wankend gemacht durch die vorangegangenen Beispiele von Baiern und Würtemberg glitt dieser patriotische Aufruf Dalberg's kalt und ohne Erfolg an den übrigen Fürsten Deutschlands vorüber. Jede deutsche Regierung sah in jener Krisis, wie in ähnlichen der früheren Zeiten ihren Staat als einen geschlossenen an, der nur durch die eigene, höchst besonnene Ausgleichung mit dem Machthaber Frankreichs, nicht aber durch das feste Zusammenwirken sämmtlicher Stände des Reichs zu retten wäre.

Eine solche Sprache, wie Karl v. Dalberg sie in diesem Aufrufe an seine deutschen Mitstände führte, in einem Zeitpunkte, wo ganz Deutschland sich vor den furchtbaren Legionen Napoleon's beugen mußte, hatte der stolze Sieger von Ulm und Austerlitz noch nicht vernommen; darüber mußte ihm der energische und muthige Kurerzkanzler zu Rede stehen. Kaum hatte Napoleon zu Preßburg mit Oesterreich den Frieden abgeschlossen, und die auf seine Seite übergetretenen deutschen Fürsten mit wahrer kaiserlicher Freigebigkeit belohnt, als er sofort nach München eilte, um mit dem mächtigsten dieser deutschen Bundesfürsten, mit Baiern, durch die Vermählung seines Stiefsohnes, des Prinzen Eugen, mit der Prinzessin Auguste von Baiern die seitherige Verbindung noch enger zu knüpfen. Dalberg wurde nach München berufen, theils die Einsegnung und Trauung des hohen Brautpaares zu begehen, theils auch, um sich gegen Napoleon über den erwähnten patriotischen Aufruf an die deutschen Reichsstände zu erklären. In der Fülle seiner Heftigkeit ergoß sich der übermüthige Kaiser gegen den ehrwürdigen Greis und überhäufte ihn mit den bittersten Vorwürfen; aber Dalberg antwortete mit gleich starker Energie, im Bewußtsein seiner Würde auf jeden dieser Vorwürfe einzeln, bewies Napoleon, daß er als Kurerzkanzler nur seine Pflicht erfüllt habe, wenn er in dieser bangen Zeit seine Mitstände zur Eintracht, und zu festerem Zusammenwirken aufforderte, nahm nicht eine Silbe von seinen Behauptungen zurück, so daß zuletzt Napoleon in stiller

Bewunderung der großherzigen Gesinnungen dieses biederen deutschen Fürsten, selbst mit seinen Vorwürfen und seiner Heftigkeit innehielt. Als hierauf Napoleon zu scherzen anfing, erwiederte Dalberg ebenfalls scherzhaft: Quant à moi, Sire, je n'ai rien à perdre; Vous m'avez déjà mis à la diète, et à l'eau. (Nämlich: Sie haben mich — hinsichtlich meiner Revenüen — auf den Reichstag, und auf die Rheinzölle angewiesen; oder, was der Doppelsinn auch sagt, auf Wasser und Brot gesetzt.)

Dalberg fühlte tief die bedenkliche Lage, in welcher das deutsche Vaterland schwebte. Beseelt von dem Wunsche, der unter diesen bangen Verhältnissen dem Landesherrn und Gliede eines uralten Geschlechts wohl zu verzeihen war, seinen Staat und die hohe Auszeichnung seines Stammes gegen die künftige Zermalmung von Seiten Napoleon's zu sichern, ließ sich jetzt der redliche, gutherzige Fürst zu dem Schritte verleiten, dessen wir schon oben gedachten und der für ihn nachher so große Folgen hatte, — den Oheim des französischen Kaisers zu seinem Nachfolger zu ernennen. Seine Absicht war, wie immer in seinem Leben, auch hier die reinste, und auf die persönliche Ueberzeugung gegründet, daß durch diese Auszeichnung eines so nahen Verwandten Napoleon's dieser jetzt günstigere Gesinnungen gegen Deutschland selbst annehmen würde.

Indessen der Schritt erregte durch unser ganzes Vaterland die lauteste Sensation und entzog dem Fürsten Dalberg viele Herzen. Denn wenn auch die einzelnen deutschen Regierungen mit Frankreich befreundet waren, so waren es doch nicht die herrschenden Gesinnungen der Unterthanen. Und so wurde jene aus reinstem Beweggrunde hervorgegangene Handlung für Dalberg die Quelle mannichfaltigen Verdrusses, und zugleich auch entscheidend für seine fernere politische Stellung: — bereits am 12. Juli 1806 unterzeichnete er als neuernannter „Fürst Primas" die Rheinbundsakte; am 5. September kam er in den Besitz von Frankfurt, Regensburg, Aschaffenburg und Wetz-

lar. Im Jahr 1810 trat er das Fürstenthum Regensburg an das Königreich Baiern ab, erhielt aber dafür einen beträchtlichen Theil der Fürstenthümer Fulda und Hanau, und wurde Großherzog. Im Jahre 1813, unmittelbar nach der Leipziger Schlacht, resignirte er freiwillig auf alle seine Besitzungen als Landesherr und zog sich bei seinem herannahenden Alter in den Stand eines Privatmannes zurück, nur seine geistlichen Gerechtsame als Erzbischof sich vorbehaltend. Zum Aufenthalte wählte er seine ehemalige Residenzstadt Regensburg, welche er immer vorzugsweise geliebt hatte. Dankbar nahm ihn eine Stadt wieder in ihre Mitte auf, die bei der Erinnerung an die großen Verdienste, welche sich der edle Fürst um sie erworben hatte, nur eine heilige Schuld abzutragen glaubte, indem sie dem alternden Fürsten bis zum letzten Hauche seines Lebens die ausgezeichnetste Verehrung bewies.

Begleiten wir jetzt Dalberg in seinem Leben und Wirken als Regent sowohl wie als Privatmann.

Seine Lebensweise war äußerst einfach und geräuschlos. Als Landesherr gab er nur selten und bloß dann große Tafel und Gesellschaft, wenn sein hoher Rang in der politischen Welt und die Auszeichnung und Würde der einzuladenden Gäste solche Einladungen nothwendig machten. Außer solchen Veranlassungen würde man kaum bemerkt haben, daß der Fürst unter seinen Unterthanen weile, hätten nicht die täglichen vielseitigen Ergießungen seines schönen Herzens, die stets wiederkehrende väterliche Fürsorge und eine Reihe von Wohlthaten die Gegenwart des erlauchten Fürsten verkündet. Keine glänzende Hofhaltung, keine Menge höherer und niederer Diener, kein Hoforchester, kein Marstall u. dgl. waren ihm eigen; zwei bis drei Kavaliere, etwa vier Bediente, ein Koch, ein Kutscher, einige Pferde machten das gesammte Personale des fürstlich primatischen Hofes aus. Als er den verheerenden Brand Regensburgs im April 1809 hier in Frankfurt, wo er sich damals aufhielt, erfuhr, schränkte der edelsinnige Fürst seine kleine Hof-

haltung noch mehr ein, um durch Ersparungen jeder Art sich Hülfsgelder für seine bedürftigen verunglückten Bürger zu sammeln. Nach seinem Plane sollten jährlich 80,000 Gulden verwendet werden, um den abgebrannten Theil der Stadt wieder aufzubauen. Nur sein Abgang als Landesherr konnte die Ausführung dieses Entschlusses verhindern. Fremd war seinem Herzen der dem geistlichen Fürsten so oft zum Vorwurfe gemachte Nepotismus oder die parteiliche Fürsorge für Verwandte; er kannte nur Ein Band, das alle Menschen vom höchsten bis zum niedrigsten freundlich umschlingt, das uns Alle zu Brüdern macht, und welches jedes Herz dem duldenden Mitmenschen aufschließt, das Band allgemeiner Menschenliebe.

Ein fast noch freundlicheres Bild bietet der edle Fürst während seines späteren Privatlebens. Ihm war keine Beschränkung, kein Opfer für seine eigene Person zu groß, sobald er dadurch etwas zur Hülfe und Unterstützung nothleidender Nebenmenschen erübrigen konnte. Seine Behausung in Regensburg, ohne allen Prunk, fand ihre schönste Zierde in dem humanen Bewohner selbst; wenige Diener umgaben ihn; er, der Erzbischof und ehemalige Großherzog fuhr nur in einem gemietheten Wagen.

Wie weit die Enthaltsamkeit und Strenge des Fürsten gegen sich selbst ging, mögen folgende Beispiele beweisen:

Als in Folge der Napoleonischen Continentalsperre der Preis des Zuckers und des Kaffees auf's Höchste gestiegen war, hielt es Dalberg für eine Gewissenssache, sich dieser fremdländischen Luxusartikel gänzlich zu entwöhnen, indem er dadurch Vieles für die Nothleidenden ersparen zu können glaubte. Er legte zu diesem Zwecke täglich den Betrag seines Frühstücks in Geld bei Seite und gab es den ersten sich anmeldenden Armen, sich hingegen ließ er jeden Morgen Süßholz mit Milch abkochen und genoß es als Frühstück. Diese einfache Lebensweise führte er, ungeachtet des Widerspruchs seiner Aerzte, mehre Jahre hindurch

fort; erst seit etwa einem halben Jahre vor seinem Tode genoß er Morgens wieder eine einzige Tasse Kaffee.

Während seines letzten Aufenthalts zu Constanz im Jahre 1813 fing sein geringer Geldvorrath nach und nach an zu verschwinden, da er, wie immer als Regent, also auch dießmal bei seiner Abreise, alle landesherrlichen Kassen unberührt zurückgelassen hatte. Schon trat ein wahrer Mangel für den Fürsten ein; doch Dalberg blieb auch hierin sich gleich, und ohne die dringendsten Bitten seiner Freunde und Verehrer zu berücksichtigen, wieß er jeden Geldvorschuß ab und faßte den überraschenden Entschluß, täglich mit 36 Kreuzern zu leben. Ungeachtet seines hohen Alters entzog er sich jetzt alle nahrhafteren besseren Speisen, trank täglich ein einziges Glas gewöhnlichen Landwein, lebte mit seinen Seminaristen zu Constanz und Mörsburg äußerst beschränkt, und nur die Gefahren, welche durch diese stoische Genügsamkeit seiner Gesundheit drohten, und das Eintreffen mehrer ihm angehörigen Geldsummen konnten ihn vermögen, von dieser großen Strenge gegen sich in etwas abzulassen.

Sein letzter Aufenthalt in Regensburg war nur eine Fortsetzung dieser einfachen Lebensweise. Der Mittagstisch täglich auf etwa einen Gulden berechnet, bestand gewöhnlich in drei Speisen, nämlich Suppe, Rindfleisch und etwas Gemüse, dabei trank er ein einziges Glas Wein. Nur wenn er Gäste zu sich einlud, was er seiner Würde als Fürst schuldig erachtete, war sein Tisch reichlicher und ausgesuchter, jedoch nie glänzend besetzt. Hier machte Dalberg den Wirth mit einer solchen Heiterkeit des Geistes, belebte die Unterhaltung durch seine vielseitigen Kenntnisse und seinen Witz, und zog durch Herzlichkeit, Zuvorkommenheit und Herablassung alle Gemüther so sehr an, daß man höchst ungern und nur mit dem innigsten Wunsche für sein dauerndes Wohlergehen aus seiner Gesellschaft schied.

Zur weiteren Vervollständigung seines Charaktergemäldes hier noch einige Züge.

Eine anständige Familie zu X. war durch den Drang widriger Umstände in ihrem Vermögen zurückgekommen und wendete sich gemeinschaftlich an Dalberg mit der Bitte um ein Gnadengeschenk, oder auch um einen Vorschuß von etwa siebenhundert Gulden. Der Mann trug dem Fürsten die Bitte vor; allein Dalberg, dessen Kasse damals erschöpft war, erwiederte: jetzt sei es ihm unmöglich zu helfen; erst in etwa sechs Wochen könne es vielleicht geschehen, weil er bis dahin Geld erwarte. Die Frau, in ihrer Hoffnung getäuscht, sagte zu Dalberg: einem so hohen und vornehmen Fürsten würde es ja nie an Geld fehlen, und ihm stets leicht sein, Andern beizustehen. Gelassen nahm Dalberg die Frau an der Hand, führte sie mit der Antwort: „wir theilen mit einander, was da ist", an die Kasse, schloß dieselbe auf, und — es waren nur noch siebenundvierzig Gulden vorhanden. „Jetzt", sagte der Fürst, „nehmen Sie die eine Hälfte, die andere Hälfte brauche ich zu meinen Bedürfnissen; künftig sollen Sie aber mehr haben. Mit Rührung und Thränen im Auge bat die Frau ihr Mißtrauen ab, küßte die Hand des ehrwürdigen Fürsten, kniete vor ihm nieder und bat wenigstens um seinen Segen. Nach einigen Wochen erhielt diese Familie eine bedeutende Unterstützung.

Die dringende Noth und Verlegenheit, in welcher sich der Fürst während seines höheren Alters von Zeit zu Zeit befand, veranlaßte ihn, mehre Gegenstände zu verkaufen. So ließ er z. B. unter der Hand auch seinen Reisewagen ausbieten, um zu etwas Geld zu gelangen. Mit Mühe erhielt er endlich dafür 300 Gulden. Kaum hatte er das Geld empfangen, als er sofort dem Manne, welcher den Verkauf des Wagens besorgt hatte, 50 Gulden schenkte, und einer hülfsbedürftigen Familie eine Unterstützung von 200 Gulden zufließen ließ, die er ihr versprochen hatte; für sich selbst behielt er nur fünfzig Gulden.

Es herrschte damals zu Regensburg die üble Gewohnheit, daß manche Kinder, wenn sie nach beendigten Schulprüfungen Bücher als Belohnung erhalten hatten, mit denselben gleichsam betteln gingen.

Daß der gutherzige Dalberg, dessen Wohlthaten überall zum Gespräche des Tages geworden waren, von solchen Kindern nicht verschont blieb, kann man sich leicht denken. Sie stellten sich in der That recht fleißig bei ihm ein und empfingen jedesmal ein Geldgeschenk. Zuletzt war es dem Fürsten doch auffallend, daß ein und derselbe Name eines Kindes so oft in den Prämienbüchern vorkam. Er beobachtete nun die Kinder, und bemerkte, daß sie sich vor seiner Wohnung gegenseitig für eine Abfindung in Gelde die Bücher liehen, damit auch diejenigen, die keine Belohnung erhalten hatten, eine Geldspende empfangen möchten. Jetzt rief er alle auf sein Zimmer, hielt ihnen eine rührende Ermahnung und gab nachmals den Kindern statt des Geldes ausgesuchte Jugendschriften zu Geschenken, um auf diese Weise einen häßlichen Fehler zu verbannen, und für die Sittenreinheit der Kinder zu wachen.

Wenn Dalberg's Geldvorrath erschöpft war, und er von Zeit zu Zeit wieder einige Zuschüsse erhielt, so sprach er oft zu seinem Geschäftsführer: „Gott sei Dank! jetzt ist doch wieder etwas Geld da; mir blutet immer das Herz, wenn ich andere Leute trostlos und ohne Hülfe von mir lassen muß.“

Einst reiste der Fürst während eines sehr heißen Sommers nach Paris, und war schon in die Gegend von Tirlemont gekommen. Die Gefährten in seinem Wagen, von der Hitze ermüdet, schliefen ein; nur Dalberg wachte. Plötzlich rief er dem Postknechte zu: halt! halt! — Dieser Ausruf erweckte auch die Begleiter, und da sie eine Gefahr ahneten, öffneten sie schnell den Wagen, um den Fürsten zu retten. Dalberg stieg auch sogleich aus, verschwand aber hinter den Wagen, und nun erst sahen sie, daß er sich bei einem im Chausseegraben leblos daliegenden Landmanne befand, den er während des Fahrens bemerkt hatte und ins Leben zurückzubringen suchte. Es mußten sofort einige Essenzen, die Dalberg auf Reisen bei sich zu führen pflegte, herbeigebracht werden. Der Fürst nahm den Mann auf seinen Schoß, gab ihm einige Tropfen ein, rieb seinen Körper, und bald kehrte das Bewußt-

sein des Landmannes zurück. Er erzählte jetzt, daß er aus der Gegend von Brüssel gebürtig sei, und seinen Sohn, der damals zu Mainz in Besatzung lag, besucht habe; allein auf seiner Heimreise habe er wegen Mangel an Gelde schon drei Tage lang nichts als Brod gegessen, und in abgelegenen Scheunen geschlafen. Der Fürst ließ ihm nun etwas Wein reichen, ging in den Wagen zurück, und holte selbst so viele große Thaler, als er mit beiden Händen fassen konnte. Freundlich legte er diese in den Hut des Wanderers, munterte ihn auf, seine Reise gemächlich fortzusetzen, und sich auf derselben durch dieses Geld recht zu pflegen und zu erquicken. Erst als er sah, daß der Kranke wieder gehen konnte, stieg Dalberg in den Wagen, und verschwand dem Auge des staunenden überraschten Landmannes.

Daß der Fürst in den drei letzten Lebensjahren so häufig selbst mit Geldmangel zu kämpfen hatte, erklärt sich einfach aus der Langsamkeit, mit der man auf dem Wiener Congresse die Entschädigungsfrage wegen seines abgetretenen Gebietes verhandelte. Erst im October 1816 einigte man sich dahin, ihm eine Unterhaltungssumme von 100,000 fl. zu gewähren, von der er aber nur noch vier Monate Gebrauch machen konnte.

Die Natur hatte Dalberg mit einem so heitern freundlichen Aeußeren versehen, ihm eine so ausdrucksvolle geistreiche Gesichtsbildung zugetheilt, daß schon der Anblick dieses Mannes verrieth: in einem so wohlgestalteten Körper könne nur ein heller Geist, eine schöne Seele, ein kindlich frommer Sinn wohnen; und wirklich gehörte der Fürst in seinen früheren Jahren unter die schönsten Männer, und selbst im hohen Alter war seine Gestalt noch sehr einnehmend, und man befand sich gern in seiner Nähe. Aber noch mehr fesselte sein Geist. Zu seiner intellectuellen Entwickelung und Veredlung hatten unstreitig die verschiedenen günstigen Verhältnisse seiner Lebensbahn mächtig beigetragen. Nach einer sorgfältigen Erziehung und frühem Eintritt in die große Welt, in der Nähe der beiden Städte Gotha und Weimar, wo zwei höchst gebildete Fürstenfamilien und die unsterblichen Führer des deut-

schen Geisterlebens der süßen freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens ihre sinnigsten Reize abzugewinnen verstanden, kam Dalberg bald in Berührung mit einer Menge ausgezeichneter Menschen der damaligen Zeit; seine nachherige große bedeutende Rolle als Regent und erster Fürst des deutschen Reichs mußte diesen Kreis unendlich erweitern, und ihn mit den merkwürdigsten Männern damaliger Zeit in Verbindung setzen.

Ungeachtet seines hohen Standpunktes in der politischen Welt blieb daher dem durch Schule und Leben so vielseitig gebildeten Manne die Pflege der Wissenschaften und Künste nie fern, und so wie die Bienen aus allen Blumen Honig zu saugen wissen, so besaß Dalberg die seltene Kunst, jeder Wissenschaft die gehaltvollste Seite abzugewinnen, und den kräftigen Kern von der Schale zu trennen. Ohne irgend einer entschiedenen Lieblingsmeinung anzugehören, oder sich zu gewissen Systemen zu bekennen, nahm er an allen Kämpfen und Reibungen in der gelehrten Welt den innigsten Antheil, und es freute ihn, wenn er sah, daß Gründe und Gegengründe mit kräftiger Feder entwickelt wurden, weil er das stets als einen wahren Gewinn für die Wissenschaft selbst betrachtete.

Auch im Gebiete der Literatur selbst glänzt der Name Karl von Dalberg's ehrenvoll in den Jahrbüchern des deutschen Vaterlandes. Seine Schriften betreffen größtentheils erhabene inhaltschwere Gegenstände, geschöpft aus den Tiefen seines scharfen philosophischen Geistes, und vorgetragen mit hinreißender Beredtsamkeit und Darstellungsgabe. Sein erstes Werk, womit Dalberg seine Meisterschaft beurkundete, waren die „Betrachtungen über das Universum" (1. Auflage 1777, 6. Auflage 1819).

Daneben erwarb er sich noch mannichfaches Verdienst um die Wissenschaft, indem er Talente zu erwecken und zu beleben suchte, ausgezeichnete Männer (wie Schiller, Woltmann, Jean Paul, Werner) mit Pensionen unterstützte und ihre genialen Arbeiten auf alle Weise begün-

stigte. Auch in praktischer Beziehung that er sich hervor. Er erschien als heiterer theilnehmender Gelehrte voll der originellesten Bemerkungen. Niemand konnte fast im Umgang angenehmer sein als Dalberg. Bei seiner unglaublichen Belesenheit, und seinen vielseitigen Kenntnissen in allen Wissenschaften und Künsten war seine Unterhaltung geistreich, treffend, nicht oberflächlich, sondern tief eindringend in das Innere und Gehaltvolle des Gegenstandes. Stets wußte er jeden interessanten Stoff von so vielen Seiten zu fassen, und das Vorzügliche und Eigenthümliche so sinnreich auszuscheiden, daß ihm so mancher Gelehrte und Künstler neue Winke und Aufschlüsse verdankte. Dabei war er so bescheiden, so anspruchslos, daß er seine Ansichten nur als alltägliche Bemerkungen vortrug, die Jedermann mit ihm theilen und auch ohne ihn aufgefunden haben würde; kein Verdienst einer genaueren Forschung, keinen geübteren schärferen Blick wollte er sich zueignen. Obschon ein so gründlicher Denker wie Dalberg sich in tief eingreifenden theoretischen Untersuchungen immer heimisch fand, so zog ihn doch stets das Praktische vorzugsweise an, d. h. die Benutzung und Anwendung eines Gegenstandes auf das Leben; daher waren seine Lieblingswissenschaften die Mathematik, Physik, Chemie, Botanik (die er sehr begünstigte), Mineralogie, Technologie, Landwirthschaft u. s. w. Alle neuen Erfindungen und Entdeckungen, besonders im Fache der bürgerlichen Gewerbe waren ihm willkommen, und fanden in Dalberg einen regen Beschützer und Freund. Ueberall, wo sich der Fürst aufhielt, lebte er in den ihm so nahe verwandten Umgebungen der Literatur und Kunst. Zeugen davon sind Erfurt, Aschaffenburg, Frankfurt, wo er zahlreiche Bibliotheken und Kunstschätze besaß. Aber sowie er nie an seine eigene Person, sondern stets nur an Andere dachte, so ließ er alle diese reichen Sammlungen den ihm folgenden Regierungen freiwillig zur Verfügung zurück. Selbst noch während seines letzten Aufenthalts zu Regensburg kam kein Gelehrter oder Künstler dort an, der nicht in Dalberg einen Beschützer und Freund, und nicht selten — einen Retter und Helfer

in der Noth gefunden hätte. Wie sehr der Fürst ausgezeichnete, über ihr Zeitalter weit vorragende Männer auch für die Nachwelt zu ehren suchte, beweist unter Anderem das prachtvolle Denkmal und die dazu gehörigen schönen Anlagen, welche vorzüglich durch seine Unterstützung zu Regensburg dem großen Sternkundigen Keppler errichtet wurden.

Auf den vorzüglichen Antheil, den Dalberg an der Begründung und Entwickelung des Frankfurter Museums hatte, werden wir in der Biographie von Anton Kirchner zurückkommen.

Berühren wir nun mit kurzen Worten seinen eigenthümlichen Abschied vom Erdenleben.

Schon längst hatten die Freunde und Verehrer des Fürsten mit inniger Theilnahme und lebhaftem Bedauern wahrgenommen, daß seine körperlichen Kräfte immer mehr und mehr schwanden, obgleich der Geist die gewohnte Heiterkeit behielt. Wiewohl Dalberg oftmals dringend ersucht ward, sein Leben recht zu schonen, ging er doch von dem Grundsatze aus, der Geist müsse nie vom Körper abhangen und man sei nur dann krank, wenn man nicht Herr über seinen Körper geworden sei. Wenige Tage vor seinem Tode war aber die Abnahme aller physischen Kräfte zu merklich, als daß sich sein Leibarzt mit jener Erklärung hätte beruhigen können. So kam der 8. Februar 1817 und mit ihm Dalberg's 74. Geburtstag heran, und gleichwie er beinahe alle Abende während seines letzten Aufenthaltes zu Regensburg bei seinem vieljährigen treuen Freunde, dem fürstlich Thurn- und Taxischen Geheimenrathe Grafen von Westerholt zubrachte, so wollte er auch jetzt wieder im Familienkreise dieses edlen Freundes sein Wiegenfest feiern, obgleich ihm der Leibarzt das Ausfahren untersagt hatte, und einige Heilmittel anordnete, die aber der Fürst verbat. Munter und freundlich langte Dalberg im Westerholt'schen Hause an. Wie er den Abend dort verlebte, ersieht man aus einem Schriftchen des Grafen, betitelt „Karl Dalberg's Lebensbeschluß im Westerholtischen Hause." Es heißt darin:

„Karl Dalberg, den die Natur mit allen lieblichen Gaben, mit Scharfsinn, Kunstsinn, Tiefsinn, mit einer unnachahmlichen Liebenswürdigkeit und einer unerschöpflichen Wohlthätigkeit ausgerüstet hatte, faßte, nachdem er die höchsten Ehren genossen, die Launen des Schicksals erfahren und den bitteren Kelch der Widerwärtigkeiten geleert hatte, den Entschluß, Regensburg, seinen Lieblingsort, den Sitz seiner erzbischöflichen Würde zu seinem Aufenthalte zu wählen. Hier spann sich der Faden einer vor 37 Jahren mit ihm geknüpften Freundschaft fort, und, angezogen durch mein stilles und glückliches Familienleben, setzte er seine Zufriedenheit darein, alle Abende, nachdem die Geschäfte des Tages abgethan waren, um 8 Uhr zu uns zu kommen, und in diesem kleinen Kreise, der seit einigen Monaten durch seine würdigen Freunde, Graf und Gräfin von Marschall, vermehrt wurde, seine, wie er zu sagen pflegte, glücklichsten und besten Stunden zu genießen."

„Ach! was für eine Seligkeit lag in diesem Geben und Nehmen der Freundschaft! *) — Wie glücklich schätzte ich mich insbesondere, mitten unter meinen vielen Leiden und körperlichen Berufsarbeiten bei diesem edlen Manne Licht, Liebe, Leben in der schönsten Harmonie zu finden und zu genießen!"

„Schon mehre Tage vor seinem 74. Geburtstage ward er nicht wohl, und wir merkten eine Abnahme der Kräfte, die uns sorglich machte, und uns bewog, dem theuren Freunde, der, mild gegen Andere, nur

---

*) Welchen Sinn überhaupt Dalberg für Freundschaft hegte, ersieht man unter Anderm aus folgendem Briefchen an den Frankfurter Schöff Georg Steitz: „Mit Geld und Ehrenstellen konnte und kann ich Sie nicht belohnen. Sie schlugen das immer aus. Allein ein Andenken werden Sie von mir nehmen, und dieß besteht erstens in meinem Portrait, und zweitens in einer Uhr mit der Inschrift: Andenken der Freundschaft für Georg Steitz von Karl Dalberg. Jedermann ohne Ausnahme wisse, daß ich mich glücklich fühle, solch einen wahren Freund zu haben. Das angenehme Flötenspiel dieser Uhr wird Sie in jedem Stundenschlag an Ihren treuen dankbaren Freund erinnern." Karl Dalberg.

gegen sich streng war, zuzureden, seiner kostbaren Gesundheit zu pflegen. Indessen wollte er sich seine liebe achte Stunde nicht rauben lassen, und beschloß — wahrscheinlich schon im Vorgefühl, daß sich an diesem Tage die Pforte des Himmels ihm öffnen würde, — den 8. Februar in unserem Familienkreise zu begehen, und so kam er auch wirklich schon um sieben Uhr zu uns. Zwar sehr ermattet, doch mit voller Geisteskraft unterhielt er sich mit uns heiter, freundlich und mit der seligen Miene eines Verklärten. Er scherzte noch mit meinen Töchtern, die er sehr liebte und sagte meiner guten Frau und der Gräfin Marschall die herzlichsten Dinge. Nun schlug's acht Uhr, und es ward auf sein Verlangen Rheinwein gebracht. Er selbst sprach die Toaste. Der erste war herzlicher, überfließender Dank und Freundschaftsversicherung gegen uns Alle. — Nach einer Weile begehrte er wieder etwas Wein, und sein Toast war Liebe! — Leben! — Wahrlich sein Bild; denn Leben und Liebe war eins in ihm. — Nun trat eine längere Pause ein. — Man sah, es arbeitete mächtig in seinem Innern. Endlich nahm er noch ein wenig Wein, und sagte mit einer unaussprechlichen Rührung und Freundlichkeit: Gottes Wille! — — Nach 36 Stunden wandelte er nicht mehr unter uns."

Der seine nahe Auflösung fühlende Fürst kehrte gegen neun Uhr nach Hause zurück. Bei seiner großen Ermattung mußte er sich auf einem Sessel über die Treppe in den Wagen tragen lassen, was sonst nie der Fall war. Im Herabtragen sagte er noch scherzend zu dem Bedienten: „Ei, das geht ja recht bequem; künftig werde ich das immer thun." Hierauf nahm er ihn mit zu sich in den Wagen und äußerte: „Nicht wahr, wir sind oft mit einander gefahren, aber so denn doch noch nicht."

Bei der Ankunft vor seiner Wohnung war Dalberg so entkräftet, daß man ihn auch hier auf einem Sessel in sein Schlafgemach bringen mußte. Nach einer unruhigen Nacht verfiel er am Morgen in einen todesähnlichen Schlummer, der am 10. Februar mit dem wirklichen

Dahinscheiden endigte. — — Sein Leichnam ruht in dem majestätischen Regensburger Dome, sein Herz aber in silbernem Behältniß in der Stiftskirche zu Aschaffenburg.

Dalberg's materieller Nachlaß war höchst unbedeutend, und bestand bloß aus einigen Meubeln, Kleidungsstücken, Gemälden, Büchern und wenigen silbernen Geräthschaften. Der Erlös aus diesen Gegenständen betrug troß des hohen Preises, für den sich die Pietät seiner Verehrer Alles anzueignen suchte, doch kaum 5000 Gulden. Das gemiethete Bette, auf welchem Dalberg geschlafen hatte, bewahrte die Familie des Eigenthümers als ein theures Angedenken.

Das Versprechen, wenn ihm die Vorsehung sein Leben friste, noch Denkwürdigkeiten seiner Zeit, oder seine sogenannten politischen Verirrungen niederzuschreiben, hat Dalberg wegen Altersschwäche unerfüllt gelassen. Es ist mithin sehr zu bedauern, daß wir von ihm selbst gar keine Aufklärungen über sein politisches Leben erhalten haben, weil dadurch Vieles in einem milderen und günstigeren Lichte erschienen sein würde, was wegen Mangel an Aufschlüssen dunkel und unerklärt geblieben ist.

Doch was auch immer Dalberg zum Vorwurfe gemacht worden ist, wir glauben dennoch diesen gedrängten Abriß seines Lebens nicht passender schließen zu können, als mit den Worten des Frankfurter Historikers:

„Arm stieg er vom Thron, arm ging er aus dem Leben, und sein schönstes Testament ist, daß er keines hinterließ. Mag auch sein Verstand zuweilen in der Wahl der Mittel geirrt haben, sein Herz war gut, besser, als das von Manchem, der jetzt Steine auf sein Grab schleudert!“

Friedrich Siegmund Feyerlein.

Es war am 6. November des Jahres 1813 — wenige Wochen nach der folgenreichen Schlacht bei Leipzig —, als der österreichische, einst deutsche Kaiser Franz seinen festlichen Einzug in Frankfurt hielt und das Fürstlich Thurn- und Taxische Palais auf der großen Eschenheimer Gasse zu seinem Hauptquartier erwählte.

Während der siebenjährigen Herrschaft des Fürsten Primas, wo die Behörden von Frankfurt durch Anstellung vieler Fremden mannichfache Personalveränderungen erlitten hatten, war nur Ein Institut in seiner alten reichsbürgerlichen Reinheit und unvermischt mit Nichtfrankfurtern geblieben, — das Institut der Bürgercapitäne.

Diesen Vorstehern der vierzehn Stadtquartiere entkeimte an jenem Tage vor Allem der Gedanke, ob es nicht möglich sei, der Vaterstadt die alte Freiheit und Selbstständigkeit zu verschaffen. Die so oft zum Gegenstand der Komik gemachten Capitäne begriffen ihre Stellung, die Zeit und die Gelegenheit. Kaum war die Ankunft des Kaisers erfolgt, als sie sich zur Berathung der hochwichtigen Frage versammelten. Schnell hatten sie sich dahin geeinigt, bei dem Monarchen um eine Audienz nachzusuchen, eben so schnell waren sie über die Wahl eines Consulenten und Sprechers in der Person des Advokaten Dr. Friedrich Siegmund Feyerlein in Uebereinstimmung und, nachdem die erbetene Audienz gewährt worden, schritten die Ehrenmänner, den Doctor an der Spitze, nach dem Taxis'schen Palais hin.

Der launige Zufall wollte, daß die am Eingange des Gebäudes als Ehrenwache aufgestellten ungarischen Grenadiere beim Anblick der ehrwürdigen meist schon alternden Mannesgestalten, Diplomaten in ihnen vermuthend, feierlich das Gewehr präsentirten. Ordonnanzoffiziere empfingen sie an der großen Treppe und geleiteten sie aufs Artigste zum Vorsaale. Nachdem durch den k. k. Feldmarschall-Lieutenant und Oberstkämmerer Grafen v. Wrbna die Anmeldung erfolgt, traten sie in das kaiserliche Empfangzimmer und fanden die Majestät in voller Generalsuniform ohne weitere Zeugen. Als es dem Dr. Feyerlein gestattet worden war, zu sprechen, äußerte derselbe in längerem Vortrage die Empfindungen der Freude, des Dankes und der Hoffnung, welche die Bürgerschaft Frankfurts beim Anblick der kaiserlichen Majestät und bei Erwägung der letztvergangenen Ereignisse beseelten. Seine Rede schloß mit den Worten: „Die vor Ew. Majestät stehenden Aeltesten und Vorsteher der Frankfurter Bürgerschaft sind das schwache Organ der lebhaftesten Dank- und Freudengefühle der gesammten Bürgerschaft. Darum finden sie ihr größtes Glück, ihren schönsten Lohn an dem Abende ihrer Tage darin, daß ihre Augen Deutschlands Kaiser wiedergesehen haben; diesen erhabenen Monarchen wiedergesehen in der Herrlichkeit der allerglorreichsten Siege, über welche die Mitwelt frohlocket, die Nachwelt staunen und die Geschichte verlegen werden muß, Ereignisse aufzuzeichnen, die in nicht ganz drei Monaten zwanzigjährige Anstrengungen wie mit einem Zauberschlage umgestalten und der ganzen Weltgeschichte eine andere Richtung schöpferisch anweisen. Sie vermögen nicht, in einer kurzen Rede Alles aufzuzählen, was der Mäßigung und Bescheidenheit des erhabenen Monarchen zusprechen, was dem Ohre nicht mißfällig und doch zugleich der Würde und Wichtigkeit jener Großthaten unserer Tage ein schuldiger Tribut sein müßte. Sie vermögen nur schwach und in leichten Umrissen die Größe ihrer mannichfaltigen Rührungen, das lebendige Leben ihrer nneren, immer neuen Anregungen herzustammeln; aber ihr in jugend-

lichem Ungestüm hochaufklopfendes Herz, dieses Auge, in welchem Freudenzähren glänzen, mögen die beredtesten Dolmetscher ihres bewegten Innern sein. Sie haben nur Einen Wunsch, nur Einen Ausdruck, in welchem die Aeltesten der Stadt die Summe ihrer und der gesammten Bürgerschaft Empfindungen einzuschließen im Stande sind; es ist der: Hoch und lange lebe und regiere Deutschlands Kaiser!!"

Mit weiser Bedachtsamkeit hatte Feyerlein dem eigentlichen Herzensanliegen seiner Begleiter, dem Wunsche nach der Wiederherstellung der ehemaligen reichsstädtischen Freiheit, für dießmal noch keine Worte verliehen. Es galt zunächst sich den Kaiser persönlich zu befreunden. Diese Absicht gelang. Huldvoll erwiederte der Monarch:

„Ich weiß es wohl, daß Sie mich lieben, und die Weise, wie Sie mich empfangen haben, hat mir es von Neuem bewiesen. Der Allmächtige hat unsere Waffen noch mehr, als ich erwartete, gesegnet. Der Feind ist schon genöthigt über den Rhein zu gehen, und wir werden Frieden erlangen. Wir werden aber auch Deutsche sein und bleiben, und Sie und meine Unterthanen müssen wieder glücklich werden. Fahren Sie übrigens und Ihre Kinder und Enkel fort, dem Hause Oesterreich ergeben zu bleiben." — —

Nach Verlauf eines Monats, am 8. December, wiederholte sich die Audienz. Die Bürgerkapitäne hatten dießmal außer ihrem Sprecher Feyerlein noch einige ihrer stellvertretenden bürgerlichen Offiziere zur Begleitung. Feyerlein übergab dem Kaiser eine von ihm verfaßte Bittschrift, in der der Wunsch und das Gesuch nach Wiederherstellung der früheren Selbstständigkeit, in eben so bestimmter als unterwürfiger Rede ausgedrückt war. Der Monarch empfing dieselben mit freundlichem Wohlwollen und es begann nun eine längere Unterredung über das Begehren der Bürgerschaft. Der Kaiser äußerte unter Anderm: Er werde das Wohl und die Freiheit der Stadt Frankfurt auf jede nur thunliche Weise befördern, doch hinge die völlige und endliche Entscheidung des Schicksals der Stadt von den Folgen und Entwickelungen des

künftigen Friedens ab. Indessen habe er bereits dem Minister Albini den Auftrag ertheilt, für eine bessere Staatswirthschaft besorgt zu sein; die allgemeinste Ursache des Verfalls der Reichsstädte läge freilich in ihrer allmäligen Verarmung; sollte Frankfurt sich nicht mehr selbst erhalten können, so möchte es vielleicht besser sein, wenn die Stadt irgend einem größeren deutschen Fürsten zugetheilt würde. — Nachdem hierauf der eine der Capitäne Weniges erwiedert hatte, ergriff Feyerlein das Wort und setzte in bündiger und klarer Rede auseinander, wie nur durch die aufgedrungene Regierung, durch die fremden Gesetze und namentlich durch das Enregistrement Frankfurt in seine gegenwärtigen finanziellen Verlegenheiten gerathen und es keinem Zweifel unterworfen sei, daß sich die materiellen Verhältnisse der Stadt nach wiedererlangter Selbstständigkeit sehr bald wesentlich verbessern würden. Der Kaiser hörte auf diese Erörterung mit freundlicher Aufmerksamkeit und entließ dann die Herrn in huldvollster Weise.

Während der Zeit, wo sich die Bittenden im kaiserlichen Palais befunden hatten, war in der äußeren Atmosphäre eine plötzliche Veränderung eingetreten. Das ruhige und gelinde Wetter des Morgens hatte sich in ein naßkaltes Schneegestöber umgewandelt. Feyerlein war sehr leicht mit Frack, kurzen seidenen Beinkleidern und seidenen Strümpfen bekleidet. Seine patriotische Begeisterung und das lebhafte Sprechen hatten ihn erhitzt; glühende Röthe überdeckte sein Gesicht; sein ganzer Körper transpirirte in ungewöhnlichem Maße. Dessenungeachtet leitete der wackre Mann in seinem Eifer, ohne erst noch andere und wärmere Kleider anzulegen, unmittelbar darauf die Audienz bei dem Generalgouverneur des Großherzogthums Frankfurt, dem Prinzen von Hessen-Homburg.

Auf dem Heimwege begegnete ihm ein befreundeter Arzt, der seine Hände mit kaltem Schweiß bedeckt fand und ihm den Rath gab, sich so schnell als möglich umzukleiden und zu Hause zu bleiben. Feyerlein that es, aber sein Zustand wurde nicht besser, sondern schlimmer. Leider!

versäumte er es, schleunigst nach ärztlicher Hülfe zu senden. Vielleicht hätte dadurch dem Ausbruche des Nerven- und Lazarethfiebers, das damals in Frankfurt wüthete, bei ihm vorgebeugt werden können.

Am 14. December 1813 erschien eine Erklärung der verbündeten Herrscher, in welcher die demnächstige Einsetzung der Stadt Frankfurt in ihre vormaligen Rechte und Freiheiten verkündigt wurde. Feyerlein, an dem Tage zwar schon bettlägerig, aber doch noch im ungehemmten Besitze seiner geistigen Fassungskraft, und nach dem Bericht einer Augenzeugin sogar sehr heiter und munter, konnte sich über die Nachricht noch mit ganzer Seele freuen und in dem günstigen Ergebnisse seiner Bemühungen den schönsten Lohn für dieselben erblicken.

Aber das Erblühen seines Werkes zu schauen und die Früchte seiner gemeinnützigen Thätigkeit reifen zu sehen, war ihm nicht vergönnt. Das Nervenfieber ergriff ihn mit seiner riesigen Gewalt, und während sich ein neues Licht über die Vaterstadt verbreitete, umnachtete sich mehr und mehr sein sonst so klares Auge, bis an dem Tage, wo der Christbaum im hellen Kerzenscheine für Jung und Alt die Freude zu bringen pflegt, es erlosch zum stillen Schlummer des Todes.

Feyerlein starb im kräftigsten Mannesalter. Geboren am 28. April 1771 hatte er sein 43. Lebensjahr noch nicht vollendet. Um die Vaterstadt hatte er sich mannichfache Verdienste erworben. Mit vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet, und eben so scharfsinnig und gewandt, als bescheiden und anspruchslos, wirkte er zwei Jahrzehnte hindurch als praktischer Jurist mit vielem Segen und leistete zugleich dem Gemeinwesen bei der langjährigen lästigen Einquartierung die ersprieslichsten Dienste. Im Jahr 1810 entwarf er den Plan zu den „Gemeinnützlichen Blättern für das Großherzogthum Frankfurt", die er auch durch viele eigene Beiträge zu fördern suchte. Besonders eifrig beschäftigte er sich mit der Geschichte der theueren Vaterstadt. Diesem seinem Lieblingsstudium verdankte die nach Erscheinen des ersten Bandes der Kirchner'schen Geschichte der Stadt Frankfurt von ihm verfaßte und veröf-

fentlichte Schrift: „Vertraute Briefe über die Kirchner'sche Geschichte von Frankfurt am Mayn, von Einem Halbwisser" ihre Entstehung. Die darin ausgesprochene Kritik ist nicht frei von Bitterkeit, und ihr verletzender Ton gegen den verdienstvollen Historiker keineswegs zu billigen, doch bewirkte sie in Verbindung mit den Fichard'schen Recensionen eine sorgfältigere Bearbeitung des zweiten Bandes des angegriffenen Geschichtswerkes.

Dem wackeren Feyerlein war nur ein kurzes Menschenleben beschieden, aber das tragische Ende desselben hat ihm ein bleibendes Andenken gesichert. Mit Recht schließt einer unserer geachteten Mitbürger die Erzählung jener Begebenheit die seinen Tod herbeiführte, mit den Worten: „Kein Monument von Erz und Stein erinnert an den würdigen Sohn der Vaterstadt, aber in der heimathlichen Geschichte lebt sein Name und nie wird man die Wiederherstellung Frankfurts erwähnen, ohne den Namen Feyerlein zu nennen."

Ein ächter Patriot unserer Stadt, dem die Muse der Dichtkunst ihre Gabe verliehen, und dessen Namen sich im Anhange zu diesem Werke genannt findet, hat die Begebenheit und den Namen des Mannes in folgenden Zeilen zu verewigen gesucht:

Im Taxis'schen Palaste
Zu Frankfurt an dem Main,
Räumt man dem hohen Gaste
Die Fürstenwohnung ein;
Doch nicht zum Festgepränge
Schmückt sich das weite Schloß,
Es füllt die langen Gänge
Kein bunter Höflings=Troß.
Nur Kriegertritte schallen
Die Stiegen auf und ab,
Und durch des Hofes Hallen
Der Rosse flücht'ger Trab.
Aus hohen Fensterbogen
Schaut mancher Knebelbart
Mit Mienen wild verwogen
Nach ächter Ungarn Art,
Der noch vor wenig Tagen,
Auf Leipzigs blut'gem Feld,
Die Freiheits=Schlacht geschlagen,
Wo fiel so mancher Held. —
Sie harren hier der Stunde
Der Ankunft ihres Herrn,
Mit ihm zu Kampf und Wunde
Zu zieh'n in weit're Fern'.

Im Schmuck der Siegesreiser
Zieht Oestreichs Helden=Chor,
Zieht Deutschlands letzter Kaiser
Zu Frankfurt durch das Thor. —
Durch die belebten Gassen
Tönt lauter Jubelschall
Den dicht geschaarten Massen

Entgegen überall;
Des Anblicks deutscher Krieger
Hat lang' man hier entbehrt,
Nun kommen sie als Sieger
Und sind d'rum doppelt werth.

Voran den Grenadieren,
Die stolz im Waffenglanz,
In Reih' und Glied marschiren,
Ritt huldreich — Kaiser Franz. —
Deß milde Blicke gleiten
Auf Volk und Krieger hin,
Und Bilder früh'rer Zeiten
Gehn ernst durch seinen Sinn. —

Hier war's, wo von dem Throne
Die Fürsten er belehnt,
Als Deutschlands Kaiserkrone
Sein hohes Haupt bekrönt.
Dieselben Glocken schallen
Vom alten Dome heut',
Wie, als in seinen Hallen
Man einst ihn hier geweiht;
Und die sein Roß umgeben,
Sie fühlen's mit ihm tief;
Noch mancher ist am Leben,
Der damals Vivat rief —
Und Vivat! ruft nach Jahren
Das Volk ihm heute nach,
Ihm, der mit seinen Schaaren
Die fremden Ketten brach. —

Und weiter zum Palaste
Bewegt sich Volk und Held,
Wo man dem hohen Gaste
Das Haupt=Quartier bestellt.

Hier gibt sich ihm auf's neue
Im lauten Jubel kund,
Daß Frankfurts alte Treue
Noch lebt in Herz und Mund.
Das frischt ihm die Gebilde
Der alten Zeiten auf,
Und mit gewohnter Milde
Frägt bald der Kaiser drauf:
„Wo sind die alten Degen,
„Cap'täne vom Quartier,
„Die auf den Krönungswegen
„Ich sah im Dienste hier?
„Laßt mir die Wack'ren rufen,
„Die für die Bürgerschaft,
„Mir Treu' an Thronesstufen
„Gelobt durch Eides Kraft." —

Kaum ward zu ihrer Kunde,
Die nie geträumte Ehr',
So eilten sie zur Stunde
Zu folgen dem Begehr.

Wer hat in unsern Tagen
Den Bürger=Capitain,
Wie er sich sonst getragen,
Im Lustspiel nicht geseh'n?
So in demselben Staate
Mit Schärp' und Epaulett',
Dem Capitäns=Ornate,
Mit Jabot und Manschett',
Wie bei dem Krönungsfeste,
Gepudert' und frisirt,
Mit scharlachrother Weste
Und Stiefeln blank poliert,
Die Hand am Degenknopfe,
Im Aug' bescheid'nen Muth,
Und prangend auf dem Kopfe
Den breiten Treffenhut, —
So schritten die Gestalten,
Zu vierzehn an der Zahl,
Im militär'schen Halten
Erwartungsvoll zum Saal. —

Es lebt' in jenen Tagen
Ein Mann in uns'rer Stadt,
Der, wie man pflegt zu sagen,
Am rechten Flecke hat,
Was and're leicht verlieren
In Freuden oder Schmerz,
Noch öfters schlecht regieren —
Wir meinen Kopf und Herz. —
Sein Name, fast verklungen,
Sein Wirken, ohne Schein,
Sind kaum zu uns gedrungen;

Denn Doktor Feyerlein,
Er zahlte mit dem Leben
Prompt seinen Ehrentag,
Wo er, im schönsten Streben,
Sich seinen Lorbeer brach. —
In mancher Richter-Fehde
Half treulich er der Noth,
Die Feuerkraft der Rede
Stand stets ihm zu Gebot;
D'rum hatten ihn auch heute
Die Vierzehn sich erseh'n,
Daß er an ihrer Seite
Zum Kaiser möchte geh'n.
Zwar war von ihnen Allen
Wohl keiner, was man sagt,
Grad auf den Mund gefallen,
Auch sonst wohl nicht verzagt;
Doch ist's nicht wohl zu rathen
Und schickt sich eben nicht
Bei hohen Potentaten,
Daß mehr wie Einer spricht. —
Genug, an ihrer Spitze
Führt Feyerlein sofort
Sie stracks zum Kaisersitze,
Und läßt sie melden dort.

Umringt von Generalen,
Die in dem höchsten Glanz
Den Herrscher hell umstrahlen,
Steht einfach — Kaiser Franz.
Sein sanftes Aug' verbreitet
Vertrauen, Glück und Ruh',
Und unser Häuflein schreitet
Voll Ehrfurcht auf ihn zu. —
„Laßt euch willkommen nennen,
„Cap'täne vom Quartier!
„Ich denk', ihr Herrn, wir kennen
„Uns wohl von früher hier?
„Das war in beſſ'ren Tagen,
„Denn besser war die Welt,
„Die jetzt im Lauf und Jagen
„Nach Neu'rung schwankt und fällt. —
„Im Wechsel der Gestalten,"
So fuhr der Kaiser fort, —
„Hängt fest ihr noch am Alten,
„Am Glauben und am Wort?"
Drauf ehrfurchtsvoll begehret
Der Doktor Feyerlein,
Daß ihm das Wort gewähret
In Gnaden möge sein. —
Dann hebt er an zu schildern
Der Jahre Wechsellauf,
Und faßt in treuen Bildern
Die Thatenreihe auf:
Wie man in deutschen Landen
Dem Kaiser warm und treu,
Trotz aufgelösten Banden,
Noch stets ergeben sei;
Daß die Erinn'rung wohne
Zu Frankfurt, unverletzt,
Wie Deutschlands Kaiserkrone
Er hier aufs Haupt gesetzt;
Wie d'rauf der blut'ge Knäuel
Von Freiheit, Kampf und Sieg
Hierher gewälzt die Gräuel
In zwanzigjähr'gem Krieg;
Wie machtlos sich zu schützen
Die Stadt, der Feinde Schaar
Und ihren Feuerblitzen
Oft Preis gegeben war;
Wie Brandschatz zu Millionen
Der Feind sich hier erpreßt,
Und Geißeln ohne Schonen
Gefangen nehmen läßt;
Wie ständige Armeen
Sich lange hier genährt,
Die Landmanns mühsam Säen
Oft vor der Ernt' verzehrt.
Wie dann die Stadt am Ende
Von allem Schutz entblößt
Verfiel der Fremden Hände,
Als deutsches Reich gelöst:
Doch daß in Noth und Drängen
Wir hielten treulich aus,
Und stets die Herzen hängen
An Oestreichs Kaiserhaus. —

Und als er so gesprochen,
Da packt's den Doktor tief,
Als wenn durch Mark und Knochen
Ein brennend Fieber lief. —
Er stürzt zu Kaisers Füßen
Und fleht zu ihm empor:
„O Herr! mögst nicht verschließen
„Den Bittenden dein Ohr,
„O Kaiser! mögst nicht wenden
„Von uns den gnäd'gen Blick,
„Gib uns aus deinen Händen
„Der Freiheit Gut zurück." —

Ergriffen von der Scene
Bewegt der Kaiser winkt,
Und eine stille Thräne
Zu seinem Auge dringt: —
„Steht auf — ihr sollt verehren
„Nur kniend Gott den Herrn,
„Doch gleiches zu begehren
„Ist eurem Kaiser fern.
„Ihr möget Hoffnung fassen,
„Die neu uns Allen blüht,
„Geht hin — ihr seid entlassen,
„Was sein kann — das geschieht." —

In ehrfurchtsvollem Schweigen,
Den Dank in ihrem Blick,
Die Vierzehn sich verneigen,
Und treten still zurück.

Doch fieberhaft durchzittert
Den Doktor heiße Glut,
So tief hat ihn erschüttert
Sein ächter Bürgermuth. —
Kaum Freundes Gruß vernommen,
Die innigst ihm gedankt,
War heimwärts kaum gekommen,
Er auch schon schwer erkrankt. —
Er fiel der Nervenseuche
Ein Opfer seiner Treu';
Der Doktor — ward zur Leiche,
Und Frankfurt — **das ward frei!**

Samuel Thomas Sömmerring.

Bekanntlich wurde die zweite Hälfte des letztvergangenen Jahrhunderts in einer großartigen Weise durch den schönen Kranz ausgezeichneter meist deutscher Gelehrten verherrlicht, deren Werke zum Theil noch immer unerreicht vor uns stehen und wohl noch nach Jahrhunderten zu Genuß und Belehrung dienen werden. Es war ein Kreis geistig Verbündeter, wie er in der Art vielleicht nie wieder kommen wird. Fürsten, Staatsmänner, Professoren, Publicisten, Dichter &c. nahmen daran gleichen Theil, erkannten sich, wie Ordensbrüder an geheimen Zeichen, so an ihren geistigen Vorzügen und an Uebereinstimmung ihrer Ansichten und Gesinnung, liebten und achteten sich gegenseitig und suchten sich wie in ihren geistigen Bestrebungen, so auf ihren verschiedenen Lebenswegen in jeder Weise zu fördern. Jene geistige Verbrüderung hatte zugleich das Eigenthümliche, daß sich nicht allein Fachgenossen zur Erweckung und Vervollkommnung ihrer besonderen Wissenschaft verbanden, sondern auch Männer von dem verschiedensten Beruf sich an einander anschlossen; ein Jeder interessirte sich für das Studium des Andern, und der Ton, den der Eine anschlug, hallte auch in der Brust des Andern wieder. So lebten die Wissenschaften in gutem Einverständniß, und oft fiel ein fruchtbarer Keim von der einen in den Schoß der andern und trug hier Früchte, an die man gar nicht gedacht hatte.

Auch Sömmerring war ein hervorragendes Glied dieses für die Culturgeschichte so bedeutenden Gelehrtenkreises. Obschon uner-

müdet in seinem Fache, der Anatomie, und in einem solchen Grade darin sich hervorthuend, daß ihm wohl Wenige an die Seite gestellt werden können, interessirte er sich doch für Alles, was in den verschiedenen Reichen des Wissens vorging, so namentlich für Geschichte, Geographie, Politik, Physik, Chemie, Botanik, Petrefactenkunde u. s. w. ja noch in den letzten Tagen seines Lebens erregte ein vortreffliches Fraunhofer'sches Instrument die Lust in ihm, astronomische Studien zu treiben.

Dabei war Sömmerring von Herzen eine so edle, deutsche Natur, ein so pflichtgetreuer Staatsdiener, ein so braver Gatte und Vater, ein so redlicher Freund seiner Freunde und ein so gewissenhafter, wahrheitsliebender und nach höchster Vollendung strebender Naturforscher, daß er allen Jüngern der Wissenschaft als nachahmungswerthes Vorbild dienen kann.

Dieser wackere deutsche Mann war geboren zu Thorn in Ostpreußen am 18. Januar 1755, fast 300 Jahre nach Kopernicus, der in derselben Stadt das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, Joh. Thomas Sömmerring, war daselbst praktischer Arzt und Stadtphysikus. Schon im Knaben regte sich die Liebe zu naturhistorischen Gegenständen. Er malte Blumen und Kräuter nach der Natur, interessirte sich für wandernde Menagerien und merkwürdige Himmelserscheinungen, und als er im Jahr 1769 in das Gymnasium seiner Vaterstadt als Schüler eintrat, erwachte bereits, durch den damaligen Rector dieser Anstalt geweckt, seine Liebe zur Anatomie. Aber auch die Lust zu sammeln und das Interesse an politischen Ereignissen, wozu die Begebenheiten des Kriegs von 1768 bis zur ersten Theilung Polens Veranlassung gaben, regte sich in ihm. Im Herbste 1774 bezog er 19 Jahre alt die Universität Göttingen, wo er beinahe vier Jahre zubrachte, ein Aufenthalt, welcher in allen seinen Beziehungen für den empfänglichen und strebsamen jungen Mann von bleibender Bedeutung wurde. Bis zu seinem Tode stand er mit Göttinger Lehrern, mit der Bibliothek und

der Redaction der „Gelehrten Anzeigen" im innigsten Verkehr; hier entschied sich frühzeitig seine Neigung für die Fächer, denen er das ganze Leben treu blieb und in welchen er so Ausgezeichnetes geleistet hat. Vor Allem übten Anatomie und anatomisches Theater ihre Anziehungskraft auf ihn. Er beschreibt selbst seine ersten Eindrücke. Unter Andern erblickt er an einem todten Pavian einen „Burschen" eifrig präpariren, den nachmaligen großen Naturforscher Blumenbach. Mit dem größten Eifer wirft er sich auf die menschliche und thierische Zergliederung, so daß sein Lehrer Wrisberg Sömmerring's Präparate zu den eigenen Demonstrationen benutzt, ihn öffentlich belobt und ihn „Herr Neurologe" nennt. Dessenungeachtet trägt der Vater, noch nicht ahnend, welchen reichen Schatz er an diesem Sohne besitzt, Bedenken, ihm den Aufenthalt auf der Hochschule zu verlängern. Der Sohn schreibt, trockenes Brot sei sein Abendbrot; er hungere; Kaffee und Bier trinke er gar nicht und oft stehe er vor Mittag hungrig auf. Jetzt sei seine Saatzeit, je mehr er säe, desto mehr werde er ernten. Die mit drei Jahren fertig würden, suchten nur um Gottes Willen durchs Examen zu kommen. Praxis habe er nie verachtet, verredet, wenn es der Vater wolle, allein ein bloßer Practicus möge er durchaus nicht werden; könne er bloß Theoretica treiben, so schätze er dieß für sein größtes Glück. Und wenn er am Ende seiner Studien auch nicht einen rothen Heller besitze, habe er nur was gelernt, so müsse, müsse ihm Brot werden.

Es ist höchst merkwürdig zu beachten, wie hier der freie Geist allmälig seine Fittige entfaltet und im Bewußtsein seiner künftigen Größe die Fesseln zu sprengen sucht, die ihn in seinem Auffluge hemmen.

Aber der Vater ließ sich erweichen, und als bald darauf der Sohn sein Doctorexamen ehrenvoll bestand und eine Abhandlung schrieb, von der Wrisberg in einem besondern Schreiben an den Vater sagte, sie sei von der Art, daß sie die Aufmerksamkeit aller Zergliederer rege machen müsse; er dürfe stolz sein auf einen Sohn, der in der Zeit, da er

seinen Unterricht genossen, so viel erlernt habe, daß die größte und blühendste anatomische Schule glücklich sein werde, wenn sie einmal diesen gelehrten Mann als Professor besitze 2c. — da sendete der Vater die Summe von 700 Thalern zu einer Reise nach England, welche Sömmerring alsbald am 17. Mai 1778 antrat. Daß er diese Reise für seine Hauptstudien gehörig zu benutzen und aus dem Umgange mit den hervorragendsten Anatomen der damaligen Zeit, einem Peter Camper, Gaubius, Sandifort, John Hunter, Cruikshank, Alexander Monro u. A. mannichfaltigen Gewinn zu ziehen gewußt habe, läßt sich leicht vorstellen. Auch die Bekanntschaft Georg Forster's machte er zuerst in London, eine Bekanntschaft, aus der später die innigste Freundschaft erwuchs. Im April 1779 kehrte er nach Deutschland zurück, und schon im Juni desselben Jahres erhielt er eine Anstellung als Professor der Anatomie in Kassel, nachdem bereits vor ihm Forster als Professor der Naturgeschichte dahin berufen worden war. Später (1781) kam auch noch Johannes Müller als Professor der Geschichte hinzu. Von hier schreibt sich auch seine Verbindung mit dem berühmten Heyne, der ihm fast wöchentlich Bücherpaquete zur Recension für die „Gelehrten Anzeigen" von Göttingen nach Kassel, späterhin aber auch nach Mainz und Frankfurt, ja selbst nach München schickte. In Kassel war es auch, wo Sömmerring mit Forster, Johannes Müller u. A. in den Bund der sogenannten Rosenkreuzer trat; die beiden ersteren erkannten aber allmälig den gefährlichen Weg, den sie gingen und lernten in dem Bunde, in welchem es mehre Grade gab, Betrüger und Betrogene kennen. Es liegt ein Schleier über dem Grund der Furcht, welche es beiden unmöglich zu machen schien, offen zu brechen und sich loszuwinden. Wahrscheinlich war dieselbe übertrieben; jedenfalls aber geriethen beide in einen unerträglichen Zustand, aus dem der energische Forster sich um jeden Preis losmachen wollte. Daher ergriff er selbst die sich ihm darbietende Gelegenheit nach Wilna zu gehen. Nach Forster's Abreise brachte Sömmerring seine Furcht und isolirte Lage

fast der Verzweiflung nahe, bis er im Herbste 1784 so glücklich war, entfernt von Kassel in einen anderen Wirkungskreis zu treten. Er nahm einen Ruf als Professor der Anatomie und Physiologie nach Mainz an, wo der Kurfürst Karl Friedrich, sein Coadjutor und Nachfolger Dalberg und der einflußreiche Minister Albini den Mittelpunkt der geistigen Bewegungen bildeten, welche von hier aus auf weitere Kreise wirkten, wie in ihrer Art andere kleinere Fürstenhöfe jener Zeit, namentlich die zu Kassel, Weimar und Münster. Eine Reihe einflußreicher Damen lebten an diesem geistlichen Hofe, die alle für Literatur und Kunst ein mehr oder minder lebhaftes Interesse hegten. Im Uebrigen war Sömmerrings Umgang an der Mainzer Akademie nur auf seine nächsten Collegen, und seine persönliche Wirksamkeit auf einen kleinen Kreis wißbegieriger Zöglinge beschränkt. Desto thätiger war er in seinem Berufe, und in seinen literarischen Arbeiten, von denen er eine bedeutende Anzahl, fast alle auf die mühsamsten eigenen Beobachtungen gegründet, theils vorbereitete, theils ausführte. Im Jahr 1787 überredete Forster, der von der russischen Kaiserin Katharina II. den Antrag erhalten hatte, eine Expedition um die Erde als Naturforscher zu begleiten, Sömmerring, an diesem Vorhaben Antheil zu nehmen. Sömmerring ging darauf ein, verkaufte einen Theil seiner bereits beträchtlich angewachsenen Sammlung an die Josephinische Akademie zu Wien, fing wieder mineralogische Studien an und bereitete sich auf alle Art in der Stille zu dem großen Unternehmen vor. Allein dasselbe kam nicht zu Stande. Dennoch aber wurden beide Freunde, die sich mittlerweile durch ihren Briefwechsel erst recht nahe gekommen waren, wieder vereint. Forster ward im Herbst 1788 nach Mainz als Bibliothekar berufen, und lebte daselbst mit Sömmerring vier Jahre zusammen. Als aber die Stürme der französischen Revolution losbrachen, gingen zum großen Schmerze Beider ihre Wege auseinander. Sömmerring, freisinnig im edelsten Sinne des Worts, war einer der wenigen, die sich nicht bethören ließen von einem

Scheinwesen, das im Anfange selbst die ruhigsten Männer mit fortgerissen hatte. In Mainz war es auch, wo Sömmerring mit den beiden Brüdern v. Humboldt ein engeres freundschaftliches Verhältniß knüpfte, deßgleichen mit dem edlen Dichter Friedrich Heinrich Jacobi.

Zu Anfange des Jahres 1792 trat Sömmerring in Folge seiner Verheirathung in eine langjährige, wenn auch der Zeit nach durch den späteren Münchener Aufenthalt unterbrochene Verbindung mit Frankfurt. Seine Gattin, Margaretha Elisabetha Grunelius, der bekannten angesehenen Handelsfamilie entstammend, vereinigte Schönheit und Liebenswürdigkeit mit einer ebenso feinen als freien und natürlichen Bildung. Als die Neuvermählten von einer Reise nach Wien zurückkehrten, war Mainz von den Franzosen belagert, weßhalb es Sömmerring nicht für gerathen hielt dahin zurückzukehren, sondern in Frankfurt blieb. Auch im folgenden Jahre, nach der Wiederbesetzung von Mainz durch die deutschen Truppen hegte er keine Neigung, in die frühere Berufsstellung zurückzukehren. Da um jene Zeit mehrfache Rufe an ihn ergingen, z. B. von Braunschweig, Erlangen, London, später auch von Göttingen und Rußland, über welche theilweise umständlichere Verhandlungen gepflogen werden mußten, so verlängerte sich dieser schwankende Zustand, zu gleicher Zeit aber vermehrte sich die ärztliche Wirksamkeit Sömmerring's in Frankfurt bis zu einem sehr bedeutenden Grade. Im Sommer 1797 sah er sich zwar veranlaßt, seine Lehrstelle in Mainz wieder zu übernehmen, nahm jedoch schon nach einigen Monaten seine Entlassung und lebte fortan wieder in Frankfurt der medizinischen Praxis. Das Jahr 1802 ward für ihn ein sehr verhängnißvolles. Eine tödtliche Krankheit befiel seine Gattin, in deren Folge sie am 11. Januar starb. Sömmerring war auf das Tiefste gebeugt. Nicht ganz zehn Jahre hatte seine glückliche Ehe gedauert, aus der ihm zwei noch unmündige Kinder überblieben. Bald darauf verfiel er selbst in eine heftige Krankheit, von der er sich nur langsam erholte. Der Aufenthalt in Frankfurt hatte nun das Anzie-

hende für ihn verloren, und als sich die Nachricht verbreitete, daß er es nicht ungern verlassen würde, so fehlte es nicht an Aufforderungen von außen. Wenige Männer werden so viele und so glänzende Rufe erhalten haben als Sömmerring. In den nächsten Jahren erhielt er Anträge als Professor der Anatomie nach Jena, Halle, Würzburg, Heidelberg, dann als Akademiker nach Petersburg und München fast zu gleicher Zeit. Auch nach London bekam er eine neue Einladung. Unter den Universitäten mußte der Ruf nach Jena die meiste Anziehungskraft auf Sömmerring äußern. Die Bedingungen waren vorzüglich. Herder interessirte sich sehr dafür, Göthe betrieb die Unterhandlung, die Herzöge von Weimar und Meiningen wünschten es dringend.

Lange schwankte er zwischen diesen verschiedenen Anträgen, entschied sich aber doch endlich für München, obwohl er dagegen eine gewisse innere Abneigung hegte, und den schlüpfrigen Boden dieser Stadt ahnte, zumal zu einer Zeit, in der man dort eine ganz neue Cultur auf einen sehr steinigen Boden verpflanzen wollte. Im März 1805 erhielt er das Decret als bairischer Geheimrath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften mit einem Gehalte von 4000 Gulden, 500 Gulden Wohnungsentschädigung, Zusicherung von Pension für die Kinder und 1000 Gulden Reisegeld. Der Bau eines neuen anatomischen Gebäudes als Attribut der Akademie war ihm in Aussicht gestellt. Sehr erfreut war er, fast gleichzeitig zu vernehmen, daß auch seine alten Freunde Fritz Jacobi und der pfälzische Geheimrath Schenk nach München berufen seien. Andere ausgezeichnete Männer, als Niethammer, Schlichtegroll, Jakobs, Thiersch, Schelling rc. schlossen sich ihnen an. Sömmerring erklärte sich Anfangs mit seiner Aufnahme außerordentlich zufrieden, bald aber fing der Himmel sich an zu trüben. — Am 11. Mai 1808 wurde der Civilverdienstorden der bairischen Krone gestiftet. Schon das einfache Ritterkreuz brachte den persönlichen Adel mit sich. Unter denen, welche den Orden gleich bei der Stiftung empfingen befand sich auch Sömmerring, sowie derselbe den meisten

Berufenen verliehen wurde. Hatten schon die hohen Gehalte bei einem Theil der Altbaiern Neid und Mißgunst erregt, so war dieß jetzt noch mehr der Fall, und es trug dieß Ereigniß wesentlich bei zur Vermehrung der Opposition, welche denn sehr bald zur heftigsten Flamme aufloderte. Diese Streitigkeiten berührten Sömmerring höchst unangenehm; auch war ihm das Klima in München zu rauh und er sehnte sich nach dem milderen Himmel Frankfurts zurück. Indessen mußte er doch in der Stellung fünfzehn Jahre lang ausharren. Erst 1820 erhielt er die Erlaubniß sich ganz in seine frühere Heimath zurückzuziehen. Man bewilligte ihm den größten Theil seines Gehalts (3000 Gulden). Mit der Münchener Akademie unterhielt er übrigens auch nach seiner Entfernung den regsten Verkehr. — — In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte sich Sömmerring in Ermangelung eines anatomischen Theaters viel mit physikalischen Versuchen. Er erfand auch ein Instrument zum Zeichnen mikroscopischer Objekte, das nach ihm benannte „Sömmerring'sche Spiegelchen." Schon im Jahr 1809 hatte er der Akademie zwei Abhandlungen vorgelegt, deren eine den nachmals zur Ausführung gekommenen elektrischen Telegraphen, die andere aber Versuche und Betrachtungen über die Verschiedenheit der Verdunstung des Weingeistes durch Häute von Thieren und Federharz zum Gegenstand hatte. Sömmerring fand nämlich, daß bei Gefäßen, die mit Blase verschlossen sind, der Weingeist an Stärke zunimmt, weil das Wasser allmälig verdunstet. Es machte ihm bis an sein Ende großes Vergnügen, Einheimischen und Fremden Weine vorzusetzen und der Prüfung zu unterwerfen, welche auf diese Weise ihren Alcoholgehalt vermehrt hatten; und wenn er dann sah, wie man jungen Rhein- und Mainweinen einen französischen oder spanischen Ursprung beilegte, konnte er sich kindlich freuen. — Auch mit der Versteinerungskunde beschäftigte sich Sömmerring in jener letzten Periode seines studienreichen Lebens, wodurch er mit Cuvier, der seiner Arbeiten mit gebührender Anerkennung gedacht, in eine erneuerte Verbindung kam.

In Frankfurt verlebte er noch glückliche Tage im Kreise seiner Familie und seiner Freunde. Geehrt von den Mächtigen und Großen dieser Erde, anerkannt als Anatom und Physiolog des ersten Ranges, den man in Hinsicht auf die Vollendung der gelieferten Kupferwerke einem Albin, in Hinsicht des Umfangs der Kenntnisse und als Literator einem Albrecht v. Haller und in Bezug auf vielseitige und wohlthätige Wirksamkeit einem Peter Camper an die Seite setzen konnte; berühmt als einer der fruchtbarsten Schriftsteller Deutschlands; geliebt und geachtet von einer zahllosen Menge der angesehensten Männer aus allen Classen, die ihm als persönliche Freunde, als wohlwollende Gönner, als dankbare Verehrer zugethan waren, angebetet in dem Kreise seiner Familie — sah der würdige Mann den Tag seines 50jährigen Doctorjubiläums herannahen. Es war dieser Tag (der 7. April 1828) ein Tag der Feier für ganz Deutschland. Viele Hundert Deutsche, zum Theil auch Ausländer, Aerzte, Gelehrte, Staatsmänner vereinigten sich, um zur würdigen Begehung eines an sich seltenen, bei einem seltenen Manne doppelt merkwürdigen Ereignisses eine Medaille prägen zu lassen, welche auf der einen Seite Sömmerrings Brustbild, auf der andern die Basis des menschlichen Gehirns darstellend, noch spät die Nachkommen belehren sollte, daß die Deutschen es so gut wie irgend eine Nation verstehen, hohes Verdienst ehrend anzuerkennen. Nach Frankfurt kamen von Gießen, Heidelberg, Marburg, Freiburg, Weimar, Würzburg &c. Gelehrte und Professoren, um an dem Feste persönlich Theil zu nehmen; Glückwünschungsschreiben, Abhandlungen, ausführliche Werke, Gedichte wurden von wissenschaftlichen Corporationen und einzelnen Gelehrten eingesendet, Naturprodukte nach dem Jubilar benannt u. s. w. Noch beinahe zwei Jahre lebte in dem seligen Bewußtsein, Gutes in Fülle gewirkt zu haben, sich und den Seinigen S. Th. v. Sömmerring. Da hatte der ehrwürdige Greis nur noch Einen Wunsch, den er seinem geliebten Sohne anvertraute: ihm fehle, um auf dieser Erde vollkommen glücklich gewesen zu sein, nichts als

ein sanfter Tod. Die gütige Vorsehung erhörte auch diesen Wunsch. Allgemeine Mattigkeit, Schläfrigkeit und Sehnsucht nach Ruhe stellten sich ein. Fragte man um diese Zeit den Kranken nach seinem Befinden, so äußerte er keine Klage, ja oft ein unbeschreibliches Gefühl von Wohlsein. „Mir ist himmlisch zu Muthe", sagte er. Mit fester Hand schrieb er noch fünf Tage vor seinem Tode sein Tagebuch und schloß es, indem er groß seinen Namenszug darunter setzte, und es ruhig mit den Worten zurückgab: „Das ist das Letzte, was ich schreiben werde." An einem heiteren Tage, am 2. März 1830, während die Sonne ihn freundlich beschien, und er einem vollkommen sanft Schlummernden glich, hörte er um 1 Uhr Mittags plötzlich zu athmen auf, und endete so ohne allen Kampf, ja ohne die ruhig freundliche Miene zu verlieren, die ihm als Abglanz seiner Herzensgüte eigen war, und die er während der ganzen Krankheit kaum verändert hatte, den Lauf seines preisvollen Lebens.

So entschlief Sömmerring. Seine Gebeine ruhen in dem neuen schönen Frankfurter Friedhof, rechts unfern des Eingangs. Ein einfacher Denkstein bezeichnet die Ruhestätte eines Mannes, der in seinem Fache einen europäischen Ruf erlangt hatte, und dessen Name immer zusammen genannt werden wird mit den trefflichsten Männern unserer Nation. Dem Besucher des Kirchhofs nennt eine einfache lateinische Inschrift auf dem Grabstein Namen, Ort und Tag der Geburt und des Todes. Die Embleme der ärztlichen Kunst und Wissenschaft sind darunter eingehauen, darüber ein Immortellenkranz. Nicht weit davon ruht ein langjähriger College und Freund Sömmerrings, De Neufville, und ein anderer berühmter Sohn der Stadt Frankfurt — Feuerbach.

Sömmerring's zahlreiche und mannichfaltige Arbeiten und Verdienste als Naturforscher zu erörtern oder nur aufzuzählen, ist nicht dieses Ortes. Wer sich hiervon näher unterrichten will, findet jede wünschenswerthe Belehrung in dem trefflichen Werke:

Samuel Thomas von Sömmerring's
Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen.
Von Rudolph Wagner. Leipzig. 1844.

Der reichhaltige Nachlaß des großen Gelehrten enthielt unter Anderem nicht weniger als 6000 an ihn gerichtete Briefe von etwa 600 Personen. Das oben genannte Werk liefert deren ungefähr 240 von einigen und zwanzig Personen, unter denen Göthe, Herder, F. J. Jacobi, Johannes v. Müller, Lavater, Fürstin Galitzin, Heyne, Georg Forster, Merck, Blumenbach, Petrus Camper, Heinse besonders hervortreten. Rechnet man dazu, daß Sömmerring auch mit andern Männern und Frauen ersten Ranges in lebhaftem Verkehr gestanden, mit Wilhelm und Alexander v. Humboldt, Schlieffen, Montgelas, Schelling, Gall, Savigny, mit Frau v. Staël, mit dem Brentano'schen Hause in Frankfurt, mit den damaligen Berliner Größen, mit denen in Wien, mit den edelsten Fürsten jener Zeit: so kann man nur erstaunen über die Zahl und Bedeutung der Fäden, welche dieses Lebensgewebe bilden helfen oder durchziehen.

Zwei in jener Sammlung enthaltene Briefe des Herzogs von Sachsen-Meiningen, des ausgezeichneten Fürsten, dem auch Jean Paul ein Denkmal in seiner „Levana" gesetzt hat, sind sowohl für den vortrefflichen Fürsten selbst als für die damalige Zeit zu charakteristisch, als daß es nicht gestattet sein sollte, sie am Schlusse dieser Lebensskizze wörtlich wiederzugeben:

Meiningen, den 26. November 1798.

Mich habt Ihr wohl vergessen, Freund Sömmerring; nicht so ich Euch. Geschwiegen hab' ich lange, weil ich glaubte, es müsse Euch wohlgehen. Aber es kommen auch Zeiten, wo es wohl thut, wenn man Freunde hat. So gern möchte ich Euch wiedersehen, bei mir sehen. Kommt doch und besucht mich, bringt aber Frau und Kinder mit, die Reise bezahl' ich. Wir wollen dann einmal uns der alten Zeiten erinnern und froh sein. Und sehen was nun zu thun ist. Versteht Ihr mich, Ihr versteht ja deutsch?

H. Georg v. S.-M.

Der zweite Brief lautet so:

Lieber Sömmerring!

Sie werden es mir hoffentlich ungeschworen glauben, daß ich einigen Antheil an Ihrer Berufung nach Jena nehme, und es mir daher nicht gleichgültig war zu erfahren, daß Sie auf diesen Ruf nicht recht hören wollten.

Ich wage es also die Stimme der Freundschaft ertönen zu lassen und Sie an diese zurückzuweisen, da es scheint, als ob Sie mich vergessen hätten. Welches ich aber mir zu lieb, und als Egoist nicht glauben mag!

Nun zur Sache, warum wollen Sie dem Ruf nicht folgen? Schenken Sie mir reinen Wein ein und verlassen Sie sich darauf, daß wenn Sie auch eine bestimmtere Forderung machen würden, man sich doch alle Mühe geben wird sie zu erfüllen. Zudem kann ich nicht begreifen, warum Sie nicht wollen; hat man Ihnen etwas Widriges dagegen weis gemacht, oder wie steht das Ding?

Kurz ich sage Ihnen voraus, ich plage Sie so lange, bis Sie ja sagen, und wäre es auch nicht meinetwegen. Keine ruhige Stuube sollen Sie mehr haben. Denn mein böser Genius wird Sie allenthalben versuchen.

Also Amice, bringt einmal der Menschheit ein reines Opfer, und schenkt Euch uns.

Leben Sie wohl, aber Ihre Antwort sei ja, ja, nicht nein, nein. Adieu auf Wiedersehen.

Meiningen den 4. September 1803.

H. Georg v. S. = M.

Adam Elsheimer.

Dieser ausgezeichnete Maler, den seine Zeitgenossen, nicht nur die deutschen, sondern auch die italienischen und niederländischen, als einen der originellsten und vollendetsten Künstler betrachteten, und der auf die Entwickelung, namentlich der niederländischen Malerkunst, von bedeutendstem Einflusse gewesen ist, wurde in Frankfurt im Jahre 1574 geboren und war der Sohn eines Schneiders, der neben der rothen Badstube in der Predigergasse wohnte. Der Knabe zeigte von Jugend auf große Lust und viel Geschick zur Malerkunst, weßhalb ihn sein Vater zu dem damals in Frankfurt sich auszeichnenden, sehr kenntnißreichen Maler Philipp Uffenbach in die Lehre gab, bei dem er bald bedeutende Fortschritte machte. Eines seiner frühesten uns noch aufbewahrten Werke ist ein kleines Bild, die Ansicht der Stadt von der Sachsenhäuser Seite aus aufgenommen. Es befindet sich jetzt im Prehnschen Kabinet auf der hiesigen Stadtbibliothek. Nach einer Wanderschaft durch einen Theil von Deutschland drängte es Elsheimer nach Rom zu reisen; er nahm deßhalb Abschied von seinen Eltern und seinem inniggeliebten jüngeren Bruder Johannes, der gleichfalls ein Maler war, sich auch mit Glasmalerei beschäftigte und zum Andenken an den schmerzlichen Abschied von seinem Bruder zwei Glasscheiben malte, worin die Abschiedsscene dargestellt war, und die lange Zeit zur Zierde der väterlichen Wohnung dienten.

In Rom ging dem Elsheimer eine neue Welt auf; die großartige Umgebung, die herrlichen Kunstwerke der antiken und neueren

Zeit wirkten so mächtig auf ihn, gaben seinem Genius einen solchen Schwung, daß er bei seinen gründlichen Studien bald zu den trefflichsten Malern in Rom gerechnet wurde. Anfänglich fertigte er Bilder in größerem Format mit Gegenständen aus der Bibel und der Mythologie, weit vorzüglicher aber ward er bald in seinen kleineren Bildern in Oelfarben, die er ganz eigenthümlich behandelte und höchst vollendet, meisterlich geistreich ausführte. Nachdem er durch dieselben außergewöhnlichen Beifall erworben, gab er das Malen größerer Bilder für immer auf und widmete sich ausschließlich dem sogenannten Kleinmalen.

Wir vermögen hier keinen Ueberblick über Elsheimer's treffliche Arbeiten zu geben, und verweisen deßhalb die besonderen Freunde und Freundinnen der Malerei auf die ausführliche und interessante Biographie des genannten Künstlers, die J. D. Passavant im 4. Hefte des Archivs für Frankfurts Geschichte und Kunst veröffentlicht hat. Der beste Beweis für die Vorzüglichkeit der Elsheimer'schen Werke ist gewiß der, daß sie noch bis auf den heutigen Tag in den ansehnlichsten Kunstsammlungen durch ihr Vorhandensein den Ruhm ihres Meisters verkündigen. Frankfurt hat ein Recht, auf Elsheimer stolz zu sein. Man findet seine Bilder in den Gallerien und Museen zu Dresden, Wien, München, Berlin, Cassel, Stuttgart, Braunschweig, Florenz, Paris, Petersburg, Copenhagen, im Haag und in verschiedenen englischen Sammlungen.

Das schöne Talent dieses Meisters und sein ernstes Streben, sich zu immer weiterer Vollkommenheit zu entwickeln, fand bei seinen Zeitgenossen die höchste Anerkennung. Auch würden mehre talentvolle Maler seine Schüler oder doch Nachahmer. Ein reicher holländischer Graf (Heinrich Goudt aus Utrecht) kaufte nicht nur alle Bilder Elsheimer's, die er von ihm erhalten konnte, sondern wurde sogar aus reiner Liebe zu ihnen und aus Bewunderung derselben selbst ein Künstler.

Unter äußerlich günstig erscheinenden Verhältnissen verheirathete sich Elsheimer mit einer zwar wenig bemittelten, aber schönen und liebenswürdigen Römerin, mit der er sehr glücklich würde gelebt haben, wenn sein Einkommen mit den steigenden Bedürfnissen seiner immer zahlreicher werdenden Familie gleichen Schritt gehalten hätte. Allein nur seinen künstlerischen Bestrebungen lebend, und bei der großen Sorgfalt und Zeit, die er auf die Ausführung der Bilder verwendete, erhielt er für sie, obgleich sie gut bezahlt wurden, doch keinen solchen Preis, daß er dabei mit seinen vielen Kindern hätte bestehen können. In dieser drückenden Lage unterstützte ihn zwar Graf Goudt durch Vorschüsse an Geld auf zu fertigende Bilder und übte im Warten darauf oft große Geduld. Aber diese Hülfe reichte nicht aus, vielmehr kam er in seinen Vermögensumständen immer mehr zurück, so daß er sich zuletzt durch weitere Schulden zu helfen suchte. Dieser peinliche Zustand drückte schwer auf sein zartfühlendes Gemüth, das, ohnedieß zur Melancholie geneigt, in tiefe Schwermuth versank. Er suchte nun die Einsamkeit, um dem Elend im Hause und seinen ihn drängenden Gläubigern zu entgehen, wurde aber von diesen zuletzt ergriffen und in den Schuldenthurm gebracht. Solche Mißgeschicke machten ihn aber ganz unfähig sich durch Arbeiten in etwas zu helfen, vielmehr erkrankte er vom Gram verzehrt. Seine Freunde, sobald sie die traurige Kunde hiervon erhielten, befreiten ihn zwar aus dem Gefängniß, allein seine Lebenskräfte waren erloschen, so daß er bald darauf verschied. Er starb im Jahr 1620, erst 46 Jahre alt, mit Hinterlassung einer trauernden Wittwe, mehrer noch unmündiger Kinder, vieler den Verlust schmerzlich empfindender Freunde, aber auch mit einem unsterblichen Ruf bei der Nachwelt, die in ihm einen der edelsten Künstler und Menschen verehrt.

Elsheimer — der auch Adam von Frankfurt und von den Italienern Adam der Deutsche genannt wurde — war nach dem Urtheil eines seiner Zeitgenossen der innigsten Freundschaft fähig, gefäl-

lig gegen Jedermann und zartfühlender Gatte und Vater; aber sein Gemüth war von zu zarter Natur, und er zu sehr in seine höheren Bestrebungen vertieft, um die harten Mißgeschicke seines Lebens durch rüstigen und praktischen Sinn bewältigen zu können. So lange er ungestört sich der Beschauung der Natur und den Bildern des Schönen und Edlen, die in seiner Seele sich entfalteten, hingeben konnte, sehen wir ihn oft von heiterer Lebenslust beseelt, die sich höchst anmuthig in mehren seiner mythologischen Darstellungen abspiegelt. Oder wir begegnen ihm in traulicher Gemüthlichkeit in einigen seiner Nachtstücke, oder frommen, Gott ergebenen Sinnes in Gegenständen, die er der heiligen Schrift entnommen hat. Allerdings verräth sich auch öfter in seinen tragisch behandelten Darstellungen eine gewisse Sehnsucht, die aber gerade das Erbtheil der edelsten Geister ist, denen die Zeitlichkeit kein Genüge zu leisten vermag.

Auch in unserer Städel'schen Gallerie befinden sich zwei Bilder von Elsheimer, und zwar die Nr. 277 u. 327.

Nr. 277 stellt die Apostel Paulus und Barnabas zu Lystra dar, nach Apostelgeschichte Cap. 14. Am Altar vor einem Tempel steht Paulus bei Barnabas und spricht mit einem Priester, der ihm, ihn für Jupiter haltend, eine Krone darreicht; ein Opferdiener schwingt knieend ihnen ein Weihrauchfaß entgegen. Zwei Jünglinge halten einen mit Blumen bekränzten Opferstier. Vieles Volk umgibt die Scene. Links im Grunde sieht man einige schöne Gebäude der Stadt. Dieses Bild befand sich bis 1811 in der Sammlung Lausberg, dann in der von Wilmans hier, aus welcher es 1839 für das Institut um 925 Gulden erworben wurde.

Das zweite Bild (Nr. 327) zeigt eine baumreiche Landschaft; in der Mitte eine große Baumgruppe von Wiesen umgeben und Aussicht zu den Seiten auf das ferne Hügelland, wo rechts ein Felsen mit einem Schloß. Im Vordergrund spricht ein Knabe mit einer Frau, bei der noch vier jüngere stehen und zwei andere herzutreten.

Künstlerfamilie Roos.

Johann Heinrich Roos, Maler und Radirer, ein Künstler, der in Darstellungen aus der Thierwelt jederzeit einen bedeutenden Namen behalten wird, wurde zu Ottersberg bei Kaiserslautern geboren. Sein Vater, ein armer Leinweber reformirter Confession, sah sich durch den verderblichen 30jährigen Krieg genöthigt, die Pfalz zu verlassen und mit Frau und Kindern nach Amsterdam zu flüchten. Dieses an sich so traurige Loos sollte den talentvollen 4jährigen Knaben seiner wahren Bestimmung entgegenführen. Der große Künstler du Jardin erkannte nämlich die ausgezeichneten Naturanlagen des Kindes und unterwies ihn in den Anfangsgründen seines Berufs. Bald entwickelte sich bei Roos eine entschiedene Neigung zur Landschafts- und Thiermalerei, worin er bei seinem scharfen Blicke in die Natur Vortreffliches leistete. Er zeichnete seine Thiere in den seltensten und schwersten Stellungen, aber immer mit größter Correktheit. Mit dieser Staffage stimmt auch die Landschaft auf das Vollkommenste überein, indem dieser Künstler die sinnigste Auswahl traf. Er brachte darin Felsen, Ruinen, Bäume, Gesträuche und Pflanzen an, Alles mit größter Treue und Naturwahrheit. Umfänglichere Bilder malte er in kühner und geistreicher Manier, kleinere Staffeleibilder mit besonderem Fleiße. In dieser Weise lieferte er zahlreiche Bilder aus dem Hirtenleben in aller Anmuth und Einfalt.

Man findet die Werke dieses Künstlers in den berühmtesten Sammlungen. In der königlichen Pinakothek zu München sind 14 Bilder, die alle zu den vorzüglichsten desselben gehören. Ausgezeichnete Werke

befinden sich auch in den Gallerien zu Wien, Berlin, Dresden ꝛc. Unter den Bildern, die ehedem in Salzdahlum aufbewahrt wurden, befand sich auch das lebensgroße Brustbild des Meisters, von ihm selbst gefertigt. Nachdem Roos Deutschland, vielleicht auch Italien durchreist und sich in Straßburg verheirathet hatte, ließ er sich 1657 hier in Frankfurt nieder, wo er 28 Jahre lang, bis an seinen 1685 erfolgten Tod, eine außerordentliche Thätigkeit entwickelte. Unter Anderm malte er hier fast alle bedeutende Familien, und in Kassel und Mainz die Fürsten sowohl, als die angesehensten Hofleute. Sein Lieblingsfach blieb aber immer die Landschafts- und Thiermalerei. Leider! sollte er früh und in trauriger Weise aus dem Leben scheiden. Am 2. Oktober 1685 kam in seiner Wohnung auf der Zeil, dem Gasthofe zum römischen Kaiser gegenüber, Feuer aus, das in kurzer Zeit den größten Theil seiner Habe verzehrte. Indem er sich nun in die Flammen wagte, um einen goldenen Deckel, der auf einem Kruge lag, zu retten, ward er zwar nicht ein augenblickliches Opfer des Feuers oder erstickenden Rauches — weil treue Freunde herzusprangen und ihn retteten —, war aber doch so tödtlich angegriffen, daß er schon am folgenden Tage, im Alter von 54 Jahren, seine thätige Laufbahn endigte. Im Städel'schen Museum sind folgende Bilder von ihm:

1) Zigeuner halten mit Gepäck und einem alten weißen Pferd bei einer römischen Ruine, welche dem Nymphäum der Sibylla Eugenia bei Rom ähnlich ist. (No. 283.)

2) Italienischer Stall mit Pferden. (No. 291.)

3) Ein Stier und einiges andere Vieh wird neben einer Felswand durch ein Wasser getrieben. (No. 312.)

4) Des Malers eigenes Portrait. Brustbild. Ist von J. F. Morgenstern in Kupfer geätzt. (No. 328.)

5) In einer italienischen Landschaft bei drei halb verschütteten Säulen eine ruhende Herde; der Hirt hält ein Lamm, nach welchem ein kleines Kind greift. (No. 334.)

6) Eine allegorische Anspielung auf das alte und das neue Testament; hinter einem herzförmigen Stein kniet der Maler selbst mit seiner Frau. (No. 339.)

7) Eine Hirtenfamilie ruht bei einer antiken Ruine. Verschiedenes Vieh weidet umher. (No. 342.)

Sein Sohn und Schüler Johann Melchior Roos, war 1659 zu Frankfurt geboren. Obgleich ihn sein Vater zur Landschafts- und Thiermalerei anleitete, so beschäftigte er sich doch Anfangs lieber mit Fertigung von Bildnissen und historischen Darstellungen. Nach einem vierjährigen Aufenthalte in Italien, verheirathete er sich in Nürnberg und ließ sich dann in Frankfurt häuslich nieder. Am zahlreichsten waren seine Arbeiten für seine Mitbürger. Fast jedes Haus in Frankfurt besaß wenigstens Ein Bildniß oder ein Thierstück von ihm. In seiner spätern Zeit malte er fast ausschließlich Landschaften mit Thieren, Bilder, die zwar jenen seines Vaters nicht gleichkommen, aber doch nicht zu den schlechten in ihrer Art gehören. Zwar malte Melchior Roos meist zu flüchtig, man erkennt aber immer den Künstler von Verstand und großem Talente. Er trug seine Farben stark auf, führte den Pinsel kühn und sicher, und bei aller Flüchtigkeit herrscht in seinen Bildern doch noch eine sehr lobenswerthe Correktheit der Zeichnung. In seinen Darstellungen aus der Thierwelt offenbart sich ein bewegteres Leben und große Wahrheit, selbst in den forcirtesten Stellungen. Roos hätte viel leisten können, wenn sein übriges Leben geregelter gewesen wäre. Er war aber der Schwelgerei ergeben, verlor dadurch die beste Zeit zum Arbeiten und mußte nun schnell nach Erwerb hinmalen. Zur Zeit der Noth ließ er seine Gemälde hausiren tragen, meistens an Samstagen, wenn die Frau Marktgeld brauchte. Deßwegen hatte der Künstler den Beinamen des Samstags-Roos. Eines seiner Hauptwerke war im Museum zu Kassel, ein großes Bild, welches sämmtliche Thiere der Menagerie des damaligen Landgrafen darstellte. Der Künstler starb im Jahr 1731 (in einem Alter von 72 Jahren.)

Im Städel'schen Museum sind folgende Bilder von ihm:

1) Zwei Bären in einer Landschaft. (No. 318.)

2) Landschaft mit Bären. (No. 340.)

3) Landschaft mit wilden Schweinen. (No. 341.)

Ein dritter Künstler, der den Namen Roos führte, war Philipp Peter, der Sohn des Johann Heinrich und Bruder des ebengeschilderten Johann Melchior. Man bezeichnet ihn in der Kunstgeschichte gewöhnlich mit dem Beinamen Rosa di Tivoli. Geboren zu Frankfurt 1655 wurde er von seinem Vater in der Kunst unterwiesen, und begab sich dann im 20. Lebensjahr auf Kosten des Landgrafen von Hessen-Kassel nach Rom, um dort seine Ausbildung zu vollenden. Er entwickelte Anfangs unter Leitung des dortigen Malers Brandi viele Thätigkeit, zu der ihn aber nur die liebenswürdige Tochter des Meisters spornte. Ihr zulieb trat er 1679 zur katholischen Confession über und floh dann mit dem unerfahrnen Mädchen nach Tivoli, wo sie aber später als seine Gattin nur Kummer und Sorgen erntete. Roos nämlich, von seinen lustigen Kunstgenossen Mercurius genannt, hatte sich der Schwelgerei ergeben, von der er sich auch bis an sein Lebensende nicht wieder abzuwenden vermochte. Er pflegte das Wirthshaus nur dann zu verlassen, wenn ihm der Wirth nicht länger borgen wollte, und arbeitete natürlich bloß, um das nöthigste Geld zu gewinnen. Er starb 1705, in einem Alter von 50 Jahren.

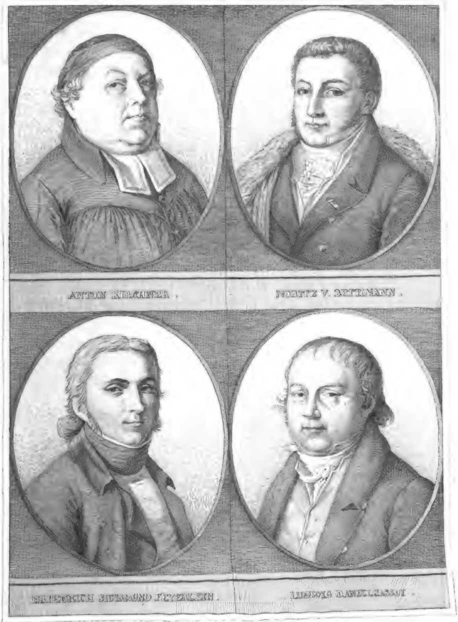
Rosa di Tivoli malte Landschaften mit Thieren, welche großen Beifall fanden. Es zeigt sich darin ein ernstes Studium des Thierlebens, und ungewöhnliche Sicherheit in der Darstellung. Werke von ihm sind in den Gallerien zu Wien, Dresden, Schleißheim, Kassel ꝛc., ferner in England und Rußland. — Noch blühten vor wenig Jahrzehnten kunstgeschickte Nachkommen dieses Künstlers zu Wien und zu Neapel.

Anton Kirchner.

Wenn aus dieses Lebens Enge Euch der Künste Zauber hebt,
Denkt, daß er mit Wohlgefallen, geistig lächelnd, Euch umschwebt.
Wie sein klares Forscherauge Euch der Vorzeit Nacht erhellt,
Wie der Wahrheit ernsten Lehren heitern Witz er zugesellt,
Wie an Gottes heil'ger Stätte er mit Kraft sein Wort bekannt,
Wie in heit'rer Lebensstunde er des Frohsinns Kränze wand, —
Steht er frisch und unvergeßlich, ewig da dem innern Blick.
Zu den auserwählten Söhnen stellest, Frankfurt, du
sein Bild. —

In treffender Kürze bezeichnen obige Worte das vielfache Verdienst eines Mannes, der als geistvoller und beredter Kanzelredner, als thätiger und gewandter Historiker, als mächtig anregender Kunstfreund und als thatkräftiger und feuriger Patriot in der Geschichte Frankfurts eine sehr ehrenvolle Stellung einnimmt. Der äußere Lebenslauf desselben, mit dem wir natürlich beginnen, ist einfach.

Anton Kirchner wurde am 14. Juli 1779 in Frankfurt geboren und war der älteste Sohn des Handelsmannes Georg Philipp Kirchner. Er besuchte alle Klassen des hiesigen Gymnasiums, wo er viele Jahre von dem trefflichen Purmann Privatunterweisung erhielt und nebenbei in der englischen, französischen und italienischen Sprache von den besten Meistern unterrichtet wurde. Hierauf bezog er die Universität Erlangen, um Theologie zu studieren. Nach seiner Heimkehr in die Vaterstadt ward er zuerst Hauslehrer in der Familie Manskopf, dann Lehrer des Waisenhauses und Prediger im Irrenhause. Im Juni 1804 wurde er Pfarrgehülfe des geistlichen Ministeriums und nach Mosche's Weggang nach Lübeck Professor der hebräischen Sprache, der Religion



Druck v H Siedentopf Sohn.

und Kirchengeschichte am Gymnasium. Am Schlusse des Jahres 1806 wurde er von der Bürgerschaft zum Achtundzwanziger des fünften Quartiers gewählt. Diese Wahl war es, die zuerst die Aufmerksamkeit des damaligen Großherzogs Karl von Dalberg auf ihn lenkte, bei dem er später das größte Vertrauen genoß. Zu Ende des Jahres 1807 ernannte ihn der Senat auf ganz besonderes Anhalten der Stiftungsdeputation vom Heiligen-Geist-Hospital zum Sonntagsprediger der Heiligen-Geist-Kirche. (Die Gemeinde war bis auf 15 Zuhörer gesunken; unter ihm wurde die Kirche zur besuchtesten.) Auch bekleidete er als Pfarrvikar eine Zeitlang unentgeltlich eine Lehrstelle an der Musterschule. Vom Fürsten mit vielen Aufträgen beehrt, wurde er unter Andern ein Mitglied des neuerrichteten Oberschul- und Studienrathes (1812). Er gründete die Weißfrauenschule, und der Fürst bestätigte alle Lehrer, die er ernannte. Wiederholt bot ihm dieser das Seniorat des hiesigen Ministeriums an, dessen Besetzung er sich deßhalb vorbehalten hatte; aus Dankbarkeit gegen Hufnagel und Rücksicht auf Collegen hohen Alters, lehnte es Kirchner ab. Im Jahr 1815 erhielt er auf Veranlassung der Kronprinzessin von Würtemberg, die ihn am 18. Oktober die sogenannte Landsturmspredigt hatte halten hören, einen Ruf als Kabinetsprediger und Reisebegleiter des Kronprinzen. Obschon man den Gehalt der Stelle auf 8000 Gulden berechnen konnte, lehnte doch Kirchner aus Liebe zu seiner freien Vaterstadt diesen Antrag ab. 1823 wurde er geistlicher Consistorialrath und Prediger zu St. Katharinen. Im Jahr 1833 endlich, am 9. Juni, hielt er die Weihpredigt an der neuen Hauptkirche zu St. Paul als ernannter Sonntagsprediger. Sein Tod erfolgte am 31. December 1834.

Dieß die äußeren Lebensumrisse Kirchner's im Allgemeinen. Wenden wir uns nun zu seinen Eigenschaften, Leistungen und Verdiensten. „Die Natur", sagt S. F. Stiebel in seiner Denkrede auf Kirchner, „pflegt lange zu kargen, bis sie einen Menschen bei der Geburt so reich ausstattet, wie ihn, den Heimgegangenen. Ja, reich war er aus-

gestattet mit tiefer Gelehrsamkeit, klarem Verstande, treffendem Witz, lebendig bildender Kraft des Wortes; er war von gleicher Liebe beseelt für seine Vaterstadt und die Wahrheit, war durch keine Widerwärtigkeit aufzuhalten in seinem Eifer für das, was er als das Rechte erkannt hatte. Er war ein treuer Freund, nahm sich mit nachhaltigem Eifer Derer an, welche er für tüchtig hielt, und die Erfahrung, Undankbare befördert zu haben, war für ihn kein Grund, sich durch grämliche Vorsicht von seinem Wirken für Jüngere abhalten zu lassen. Kirchner war ein großherziger Mensch. Freunde mochten sich hüten, ihm einen wohlverdienten Lohn für schwere Mühen zuzuwenden, er sandte ihn sicher zurück und ein schmollendes Briefchen dabei; wo er aber selbst Dank schuldig zu sein glaubte, konnte er in der Lösung desselben sich nimmer genügen. Wohlthätig war er ohne Prunk und ohne engherzige Prüfung seiner Mittel. Von Natur ungeduldig, ward er nie müde bei den Klagen der Noth; durch ein vielseitig beschäftigtes Leben arm an Zeit, geizte er nie mit derselben, wenn es darauf ankam, der Armuth zu helfen. In den Stunden einer heiteren geselligen Lust war es Kirchner vor Allen, der durch strömenden Witz, durch Fülle der Gedanken und die Laune passender Erzählungen, Freude zugleich und frohsinnige Belehrung verbreitete. Der Annehmlichkeit, welche sein Umgang gewährte, hat Frankfurt wohl eben so viel zu danken, als seinem ernsten Forschen und Lehren; denn viel leichter wird manchmal das bewegliche Gemüth durch die Lust der Freude dem Guten eröffnet, als durch die düstre, prüfende Aufmunterung. Während man sich dem Vergnügen seiner Nähe hingab, wußte er mit gewandtem Scharfsinn den flüchtigen Augenblick des Jubels für ein bleibendes Werk des Nutzens festzuhalten. In solchen Momenten gewann er der Vaterstadt die Mitwirkung seiner Freunde für die Stiftung der Senckenbergischen Gesellschaft, der Hülfskasse, der Volksschulen und anderer bedeutenden Anstalten."

Betrachten wir Kirchner nach den zu Anfang dieser Lebensskizze genannten vier Beziehungen. — Er war ausgezeichnet als Lehrer

und Kanzelredner. Sein beharrlicher Fleiß im Forschen, sein seltenes Gedächtniß, die Klarheit des Verstandes und der feste Wille befähigten ihn dazu; daher war seine Lehre eindringlich und bleibend. In den mannichfaltigsten Verhältnissen übte er diese Kraft; er unterwies in alten und neuen Sprachen, die er gründlich verstand und schön schrieb; er gab Privatstunden, war Hauslehrer, unterrichtete am Waisenhause, in der Musterschule und am Gymnasium, und wirkte in seiner hohen Stellung beim fürstlichen Schulrath und beim Consistorium vorzugsweise für Bildung der Jugend. Als Prediger schmiegte sich Kirchner keinem Vorurtheil der Zeit; mit gründlichem Wissen ausgerüstet, forschte er ohne Rücksicht der Wahrheit nach und lehrte was er glaubte. Das tröstliche Wort: „Seitdem Gott sprach, es werde Licht, wird die Finsterniß keine Macht mehr gewinnen," begleitete ihn bis zum Hingange zum ewigen Lichte. So sehr er zum Gemeingute zu machen strebte, was er mühsam erworben, so sehr ehrte er den Glauben Anderer; nur der Heuchelei war er ein Feind. Sein Beruf war ihm das Liebste; „lasset die Kindlein kommen," sprach er noch, als die Freunde schon den Tod in der Ferne gewahrten, und die Kindlein sahen nicht den Schmerz seines Leidens, nur die Freude einer tief erkannten Lehre schwebte auf seinen bald sich schließenden Lippen. Und nicht in den empfänglichen Geist der Zuhörer und Freunde allein legte er durch eindringliches Wort seine Lehre nieder; aus dem engen Kreise ging sie weit umher in bleibender, gehaltreicher Schrift. Er gewann sich hierdurch die Anerkennung der ausgezeichnetsten Theologen Deutschlands.

Wir bezeichneten ferner Kirchner als einen thätigen und gewandten Geschichtschreiber. Schon im Jahr 1803, als junger Mann von vierundzwanzig Jahren war er mit glücklichem Erfolg als Publicist aufgetreten. Er hatte damals die Redaktion des Frankfurter Journals übernommen und dem Blatte während einer mehrjährigen Leitung einen neuen Schwung gegeben. Um dieselbe Zeit begannen

seine historischen Studien im Fache der mit der deutschen Geschichte so innig verwebten Spezialgeschichte Frankfurts. Die Ergebnisse dieser Thätigkeit veröffentlichte er in seinen beiden vielverbreiteten Werken in den Jahren 1807, 1810 und 1818. —

Das Denkmal, welches er der Vaterstadt durch ihre Geschichte setzte, ist zugleich ein schönes Denkmal für ihn, und seine Schilderung der Ansichten wird selbst noch in künftigen Tagen, ebenso für den Mitbürger, wie für den Fremden, ein lebendiges Gemälde verbleiben. Unbestritten ist Kirchner's Verdienst, die Geschichte Frankfurt's zuerst in ein Ganzes vereinigt zu haben. Denn alle vor ihm bekannt gemachten Beiträge betreffen theils Bruchstücke der älteren Geschichte, theils die neuere Staatsverfassung der Stadt, theils einzelne statistische und topographische Nachrichten, und der Einzige, der eine reiche Materialiensammlung aus allen Perioden der Geschichte Frankfurts herausgab, Lersner, gesteht selbst in der Vorrede, daß sein Werk nicht sowohl eine ausführliche Chronik, als nur eine Einleitung zu einem solchen Unternehmen sei. — Bekannt ist, daß Feyerlein und Fichard den ersten Theil des Kirchner'schen Geschichtswerkes einer sehr ernsten Kritik unterwarfen und vielfache Irrthümer und Mängel zu rügen sich veranlaßt sahen; als weniger bekannt aber möchten wir hier zu Kirchner's Ehre ins Gedächtniß zurückrufen, daß der letztgenannte jener beiden Recensenten dem zweiten Bande der Kirchner'schen Geschichte das rühmliche Zeugniß ertheilt „er zeichne sich in verschiedener Hinsicht äußerst vortheilhaft vor dem ersteren aus, und Plan, Zusammensetzung und Ausführung mehrer einzelnen Theile ehrten den Verfasser; auch trage das Werk die deutlichsten Spuren der Benutzung früherer Kritik — ein wohlthätiger Einfluß, der gewiß zum Lobe des Verfassers gereiche." — Zu bedauern ist es also, daß Kirchner dieses Geschichtswerk nicht vollendete. Vielleicht würde Fichard's Wunsch, „daß der künftig erscheinende dritte Theil der Kirchner'schen Schrift eben so sehr durch inneren Werth des Ganzen den zweiten übertreffen möge,

wie dieser bereits im Vergleich gegen den ersten sich vortheilhaft auszeichne" in Erfüllung gegangen sein.

Kirchner war ein thatkräftiger und feuriger Patriot, in des Wortes engerer und weiterer Bedeutung. Er liebte mit Leidenschaft das Vaterland. Laut jubelten seine ergreifenden Predigten, als Deutschland, von fremdem Joch erlöst, in jugendlich freier Kraft sich neu zu bewegen schien. Ueberwindend die Scheu eines für Krankheit leicht empfänglichen Körpers besuchte er damals — einer unter Wenigen — die Krankenhäuser, den verwundeten Vaterlandsvertheidigern Trost und Aufmunterung zu bringen. — Der Stadt war er ein treuer Anhänger, wollte sie nie verlassen und lehnte den Ruf des Kronprinzen von Würtemberg mit den scherzenden Worten ab: „Kann ich mich kaum auf dem Pflaster der Freistadt erhalten, wie viel weniger auf dem glatten Parket des Hofes." Eine solche hingebende rege Thätigkeit verdiente das Vertrauen, welches sie begleitete. Darum wählte ihn die Bürgerschaft unter die dreizehn Männer, welche durch eine bleibende Verfassung die wiedererstandene Freiheit befestigen sollten. Das Werk ihrer gemeinsamen Thätigkeit war die Constitutionsergänzungsakte. Es ist hier nicht der Ort, über Werth und Bedeutung derselben zu sprechen, aber Eins ist gewiß, und das können wir nicht unerwähnt lassen: gerade die neueren Verfassungskämpfe und Verfassungsstreitigkeiten haben das Urtheil gerechtfertigt, „daß wenn auch in der Zeit einzelne Punkte dieses Gesetzwerkes sich als unvollkommen erwiesen, doch durch das Ganze ein volksthümlicher, nach Verbesserung strebender Geist gehe, und der Pfad des bewegten Fortschreitens nirgends gesperrt sei." — Diesen Pfad des Fortschreitens schlug auch Kirchner sogleich ein, als er durch Wahl der Bürger die gesetzgebende Versammlung betrat. Dort war er selbst einer der ersten, welcher auftrat, das unvollendete Werk zur gedeihlichen Entwickelung zu bringen. Im geistigen Leben wie im Staate war Freiheit sein höchster Gedanke, und offene Rede sein Ziel. Als er am 3. März 1817 Oeffentlichketi der

Verhandlungen beantragte, bediente er sich unter anderen der Worte: „Wir haben nur Eine Behörde über uns, uns zu richten, die öffentliche Meinung, und wer möchte sich selbst die Genugthuung rauben, seinem Richter unter die Augen zu treten und Rechnung zu thun über seinen Haushalt? Wie dürfte, wer gewissenhaft einer festen Ueberzeugung folgt, Scheu tragen, sie vor seinen Mitbürgern, ja vor der ganzen Welt öffentlich auszusprechen. Nur die Ungerechtigkeit und die Anmaßung, welche über dem Gesetze zu stehen sich einbilden, möchten Bedenken tragen, ihre in nächtlicher Finsterniß geschmiedeten Plane vor den Ohren ihrer Mitbürger zu verlautbaren."

Kirchner verdiente endlich viertens als mächtig anregender Kunstfreund den Dank seiner Mitbürger insbesondere durch seine langjährige rastlose Wirksamkeit für das Frankfurter Museum. Wir müssen hier in einigen Worten der Geschichte dieses Instituts gedenken. Niklas Vogt, Baurath Heß und Oberbaudirektor v. Coudray hatten im Jahre 1807 den Plan dazu entworfen, der sogleich von dem Fürsten Primas in dessen reger Liebe zu Wissenschaft und Kunst die Bestätigung erhalten hatte. In einer trüben Zeit für das deutsche Nationalbewußtsein trat das Museum ins Leben und pflegte, der erwärmenden Sonne vergleichbar, mitten unter den feindlichen Bedrängern deutsche Literatur und deutsche Kunst. Es mögen wohl für jeden noch lebenden Mitbetheiligten unvergeßliche Jahre sein, wo Vogt, Gerning, Schlosser, Moritz, Thomas, Meister, Kirchner, Marx, K. Ritter, Herling, Gruner, Engelmann, Friederich, Kapellmeister Schmidt, Haßloch, Heß, Schütz, Prestel, Reinheimer nebst seiner kunstreichen Gattin, Hundeshagen, Peroux und der ebenso hochsinnige als liebenswürdige Moritz v. Bethmann dem Museum ihre Kräfte, ihre Gunst zuwendeten; wo der hochherzige Domherr von Dalberg die werdende Anstalt unter seinen besonderen Schutz nahm; wo der kunstsinnige Fürst selbst es nicht unter seiner Würde hielt inmitten seiner geliebten Anstalt der für Herrscher wie für Unterthanen gleich drückenden Zeit, und seiner

durch die Umstände so schweren Regentenbürde zu vergessen; wo er die Kunstschätze der aufgehobenen Klöster dem Museum zufließen ließ und Männer wie Jean Paul und Zacharias Werner aus seiner eigenen Schatulle in Ehrensold nehmend, zur liebevollen Theilnahme an seinem Pflegling ermunterte. — Von der ersten Entstehung an bis zu seinem Dahinscheiden hat auch Kirchner von dem Museum seine Hand nicht abgezogen. Mit gleichem Eifer begünstigte er beim Beginn die ernstere Tendenz, wußte, als unter den meisten Mitgliedern das erste Feuer am Verglühen oder ganz erloschen war, stets fruchtbare Elemente des Gedeihens aufzufinden, suchte das von manchem rauhen Windstoß angewehte Schiff zwischen Klippen durch immer wieder zu einem Hafen zu lenken, und scheute keine Mühe, es neu auszurüsten zu frischer Fahrt und unversuchten Abenteuern. Selbst da in den letzten Jahren seines Lebens durch den Einfluß unabwendbarer Umstände die Anstalt eine andere Richtung nahm, als er, und Viele mit ihm, wünschten, wollte er sich nicht entziehen, sondern gedachte vielmehr, im Verein mit Gleichgesinnten, sein Symbol: „das Schöne zum Guten" auch den schwierigeren Verhältnissen anzupassen, um für künftige Zeiten, wenn etwa einmal ein Mäcen, wie Karl von Dalberg, aus dem Schoße des Bürgerthums hervorgehen sollte, den Rahmen zu bewahren, dem das reichere Gebilde eingefügt werden möchte. Unermüdet widmete er dem Museum eigene gehaltreiche Arbeiten. Dahin gehörten z. B. seine geistreich skizzirten Fragmente aus der Literatur- und Kunstgeschichte unserer Stadt. Auch fremde Versuche ermunterte er, indem er sie zu lesen übernahm und schon dadurch zu nachsichtiger Beurtheilung empfahl. „Sein Vortrag," sagt Berly, „hatte das Gepräge der wahren Popularität. Jedes Schlagwort wußte er herauszuheben, jeder glücklichen Wendung im Ausdrucke ihr Recht anzuthun. Den Wortschwall hassend und die Gedankenarmuth, wandte er seine Gunst nur solchen Arbeiten zu, die in gedrungener Kürze irgend ein Thema des Tages behandelten oder irgend eine verdunkelte Wahrheit in ein neues Licht stellten. Könnte

hier angeführt werden, was Alles Kirchner für das Museum im Laufe eines Vierteljahrhunderts gethan hat, man würde staunen über den Fleiß, womit er auch diese abgelegene Stelle seines Lebensfeldes angebaut hat. Wo findet sich auch nur einzeln, was in ihm verbunden glänzte? Ihm waren die Quellen aller Cultur, die heiligen und die classischen Schriften gleich gegenwärtig; seine Gelehrsamkeit war eine freudig mittheilende, sein Gedächtniß ein sprudelnder Born reicher Belehrung, sein Humor nicht ohne kaustische Schärfe und doch zugleich von jener Gemüthlichkeit durchdrungen, die wir an Horaz lieben, an Juvenal vermissen. Sein Forschen in den Geschichten vergangener Zeiten, seine tief geschöpfte Kenntniß der philosophischen Systeme und religiösen Vorstellungen aller Zeiten, hatten ihn mißtrauisch gemacht gegen den Autoritätsglauben, abgeneigt jedem Geisteszwang, fast unduldsam gegen das Spiel mit Gefühlen, worin sich die kleinen Geister so sehr gefallen, aber nachsichtig für die Schwächen unserer Natur. Mit diesen Eigenschaften des Geistes und Herzens war er dem Museum in der That ein Vorsteher."

Mehr als einmal hatte Kirchner im Leben den bestimmten Wunsch geäußert, nach seinem Tode nicht mit Prunk zur Ruhestätte gebracht zu werden. Er wurde erfüllt. Am 4. Januar 1835, beim ersten Grauen des Tages, bestattete man die entseelte Hülle des verdienten Mitbürgers in geräuschloser Stille. Eine große Zahl von Freunden und Verehrern, die sich freiwillig eingefunden hatten, gaben ihr das letzte Geleit. Sie fühlten es tief: mit Anton Kirchner war eine Zierde und ein Stolz des Frankfurter Gemeinwesens dahin geschieden.

Gerhard Thomas.

Seitdem im Jahre 1728 der Schöff Fleischbein von Kleeberg während der Dauer seiner einjährigen Amtszeit als älterer Bürgermeister gestorben war, und fünf Jahre später (1733) der Tod den damaligen jüngeren Bürgermeister Joh. Hieronymus von Stetten von der Erde abgerufen hatte, waren bereits mehr als hundert Jahre verflossen, in denen sich der Fall nicht wieder ereignet, daß Frankfurt das plötzliche Ende eines seiner beiden höchsten Staatsbeamten zu beklagen gehabt hätte. Da, am 1. November 1838, ertönte die Trauerkunde von dem eben so schnellen als unerwarteten Ableben des regierenden älteren Bürgermeisters Dr. Thomas.

Die Nachricht von dem Tode dieses Mannes, der noch im kräftigen Mannesalter stehend so plötzlich aus einer bedeutenden Wirksamkeit gerissen ward, erweckte in engeren und weiteren Kreisen innerhalb und außerhalb Frankfurts eine um so regere Theilnahme, je vielseitiger die Thätigkeit des reich begabten gewesen war. „Wenn man ihn nicht sowohl als Staatsmann würdigt," so äußerte sich damals einer seiner Verehrer, „sondern vielmehr seine moralischen, allgemein menschlichen Eigenschaften hervorhebt, so bekommt man das Bild eines Mannes, wie so leicht nicht ein anderer sich wird finden lassen."

Was wir demnach über Thomas zu sagen haben, ist Folgendes.

Johann Gerhard Christian Thomas war der Sohn eines Kaufmanns in der Frankfurter Vorstadt Sachsenhausen und wurde erst nach seines Vaters Tode, am 5. Februar 1785, geboren. Den ersten Unter-

richt erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, welches er von 1794 bis 1798 besuchte und worin er bis Quarta vorrückte. Nach dem damals erfolgten Tode seiner Mutter kam er in die Erziehungsanstalt des Rektors Roth zu Friedberg, mit welcher der Besuch der dortigen Gelehrtenschule verbunden war, bezog im Jahr 1802 die Universität Gießen und ging dann 1805 nach Würzburg, von wo er nach seiner Promotion 1807 in seine Vaterstadt zurückkehrte. Der Aufenthalt in Friedberg war auf ihn von entschiedenem Einfluß. Thomas war der Lieblingsschüler seines trefflichen und von ihm jederzeit innig verehrten Lehrers, dessen Neigung für historische Studien auf ihn überging. In Würzburg fand er unter den Studenten ein heiteres Zusammenleben in jugendlicher Lust, verbunden mit einem ernsten Streben nach Wissenschaft und edler Ausbildung. In den glücklichen Jahren, welche er dort zubrachte, erstarkte nicht nur sein durch schnelles Wachsen angegriffener Körper, sondern auch der Geist fand reiche Nahrung, hauptsächlich in den philosophischen Vorträgen des damals in seiner Glanzperiode lehrenden und seine Zuhörer mächtig ergreifenden Schelling. Insoweit wissenschaftliche Richtung und ein für die tiefere Betrachtung der Dinge erschlossener Sinn von außen gegeben werden, waren es gewiß diese beiden Männer — Roth und Schelling — welchen Thomas am meisten verdankte. Bei seiner Rückkehr nach Frankfurt wurde er Advokat und zeichnete sich in diesem Berufe durch Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit aus. Seine Erwählung zum Rechtsconsulenten erst einiger, dann sämmtlicher milden Stiftungen bildete für ihn gewissermaßen den Uebergang in den Staatsdienst. In jene Zeit fällt auch seine erste Bekanntschaft mit mehren der ausgezeichnetsten Frankfurter Familien, wie Brentano, Leonhardi, Schlosser, in deren Kreisen er Gelegenheit zur Uebung jener edlen Geselligkeit fand, welcher sein eigenes Haus später ein Mittelpunkt war. In anderer Hinsicht war für ihn das Interesse von Wichtigkeit, welches einer seiner Verwandten, Staatsrath Georg Steitz, an ihm nahm, ein Mann, der über praktische Brauch-

barkeit ein geübtes Urtheil hatte und der nicht leicht zu befriedigen war. Dieser erkannte die schätzbaren Eigenschaften, welche sich in Thomas vereinigten und erwarb sich das Verdienst, auf dieselben aufmerksam zu machen. Durch seinen Einfluß wurde derselbe im Jahre 1809 von dem Fürsten Primas zum zweiten Archivar ernannt, und als eine neue Verwaltung für das Großherzogthum Frankfurt organisirt ward, zugleich bei der Präfektur beschäftigt. Später als die Direction des Finanzwesens ganz in die Hände des Staatsraths Steitz gelegt wurde, arbeitete Thomas außerdem mit der größten Anstrengung unter diesem seinem Gönner bis zu der denkwürdigen Zeit von 1813. Die wieder hergestellte Unabhängigkeit Deutschlands von fremdem Joche, die wieder erlangte Selbstständigkeit der geliebten Vaterstadt erfüllten ihn mit unaussprechlicher Freude und Begeisterung. Obschon er sich nicht am Waffenkampfe betheiligen konnte, war er doch überall thätig, wo es galt, für die gute Sache der deutschen Freiheit zu wirken. Nachdem bei der damaligen provisorischen Verwaltung des gewesenen Großherzogthums durch ein k. k. österreichisches Generalgouvernement die Stadt wieder in ihre frühere Municipalverfassung zurückgetreten war, wurde er Rathsschreiber und war daneben mit dem Lazareth- und Approvisionirungswesen vielfach beschäftigt. Als später in Gemäßheit der neuen Stadtverfassung im August 1816 eine außerordentliche Wahl von zwanzig neuen Rathsgliedern auf den Vorschlag eines aus ungefähr achtzig Personen bestehenden Bürgerausschusses erfolgte, wurde Thomas, der damals nur eben das gesetzlich erforderliche Alter erreicht hatte, zum Senator erwählt. Als solcher nahm er seitdem an allen Berathungen und Entscheidungen des ganzen Raths, sowie an den mannichfachsten Justiz- und Verwaltungsgeschäften den thätigsten Antheil. In Folge der altherkömmlichen trefflichen Einrichtung in Frankfurt, daß von Zeit zu Zeit die einzelnen Aemter unter die Rathsmitglieder neu vertheilt wurden, war er Mitglied und resp. Vorstand des Polizeiamts von 1807 bis 1820, des Consistoriums von 1819—1823, des

Stadtgerichts von 1821 und 1823, der Stadtkämmerei von 1825—1833, des Recheneiamts von 1831—1833, des Appellationsgerichts von 1832—1838, der Archiv- und Bibliotheksinspection von 1836—1838. Außerdem war er städtischer Bundestagsgesandter von 1833—1837, sowie in den Jahren 1824 und 1829 jüngerer, 1832, 1835 und 1838 aber, in seiner nunmehrigen Eigenschaft als Mitglied der Schöffenbank, älterer Bürgermeister. Es war eine ganz eigenthümliche Erscheinung, wie sich bei Thomas immer und über Erwarten diejenigen Eigenschaften gleichsam entwickelten, deren er in den genannten verschiedenartigen Wirkungskreisen bedurfte. Gleich zuerst, als man ihm die Polizei zutheilte, konnte man bezweifeln, ob ein in Frankfurt so schwieriger Posten einem jungen Manne zusagen werde, dessen ganzes Wesen nur Milde und Wohlwollen war. Seine Ernennung schien fast ein Mißgriff; dem war aber nicht so. Er bewies durch die That, daß auch mit einer Persönlichkeit, wie die seinige, ein solches Amt sich gut verwalten lasse. Unangenehme Verwickelungen, wie sie bei dieser Stelle so leicht vorkommen können, wußte er mit Gewandtheit zu vermeiden und einen Kern tüchtiger Unterbeamten zu bilden, welche auch noch nach seinem Abgange von diesem Verwaltungszweige den richtigen Blick bewährten, mit welchem er junge Männer von Talent und Geschick zu erkennen und ins praktische Leben einzuführen verstand. In gleicher Weise zeigte er sich bei der städtischen Domänenverwaltung. Selten ist wohl das Streben der Menschen so wenig auf weltliches Gut gerichtet, als es bei ihm der Fall war. Aber er wußte sich sehr bald in diese umfassende Verwaltung, mit welcher damals unter seiner Leitung die bisher noch besonders geführte Administration der säkularisirten geistlichen Güter verbunden wurde, hineinzufinden und die soliden hausväterlichen Familiengrundsätze der Vorfahren sich anzueignen, wie er denn überhaupt nicht gewohnt war, Alles bloß aus dem Stegreif abzumachen, sondern in altreichsstädtischer Weise immer zuerst nachforschte, wie es die Väter in gleichem Falle gehalten hatten, um dann ihrem Vorgange, wenn eine Prüfung dessen

Zweckmäßigkeit bewährt hatte, zu folgen. In diese Zeit seiner achtjährigen Leitung der Stadtkämmerei fällt auch der wesentliche Antheil, welchen er an dem zu Kassel am 24. September 1828 von ihm mit unterzeichneten mitteldeutschen Handelsvereine nahm. Bald nachher starb dasjenige Rathsglied, welches bis dahin dem die mannichfachen Funktionen eines Finanz- und Handelsministeriums, so wie einer Hauptstaatskasse umfassenden Recheneiamte seit vielen Jahren vorgestanden hatte. Dieser Mann, ein Reichsbürger von altem Schrot und Korn hatte seines eigenen großen Reichthums ungeachtet, auf nichts Anderes bedacht zu sein geschienen, als wie er in düsterer Amtsstube sitzend, mit unerhörtem Eifer seiner Vaterstadt auch den Kreuzer erspare und erhalte. Der nächste Nachfolger eines solchen mußte dem hochgestiegenen Ansehen seines Vorgängers entsprechen. Thomas ward dazu erwählt und hat damals vorzüglich mitgearbeitet, die Handelsverhältnisse Frankfurts, um welche sich früher, ehe die Mauthsachen eine so große Rolle in Deutschland spielten, die Regierung nicht bekümmert hatte, genauer zu erforschen und dadurch eine Leitung für die in Handelssachen zu befolgende Politik zu gewinnen. Nachdem er im Jahr 1832 städtischer Bundestagsgesandter geworden war, fiel ihm bald darauf in seiner Eigenschaft als jüngster Syndikus die leidige Untersuchung über das bekannte Frankfurter Attentat vom 3. April 1833 anheim. Viele andere an seiner Stelle würden nicht mit Unrecht sich von einer der beiden Funktionen losgesagt haben. Aber Thomas, der nie an sich dachte, wo es seinem Berufe galt, fand hier nur Veranlassung zu größeren, fast übermenschlichen Arbeiten. Auch zeigte er inmitten nicht geringer ihn umgebender Aufregung den ernsten Gleichmuth des pflichtgetreuen Richters. Seine Körperkraft sollte unter der Anstrengung brechen. Im Jahr 1836 traf ihn ein schlagartiger Anfall. Der Gebrauch der Heilquellen Baden-Badens gewährte ihm keine vollständige Erholung und Kräftigung. Vielleicht hätte ihn ein gänzliches Zurückziehen von allen Geschäften den Seinen noch erhalten,

aber nach einer so übermäßigen Bethätigung vermochte er die Ruhe nicht mehr zu finden. Und so lehnte er denn auch zum Bedauern seiner Freunde es nicht ab, im Jahr 1838 die höchste Würde der freien Stadt Frankfurt abermals zu bekleiden. Das Ende seines Amtsjahres sollte er nicht erleben.

Die Schnelligkeit und Leichtigkeit, mit welcher Thomas arbeitete, ließ ihn neben aller geschäftlichen Thätigkeit noch Zeit zu wissenschaftlichen Studien und Arbeiten finden, welche vorzugsweise die Geschichte und das Recht Deutschlands und insbesondere Frankfurts betrafen. In diesen Fächern hatte er eine ausgezeichnete Bibliothek gesammelt, für welche er auch manches verdienstliche Buch, welches ihm minder nöthig war, ankaufte, bloß um durch den vermehrten Absatz für seinen Theil dem Herausgeber Dank zu bezeugen und Aufmunterung zu gewähren. Außer dem was er selbst schrieb und veröffentlichte, unterstützte er auch jederzeit solche geschichtliche Arbeiten Anderer, welche entweder in Frankfurt selbst, oder doch mit Hülfe Frankfurter Archive und Bibliotheken ausgeführt wurden, durch Rath und That. Namentlich war er auch ein treuer Freund und werkthätiger Förderer der Monumenta Germaniae historica medii aevi. So bekennt der um die deutsche Geschichte hochverdiente Bibliothekar Dr. Böhmer ohne Rückhalt und in dankbarster Erinnerung, daß die Idee seines Werks der Kaiserregesten — seit dessen Erscheinen bekanntlich erst eine wahrheitsgetreue und vollständige deutsche Geschichte möglich worden ist — in Unterhaltungen mit Thomas reif geworden sei. „Seine Mitfreude an jedem Vorschritt,“ fügt Böhmer hinzu, „war Förderung, der Gebrauch, den er von den Resultaten zu machen wußte, Lohn der Arbeit. In einer neugewordenen Zeit, deren Vorzüge er mit reicher Empfänglichkeit auffaßte, deren schlimme Seite er in ihrer ganzen Tiefe erkannte, war er aus Ueberzeugung des Verstandes und mit Wärme des Herzens der Art und dem Glauben der Väter treu geblieben. Mit Gewandtheit und Kenntnissen in allen Zweigen der Verwaltung,

mit Charakterfestigkeit wo es galt das Recht, in dem er nach germanischer Weise zugleich die Freiheit erkannte, zu ehren oder zu erhalten, verband er jene erleuchtete Liebe zum Vaterland, welche ihren Gegenstand auch kennen wollte, und war aus diesem Grund ein warmer Freund des deutschgeschichtlichen Studiums." — So gewährte es auch ein eigenthümliches Interesse, Zeuge zu sein, wenn Thomas seine Freude kund gab, so oft er einen neuen Beitrag gefunden, eine neue Entdeckung gemacht hatte, die er für Frankfurts Geschichte für wichtig hielt.

Thomas war von ansehnlicher Gestalt und männlicher Schönheit. Sein ovales Gesicht von dunkler Hautfarbe wurde von den schönsten braunen Locken umspielt, welche erst die letzten Jahre lichteten und bleichten. Aus seinen Augen leuchtete, aus seiner Stimme ertönte die Milde und Freundlichkeit, welche die Grundzüge seines Wesens bildeten. Es war nicht leicht möglich, Jemanden anzutreffen, der gegen die Vielen, welche sich seine Freunde nennen durften, eine liebreichere Herzlichkeit bewiesen hätte; und hierin war kein Unterschied bemerkbar, den er gemacht hätte gegen Höhergestellte, mit denen er seinen amtlichen Verhältnissen zu Folge so viel in Verbindung stand, oder gegen solche, die bei ihm Rath suchten, oder von ihm Unterstützung für wissenschaftliche Zwecke verlangten, Allen zeigte er sich gleich gefällig; Alle unterstützte er, soviel an ihm stand. Wer in den Fall kam, ihm einen Vortrag zu machen, der fand stets bei ihm gütigen Empfang, einsichtige Erwägung der Umstände, gerechte Rücksichtnahme, humane Formen in einer Mischung, die jedem Zugeständnisse doppelten Werth gibt. War der Redner ein Mann der Wissenschaft, dann geschah es wohl auch, daß Thomas, ablenkend von dem amtlichen Gegenstande, sich auf das Feld der Literatur verlor, an den Tagesereignissen die ernste Seite hervorhob, und das erbetene kurze Gehör wohlwollend zur langen Besprechung ausdehnte. Die Festigkeit und Entschlossenheit, welche er besaß, schienen weniger angeborner Charakter als Folge des ihn durchdringenden Pflichtgefühls.

Von lutherischen Aeltern geboren, hielt Thomas fest an der ungeänderten Augsburger Confession, gönnte aber als wahrer Christ den andern Kirchen ihr ganzes Recht. Es charakterisirt ihn, daß er kurz vor seinem Tode, nachdem er den Aufsatz von David Strauß „über Bleibendes und Vergängliches im Christenthum" in Vereinigung mit mehren Freunden gelesen hatte, den Ausspruch that: er sehe jetzt doch klar, wie oberflächlich auch dieser Angriff auf die höchsten religiösen Interessen der Menschheit seinem Wesen nach eigentlich sei, wie wenig dem Christenthum dadurch Gefahr drohe.

Thomas war ein höchst glücklicher Gatte und Vater. Er war zweimal verheirathet. Seine erste Frau, welche nach zweijähriger kinderloser Ehe zu Ende des Jahres 1814 starb, hatte er während seines Aufenthalts zu Würzburg, ihrer Vaterstadt, kennen gelernt. Sie war anspruchslos, dabei voll Innigkeit und Anmuth. Nur schwer konnte er ihren, ihn tief erschütternden Verlust verschmerzen. Unter der Arbeit fand er Trost. Ersatz gewährte ihm fünf Jahre später eine zweite mit einer Frankfurterin geschlossene Ehe, aus welcher er einen Sohn und drei Töchter hinterließ. Sein häusliches Leben war fast beneidenswerth. An einem bestimmten Abende der Woche war seine Wohnung gastfrei geöffnet. Er und seine Gattin empfingen da im Laufe des Jahres außer den einheimischen Freunden eine große Anzahl durch persönlichen Charakter, durch Wissenschaft oder Kunst ausgezeichneter Fremden, wie sie Frankfurts günstige Lage und weit ausgedehnte freundschaftliche Verbindungen fortwährend herbeiführten, und die sich hier oft zur unerwartetsten und erwünschtesten Begrüßung zusammenfanden. Hier wurde bei reicher Bildung, die jedes Verdienst zu würdigen verstand und bei feiner, auf wahres Wohlwollen gegründeter Sitte ein gewisser ächt deutschbürgerlicher Charakter des Zusammenseins bis zuletzt behauptet, der in diesem wohl weithin einzigen Kreis allen Theilnehmern glückliche Stunden schuf.

Da Thomas während seiner Amtszeit als erster und oberster

Repräsentant des Freistaats verstorben war, so fand schon darum sein Leichenbegängniß in feierlichster Weise statt. Sämmtliche Corps der Stadtwehr und des Linienmilitärs waren ausgerückt; unter dem Geläute der Glocken bewegte sich der Trauerzug — dem unmittelbar nach dem Leichenwagen die Mitglieder des Senats nebst mehren Herren von der Diplomatie und der hohen Militärbehörden, sowie auch Geistliche der verschiedenen Confessionen, Tausende von Bürgern und Einwohnern, und nicht weniger als 95 Trauerwagen folgten — von dem Sterbehause vor dem Obermainthor durch die lange Straße, an dem Bibliothekgebäude und der schönen Aussicht vorbei über die Brücke nach der Thomas'schen Familiengruft auf dem Friedhofe zu Sachsenhausen. — Sehr bald nachher vereinigte sich eine große Zahl der Freunde und Verehrer des Verstorbenen, um ihm — gleich Marquard Seufferheld seinem Anton Kirchner — eine in der öffentlichen Bibliothek Frankfurts aufzustellende Marmorbüste errichten zu lassen. Das Gestell, auf dem sie ruht, führt die Inschrift:

GERHARDUS. THOMAS.
CIVITATIS. ET. LITERARUM.
DECUS.
VIR. PIUS. JUSTUS. CANDIDUS.
AMICIS. AMICISSIMUS.

Georg Pforr.

Dieser ausgezeichnete Künstler, den man den deutschen Wouwermann genannt hat, war der Sohn eines Pachters und wurde zu Ulfen in Niederhessen im Jahre 1745 geboren. Er würde sich der Landwirthschaft, welche er liebte, vermuthlich auf immer gewidmet haben, wenn nicht ungewöhnliche Schicksale die Anlagen des ungewöhnlichen Menschen zu etwas Höherem ausgebildet hätten.

In der rauhen Schule früher Widerwärtigkeiten reifte er zu einem Manne, welcher des deutschen Volkes und der Kunst werth war, und das silberweiße Haar, das er schon als Vierziger trug, war der Lehrbrief, welchen er aus dieser wohlthätig strengen Schule mitbrachte.

Schon der kleine Knabe mußte fleißig arbeiten, aber sein reger Trieb blieb nicht bei dem mechanischen Werke stehen; er trieb ihn vorwärts. Pforr benutzte die Gelegenheit, sich einige mathematische Kenntnisse zu erwerben; — das treue, gelehrige Pferd wurde bald sein Lieblingsthier; er pflegte es gern, zeichnete es, so gut er konnte — und bald regte sich der Wunsch in ihm: Wenn ich doch ein Maler werden könnte!

Pforr war erst elf Jahre alt, als der siebenjährige Krieg ausbrach und seine Heimath schwer drückte. Des französischen Königs Ludwigs XV. schlecht disciplinirte Schaaren überschwemmten Hessen, und seine unbarmherzigen Intendanten vollendeten das Unglück der Einwohner. Auch Pforr's Vater wurde gänzlich ruinirt und sein Gut verödet.

Der heranwachsende Jüngling fand ein Unterkommen bei dem Bergwerke zu Richelsdorf in Hessen. Hier lebte er viele Jahre und mußte zum Theil sehr mühselige Arbeiten verrichten, die zwar seine äußerst feste Gesundheit untergruben, aber sein höheres Streben nicht unterdrücken konnten. Er setzte seine Uebungen im Zeichnen fort, welche ihm immer besser gelangen. Besonders erwarb er sich eine große Fertigkeit in mathematischen Zeichnungen, ein Umstand, welcher darum bemerkt zu werden verdient, weil er einen charakteristischen Zug seiner Gemälde, große Bestimmtheit bewirkte. Bald wagte er sich auch, ganz ohne alle Anleitung, an Handzeichnungen nach der Natur.

Vielleicht wäre das Talent des bescheidenen Jünglings auf ewig in dem einsamen Richelsdorf begraben worden, wenn nicht ein Fremder es entdeckt und gewürdigt hätte. — Ein reisender Bergwerksgelehrter wurde von dem jungen Pforr in dem Richelsdorfer Bergwerke herum geführt. Das Benehmen des Jünglings und die Kenntnisse und Gesinnungen, welche er äußerte, gefielen demselben, und er schlug ihm daher vor, ihn auf seinen Reisen nach deutschen und ausländischen Bergwerken zu begleiten. Mit Freuden würde Pforr diese ihm dargebotene Gelegenheit zur Vermehrung seiner Kenntnisse benutzt haben, wenn nicht der damalige hessische Minister v. Waitz ihn durch Versprechungen und Hoffnungen zurückgehalten hätte. Aber — was geschah? Pforr wurde als Porzelanmaler in eine landgräfliche Fabrik geschickt, — und nun glaubte man genug gethan zu haben; — er wurde vergessen!

Das aufgenöthigte Geschäft behagte dem Jünglinge schlecht; und da er nach einigen Jahren die Hoffnung zu einer bessern und passendern Versorgung ganz verlor, so legte er seine Stelle nieder und kehrte zu seinen Eltern zurück. —

Er wurde Verwalter auf einem großen herrschaftlichen Gute; — aber seine unbegränzte Redlichkeit war Ursache, daß er es nicht lange blieb. — So verstrich seine Jugend unter Krankheit, Mißmuth, ge-

scheiterten Planen, getäuschten Hoffnungen, und mit ihnen riß sich mancher geliebte Wahn von seiner Seele los: daß das Recht auf Erden herrsche und die Liebe, und daß man nur das Gute und das Rechte zu lieben brauche, um des Beistandes eines Jeden gewiß zu sein.

Die Welt seiner Jugend und seiner reinen kindlichen Phantasie verschwand allmälig, er sah mit kühlerem Blute um sich und fand sich allein! — Nichts war ihm geblieben, als seine armen, alten und kränklichen Eltern und eine Liebe zur Kunst, die kein Ungemach ersticken konnte.

Er war schon 32 Jahre alt, hatte noch keine Versorgung und nicht einmal einen festen Lebensplan, als in Cassel im Jahre 1777 die Maleracademie errichtet wurde. Pforr folgte jetzt seiner Lieblingsneigung, begab sich als Schüler dahin, und machte gleich die auffallendsten Fortschritte. Er malte meistens nach der Natur und erhielt bereits bei der ersten Ausstellung im Jahre 1778 den Preis für ein Oelgemälde, welches todte Rebhühner vorstellte. Bei der zweiten Ausstellung — 1779 — betrachtete man ihn nicht mehr als Schüler, sondern als Künstler; — er wurde zum Mitglied der Academie aufgenommen. — Die Kunst sollte ihm aber auch Brot geben! — Das war für ihn wenigstens in Cassel nicht der Fall! Frankfurt hat die Ehre, den Künstler geschätzt, aufgemuntert und während seiner eigentlichen Künstlerlaufbahn, 16 — 17 Jahre lang, fast beständig besessen zu haben! — Einwohner Frankfurts haben die Ehre, mit einer Güte und Väterlichkeit für seine Hinterlassenen gesorgt zu haben, wie man sie den Hinterlassenen eines jeden Künstlers, eines jeden Redlichen nicht besser wünschen kann.

Pforr kam in dem Anfange der achtziger Jahre nach Frankfurt, und ein günstiger Zufall machte ihn bald mit einem Kunstfreunde bekannt, welcher ein interessantes Cabinet besaß. — Dieser glückliche Zufall war folgender.

Die ersten Wochen von Pforr's Aufenthalte waren verflossen,

ohne daß es dem einfachen, bescheidenen Manne gelungen wäre, irgend eine für ihn wichtige Bekanntschaft zu machen. Traurig und muthlos hatte er schon die Hoffnung aufgegeben, in Frankfurt sein Glück zu machen; er wollte mit dem geringen Ueberreste seines Reisegeldes weiter wandern, als ein schöner Sonntagsnachmittag ihn auf das Forsthaus lockte, um dort in zerstreuenden Anblicken seine Sorgen zu vergessen und das Auge an seinen Lieblingen, den schönen Pferden, zu weiden. Eins derselben betrachtete er mit besonderem Wohlgefallen; — als der Eigenthümer desselben auch hinzutrat, gab er ihm seine Freude an dem herrlichen Thier auf eine Art zu erkennen, welche den Kenner und Künstler verrieth. — Jener war der erwähnte Freund der Kunst, welcher bald mit ihm bekannt und endlich auch sein eifriger thätiger Freund wurde. (Es war der 1809 verstorbene J. H. G. Lausberg.)

Lausberg gab ihm zuerst Arbeit; und bald bekam Pforr so viel zu thun, daß er nicht nur seine einfachen Bedürfnisse befriedigen, sondern auch seine kränklichen Eltern bis zu ihrem Tode unterstützen, und sich im Jahre 1784 mit der Schwester seiner Freunde, Johanna Tischbein, verheirathen konnte. — Er lebte mit ihr in einer glücklichen Ehe; sie gab ihm zwei wackere Söhne, deren früh aufkeimende Talente in seiner Seele die freudigsten Hoffnungen erweckten. Doch das Glück, sie einzuführen in das Heiligthum der Künste, war ihm nicht vergönnt. Schon im Sommer des Jahres 1798 ward er ihnen entrissen durch einen plötzlichen Tod, ohne Sterben und ohne Todeskampf. Sein letztes Geschäft war, für einen Dürftigen zu bitten; seine letzte Freude, nicht umsonst gebeten zu haben; darauf sank er in die Arme der Gattin und eines Freundes, und hatte aufgehört zu leben. Pforr starb in seinem vierundfünfzigsten Jahre. — Sein Biograph schloß einst die Betrachtung über ihn mit den Worten:

O könnte ich sie malen, die große ehrwürdige Gestalt, wie sie jetzt vor meiner Seele steht; mit dem Blicke der Wahrheit, mit dem milden Ernste im Gesichte, mit der reinen Seele, die in jedem Zuge sich aus-

sprach; mit dem Silberhaar, welches schlicht, wie er selbst, um seine Schläfe glänzte; mit der Jugendfarbe seiner Wangen, die so rein wie sein Leben war. — Er war der Mann der Natur und Wahrheit. Als solchen kannte ihn Jeder bald und fühlte sich wohl in seinem Umgange; das einfache wohlwollende Wesen, womit er Jeden behandelte, die Achtung, welche er jedem Menschen als Menschen bewies (die wahre Humanität) — ohne daß er erst nach Stand oder Reichthum, oder äußerer Ehre bei ihm fragte, machte, daß der Kreis seiner Bekannten der mannichfaltigste war, den ich je gesehen habe. Er correspondirte mit Fürsten, Ministern, Gelehrten; die Reichen und Großen der Erde nannten sich seine Freunde, und ich glaube, sie waren es auch; die Armen und Hülflosen waren es gewiß, denn auch in ihnen ehrte er den Menschen, und vielen half er, zwar wenig durch Geld, aber durch vielgeltende Empfehlung, oder durch einsichtsvollen Rath. — Doch am sichersten waren ihm Freunde die Edlen und Redlichen, die Freunde des Guten und Schönen; denn sie fühlten sich ihm nahe verwandt. In seinem Hause fühlten sich Menschen aus den verschiedensten Classen einander gleich, weil der Geist der Humanität, welcher von ihm ausging, den Stolz des Reichen beugte und die Demuth des Armen zum bescheidenen Selbstbewußtsein erhob. — Seine eiserne Rechtschaffenheit erwarb ihm das Zutrauen aller derer, die ihn kannten. — Er hatte ein äußerst reines, fast weiblich zartes sittliches Gefühl; — Unrecht jeder Art empörte ihn; jede Abweichung von reiner Sitte erfüllte ihn mit Widerwillen; die sittsamste Frau kann hierin nicht zärter sein, als dieser starke feste Mann es war. — Kurz, sein Leben und seine Kunst waren unter männlichem Kampfe mit dem Schicksal herangereift zur reinsten Harmonie.

Dreierlei hinterließ er den Seinigen; einige seiner Werke — sein Beispiel und seine Freunde. — Letztere sorgten redlich für seine Hinterlassenen!

Pforr's Bilder tragen seinen Charakter: Wahrheit und schöne

Natur. Er ist ausgezeichnet als Thiermaler, fast unübertroffen in seinen Pferdestücken. Das Pferd war von Kindesbeinen an sein Lieblingsthier gewesen; er ritt vortrefflich, hatte die Anatomie des Pferdes studirt und kannte dieses Thier, im vollsten Sinne des Wortes, inwendig und auswendig. Daher die Treue und Wahrheit in seinen reinlich und fleißig gearbeiteten Bildern, welche in den vorzüglichsten Cabinetten Europa's mit Ehren ihren Platz einnehmen. — Die 16 Blätter, welche er für das Werk seines Freundes Hünersdorf, über die leichteste und natürlichste Art, Pferde abzurichten, entwarf, sind Kunstkennern und Pferdeliebhabern bekannt genug; — sehr interessant sind die zwölf Pferderacen, welche er in Sepia gearbeitet und in eben so viel Blättern radirt und illuminirt herausgegeben hat. Der rein, wahr und bestimmt aufgefaßte Charakter jeder Race gibt diesen Blättern ein eigenes Interesse. — In Frankfurt befinden sich noch mehre Arbeiten von ihm, bei welchen man aber vorzüglich auf die Zeit ihrer Verfertigung Rücksicht nehmen muß; denn der rastlos vorwärts strebende, nie mit sich selbst zufriedene Künstler vervollkommnete sich unaufhörlich. Sein letztes Werk, an welchem er noch am Tage seines Todes arbeitete, war ein von der Tränke kommender türkischer Hengst.

Da Pforr's höchstes und einziges Vorbild die Natur war, da er sich in der ersten Zeit nur aus eigener Kraft und durch eigene Kraft bildete, so blieben seine Werke auch frei von aller Manier; — sie sind ganz die Natur, welche er unaufhörlich mit nie ermattender Liebe studirte und deren Spuren er nie verließ.

Ein großer Verlust für die Kunst war der Tod seines vielversprechenden Sohnes Franz Pforr, eines Freundes und Mitbewerbers von Overbeck, Cornelius u. A. Er starb zu Rom 1814. Auch Pforr's ältester Sohn, ein geschickter Kunstschreiner, folgte dem Vater und Bruder frühzeitig ins Grab.

Das Städel'sche Museum besitzt von dem Künstler folgende Stücke:

1) Ein Pferdemarkt. (Nr. 280.)

2) Eine Falkenjagd. (Nr. 281.)

3) Gebirgige Landschaft, im Vorgrunde mehre Jäger zu Pferde, Treiber und gekoppelte Hunde, von der Jagd zurückkehrend. (Nr. 329.)

4) Einige Reiter lassen die Hufe ihrer Pferde an einer Schmiede nachsehen; im Hintergrunde ein Stadtthor mit einer Zugbrücke. (Nr. 330.)

Frid. Max. v. Günderrode.

Dieser verdienstvolle Bürger war am 13. December 1753 zu Frankfurt geboren und einem Geschlecht entsprossen, in welchem wissenschaftliche Bildung erblich und Biederkeit heimisch genannt werden konnten. Sein Vater, von Jugend auf schwächlich und zur Hypochondrie geneigt, lebte, nachdem er in Gießen seine Studien vollendet hatte, in seiner Vaterstadt Frankfurt von allen öffentlichen Verhältnissen entfernt, auch aller Gesellschaft, vielleicht zu sehr entzogen, als biederer Privatmann. Gesund, munter und lebensfroh war dagegen dessen Gattin, eine geborne Schneider aus Frankfurt, eine Frau, die mit rühmlicher Geduld und mit mancher Aufopferung über 50 Jahre lang den kränklichen Gatten zu trösten und aufzumuntern nicht ermüdete, und nach dessen Tode das stille Leben, an das sie sich gewöhnt hatte, bis in ihr hohes Alter von mehr als achtzig Jahren fortsetzte. Maximilian war der zweite ihrer Söhne. Die Aeltern versäumten nichts, um ihm eine

gute Erziehung zu geben. Während seiner Knabenjahre übergaben sie ihn anfänglich der Beauclair'schen Pensionsanstalt in Hanau, und ließen ihn dann im eigenen Hause durch Privatlehrer unterrichten und zu einer wissenschaftlichen Laufbahn vorbereiten. Auf den Gymnasien zu Hanau und Carlsruhe erwachte in ihm die regste Lernbegierde und ein leidenschaftlicher Trieb nach eigner selbstständiger Forschung. Der letztere weckte in ihm die Lust zur mannichfaltigsten Lektüre. Zwar schützte ihn dabei vor den Gefahren, welche aus einer vorzeitigen Vielleserei zu entstehen pflegen, die Neigung, aus Allem, was er las, sich kurze, kräftige Lebens= und Klugheitsregeln zu sammeln, aber doch hätte ihn die durch solche zerstreuende Unterhaltung erhitzte Phantasie, verbunden mit dem jugendlichen Feuer, beinahe seiner ganzen künftigen Bestimmung entrückt. Der Kriegerstand erschien ihm nämlich in so glänzendem Lichte, daß er denselben jedem anderen Berufe vorzuziehen begann und die väterliche Einwilligung dazu ernstlich und angelegentlichst betrieb; als er aber bemerkte, wie ungern der Vater diesen Schritt geschehen ieß, opferte er der Liebe und dem Gehorsam gegen seine Aeltern jenen jugendlichen Wunsch willig auf.

Im Jahr 1771 bezog Günderrode die Universität Göttingen und widmete sich hier mit Eifer und Ernst den Wissenschaften, besonders dem Studium der Rechte. Immer lebhafter wurde seine Neigung zu geregelter Forschung, deren Befriedigung ihm bis in's hohe Alter den angenehmsten Genuß verschaffte. Im Jahr 1773 begab er sich nach Wetzlar, um in dem beim damaligen Reichskammergericht üblichen Verfahren durch praktische Uebung sich zu befestigen. Beinahe hätte zu jener Zeit ein Antrag, die Erziehung und Leitung eines Prinzen zu übernehmen, seinem Leben dennoch eine andere Richtung gegeben. Doch der Himmel fügte es anders. Während sich v. Günderrode bereits auf diesen Beruf vorbereitete, starb der junge Fürst. — Seine eigentliche praktische Laufbahn als Staatsdiener begann jetzt Günderrode (1775) im Dienste des Fürsten von Usingen. Er ward als Hofgerichts=

assessor nach Wiesbaden berufen, wo ihm seine Rechtlichkeit, sein Fleiß und seine Berufstreue binnen kurzer Zeit die Achtung der Vorgesetzten und das Vertrauen des Fürsten erwarben. Bald darauf zum Regierungsrath, zum Mitgliede des Consistoriums und später zum Director der Polizei ernannt, begleitete er den Fürsten im Jahr 1784 nach Paris als vortragender Rath in Angelegenheiten des Landes, so wie in denen der Familie des Fürsten. Beide Aufträge waren mit eigenen Schwierigkeiten verbunden, die der Verewigte so wohl zu beseitigen verstand, daß er sich den vollen Beifall seines Fürsten erwarb. v. Günderrode rechnete solchen erworbenen und verdienten Beifall, er mochte vom Thron oder von der Hütte ausgehen, zu den schönsten Belohnungen seines Strebens; deßhalb ward es ihm auch leicht, die äußere Belohnung, nämlich die ihm von seinem Fürsten nach der Rückkehr im Jahr 1785 angetragene Stelle eines Obermarschalls, abzulehnen. Ueberhaupt entschied er sich schon damals mehr für ein stilles als für ein geräuschvolles, glänzendes Leben, und, da er kurz darauf den Antrag erhielt, als Senator in die Dienste der Vaterstadt zu treten, so zog er diesen allen andern Anträgen vor, ging nach Frankfurt, lebte da im Kreise seiner Verwandten, verwaltete die ihm übertragenen Aemter mit Gewissenhaftigkeit und erwarb sich allgemeine Achtung und Liebe, indem er hier besonders zwei Hauptzüge seines Charakters entwickelte, nämlich das Streben, Gutes zu fördern und den Eifer, Schädliches abzuwenden und bösem Willen muthig und fest entgegen zu treten. Wie viel der Mensch, den bei solchem Streben und Eifer der Muth des redlichen Mannes und wahres Gottvertrauen beseelt, für das Wohl des Menschen leisten kann, das hat v. Günderrode in einem seltenen Grade bewiesen.

Im Jahr 1787 trat er in das Collegium der sieben älteren Schöffen oder kaiserlichen Räthe, und verwaltete von nun an die verschiedenartigsten Aemter. Als Senatsdeputirter bei dem Bauamte trug er viel zur Verschönerung der Stadt bei, leitete als Consistorialpräsident die

Angelegenheiten der Kirche und der Schulen, stand den öffentlichen Versorgungsanstalten vor und ward im Jahre 1789 zum Vertreter der Stadt Frankfurt bei der Kreisversammlung des Oberrheins ernannt, welches Amt er auch bis zur Auflösung dieser Versammlung im Jahr 1803 bekleidete. Sich lediglich seinem Berufe widmend, lebte er übrigens ganz einfach und zurückgezogen; die Erholungsstunden, welche er nicht im Kreise seiner Verwandten zubrachte, widmete er der Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen, besonders dem Studium der Geschichte, das ihn seit jener Zeit am meisten anzog und bis ans Lebensende seine Lieblingsbeschäftigung blieb. Eine andere Art geistiger Befriedigung fand er in dem Umgange mit Hufnagel, der im Jahr 1791 auf Günderrode's Verwendung von Erlangen aus zum Senior des geistlichen Ministeriums nach Frankfurt berufen wurde. Gleiche Fülle an geistiger Kraft, sowie das gemeinschaftliche Interesse für Wissenschaft und der rege Eifer, Licht und Klarheit im Denken zu verbreiten, der diese Männer beseelte, zog sie auch gegenseitig an, und aus dem freundschaftlichen Verhältnisse, in dem beide zu einander standen, ging manche gute Anordnung und zweckmäßige Einrichtung, ja manche noch jetzt segensreich wirkende Anstalt hervor.

Nach der Einnahme Frankfurts durch die Franzosen im Jahr 1792 erhielt v. Günderrode den Auftrag sich mit mehren seiner Mitbürger nach Paris zu begeben, um dort bei dem Nationalconvent den Nachlaß der der Stadt auferlegten Contribution zu betreiben und zu verhüten, daß die Stadt fernerhin nicht mehr feindlich behandelt werde. Ungern folgte er dieser Bestimmung, da er voraus sah, daß der Zweck der Sendung nicht erreicht werden würde. Der Erfolg bestätigte die Vermuthung nicht nur vollkommen, sondern noch obendrein versetzte ein falscher Bericht des Generals Cüstine, als ob Frankfurts Senat und Bürgerschaft an der kurz darauf erfolgten Wiedereroberung der Stadt durch die preußischen und hessischen Truppen thätigen Antheil genommen hätten, die Fürsprecher Frankfurts in die äußerste Gefahr.

v. Günderrode wurde mit seinen Collegen in Paris verhaftet, mußte mehre Monate lang zwischen Todesfurcht und Lebenshoffnung hinbringen, und erhielt erst mit Ausgang des über Ludwig XVI. verhängten Prozesses seine Freiheit wieder. Des Königs Todestag war sein und seiner Collegen Befreiungstag.

Wenn sich der würdige Mann schon durch diese Tage der Leiden und Gefahr einige Rechte auf den Dank seiner Mitbürger erworben hat, so sollte doch sein Muth und sein Eifer für ihr Wohl bald darauf noch auf eine ähnliche harte Probe gestellt werden. Er hatte sich im Juni 1796 mit einem Fräulein v. Kettelhodt, Tochter des Oberstallmeisters und Hofmarschalls v. Kettelhodt zu Rudolstadt verheirathet und in dieser würdigen Gattin eine Gefährtin im Leben gefunden, welche die Hoffnung, die er damals von ihr hegte: „daß sie in ihrem 19ten Lebensjahre gern die in seinem 42sten angenommene Lebensweise mit ihm theilen und ihre Zufriedenheit mit ihm in den häuslichen Verhältnissen finden werde," so vollkommen entsprach, daß das Glück dieser Ehe, wie er selbst später oft versicherte, auch keinen Tag unterbrochen oder nur gestört wurde. Wie erschütternd mußte es daher für die würdige Frau sein, als drei Wochen nach ihrer Verheirathung in der Mitternacht plötzlich Gensdarmen in ihr Zimmer drangen, den Gatten von ihrer Seite rissen, ihr nicht einmal erlaubten, auch nur Ein Wort ohne Zeugen mit ihm zu sprechen, sondern ihn von ihr weg zu dem Commandanten der französischen Besatzung unter Jourdan und wenige Stunden darauf als Geißel für die geforderte Contribution von Frankfurt hinwegführten. Von einem Orte zum andern beordert, mußte v. Günderrode endlich mit den übrigen Geißeln vom August bis December in den Festungen Charlemont und Givet, theilweise in enger Haft, zubringen.

Bald nach seiner Freilassung wurde er als Gesandter der Stadt Frankfurt bei dem Friedenscongreß zu Rastadt beordert, ein Auftrag, der ein neuer Beweis von der Achtung und dem Vertrauen war, die

Senat und Bürgerschaft Frankfurts ihm schenkten, so wie von der Anerkennung seiner Tüchtigkeit und Kunde im Geschäftsgang und seiner Rechtlichkeit und Treue gegen das Vaterland. So ungern er sich abermals der Stille des häuslichen Lebens entzog und von einer inniggeliebten Gattin trennte, die überdieß der baldigen Erfüllung ihrer süßesten Hoffnung entgegen sah, so zögerte er doch keinen Augenblick, dem allgemeinen Besten auch dieses Opfer zu bringen. Da sich jedoch der Congreß wider Erwarten verlängerte, so kehrte v. Günderrode in der Ueberzeugung, daß er nur wenig Erwünschtes wirken könne, noch vor dem unheilvollen Abbruch der dortigen Unterhandlungen nach Frankfurt zurück, um nach so vielen Stürmen auch einmal im häuslichen Kreise zu ruhen und frische Kräfte zu sammeln.

Im Jahre 1804, als er von einer Sendung nach Cassel, mit der er beauftragt wurde, um hinsichtlich der geistlichen Güter und Stiftungen eine zweckmäßige Uebereinkunft zu treffen, zurückgekehrt, rief ein glücklicher Gedanke, der nebst Günderrode mehre edle Männer ergriff, die Musterschule zu Frankfurt ins Leben. Die hiesige Schuljugend erhielt damals noch in mehren sogenannten Quartierschulen den Elementarunterricht, zu deren Abhaltung die Erlaubniß als Privilegium käuflich zu erwerben war. In jeder dieser Schulen gab ein Lehrer einer Kinderschaar von 100 bis 400 Kindern, die zum Theil im engen, unpassenden Raume um ihn her zusammengedrängt waren, Unterricht in der Religion, im Lesen, Rechnen, Schreiben und kunstlosen Nachsingen der Choräle. Der Unterricht war, wie sich denken läßt, sehr dürftig, die Disciplin sehr unvollkommen, da die Kraft eines Mannes, auch bei Trennung der Kinder in mehre Abtheilungen, nicht ausreichte, so viele Hände gehörig zu beschäftigen, noch weniger aber so viele Köpfe und am allerwenigsten so viele Gemüther zu erfassen, sich anzueignen und dadurch in natürlicher Rückwirkung Kopf und Hand zweckmäßig zu üben. Diese früher schon allgemein bekannten und von Vielen erkannten Mängel des öffentlichen Unterrichts gaben

mehren Privatschulen und Erziehungsanstalten ihre Entstehung, in denen für die dort mangelnden Unterrichtsfächer gesorgt, und ein zusammengreifender, planmäßiger Unterricht ertheilt wurde. Vorsteher einer solchen Privatschule war Klitscher, ein Mann, von dem glühendsten Eifer für Erziehung und Unterricht beseelt, mit den leuchtendsten Talenten zu diesem Berufe geboren, voll Gefühl, voll Enthusiasmus und begeistert von dem Ideal einer Volkserziehung, die, von jenen Mängeln frei, den Menschen zum Menschen bilden und seine Kraft und seinen Willen in eine eigene Hand legen sollte. Diesen Mann, seinen Werth und seine Brauchbarkeit erkannte v. Günderrode, durch Hufnagel auf ihn aufmerksam gemacht, und beide wählten ihn zum Werkzeuge bei der gewünschten Verbesserung des öffentlichen Unterrichts. Sie beschlossen, seiner Schule mehr Bedeutung und Ausdehnung zu verschaffen, ihm die Zuziehung tüchtiger Lehrer möglich zu machen, ein zweckmäßiges Lokal für die Schule zu miethen, überhaupt seinen Eifer auf alle Weise zu unterstützen und so eine Musteranstalt hervorzurufen, in welcher der Segen einer besseren Jugendbildung sichtbar werden sollte. Zu Deckung der Kosten wählten diese wackeren Männer, den Edelsinn der Bürger Frankfurts würdigend, den Weg der Subscription, und der Erfolg zeigte, wie richtig sie hier gegriffen hatten. Jener edle Gemeinsinn, sowie das Vertrauen, mit dem das Publikum ihren Bemühungen entgegen kam, bewährten sich in einem Grade, wie man es kaum erwarten konnte. In kurzer Zeit war eine ansehnliche Summe beisammen und unter v. Günderrode's Leitung und anderer würdigen Männer Beirath und Mitwirkung wurden oben genannte Bedürfnisse nicht nur befriedigt, sondern auch ein erfreulicher Anfang zu einem Fonds für die Schule gemacht, die nun bald kräftig aufzublühen begann.

Im Jahr 1806 traf v. Günderrode ein harter Schlag des Schicksals. Von zwei Kindern war ihm das erstgeborne geblieben, eine Tochter, welche die Aeltern zu den heitersten Hoffnungen berech-

tigte. Sie starb im zehnten Jahre ihres Alters, und mit ihr legte der trauernde Vater eine seiner süßesten Freuden ins Grab. Doch sammelte er sich, wenn auch mit Mühe und Anstrengung, bald wieder, und, den Wünschen des Senates sich fügend, ging er in diesem Jahre abermals nach Paris, um bei dem Kaiser Napoleon den Erlaß der vom General Augereau der Stadt auferlegten Contribution, zu betreiben und ihr wo möglich ihre Stellung als freie Stadt zu erhalten. Er blieb dort wieder vom Februar bis August. Als Frankfurt in demselben Jahre dem Fürsten Primas zu Theil wurde, und dieser Anfangs der Stadt ihre frühere Verfassung lassen wollte, wurde v. Günderrode zum Stadtschultheißen mit dem Titel eines Geheimrathes und bei der Einführung einer neuen Verwaltungsordnung zum Präfect des Departements Frankfurt und Wetzlar ernannt. Vergeblich bemühte er sich, das letztgenannte Amt abzulehnen; der Fürst, der seine Talente und Rechtschaffenheit zu schätzen wußte, bestand auf der Annahme desselben, und, da sehr achtungswerthe Bürger Frankfurts gleiche Wünsche hegten, so hielt v. Günderrode es für Pflicht eine Stelle anzunehmen, in der er hoffen durfte, manches Gute zu erhalten und zu fördern und Nachtheiliges abwenden zu können. Seine zum Theil glücklichen Bemühungen wurden auch von allen Redlichen mit Dank erkannt und gewürdigt.

Im Herbst 1813 vertrat v. Günderrode noch einmal das Wohl der Stadt durch persönliche Verhandlung mit dem Prinzen Karl von Baiern, als dieser kurz nach der Schlacht bei Leipzig mit seinen Truppen in Frankfurt verweilte. Er empfing ferner in der Nacht den Kaiser Napoleon, gleich Moritz v. Bethmann bemüht das Beschießen und die Plünderung der Stadt abzuwenden. Endlich begrüßte er in derselben Woche im Namen des Senats und der Bürgerschaft die drei verbündeten Monarchen während ihres Aufenthalts in Frankfurt, und ward auf eine Weise von ihnen aufgenommen, die deutlich bewies, daß

v. Günderrode's Eifer für sein Vaterland auch ihnen nicht fremd geblieben war.

v. Günderrode war der letzte kaiserliche Stadtschultheiß Frankfurts. Mit Einführung der Constitutionsergänzungsakte im Jahr 1816 erlosch diese Würde, doch verblieb ihm außer seinem Sitz auf der Schöffenbank der Titel. Er hat sich als solcher, sowie überhaupt in den hohen Aemtern, welche er bekleidete: als Bürgermeister, Präsident des Appellationsgerichts, Vorsitzender des gesetzgebenden Körpers ꝛc. die mannichfaltigsten Verdienste um Frankfurt erworben. Rastlos und unverdrossen war seine Thätigkeit, selbst noch im höchsten Alter; still und geräuschlos sein Wirken; gleichmäßig und beharrlich seine Biederkeit und Treue. Als Grundzüge seines Characters erschienen ruhige Kraft, Ernst, Umsicht und religiöser Sinn. Zwar war seine körperliche Kraft gering, und frühzeitig schon hatte er mit mannichfachen Störungen, die sich in den Functionen des Körpers zeigten, zu kämpfen, doch wußte er durch Mäßigung im Genuß und durch streng geregelte Thätigkeit auch den Körper zu den gehäuften Arbeiten, die ihm oblagen, tüchtig zu erhalten. Groß war dagegen die geistige Kraft, welche ihm inwohnte und es ihm gelingen ließ, selbst der körperlichen Schwäche Meister zu werden. Schon in seinen jüngeren Jahren kündigte sich diese Geistesstärke durch den Ernst an, der ihn oft auf den ersten Blick verschlossen und kalt erscheinen ließ, während sich doch bei näherer Bekanntschaft mit ihm das Gegentheil erwies. Späterhin bewährte besonders sein Muth den geistig kräftigen Mann, ein Muth, der keine Menschenfurcht kannte, wenn es galt für die gute Sache zu streiten, der ihn aber auch hier und da vielleicht zu streng gegen Andere machte, indem er, sie nach sich messend, mehr von ihrer geistigen Schwäche verlangte, als sie leisten konnten. Er kannte nur eine Furcht, die Furcht vor Gott, und diese achtete und ehrte er in sich und Andern über Alles. Ausbeugen von der geraden Bahn der Wahrheit und Redlichkeit war ihm durchaus verhaßt, aber

doppelt verlor der bei ihm, den das Haschen nach Gewinn oder die Furcht vor dem Verlust der Gunst eines Mächtigen dazu bewogen hatte. In Allem, was er that, war er streng gegen sich selbst, und so leicht er Andern Fehler verzieh, so wenig sah er sich selbst nach, daher auch seine Sitten durchaus tadellos waren. Je strenger er aber sich selbst beurtheilte, desto mißmuthiger war er oft über die Mehrzahl der Menschen, die dieß nicht zu thun pflegen, und dieser Mißmuth äußerte sich nicht selten in nachdrücklichem und scharfem Urtheil über sie. Unermüdet in Erfüllung seiner Amtspflichten, beobachtete er die strengste Ordnung im Geschäft und verschob nie auf morgen was noch heute zu thun war. Dieß erstreckte sich sogar auf die Beantwortung freundschaftlicher Briefe. Strenge haushaltend mit der Zeit, war er besonders dem leeren Formenwesen feind und eifrig bemüht, alle unnöthige Weitläufigkeit im Geschäftsgange zu verhüten; ja er klagte oft, daß er selbst in seinem weiter vorrückenden Alter immer mehr in jenen Fehler verfalle und bat, in dem was er niedergeschrieben hatte, alles Ueberflüssige zu streichen. Daher war er kein Freund von vielen Berichten, wohl aber liebte er einen umfassenden, klaren und bündigen mündlichen Vortrag, eine Vorliebe, die das Verhandeln mit ihm in Geschäften sehr erleichterte und ihm selbst möglich machte, so Vieles zugleich zu besorgen. Einfach, wie er sich gegen Andere benahm, wünschte er von Andern behandelt zu sein. So übersah er Mängel im äußeren Benehmen oder in den ihm gebührenden Ehrenbezeugungen nur gar zu leicht: ja — äußere Glätte schien ihm eher innere Leerheit zu verrathen als das Gegentheil. Den Menschen würdigte er nur nach dem, was er leistete und zum Wohle des Ganzen beitrug, nur nach dem Grade der Pünktlichkeit, mit der er seine Pflichten zu erfüllen bemüht war, und er besaß ein seltenes Talent, den inneren Gehalt derer, mit denen er zusammentraf, in kurzer Zeit richtig zu würdigen.

Günderrode besaß ein reiches Gemüth, und die Kraft desselben war nicht gering. So wenig sich auch dasselbe im ersten Augenblicke

und in größerer Gesellschaft aussprach, so herrlich zeigte es sich unter vier Augen. Er prüfte lange den, dem er sein Herz aufschließen wollte; hatte er sich aber einmal dazu entschlossen, dann stand sein Vertrauen fest und unerschütterlich. Sein warmes Herz, voll Theilnahme an Allem, was den Menschen angeht, war ganz besonders geschaffen, die Freuden der innigen Freundschaft und stillen Häuslichkeit zu genießen: er war der treueste, liebevollste Gatte, der sorgsamste Vater. Jede freie Stunde widmete er seinen Kindern und opferte gern manches Vergnügen auf, sobald er vermuthen konnte, es werde ihnen, sei es auch nur auf wenige Tage, die älterliche Aufsicht entziehen. Im häuslichen Stillleben mit den Seinen fühlte er sich am glücklichsten; geräuschvolle Gesellschaften und Vergnügungen liebte er nicht, obgleich er sich ihnen nicht entzog, wenn sein Beruf die Theilnahme an denselben gebot. Die angenehmste Gesellschaft gewährte ihm nur halbes Vergnügen, sobald er sie nicht mit seiner Gattin theilen konnte. Er war wohlthätig, ohne damit zu prunken, dienstfertig ohne Eigennutz, und lebte und arbeitete mehr für Andere als für sich selbst. Die ländliche Natur hatte vielen Reiz für ihn; er würde gerne ein thätiger Landwirth geworden sein und opferte, wie er oft äußerte, diese Neigung nur den höheren Pflichten auf, die ihm die Vorsehung durch seine Stellung auferlegt hatte. So muthig und entschlossen er im Unglück war, so fern war ihm aller Uebermuth durch Glück und Ehre oder durch das Gefühl seines Werthes erzeugt; er trat Allem feindlich entgegen, was nicht aus dem reinen Herzen kam oder nur im Halbdunkel eingebildeter Weisheit dämmerte; aber aufrichtig ehrte er jede Ueberzeugung, jeden Weg, den Andere, auf Gründe gestützt, wandelten; er wollte nie seine Meinung, seine Ansicht Andern aufdrängen, sondern gab triftigen Gründen nach, und ließ willig fallen, was er als unhaltbar erkannt hatte.

Sein von Vorurtheil freier Sinn zog ihn besonders zu dem Studium der Geschichte, das seine Erholungsstunden ausfüllte. Er wußte, wie viel er dieser ernsten Lehrerin verdankte und betrachtete sie als ein

Ganzes, als den Spiegel, den uns die Vorsehung vorhält, um darin uns selbst, die Welt und die Menschheit in ihrem Fortschreiten zum Besseren zu erblicken und Gottes wunderbare Leitung dabei zu würdigen und zu bewundern. Die Beschäftigung mit der Geschichte trug nicht wenig dazu bei, das unwandelbare Vertrauen auf Gott in ihm zu befestigen, das sich oft so tröstend und stärkend in seinen Aeußerungen kund gab. Wenn die gute Sache gefährdet schien oder sonst Unglück drohete, dann war er nur bemüht, Jeden in die gehörige Thätigkeit für Abwendung des Bösen zu versetzen; er selbst übernahm in solchen Fällen meist den schwierigsten Theil der Geschäfte, und, ging es gut, so schrieb er Alles dankend dem Walten dessen zu, der Alles leitet; gewann aber das Böse oder das Unglück die Oberhand, dann war er ergeben und der festen Ueberzeugung, Gott habe mannichfache Wege, das Gute seinem Ziele zuzuführen, man müsse dieselben aufsuchen und einen neuen Anlauf nehmen, es zu fördern. So war v. Günderrode fromm ohne Heuchelei, gleich weit von Aberglauben und Unglauben ein abgesagter Feind aller Schwärmerei und Mystik. Seine Religion stützte sich auf Glauben, Liebe und Hoffnung und, was ihm diese geboten, übte er still in dem Leben, das er stets als eine Vorbereitungsschule zu einem besseren betrachtete. Dieser stille, religiöse Sinn machte ihm alle auffallenden Aeußerungen der Frömmigkeit verdächtig: in seinen Augen waren sie ein fast unerträgliches Zeichen von Heuchelei, und diese Voraussetzung machte ihm, dem sonst alles Ansehen der Person durchaus fremd war, manche Menschen, bei denen eine solche Vermuthung Statt fand, zuwider, ja es hielt schwer, ihn, wenn er sich auch irrte, vom Gegentheil zu überzeugen; sobald er aber wirklich überzeugt war, dann änderte sich auch sein ganzes Benehmen gegen solche Personen.

Der würdige Greis erfreute sich einer bewundernswürdig dauerhaften Gesundheit, die er bei seinem von Natur schwächlichen Körper lediglich der strengen Diät und einfachen Lebensweise verdankte, an

welche er sich frühzeitig gewöhnt hatte. Erst in seinem ein und siebenzigsten Lebensjahre zeigten sich krampfhafte Zufälle, die auf Lähmung durch Schlag hindeuteten, und deren Wiederkehr ihm den Tod brachte. Er entschlief besonnen, ruhig und ergeben, am 9. Mai 1824. Wenige Tage vor seinem Dahinscheiden schrieb er noch einem Freunde: „Ohne Reue und Vorwürfe überblicke ich die durchlebten 70 Jahre, in denen ich zum Ausbilden meiner intellektuellen Fähigkeiten verwendete, was meine beschränkten Kräfte zuließen, um damit zum Befördern des allgemeinen Wohls zu wirken, was auf gewöhnliche Weise möglich war."

Noch lange wird das Andenken an ihren letzten wackeren Stadtschultheißen v. Günderrode den Bürgern Frankfurts in segnendem Andenken verbleiben.

Anselm v. Feuerbach.

In der Geschichte der Staatswissenschaft und der Staatskunst treten vor allen andern die Namen derer hervor, welche mit philosophischem Geiste die Rechtswissenschaft ausgebildet, zugleich als Staatsmänner auf die Gesetzgebung eingewirkt und in ihrer Stellung als Richter die Würde des Amtes und die Heiligkeit des Gesetzes mit Geist, Rechtssinn und Kraft zu behaupten gewußt haben. Greifen diese Männer noch außerdem als Schriftsteller nicht bloß in den Gang

der wissenschaftlichen Cultur, sondern auch in die Richtung des Zeitgeistes ein, indem sie den Sinn für Wahrheit und Recht besonnen mit allen Hülfsmitteln, welche ihnen ihr Wissen, ihr Charakter und ihre Darstellungskraft bieten, zu erwecken und aufzuklären bemüht sind, so gehören sie zu den ausgezeichnetsten Bürgern ihres Volks und zu den edelsten Genossen ihres Zeitalters.

Ein solcher Mann war Paul Johann Anselm von Feuerbach; ausgerüstet mit den herrlichsten Gaben, mit kühnem Muthe und feuriger Rede; hochgeachtet von seinen Zeitgenossen als Lehrer, Schriftsteller, Staatsmann und Richter.

Feuerbach war zwar nicht in Frankfurt geboren, kam aber bereits im dritten Lebensjahre mit seinen Aeltern hierher, verbrachte hier seine Kindheit und Jugend, und empfing hier seine erste, entscheidende Bildung. Sein Vater lebte Anfangs in Jena, wo ihm auch Anselm am 14. November 1775 geboren wurde. Von mütterlicher Seite war Feuerbach ein Abkömmling des berühmten Rechtsgelehrten Johann Samuel Brunnquell, und des Vaters Ahnherren, deren ursprünglicher Name Fauerbach späterhin in Feuerbach überging, hatten in der Wetterau geistliche und weltliche Aemter bekleidet und sich dann in einzelnen Sprößlingen nach Frankfurt gewendet, wo Feuerbach's Großvater als redlicher Justizbeamter und der Vater, nach der Uebersiedelung von Jena, als talentvoller und kenntnißreicher Advokat sich die allgemeinste Achtung erwarben.

Des Knaben geistige Anlagen entwickelten sich schnell, doch zugleich mit ihnen ein ungemein lebhaftes Temperament. Nur eine äußerst strenge Erziehung konnte seinem jugendlichen Muthwillen Schranken setzen. Bald aber erwachte in ihm, ohne alle äußere Aufmunterung, eine glühende Wißbegierde, die allen Hindernissen Trotz zu bieten schien. Er durchwachte manche Nächte in ungeheizter Kammer, um sein Interesse an der classischen Literatur, besonders an den griechischen und römischen Dichtern, zu befriedigen. Selbst die

härteste Strafe, die ihn wegen der dadurch verletzten Hausordnung traf, konnte ihm nicht die Rückkehr zu seiner poetischen Lektüre verleiten. Homer und Theokrit, Horaz und Virgil blieben seine Lieblinge. Auf dem Gymnasium wirkten der gelehrte Rector Purmann und Conrector Rambach wohlthätig auf seine Bildung, am entschiedensten aber durch Privatvorlesungen über griechische und römische Classiker der später als Rector des Gymnasiums zu Lübeck verstorbene Mosche. Im Jahr 1792 verließ Feuerbach, kaum siebenzehn Jahre alt, das älterliche Haus und wanderte, bloß von seinem Muthe unterstützt und dem guten Glücke vertrauend, nach seiner Vaterstadt Jena, um dort zu studiren. Sein akademisches Leben war vom ersten Beginnen an nur Arbeit, unausgesetzte, auf's Aeußerste getriebene Anstrengung des Geistes, unter fortwährendem Kampfe mit äußerer Noth. Was Feuerbach geworden, war sein Werk; man kann ihn, nach der Ausdrucksweise der Spanier, den Sohn seiner eigenen That nennen.

Seine kaum begonnenen Rechtsstudien wurden durch eine lebensgefährliche Krankheit unterbrochen und ihm nach der Genesung fast verleidet durch Reinhold, dessen Vorlesungen ihm ein lebhaftes Interesse an der Philosophie einflößten. Nur von dieser Wissenschaft hoffte er die Befriedigung für das höhere Bedürfniß, das in ihm erwacht war. Die Werke von Locke, Hume, Tetens und Lambert, so wie vor Allem die Schriften des großen Kant bildeten auf lange Zeit den Gegenstand seines fast ausschließenden Studium's, unter welchem sein Geist mächtig zum Selbstdenken erstarkte. Später wurde die fast erloschene Neigung zur Rechtswissenschaft in ihm wieder lebendig durch regen Antheil an der von mehren Rechtsphilosophen damals versuchten Lösung der Aufgabe, für den Unterschied zwischen Sittenlehre und Rechtslehre ein festes Princip aufzustellen. Er betheiligte sich wieder eifriger als Hörer bei juristischen Vorlesungen, und widmete sich daneben einem regen Privatfleiße und gründlicher Quellenforschung.

In das Jahr 1795 — das zwanzigste seines Lebens — fallen

bereits drei nicht unbedeutende Ereignisse: seine philosophische Promotion, sein erstes Auftreten als Schriftsteller und seine Verheirathung. Vier Jahre später, 1799, erwarb sich Feuerbach den Grad eines Doktors der Rechte. Bald nachher trat er als Privatdocent auf. Seine Vorlesungen fanden zahlreiche Zuhörer. Im Jahr 1801 erhielt er eine außerordentliche Professur der Rechte, mit welcher der Eintritt in den Jenaischen Schöppenstuhl verbunden war. Bald darauf folgte die Ernennung zum ordentlichen Professor des Lehnrechtes. Feuerbach hatte sich bereits einen so geachteten Namen erworben, daß in dem Raume eines Monats nicht weniger als vier Universitäten den Wunsch äußerten, ihn zu besitzen. Er gab dem Rufe nach Kiel den Vorzug. Im Frühling 1802 eröffnete er dort seine akademische Wirksamkeit. Die Zufriedenheit mit seinen neuen Verhältnissen schildert ein Brief an einen seiner Jenaischen Freunde. „Wenn Sie," schrieb er aus Kiel am 12. Mai 1802, sich etwa gefragt haben: wie mag es Feuerbach gehen? so antworte ich Ihnen: Unendlich wohl! — Eine liebliche Gegend und noch lieblichere Menschen bezeichnen mein neues Vaterland. Machte nicht das Klima einige Unannehmlichkeiten in meinem Körper, so würde ich glauben, hier den Himmel gefunden zu haben. Auch das Oekonomische meiner Lage ist äußerst vortheilhaft. Da es hier bei weitem nicht so theuer ist, als man in Jena sagte, vielmehr die Theuerung in Jena der Theuerung in Kiel beinahe völlig das Gleichgewicht hält; da auch hier die Zahl der Studirenden, besonders der Juristen, zunimmt, so kann ich von meiner Besoldung und den Nebeneinkünften nicht allein völlig bequem leben, sondern auch jährlich etwas Bedeutendes für kommende Zeiten zurücklegen rc.

Ungeachtet dieser günstigen Schilderung seiner neuen Verhältnisse lernte er sich jedoch auf die Länge in dem engen und beschränkten Kreise jener Hochschule nicht behaglich fühlen. Die Erinnerung an Jena kehrte ihm schmerzlich wieder. Er vermißte die dortigen gefüllten Hörsäle bei seinen Vorträgen über Naturrecht, Criminalrecht,

Institutionen, Pandekten und Hermeneutik. Sein gewohnter Fleiß ermüdete indessen so wenig, daß er neben seiner akademischen Thätigkeit auch durch zahlreiche praktische Arbeiten an einem Spruchcollegium Theil nahm, das unter der Leitung des gelehrten und geschäftsgewandten Trendlenburg stand. Zum großen Leidwesen seiner Freunde folgte Feuerbach im Jahr 1804 einem Rufe nach Baiern. Er erhielt zu Landshut eine Professur mit dem Charakter eines Hofraths. In seiner Antrittsrede sprach er über Philosophie und Empirie in ihrem Verhältnisse zur positiven Rechtswissenschaft. Die an ihn ergangene Berufung war um so ehrenvoller, da zu jener Zeit noch kein Protestant sich rühmen konnte, auf einer baierischen Hochschule einen Lehrstuhl erhalten zu haben. Von religiöser Intoleranz hatte er überhaupt so wenig zu fürchten, daß er vielmehr in den Verdacht gerieth, einer katholischen Obscurantenpartei anzugehören. Manche würdige Männer schlossen sich an ihn an. Wie sehr er das Zutrauen der Regierung besaß, zeigten die beträchtlichen Gehaltserhöhungen, durch die sie ihn zu fesseln suchte, als mehre Einladungen zu auswärtigen Lehrstellen an ihn ergingen. Sein lebhaftes Temperament und die allzu große Reizbarkeit seines Gemüths, durch die er sich in Jena mit einigen seiner Collegen entzweit hatte, verwickelte ihn auch in Landshut in mannichfache Irrungen. In seinem Unmuthe richtete er bereits im Jahr 1805 an den Kurfürsten die Bitte, ihn seines Lehramtes zu entlassen. Sein Gesuch ward gewährt. In Folge eines Entwurfs zu einem neuen baierischen Strafgesetzbuche, dessen Ausarbeitung ihm schon im August 1804 durch ein kurfürstliches Rescript übertragen worden, ward er am 16. December 1805 nach München versetzt, als außerordentliches Mitglied des dortigen geheimen Ministerial-Justiz- und Polizei-Departements. Er erhielt zugleich den Charakter eines geheimen Referendars. Am 15. November 1806 ward er zum ordentlichen Mitgliede jenes Departements und am 1. Oktober 1808 zum wirklich frequentirenden geheimen Rath ernannt.

Seinem Scharfblicke konnte nicht entgehen, daß die peinliche Rechtspflege, wie sie zu der Zeit, als er ins Ministerium eintrat, noch in Baiern ausgeübt ward, nicht nur wesentlicher Abänderungen, sondern einer gänzlichen Reform bedürfe. Damals galt noch der **Codex juris criminalis Bavarici** vom Jahre 1751, dessen Geist in dem Capitel von der Gotteslästerung, Abtrünnigkeit, Ketzerei, Zauberei, Hexerei rc. sich klärlich ausspricht, der wegen seiner, selbst Karl's V. peinliche Gerichtsordnung oft überbietenden, Strenge hinter seiner Zeit einige Jahrhunderte zurückstand, und in dem Criminalprozesse den Angeklagten beinahe schutz- und wehrlos den Blutgerichten preis gab. Keine Gerichtszeugen bei den Verhören, kein Vertheidiger vor dem Erkenntnisse, kein Correferent bei dem Vortrage, kein Rechtsmittel, weder weitere Vertheidigung, noch Appellation gegen das Urtheil, und endlich die Tortur, die bis in das Jahr 1806 in thätiger Uebung bestand.

Bereits am 7. Juli des letztgenannten Jahres hatte Feuerbach durch einen von ihm verfaßten Entwurf zur Abschaffung der Folter den ersten Schritt gethan, die furchtbaren Mißbräuche in der baierischen Criminaljustiz zu beseitigen. Durch höhere Befehle veranlaßt, erschienen bald nachher einzelne Verordnungen über den Wilddiebstahl, über die Bestechung der Staatsbeamten u. s. w. Den wesentlichsten Schritt zur Verbesserung der Rechtspflege that er in dem von ihm verfaßten Entwurf eines Strafgesetzbuches, der bereits im Jahre 1808 einer eigenen Commission zur Prüfung vorgelegt werden konnte, und nach einzelnen Abänderungen, in einer allgemeinen Geheimraths-Session nochmals geprüft, unter dem Titel eines Strafgesetzbuchs für das Königreich Baiern von dem Könige sanctionirt ward. Es erschien 1813 zu München in Druck, und ward nachher in mehren Staaten: im Königreiche Würtemberg, im Großherzogthum Weimar rc., der Bearbeitung neuer Landesgesetzbücher zu Grunde gelegt, im Großherzogthum Oldenburg förmlich als Gesetzbuch eingeführt. Durch eine Uebersetzung bahnte es sich sogar den Weg nach Schweden. Auch zu

wesentlichen Verbesserungen der Civiljustiz ward Feuerbach's Kraft und Thätigkeit vielfach in Anspruch genommen, als er auf besondern Befehl des Königs mit der Umarbeitung des Code Napoleon für Baiern sich beschäftigte. (Unter dem Namen eines „allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Baiern" war das genannte Werk bis zum elften Titel des dritten Buches im Jahre 1809 im Druck erschienen, ohne jedoch in Wirksamkeit zu treten.) Einen ähnlichen Auftrag erhielt Feuerbach im Jahr 1812 durch die ihm zugewiesene Redaction des Codex Maximiliani, der bisher nur in Altbaiern gegolten, doch auf des Königs Wunsch der allgemeinen Civiljustiz des Königreichs zur Basis dienen sollte.

Durch überhäufte Amtsgeschäfte und eine fast ununterbrochene Thätigkeit hatte seine Gesundheit unter den Stürmen, welche besonders die verhängnißvollen Jahre 1813 und 1814 für ihn herbeiführten, so bedeutend gelitten, daß er sich zu einer Reise nach der Schweiz entschloß, um sich wieder einigermaßen zu stärken. Ihn erwartete um diese Zeit ein neuer Wirkungskreis. Mit Beibehaltung seines Ranges und seiner Besoldung ward er 1814 zum zweiten Präsidenten des Appellationsgerichts in Bamberg ernannt. Auch in dieser Stellung erprobte sich sein kräftiges und gemeinnütziges Wirken. Das ihm übertragene Amt eines Generalcommissars des Salzachkreises lehnte er im März 1816 ab. Auf unbestimmte Zeit nahm er Urlaub zu einer Reise ins Ausland. In München, wo er mehre Monate von Geschäften befreit lebte, widmete er sich wissenschaftlichen Studien und mannichfachen literarischen Arbeiten. Aus dieser Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben trat er im März 1817 wieder hervor, um die ihm angetragene erste Präsidentenstelle in dem Appellationsgerichte für den Rezatkreis in Ansbach zu übernehmen. Auch in diesem Verhältnisse blieb er, neben der gewissenhaften Erfüllung seiner Amtspflichten, der regen Liebe zu den Wissenschaften unverändert treu. Willkommene Erholung fand er 1821 auf einer Reise nach Frankreich. Vom Könige unterstützt, sah

er einen lange gehegten Wunsch erfüllt, die vielgerühmten Institutionen Frankreichs und die dortige Gerichtspraxis in der Nähe kennen zu lernen. Ueber Zweibrücken, wo er 14 Tage verweilte, ging er im März 1821 nach Paris. Er verlebte dort genußreiche Tage in dem belehrenden Umgange mit erfahrenen Geschäftsmännern, und kehrte nach zwei Monaten über Brüssel und Cöln nach Ansbach zurück. Noch in demselben Jahre war er zum wirklichen Staatsrath ernannt worden. Mehre gelehrte Gesellschaften hatten ihn bereits zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt; noch in den letzten Jahren seines Lebens die kaiserliche Gesetzcommission zu Petersburg zu ihrem correspondirenden Mitgliede. Auch der Gunst der Fürsten hatte er manche Auszeichnung zu danken. Ihn schmückte das Ritterkreuz des kaiserl. russischen St. Annenordens und des großherzoglich sächsischen Hausordens vom weißen Falken. Mit dem Civilverdienstorden der baierischen Krone, den er bereits früher erhalten, war zugleich seine Erhebung in den Adelstand verbunden.

Auf der Reise nach den Bädern von Schwalbach überraschte Feuerbach in Frankfurt der Tod, am 29. Mai 1833.

Die Aufzählung seiner zahlreichen Schriften müssen wir uns zwar für den Anhang zu diesem Werke vorbehalten, nicht unerwähnt aber können wir hier lassen, daß derselbe in der letzten Zeit seines Lebens ein lebhaftes Interesse an der räthselhaften Erscheinung des unglücklichen Kaspar Hauser nahm, der an ihm den eifrigsten Vertheidiger und Forscher seiner Abkunft fand. In einem in Hitzig's Annalen der Criminalrechtspflege mitgetheilten Aufsatze suchte Feuerbach die verschieden lautenden Urtheile des Publikums zu berichtigen. Eine kritische und unparteiische Zusammenstellung der Thatsachen gab er bald nachher in einer eigenen Schrift. Mit den Untersuchungsakten bekannt, wies er darin besonders darauf hin, wie man früher Vermuthungen oder Schlüsse als Thatsachen aufgestellt habe, die von den Zweiflern benutzt worden, und äußerte sein Bedauern, daß man es bei

dem ersten Erscheinen Hauser's in Nürnberg an sorgfältiger Beobachtung, physischer Pflege und scharfer Untersuchung habe fehlen lassen.

Der Name Anselm von Feuerbach gehört der Geschichte der Rechtspflege und Gesetzgebung an und wird in den Annalen dieser Wissenschaften noch spät neben Beccaria, Hommel u. a. mit gerechter Anerkennung und Achtung genannt werden.

Clemens Brentano.

Dieser so reich begabte Dichter der Romantik war der Sohn des Kauf- und Handelsherrn, auch Kurtrierischen Raths und Residenten bei der freien Reichsstadt Frankfurt, Peter Anton Brentano und der von Göthe gefeierten Maximiliane Euphrosyne la Roche. Sein Vater, in Italien geboren und in allen Gewohnheiten, auch in der Sprache, die Heimath verrathend, zeigte sich im Ehestande, wie in der Erziehung der Kinder als ein starrer Anhänger der alten Schule. Sein Wille galt dem Hause als das einzige Gesetz und die Kinder fürchteten den hohen, stattlichen, ernsten Mann als einen unerbittlichen Gebieter. Frau Brentano weilte deßhalb häufig bei ihrer Mutter, der bekannten Sophie la Roche, im Thal Ehrenbreitstein, und hier war es, wo Clemens am 9. September 1778 das Licht der Welt erblickte und einen Theil seiner Kinderjahre verlebte. Den ersten Reim fand der Knabe

im Wasser. Triefend und vor Kälte bebend sollte er Sprüchlein aufsagen. Der docirenden Tante „Morgenstund" ergänzte mit „kalt Wasser im Mund" der dreijährige Neffe. Im elften Lebensjahre kam er auf das Gymnasium zu Coblenz. Später sollte er in des Vaters Comtoir die Bildung zum Handelsmann empfangen. Bittere Stunden mag am Schreibtische der unfreiwillige Lehrling verbracht haben; denn ihm dämmerte bereits die poetische Richtung. In Sonnetten, in Balladen sich zu versuchen, das verwehrte des alten Herren haushälterischer Zeitgebrauch, aber in das Copirbuch Correspondenzen in Versen einzutragen, Geschäftsbriefe in den wunderlichsten Reimen zu schreiben, das konnte der junge Dichter sich nicht versagen, so schrecklich die Folgen, womit die Entdeckung einer solchen an den Heiligthümern des Comtoirs begangenen Entweihung ihn bedrohte. Sehr zu statten kam ihm für das gefährliche Spiel, daß alle seine Geschwister diesen Drang nach Reimen für eine unheilbare Narrheit hielten und, von dem Comtoirpersonal getreulich unterstützt, dem Vater zu verbergen suchten. Eines Buchhalters insbesondere, als eines Schutzgeistes, gedachte Brentano nachmals nicht selten in dankbarer Erinnerung.

Trotz aller Vorsicht muß doch endlich der Vater von des Sohnes Treiben einige Kunde erlangt haben. Er wurde einem Handelsfreunde zu Langensalza, mit Namen Kunstmann, in die Lehre gegeben. Der Jüngling erschien in seinem neuen Aufenthaltsort in dem Aufzug eines Stutzers, mit zeisiggrünem Rock, Scharlachweste und pfirsichblütfarbenen Beinkleidern. Wir lassen es dahin gestellt sein, ob er wirklich nach Angabe eines seiner Biographen auf die weibliche Bevölkerung des Städtchens einen magischen Einfluß gewann, so viel scheint aber gewiß, daß er alle Geschäfte in Versen abmachte, namentlich mit den thüringischen Brantweinbrennereien in Versen correspondirte, poetische Frachtbriefe ausstellte und so für Kunstmann binnen Kurzem ein Gegenstand des Schreckens wurde. Mit Protest wurde er nach wenigen Monaten nach Hause spedirt.

Wiederum plagte sich mit ihm auf dem Comtoir der gequälte Vater, und wiederum begann eine Reihe von Thorheiten, unter welchen der Briefwechsel mit einem angesehenen Londoner Handelshause obenan steht. Er betraf eine Sendung von 100 Fässern Zucker, oder vielmehr das eine dieser Fässer, das auf dem Wege von London nach Frankfurt verkommen, wie Vater Brentano meinte, von dem Conto abgezogen werden sollte, während der Engländer die Bezahlung der gehörig verladenen und auf Rechnung des Abnehmers circulirenden 100 Fässer forderte. Kalt und besonnen in seinem Beginnen wurde der Schriftenwechsel allmälig ernster, bitter und giftig sogar. Unser Dichter hatte einen höchst leidenschaftlich verabfaßten Brief zu copiren, und in dem Ekel ob der widerwärtigen Arbeit malte er, der Unterschrift zur Seite, einen mächtigen Hut, darunter zwei Gesichter, die mit allen Zeichen gegenseitigen Ingrimms einander anblickten. Ein Männlein, außerhalb des Bereichs des Huts gestellt, betrachtete sich das Treiben der beiden Zänker. Am Rande hieß es:

Zwei Narren unter einem Hut,
Der Dritte sie beschauen thut.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Den spitzigen Reden mit gleich spitzigen Gegenreden dienend, hatte sie auch den Maler nicht übersehen. Majestätisch rollte durch des Blattes weiße Fläche, der Unterschrift gegenüber, ein breiter Strom, bespülend die westliche Seite einer wohlverwahrten Festung, und die Bemerkung des Engländers daneben:

Das ist die Festung Wesel,
Wer sie schaut, ist ein Esel.

Als Vater Brentano den Urheber der Katastrophe in dem Sohne erkannt, traf letzteren schweres Gericht. Nachdem er seine Strafe erlitten, wurde ihm ein für allemal verboten, das Comtoir je wieder zu betreten, dagegen die freie Wahl des künftigen Berufes überlassen. Von seinen Wünschen war ihm somit der dringendste gewährt. Nach-

dem er noch in einer Erziehungsanstalt die verabsäumten Schulstudien nachzuholen versucht hatte, begab er sich auf die Universität Marburg, später nach Jena. Von hier aus verkehrte er viel mit Iffland und fand auch Eingang zu dem Dichterkreise, von welchem der Hof in Weimar umstrahlt war. Bei Wieland empfing er, als der Enkel von dessen Jugendfreundin, eine wahrhaft väterliche Aufnahme. Elektrischen Funken gleich müssen solche Berührungen auf des Jünglings Gemüth gewirkt, zu den ersten dichterischen Versuchen von einiger Bedeutung ihn erhoben haben. Vielleicht fällt schon in jene Zeit die erste Entstehung seines „Philister". Auch die Romanze „Lore Lay" hat er in Jena gedichtet. Zu gleicher Zeit trat er in Beziehungen zu Sophie Schubert, verehelichte Mereau. Sie, die zierliche Frau, mit ihren dichterischen Gaben, die, drei Schwungfedern auf dem Hut, auf wildem Rosse die Straßen der Universitätsstadt durchsprengte, sie war vor allem ergreifend für die Phantasie des jugendlichen Dichters. Wie zärtlich aber der Verkehr sich gestaltete, vollständig ließ der Wildfang sich noch nicht fesseln. Er verließ Jena, begab sich zuerst nach Dresden und dann auf Savigny's Gut bei Hanau. In den Jahren 1801 — 1804 weilte er bald hier, bald dort am Rhein und an der Donau, häufig aber in Coblenz. Hier erregte er, zumal bei der Jugend, der männlichen wie der weiblichen, große Bewunderung durch seine glänzenden Fähigkeiten, durch den Reichthum seines Geistes, seine Belesenheit, seine Meisterschaft im Erzählen. In gewählten Kreisen trug Brentano Shakespeare's erhabenste Schöpfungen vor, und fast mehr noch als der Dichter, wurde der Commentator bewundert. Der weibliche Theil des Publikums erglühte wetteifernd für den schwarzbraunen, in seiner stämmigen Gestalt keineswegs die lombardische Abstammung verleugnenden Dichterjüngling und ertrug freudig alle von ihm ausgehende Neckerei und Verspottung.

Während Brentano's Aufenthalt in Wien, entstand sein Lustspiel „Ponce de Leon". Als an dem zur ersten Aufführung bestimmten

Tage der Vorhang emporgestiegen war, brüllten tausend Kehlen ein „Nieder mit der nichtswürdigen Posse, nieder mit dem Possenreißer." Da sich den Schreiern die Mehrzahl der Schauspieler angeschlossen hatte, verletzt in ihrer Meinung durch manche Stellen der Dichtung, so blieben sie im Vortheil gegen die Anstrengungen der Besseren. Das Stück aufzuführen, ward eine Unmöglichkeit. In Verzweiflung und in dem tiefsten Incognito zugleich entschlüpfte Brentano der Schreckensstätte, um allen Qualen einer schlaflosen Nacht sich hinzugeben. In der schmerzlichsten Stimmung, einem Sterbenden vergleichbar, empfing er am Morgen unerwarteten Besuch. Der Priester Hoffbaur erschien, um den Verirrten auf bessere Wege zurückzuführen. Streng wird die verkehrte Richtung besprochen und der Mißbrauch der edelsten Anlagen. Brentano fühlt sich so zerknirscht, daß er die Bedrängniß seiner Lage beichtet, und wie die Noth ihn zwinge, in einer Weise, die er selbst zu verdammen keinen Anstand nehme, um die Gunst des Publikums zu buhlen, und ihr den täglichen Unterhalt abzugewinnen. Da legt Hoffbaur auf seinen Schreibtisch eine Rolle mit 100 Dukaten nieder, und wie viele auch der Zerstreuungen folgten, von der Begebenheit selbst blieb ein unauslöschlicher Eindruck in des Dichters Seele zurück.

Noch bis zu jener Zeit scheint also Brentano in vollkommener Ungewißheit über seines Vaters Nachlaß gewesen zu sein, um so mehr mußte ihn bald darauf das Ergebniß der vormundschaftlichen Rechnung überraschen. Gleich den übrigen neun Geschwistern hatte er ein Kapital von 8000 Louisd'or ererbt. Völlig beruhigt über seine gesellschaftliche Stellung beeilte er sich jetzt das Ungemach, das Sophie Mereau um seinetwillen ertragen haben mochte, zu vergelten. Von ihrem Manne geschieden, wurde sie Brentano's Gattin, doch nur auf kurze Zeit. Sie starb bereits nach ihrer ersten Entbindung, zu Heidelberg, am 31. Oktober 1806.

Der Dichter beschäftigte sich damals, in Verbindung mit seinem Freunde Achim v. Arnim damit, die Volkslyrik, zunächst des 16.

Jahrhunderts, durch Herausgabe, Umkleidung und Nachdichtung wieder in das volle Bewußtsein der Gegenwart zurückzuführen. Ihr Wunderhorn ist als das bedeutendste ihrer Werke und zugleich als eine der allerwichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren Poesie zu betrachten. Bei Brentano war eine rege Liebhaberei für das Sammeln von Chroniken, alten Gebetbüchern und religiösen Handschriften, die ihn von früher Jugend an begleitete, als eine nützliche Vorbereitung der genannten Arbeit vorausgegangen.

Von Heidelberg aus verkehrte Brentano viel mit der näheren und ferneren Umgebung, hauptsächlich aber mit Frankfurt. Hier knüpfte sich auch ein neues Liebesverhältniß an. Da sich von Seiten der Verwandten der Erkornen Schwierigkeiten kund gaben, so beschloß letztere ihren Geliebten zu entführen. Einst folgte Brentano — so erzählt v. Stramberg in seinem „Rheinischen Antiquarius" den Vorgang — seinem Bruder Georg zu einem Spaziergang in Frankfurts reizende Umgebung. „Da braust vorüber, hält an wenige Schritte weiter ein Wagen. Niedergelassen wird der Schlag, und durch eine weibliche Stimme zu der offenen Portiere das Brüderpaar gefordert. Dem Rufe zu gehorsamen, beeilt sich Clemens, im Augenblicke wird von zwei schönen Händen er erfaßt und gewaltsam, vergeblich ist sein Sträuben, hineingezogen in den Wagen. Nicht um ihn zu befreien, um ihm eine Rolle mit Louisd'or zuzustecken, springt Georg hinzu, der Last hat kaum dieser sich entledigt, so fliegt davon das leichte Fuhrwerk, entführt ist Brentano, von der Geliebten, versteht sich. Daß er nicht die fernste Ahnung von der List gehabt, versichert er hoch und theuer, zugebend höchstens, doch nicht behauptend des Bruders Mitschuld, und bekennend, wie die Genialität des Unternehmens das wahre Liebesfeuer erst in seinem Herzen entzündet habe."

Nach seiner Verheirathung lebte das Paar zunächst in Kassel, wo es mit seinem ansehnlichen Vermögen — auch die Gattin war reich — einen bedeutenden Aufwand machte. Bald aber trieb Brentano sein

reges literarisches Streben nach Landshut, an die eben im freudigsten Gedeihen begriffene Universität, wo sein Schwager Savigny wirkte. Willig folgte ihm nach der kleinen Stadt die durch den Glanz des großstädtischen Lebens verwöhnte Hausfrau. Aber das eheliche Glück sollte nicht lange währen; bald kam die häusliche Fehde zum offenen Ausbruch, und noch war kein Jahr seit der Einsetzung dieses Ehebündnisses verstrichen, als der Dichter dem unerträglichen Zustande durch freiwillige Entfernung zu entgehen suchte. Während die böslich Verlassene den Scheidungsprozeß verfolgte, hatte er sich nach Berlin gewandt, wo ihm zwar eine vielseitige Bewunderung zu Theil wurde, in fortwährender Zerstreuung aber und Berührung mit der Mittelmäßigkeit weder Kraft, noch Willen, noch Muße zu ernsteren Studien verblieb.

Um dem zwecklosen Treiben ein Ziel zu setzen und dem Verfall seines Vermögens vorzubeugen, übergaben ihm die geschichtskundigen und verständ igen Brüder im Jahr 1812 die Aufsicht über ihre neuerkaufte böhmische Herrschaft Bukowan. Mit Eifer unterzog er sich Anfangs den Pflichten des neuen Berufs. Die unvermerkt sich mehrenden Stunden der Muße widmete er jedoch einer großen romantisch-dramatischen Arbeit. Dieß Stück „die Gründung Prags" kam in der böhmischen Hauptstadt unter getheilter Anerkennung zur Aufführung.

Und nicht bloß für das Nationaltheater, auch für einen Puppenspieler in Prag schrieb damals Brentano. Als er nämlich eines Tages die Bude des Mannes besuchte, nahm er an seinem ungereimten Vortrage Aergerniß und skizzirte im Unwillen eine Reihe von Darstellungen, die er dem Manne zu fernerem Gebrauche einhändigte. Nach Jahren kommt der Dichter — in Berlin oder anderswo — an die Kasse eines Puppenspielers. Kaum hat dieser ihn gewahrt, so springt er aus seinem Verschlage und wirft sich zu Brentano's Füßen. Es war der vormals Beschenkte. Außer sich von Entzücken bekennt er, er verdanke dem Dichter sein ganzes Glück. Seine herbeigerufene Gattin bestätigt es. „Stürmischer Beifall," erzählt sie, „folgte von Stadt zu

Stadt unseren durch Ihre Güte inspirirten Leistungen, und ein schönes Sümmchen war bereits erspart, als Eitelkeit uns bestimmte, eine eigentliche Schauspielertruppe zu organisiren, und mit derselben die Bühnen von Riga, Dorpat, Reval, ja sogar von Petersburg zu betreten. Doch das Unternehmen wollte in finanzieller Beziehung nicht prosperiren, und der durch das Puppenspiel errungene Verdienst ging dabei allmälig wieder verloren. Endlich durch Schaden klug, kehrten wir zu Ihren Stücken zurück und befinden uns jetzt im Augenblick wohler als je. Ihnen, unserem Wohlthäter, soll für alle Zeiten unseres Theaters Gratis-Besuch lohnen."

Da die Bewirthschaftung des böhmischen Besitzthums mit mannichfaltigen, nicht zu beseitigenden Schwierigkeiten verknüpft war, so wurde dasselbe bereits im Jahr 1815 wieder veräußert, und Clemens Brentano begab sich nach Berlin, an das sich seine angenehmsten Erinnerungen knüpften. Aber die vergangenen Zeiten wollten nicht wiederkehren. In wesentlich veränderter Richtung trat der Dichter einer ihm fremd gewordenen Stimmung entgegen. Zwar nahm der geistreiche Mann, der liebliche Sänger, der, wenn gerade seine Laune dazu stimmte, anziehendste Gesellschafter, in den gebildetsten und vornehmsten Kreisen wiederum seine Stelle ein, aber den Launen zu gebieten, hatte er verlernt, und die Gesellschaft, stets bereit, das Schlimme mit dem Schlimmsten zu vergelten, übte empfindliche Rache, indem sie ihn den Beifall, welchen sie früher dem Liebling allein gespendet hatte, mit Nebenbuhlern theilen ließ, die nicht immer seiner würdig waren. Die öffentliche Meinung wieder sich zuzuwenden, ließ er seine dramatische Dichtung „Viktoria und ihre Geschwister, mit fliegender Fahne und brennender Lunte" erscheinen, die aber mißfiel. Daneben beschäftigte er sich mit einer Ausgabe von Spee's Trutz-Nachtigal. Je tiefer er eindrang in die Schriften, in den Geist des geweihten Sängers, desto deutlicher, desto verkehrter und bedrohlicher erschien ihm sein eigener innerer Zustand. In tiefem Kummer, mit Widerwillen, überblickte er zuweilen

die zurückgelegte Bahn, die Verschwendung der herrlichsten Gaben. Er begann nach dem Bleibenden, dem Himmlischen zu ringen und zu suchen, ohne doch Wesentliches zu finden in dem Verkehr mit Pietisten, mit solchen insbesondere, welche zum Katholicismus hinneigten.

Während dieser Zeit des Trübsinns besuchte ihn sein Bruder Christian und erzählte viel von Süster Anna Katharina Emmerich, einer Klosterfrau im Agnetenberg zu Dülmen, als von einer psychologischen Merkwürdigkeit. Aufmerksam lauschte Clemens dem wunderlichen Berichte, und nachdem er seine mühsam erworbene Bibliothek mit allen ihren Seltenheiten veräußert hatte, reiste er nach Westphalen. Eine Empfehlung des durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche sehr bekannt gewordenen Grafen Friedrich Leopold v. Stolberg verschaffte ihm den Zutritt zur Emmerich, am 17. September 1818. Sie soll ihn mit den Worten: „Kommst du endlich, Pilgrim!" empfangen haben. Ueber das, was er bei ihr gesehen, vernommen und gethan, äußert er sich in der Einleitung zu seiner Schrift „Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi." — — Beinahe fünf Jahre verwendete er zu der Beobachtung eines im hohen Grade merkwürdigen, geistigen Lebens, und der schlichten Bäuerin war, im eigentlichsten Sinn des Wortes, die Bekehrung des gefeierten, excentrischen Dichters vorbehalten. Als aber im Juni 1823 eine amtliche Commission das Thun und Treiben der Emmerich zu untersuchen begann, schüttelte B r e n t a n o den Staub von seinen Füßen und gelangte nach verschiedenen Kreuz- und Querzügen, auch längerem und kürzerem Aufenthalt zu Frankfurt, im April 1825 nach Coblenz. In eines Freundes Haus aufgenommen, verkehrte er meist nur mit den Freunden dieses Hauses; alle fanden die Unterhaltung mit dem viel Gereisten, viel Geprüften, obschon ihr Finale bisweilen zu crassen Dissonanzen ausschlug, doch im Allgemeinen höchst anziehend. Von der einmal betretenen religiösen Bahn aber vermochte ihn Niemand wieder abzubringen. Um den inneren Widerspruch ganz zu tilgen, vernichtete er seine früheren Schriften, ja er ging soweit, daß

er oft mitten im Laufe der glänzendsten Erzählung innehielt und aus Besorgniß, der wilde Flug seiner Einbildungskraft möge ihn zu weit fortreißen, auf den sichersten Triumph verzichtete.

Im Sommer des Jahres 1829 trieb den Dichter seine Unstätigkeit fort von Coblenz, zuerst nach Frankfurt, dann nach Regensburg, wo er bei Diepenbrock (dem nachmaligen Fürstbischofe zu Breslau) lebte, und 1832 nach München. Acht Jahre verbrachte er hier, fortwährend mit der Ordnung und Zusammenstellung der ungeheueren Masse von Papieren beschäftigt, die eine Frucht seines Verkehrs mit der Emmerich waren. Erheiterung findend in poetischen Schöpfungen und in freundlicher Beziehung zu so manchen Jugendfreunden, die er in der Hauptstadt Baierns wieder gefunden, empfand er doch nicht selten schmerzlich und tief das Gefühl der Verlassenheit, das von 1839 an immer stärker waltend sich häufig in der vollkommensten Niedergeschlagenheit äußerte. Seine trübe Stimmung ging, Anfangs unvermerkt, in körperliches Leiden über, das sich allmälig ausbildete und steigerte, und im Frühling 1842 eine lebensgefährliche Richtung annahm. Auf den Rath der Aerzte verließ er die Münchener Alpenluft und ließ sich von seinem Bruder Christian nach Aschaffenburg bringen. Sein Befinden schien sich nun zwar zu bessern, doch bald deutete der rapide Fortgang der Wassersucht auf ein nahes Ende. Unter schweren Leiden und vielfältiger peinigender Beängstigung bereitete sich der Kranke in christlicher Weise, in Sanftmuth und Gebet auf seinen Tod vor, der am 28. Juli 1842 erfolgte. Auf seinem Leibe fand sich der härene Bußgürtel, den er seit vielen Jahren getragen; auch hatte er noch die Fastenzeit des genannten Jahres in einer ungemein bitteren Entbehrung hingebracht. Der leidenschaftlichste Tabaksraucher, versagte er sich dennoch in den sieben Wochen vor Ostern jeden Genuß der Pfeife, nur daß er dann und wann eines seiner erkalteten Rohre zwischen die Zähne nahm, um daran zu kauen.

Vor seinem Dahinscheiden hatte Brentano über sein pecuniäres

13*

und literarisches Eigenthum testamentarische Verfügung getroffen. Er hatte seinen Bruder Christian zum Haupterben eingesetzt, mit der Aufgabe, ein Drittel des Vermögens zu milden Zwecken zu verwenden. Die Herausgabe der Mährchen war Guido Görres vorbehalten.

Viele der neueren Literarhistoriker urtheilen über Brentano's poetische Erzeugnisse sehr streng. So Mundt in seiner allgemeinen Literaturgeschichte (III. 202): „Eine (E. T. A. Hoffmann) ähnliche, nur zur Selbstzerstörung mit so großem Talent begabte Natur war Clemens Brentano, der ebenfalls einer von jenen irrwischartigen und in sich zerflatternden Existenzen war, von denen wir um diese Zeit eine ganze Reihe in Deutschland erblicken. Seinen Roman Godwi oder das steinerne Bild der Mutter, hat er selbst auf dem Titel einen verwilderten Roman genannt und dadurch überhaupt seine allen Grenzen entspringende und mit Bewußtsein sich verliederlichende Richtung bezeichnet. Die Romantik ward in ihm zu einem Blocksberg, auf dem er selbst die prächtigsten Geistesfarcen vollführte, aber unter dem wüsten Getümmel, dessen er bedurfte, um sich überhaupt als Poet zu fühlen, konnte nichts rein und würdig aus ihm hervortreten. Seine Poesie erscheint oft nur wie eine Maske, die er sich, als wolle er nur eben einen tollen Streich damit vollführen, vor das Gesicht gehalten; was hinter der Maske eigentlich steckte, ein Engel oder Teufel, ein gotterfülltes Gemüth oder ein leeres und würdiges Wesen, ließ sich nicht mit einiger Zuversicht annehmen. Zuletzt trat aus der Maske des Dichters der Mönch bei ihm hervor, und er entsagte in einem Kloster der Welt, in der er den höhern Zusammenhang nicht hatte finden können und die nur ein wildgewachsenes und verstandloses Vielerlei bei ihm gewesen war. Sein schönstes und reinstes Thun war noch das Sammeln und Erneuern deutscher Volkslieder gewesen, die er unter dem Titel: „des Knaben Wunderhorn" mit Achim von Arnim herausgegeben. Seine dramatischen Dichtungen tragen, bei manchen einzelnen Schönheiten, doch nur ein geringes lebendiges Dasein in sich."

„Dieses Urtheil,“ sagt v. Stramberg, „ist zwar unabhängig von übertriebener Strenge und Einseitigkeit, verräth aber in Wiederholung der Fabel von Brentano's Klosterleben den nicht vollständig belehrten, gleichwie den incompetenten Richter in dem einzig für des Knaben Wunderhorn aufgesparten Lobe. Ich stelle ihm das Urtheil entgegen eines Mannes, welcher mit der vollständigsten Kenntniß von Brentano's Sinnesart und Wesen, den seltensten Scharfblick und gleich seltene Parteilosigkeit verbindet:

„Entschieden mehr Italiener als Deutscher, war Brentano schlecht erzogen in einer Familie, wo die Genialität bis zum Wahnsinn ging. Seinem poetischen Talent nach wohl der begabteste von allen Neuern, aber nicht so viel zur Freude der Welt, als sich selbst zum Unheil. Die Poesie hatte eine Rolle in seinem Leben gespielt, und ihm herbe und schmerzliche Erinnerungen, um nicht mehr zu sagen, zurückgelassen. So wurde der Genius oft zum Dämon. Aber er war auch mitleidig und demüthig. So verdient er wohl, daß man mehr als dessen, womit er Andere verletzte und selbst gemartert wurde, seiner großen und guten Eigenschaften gedenke.“

Uebrigens darf man auch nicht unerwähnt lassen, daß Mundt zu obigem meist tadelnden Ausspruche doch hinzufügt: „Unter Brentano's kleinen Novellen gibt es einige, die einen wahrhaft poetischen Eindruck machen, z. B. die „mehreren Wehmüller“ und die rührende Geschichte „vom schönen Annerl und braven Kasperl,“ deren einfacher Ton künstlerisch gehalten ist.“ — Und Hillebrand schließt seine im Ganzen der Mundt'schen ähnliche Kritik mit den anerkennenden Worten:

„Wie aus den meisten Werken Brentano's hin und wieder ein Ton reineren Klanges dringt, so hat er namentlich auch in einigen lyrischen Dichtungen in herzlichen Weisen das Wort geführt. Wem möchte z. B. das schöne Lied „Nach Sevilla“ nicht freundlich zusprechen! wen nicht die „Prager Musikanten“ mit rührender Em-

pfindung erfüllen? wer möchte von dem Zaubergeiste, der in mehren seiner Romanzen weht, sich nicht oft wundersam berührt finden?"

Groß als Dichter ist Brentano unleugbar in seinen wunderlichen Mährchen. Diese anmuthigen Dichtungen sind voll Zartheit und Naivetät, voll sinnigster Treuherzigkeit und bekunden sich sämmtlich als ächte Kinder einer heiligen Muse. Den höchsten Reiz und eine wahre Ueberfülle köstlichen Humors bietet das Mährchen „Gokel, Hinkel und Gakeleia." Die Tiefe der deutschen Mythe erzeugt das lieblichste Gebilde in dieser wunderbar ahnungsreichen Dichtung. So reizend verwebt wie Geschichte und Mythe, Fabel und Legende, Lust und Leid, Ahnung und Wahrheit in dieß Gebilde kindlicher Abenteuer sind, möchte es nicht leicht einem zweiten Dichter gelingen.

Bettina von Arnim.

geb. Brentano.

Von Clemens Brentano wenden wir uns unmittelbar zu seiner berühmten, genialen Schwester Bettina. Geboren am 4. April 1785 zu Frankfurt verlor Katharina Elisabetha Ludovica Magdalena Brentano bereits am 19. November 1793 die Mutter, am 9. März 1797 den Vater. So wurde denn das früh verwaiste Kind einem Nonnenkloster in Fritzlar zur Erziehung übergeben. Hier in reizender Umgebung beginnt ihr eigenthümliches Natur- und Gefühlsleben, von dem sie selbst sagt: „in den hängenden Gärten der Semiramis bin ich erzogen, ich glattes, braunes, feingegliedertes Rehchen, zahm und

freundlich zu jedem Liebkosenden, aber unbändig in eigenthümlichen Neigungen." Aus dem Schlafsaale des Klosters schleicht sie Nachts sich ins Freie; die ganze Gegend ist ihr Bett; Regen, Sturm und Gewitter schrecken sie nicht; die Gluth der Sonne treibt sie nicht ins kühle Wohngebäude. Sie erklettert die Bäume und legt sich auf die schwankenden Aeste; sie beobachtet die Biene auf ihren geschäftigen Streifzügen und belauscht die plaudernden Schwalben in ihren Nestern. In den höchsten Baumgipfeln ersteigt und bricht sie die reifen Früchte und liebkost ihnen, ehe sie davon genießt. Nach vier Jahren verläßt Bettina das Kloster und kommt mit zwei Schwestern zur Großmutter Laroche nach Offenbach. Hier erblickt sie zum ersten Mal einen Spiegel und in demselben die sich umarmende Familiengruppe. „Ich erkannte Alle," erzählt sie, „aber die eine nicht, mit feurigen Augen, glühenden Wangen, mit schwarzem, feingekräuseltem Haare; ich kenne sie nicht, aber mein Herz schlägt ihr entgegen; ein solches Gesicht hab ich schon im Traume geliebt; in diesem Blick liegt etwas, was mich zu Thränen bewegt; diesem Wesen muß ich nachgehen, ich muß Treue und Glauben zusagen; — — ich winke ihr, siehe! sie erhebt sich und kommt mir entgegen, wir lächeln uns an, und ich kann's nicht länger bezweifeln, daß ich mein Bild im Spiegel erblickt."

Auch hier im schönen Garten der Großmutter — Ebenmaß und Reinlichkeit waren seine Hauptzierde — befreundet Bettina sich bald wieder mit Blüthen und Blumen, und mit der Nachtigall. Zu gleicher Zeit beginnt ihre Phantasie Göthen Thron und Altar in ihrem Herzen zu erbauen. Abwechselnd weilt sie bald in Offenbach, bald in Frankfurt. Der Umgang mit dem Stiftsfräulein Karoline v. Günderrode bringt ihre Idealität zu höherer Reife. Zufolge unseliger Herzensverirrung gibt die Freundin sich selbst den Tod. Die Vereinsamte wendet sich nun an Göthe's Mutter, und durch diese beginnt der Verkehr mit dem Sohn, der die Fülle ihres liebetrunkenen Herzens zur Entfaltung bringt.

Bettina's Briefe an Göthe, Göthe's Mutter und Clemens Brentano sind voll der Erinnerungen an jene freundliche Jugendperiode. Wollten wir den höchst anziehenden und interessanten Briefwechsel der Dichterin auch nur im Auszuge wiedergeben, so müßten wir ganze Bogen dieses Werkes damit ausfüllen. Darum beschränken wir uns nur auf einiges Wenige. So die Geschichte des Kusses, den sie im Hause der Großmutter von Herder empfing. — „Es klingelt," erzählt Bettina, „hastig springe ich an die Hausthür, um zu öffnen. Ein Mann in schwarzer Kleidung, ernsten Ansehens, etwas erhitzten Augen tritt herein. Noch ehe er seinen Namen genannt oder gesagt, was sein Verlangen ist, küßt er mich; noch ehe ich mich besinnen konnte, gebe ich ihm eine Ohrfeige, und dann erst sehe ich ihm ergrimmt ins Antlitz und erkenne ein freundliches Gesicht, das gar nicht erschreckt und nicht erbittert über mein Verfahren zu sein scheint. Um meiner Verlegenheit zu entgehen — denn ich wußte nicht, ob ich recht oder unrecht gethan, öffne ich ihm rasch die Thüren zu den Zimmern der Großmutter. Da war nun meine Ueberraschung bald in Schrecken umgewandelt, als diese mit der höchsten Begeisterung einmal über das andere ausrief: Ist es möglich? Herder, mein Herder, daß Euer Weg Euch zu dieser Grillenhütte führt? sei tausendmal umarmt! Und hier folgten diese tausend Umarmungen, während denen ich mich leise davon schlich und wünschte, es möge in diesem Schwall von Liebkosungen die eine untergehen, die ihm mit einer Ohrfeige war beantwortet worden." — Aber Herder vergaß weder Kuß, noch Ohrfeige. Er bat die Großmutter, sie möchte ihm ihre Enkel vorstellen, die nun auf seinen Wunsch alle drei feierlich vorgeführt wurden. Herder wandte sich zu Bettinen, legte ihr die Hand auf den Lockenkopf und sagte langsam und feierlich: „diese da scheint sehr selbstständig; wenn Gott ihr diese Gabe als eine Waffe für ihr Glück zugetheilt hat, so möge sie sich ihrer ungefährdet bedienen, damit Alle sich ihrem kühnen Willen fügen und Niemand ihren Sinn zu brechen gedenke." Die Großmutter war

natürlich über diesen wunderlichen Segen sehr erstaunt; aber Herder kam später der Kleinen, die indessen in den Garten gegangen war, nach und sagte zu ihr: „Siehst du, kleine Psyche, mit den Flügeln genießt man wohl die Freiheit, wenn man sie zur rechten Zeit zu brauchen weiß, aber an den Flügeln wird man auch gefangen, und was gibst du, daß ich dich wieder los lasse?" Er verlangte einen Kuß, den ihm denn auch Bettina ohne weiteres Bedenken gewährte.

Bettina's Verhältniß zur Frau Rath Göthe war kein affectirtes, geziertes, kränkliches, schmachtendes; denn theils stand dem der Charakter der Frau Rath entgegen, theils war aber auch Bettina nicht das Mädchen zum Schmachten; denn wenn sie schwärmt, so war, was in ihr schwärmte, lauter Geist und lauter gesundes Leben; und solche Excentricität ließ auch Frau Rath, die gute nüchterne Frau, sich endlich doch gefallen. Ja, sie weiß es im Voraus recht gut, welche Sprache Bettina zu führen pflegt, wenn sie vom Wolfgang redet, und dennoch weiß ihr Frau Rath recht künstlich das Geheimniß abzulocken, weiß sie im Dämmerungsstündchen, wenn beide traulich zusammensitzen, recht scholastisch fein auf den Wolfgang zu bringen, und lacht sich todt, wenn über diesem Thema sich Bettina's Wort wie ein reißender Bergstrom ergießt. So dreht sich nun auch in den Briefen, die sich Frau Rath und „ihr Kind" schreiben, die Hauptsache stets um den Wolfgang; aber es kommt auch allerlei Anderes dazwischen, was die Herzen erfreut und gute Menschen immer fester an einander knüpft. Frau Rath erhält von Bettina eine schöne Mundtasse und schreibt ihr ganz kurz: „Vor die Tasse bedanke ich mich." Ferner erfolgen lange Beschreibungen der Kunstwerke und Merkwürdigkeiten, die Bettina auf ihren kleinen Ausflügen in der Rheingegend beschaut hat.

Am 23. April 1807 erfolgte ihr erstes persönliches Zusammentreffen mit Göthe in Weimar. Ein Billet von Wieland führt sie in des Dichters Wohnung, ein Sprung vom Sopha an seinen Hals; „er

zog mich auf's Knie und schloß mich ans Herz; still, ganz still war's, Alles verging! Ich hatte so lange nicht geschlafen; Jahre waren vergangen in Sehnsucht nach ihm; ich schlief an seiner Brust ein, und da ich aufgewacht war, begann ein neues Leben."

Dieses neue Leben, diese Liebe in wechselseitigem Verhältnisse nimmt nun einen Zeitraum von fast vier Jahren ein: am 23. April 1807 sieht Bettina Göthen zuerst, im Januar 1811 schreibt er ihr und sie ihm zuletzt. Persönlich hat sie in diesem Zeitraum ihn dreimal besucht: das erste Mal, wie schon bemerkt; das zweite Mal im Juli 1807 abermals in Weimar, und im August 1810 in Töplitz. Als Orte und Gegenden, zwischen denen mittlerweile Bettina's Aufenthalt wechselt, lassen sich aufzählen: Frankfurt, Kassel, Weimar, Mildenberg, Aschaffenburg, der Rheingau, Mainz, Schlangenbad, Ems, Koblenz, Köln, die Wetterau, München, Landshut, Salzburg, Wien, Böhmen und zuletzt, als ihr fortan bleibender Wohnsitz, Berlin. Durch ihren Bruder Clemens war sie nämlich mit Achim v. Arnim bekannt geworden. Der edle, schöne Mann und geistvolle Dichter gewann ihre Liebe, sie ward ihm eine treue Lebensgefährtin in den Stürmen des Kriegs wie im neuerrungenen Frieden. So verschieden der Genius beider Gatten war — indem v. Arnim mehr der Vergangenheit anhing, die Gattin aber eine Zukunft zu schaffen strebte — so glücklich lebten doch beide. Neid und Verleumdung haben niemals dieß eheliche Verhältniß angetastet, und Bettina's Ruf ist fleckenlos. Sie wurde Mutter von sieben Kindern, die sie alle selbst genährt und später, ohne überflüssige Glücksgüter, trefflich erzogen hat. (Der eine der vier Söhne fand in der Spree seinen Tod.) Die Familie lebte abwechselnd in Berlin und auf ihrem Gute Wiepersdorf bei Dahmen im Ländchen Bärwalde. Schleiermacher und Schinkel standen ihr besonders nahe. Arnim starb 1831.

Hatte Bettina's lebhafter Geist von jeher Gedanken und Empfindungen in reicher Fülle auszuströmen und zu empfangen begehrt,

so entfalteten sich nach dem Tode des Gemahls und dem bald darauf erfolgten Hinscheiden Göthe's die Schwingen ihres Genius in vorher nicht geahnter Weite. Im Jahr 1835 erschien ihr Briefwechsel mit dem Dichter. Er machte das größte Aufsehen, bald die Einen durch practischen Zauber entzückend, bald die Andern durch eine rücksichtslos scheinende Lebensfreiheit erbitternd; Viele stießen sich ans Wunderliche, an Aeußerlichkeiten, an die Arabeskeneinfassung, Viele schwärmten in Glanz und Duft dieser Blüthenfülle. „Bettina's erste Briefe an Göthe," sagt ein Beurtheiler derselben, „sind dem Aufbrechen einer Blume zu vergleichen. Der Franzose hat für dieses Erschließen einer Blumenseele ein schönes, wohllautendes Wort: éclore. Ein solches éclore ist Bettina's Zustand in der ersten Periode des Briefwechsels. Jeder folgende Brief öffnet um ein Unmerkliches weiter den Kelch der Blume. Hinverlangen nach dem Freunde, Denken nach Weimar über Berg und Thal, Hinüber- und Wiederzurückdenken, ein Ausmalen der Stätte, wo der Freund weilt, ein Einladen desselben zu sich, ganz in dem Sinne, wie die Braut des Hohenliedes ihren Freund zu sich entbietet, daß er seine Rechte unter ihr Haupt lege und sie herze; innigste Freude, wenn nun der prosaische, aber doch sehr poetische Briefträger kommt und ihr einen Brief in blauem Umschlag bringt; stilles Bereden mit der heimlichen Natur über Liebe, Geist und den Freund, ein stilles Lauschen bis in alle Fernen hin, ein Sichverlieren im Endlosen, ohne doch je den Freund zu verlieren, ein Schlafen und Träumen der Gedanken auf der Wiese, über welcher der Freund schwebt als silberner Mond —, dieß und noch mehr ist der Inhalt der ersten Briefe; man muß darüber nur wenig sagen; man muß kosten an diesem Blumenkelche, sich erlaben, still vorübergehen und wiederkehren."

Im Jahr 1838 veröffentlichte Bettina ihre eigene englische Uebersetzung: Göthe's correspondence with a child. Zwei Jahre später gab sie „die Günderrode" heraus. Man war nicht mehr überrascht, sie war bekannt; desto inniger mochten verwandte Seelen sich

in diese neue Offenbarung ihres Geistes vertiefen. Bei dem Erscheinen dieses Buches nahmen die politischen Begebenheiten sie sehr in Anspruch. Die That der sieben Göttinger Professoren (1837) hatte sie um so gewaltiger angeregt, je inniger sie den Brüdern Grimm befreundet war. Sie wirkte für ihre Berufung nach Berlin; der damalige Kronprinz verhieß ihres Wunsches Erfüllung und hielt Wort, als er König war. Zum Dank erbot sie sich, ihm ihr nächstes Werk widmen zu können.

Diese Schrift, „Dies Buch gehört dem König" betitelt, erschien 1843. Der freie Staat ist sein Inhalt. Das patriotische Gefühl des Volks soll in diesem freien Staat den Organismus seines Willens gewinnen durch die selbstbewußte Theilnahme aller Einzelnen am Ganzen, das durch sie eben so sehr lebendig und kräftig wird, als sie in ihm Halt und Ziel ihrer Thaten und Strebungen finden, indem Recht und Gesetz, Glauben und Wissen, von Einer Wurzel getragen in selbstständiger Entwickelung einander fördern und zur Einheit des Lebens sich zusammenschließen. Daß der Fürst mit dem Volksgeist verbunden, dessen Repräsentant er ist, allen wachen Kräften den weitesten Spielraum gönne, alle schlummernden erwecke, und als Befreier der Welt von Vorurtheil, Aberglauben und veralteter Satzung sie einführe in den Tempel der Unsterblichkeit, wo Jeder einzig der erkannten Wahrheit huldigt, und im Dienste für's Allgemeine dem Trieb und Drang des eignen Herzens folgt, — das ist der Grundton dieses Buches, der in den mannichfaltigsten Klängen immer wiederhallt, das Thema, das in vielfältiger Beziehnng angewandt und durchgeführt wird.

„Ilius Pamphilius und die Ambrosia," Bettina's neuestes Werk, enthält die Briefe mit einem jungen Poeten, Nathusius, gewechselt, die von Seiten der Ambrosia noch alle Frische jugendlicher Lebendigkeit bewahren. Die Perlen darin, die ächten wie die falschen, in denen Gott, Natur und Welt sich spiegeln, sind ganz von dem originellen Guß, welcher der Dichterin so viele Bewunderer verschafft hat.

Alle, welche Gelegenheit gehabt haben, Bettina's persönliche Bekanntschaft zu machen, schildern dieselbe als eine höchst originelle und außerordentliche weibliche Erscheinung. Jemand, der mit ihr im geistreichen Zirkel der Frau von Varnhagen zusammentraf, äußert sich über ihre Unterhaltungsgabe in folgender Weise. „Sie sagte Jedem etwas Launiges, spöttisch Belehrendes, aus dem hin und wieder auch etwas Spitziges hervorstach. Aber vergebens wollte man ihr antworten; die beredtesten Männer verstummten vor diesem glänzenden Bilderstrom, auf welchem Witz und Gedanke muthig dahin schifften; kaum daß Frau v. Varnhagen mittelst der ihr eigenen Raschheit und Kürze noch wohl einen Spruch einschob, aller sonstigen Redefäden hatte sich die wunderbare Zauberfrau bemächtigt und hielt sie gleich Zügeln in den Händen, bald rechts bald links hinlenkend, bald gerade aus ihre beschwingten Gedankenbilder zu vollem Lauf auslassend. In der That, Niemand sprach jetzt noch, als nur sie; aber so schön, so reich, so bezaubernd, daß wir Alle hingerissen und nur noch mehr zu hören begierig waren. Diese Phantasien, Ideen, Einfälle, Witzworte, Launen, Alles beflügelt in raschem Wechsel vorübereilend und doch zu Einem großen Sinn und Zwecke sich sammelnd, kann ich nur der wunderbaren Musik ihres Lieblings Beethoven vergleichen und mir war wirklich zu Muthe, als vernähme ich eine von seinen herrlichsten Symphonien. Von dergleichen Bezauberungsmacht des beseelten Wortes hatte ich vorher keinen Begriff gehabt. Frau v. Arnim schien ihre Leute zu kennen und zu wissen, daß sie hier ihre besten Gaben nicht zurückzuhalten brauche, daß diese hier gut aufgenommen und nicht verschwendet seien. Vergebens aber würde ich unternehmen, hier den reizenden Flug ihrer Laune und Seltsamkeiten nachzuerzählen, oder die Tiefe und Anmuth ihres schöpferischen Geistes zu schildern; dazu bedürfte ich ihrer eigenen Feder und würde auch dann nur ein schwaches Abbild der Genialität wiedergeben, welche vollständig darzustellen nur ihre persönliche Gegenwart vermag."

Ihre häusliche Einrichtung beschreibt ein neuerer Schriftsteller so: „Wie ich die Treppe hinanstieg zu Bettina dem Kinde, schwirrte mir das Alles (nämlich das bunte Gewühl auf den volksbelebten Straßen Berlins) wie ein geistreiches Marionettenspiel vor Augen. Erst die Stille des Zimmers, in das ich vom Diener geführt ward, brachte mich zu mir selbst. Es war das Studirzimmer der wunderbaren Frau, die mitten im Gekläff der lärmenden Eitelkeit ihre Wohnung hat, mitten im Trubel der Welt ihre einsiedlerischen Gedanken hegt und pflegt. Daß dieser Einsiedler Bettina ein berauschter Phantast, ein von der Göttlichkeit seiner eigenen Wahrheit trunkener Bacchant ist, nimmt ihm nichts vom stillen Klausner in der Wüste. Ich hatte das Zimmer lange nicht betreten. Es war noch dasselbe. Einem Familienmenschen fällt eine „gardinenlose Existenz" am ersten auf. Der Himmel guckt Einem so baar und blank in's Zeug herein, daß man erschrickt. Ein Zimmer ohne Gardinen ist wie ein Auge ohne Wimpern, immer sperrweit offen, immer wach, ohne Schlaf. Die Wände des Gemachs sind bei all dem vielen Licht, das auf sie fällt, schmutzig grau. Im Hintergrund steht eine lange, breite Ottomane, auf der sich zehn Menschen wälzen können und wo die Eigenthümerin alle Nationalstellungen durchmacht, bald wie ein Grieche zu Tisch liegt, bald wie ein Türke mit untergeschlagenen Beinen sitzt, bald wie ein Chinese hockt. Ueber dem Sopha hängt die Io, wie Jupiter sie als Wolke umarmt. Die Wolke wird Mensch, das Gesicht mit den küssenden Lippen und die Hände, die den schlanken Leib des Mädchens umfassen, treten aus dem Nebel deutlich heraus, während Io zurücksinkt in Traum, Nebel und süße Betäubung. Man kennt das Bild von Corregio auf dem Museum in Berlin. Hier hat man eine schöne Copie desselben. — Mitten im Zimmer auf dem Boden steht ein offener Koffer voll Bücher, als wäre die Besitzerin mit ihrer Handbibliothek hier gar nicht heimisch, als sei sie eben erst angekommen, oder allezeit auf dem Sprunge, ein irrer Gast in ihrem eigenen Ge-

mache. Ueberhaupt sieht man kein Buch aufgestellt: Bettinens Weisheit ist nicht in Fächer gebracht, liegt tumultuarisch herum am Boden, auf Stühlen, Sopha, Fensterbret. Und wie das Alles hängt und liegt, Federn, Papier, Tücher, Zeichnungen, Schriften, im stürmischen Wirrwarr durcheinander, so gewährt Bettinens Boudoir in der That den Anblick einer gestrandeten Flotte. Man kennt das an manchen Gelehrtenzimmern, ja man gewinnt den Aufenthalt lieb in solcher aufgelösten und zerstreuten Welt."

Von den Gesammturtheilen über Bettina's geistiges Leben und ihrer Betheiligung an der Literatur erscheint das von Hillebrand als eben so bündig, wie meist treffend: „Ueber Achim v. Arnim und Clemens Brentano schwebt in dem bengalischen Feuer poetisirender Philosophie Bettina, dem Einen Frau, dem Andern Schwester, Beiden ähnlich genug in der freien Lust des Geistes, sich in seinen eigenen Strahlen zu überleuchten und zu blenden. Sie steht auf der Höhe der Romantik, in der sie die Vergangenheit und Gegenwart zu einem Gottesreiche der Zukunft verherrlichen möchte. Das Urtheil über diese seltene Frau hat sich in enthusiastischem Lobe wie in wegwerfendem Tadel auf- und absteigend vernehmen lassen und ihren Namen so ziemlich in alle literarischen Rubriken eingetragen. Treffend nennt sie Mundt „die Sibylle der romantischen Literaturperiode". Was wir zunächst an ihr bemerken, ist das schöne Streben, womit sie die Idee in die Weltbeziehungen hinabzuführen sucht, indem sie dort in die Schmerzenswinkel irdischer Noth Tröstung bringt, lindernd nicht aus armseligem Mitleid, sondern in der Begeisterung eines edlen Gemüths, hier in tapferm Muthe die unvergänglichen Rechte der Freiheit vor den Fürsten und ihren Dienern vertheidiget. Gern übersehen wir bei solchem Wirken die philosophischen Schwelgereien, mit denen sie fast überall, namentlich aber z. B. in der „Günderrode" auftritt, ebenso die musikalischen Ueberschwenglichkeiten, wie sie in dem Briefwechsel mit Göthe vorkommen und sich an Beethoven knüpfen, der wohl den

verwandten Geist in ihr ahnen mochte, als er sich in seliger Entzückung ihr zuwandte. Auch ihre religiösen Phantasien lassen wir unbekrittelt, in welchen bei schöner Begeisterung die Ideen auf wunderliche unklare Weise durcheinander spielen. „Gott ist die Leidenschaft", schreibt sie an die Günderrode, und variirt dieses Wort durch viele Phrasen hindurch, bis sie sich gemach wieder in den unendlichen Abgrund des einen Geistes, in die spinozistische Weltvergötterung versenkt, ohne jedoch die Säulen des Gedankens zu umfassen, auf denen dieses großen Denkers Gottanschauung ruht. In derlei pantheistische Ergüsse drängen sich dann die christlichen Reminiscenzen, Christus mit seinem Kreuze, neben den Bekenntnissen aus der Sphäre des Genius-Kultus sonderbar ein und dienen, das Evangelium Bettina's möglichst zu romantisiren. Dieses Evangelium soll eine neue Religion verkünden, eine Schwebereligion, wie die Stifterin es selbst nennt, womit sie wohl, ohne es zu wollen, die eigene Unklarheit über das neue Christenthum andeutet. Wir möchten sagen, es sei die Religion der Freiheit des Geistes in der Vermählung mit der Werkthat der Liebe — die Religion des weisen Nathan, die uns Lessing schon über fünfzig Jahre früher verkündet hat, die Religion der Emancipation der Persönlichkeit durch den freien Glauben, welche die begeisterte Prophetin etwas zu sehr in der Weise des Ezechiel mit den Visionen und exzentrischen Schwingungen ihrer subjektiven Gemüthsüberspannung verdämmert und verziert. „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde" ist das Urbuch ihres literarischen Ruhmes. Wir gestehen, nicht zu denjenigen zu gehören, die hier das ächte Geheimniß der Poesie in der Unendlichkeit der Liebe geoffenbart finden wollen. Diese Liebe trägt viele Spuren des Gemachten und erinnert etwas an des Bruders Komödienwesen. Wir meinen, Göthe habe mit Recht dem Spiele nur zugesehen, statt sich in dasselbe ernstlich einzulassen. Wenn er dem vorgeblichen Kinde Manches nachsah, auch wohl liebevolle Zumuthungen mitunter freundlich empfing und erwiederte; so mochte ihn dazu eben so sehr Bettina's geistvolles Erscheinen

als auch die Erinnerung an die Jugendfreundschaft mit ihrer liebenswürdigen Mutter bestimmen. Daß er nebenher durch Bettina manche Nachricht über sein eigenes Jugendleben erhielt, welche ihr Göthe's Mutter mitgetheilt, mag ihn zugleich enger an sie hingetrieben haben. Alles Andere, was von seiner Liebe und den Sonneten, die er in dieser an sie gedichtet haben soll, erzählt wird, ist wohl ersonnen, um den Roman zu vollenden."

Künstlerfamilie Sandrart.

Joachim von Sandrart, der Träger eines in der Geschichte des Malens und Kupferstechens weithin bekannten und geachteten Namens, wurde am 12. Mai 1606 zu Frankfurt geboren und entstammte einer vornehmen und achtbaren niederländischen Familie, die sich der Kriegsunruhen halber aus der Heimath weg an den untern Main gewendet hatte. Schon in frühester Kindheit zeigte derselbe einen äußerst lebhaften Geist und fortwährende Geschäftigkeit. Durch äußere Umstände begünstigt fand er eine sorgfältige Erziehung, die ihn hätte zum Gelehrtenstande führen können. Allein so schnell er sich einerseits mit Hilfe der regsten Wißbegierde mehrer Sprachen bemeisterte, so zeitig bekundete sich andererseits seine natürliche Anlage zur Kunst. Nachdem er überaus früh das Schreiben erlernt hatte, zeichnete er nicht lange darauf, noch als Elementarschüler, Kupferstiche

und Holzschnitte ohne jede Anleitung mit der Feder so richtig und sauber nach, daß selbst Männer wie Theodor de Bry und Matthäus Merian der Aeltere diese Arbeiten anfänglich für Originalhandrisse oder wirkliche Holz- und Kupferstiche hielten.

Das hervortretende Talent wurde von Joachim's zärtlich besorgten Aeltern nicht unbeachtet gelassen. Vielmehr übergaben sie den zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Sohn den Händen geschickter Lehrmeister, unter deren kunstgerechter Leitung derselbe bald die sichtlichsten Fortschritte machte. Als er kaum das fünfzehnte Lebensjahr erreicht hatte, brachte der Ruf seines großen Zeitgenossen Egidius Sadeler eine solche anregende Wirkung auf ihn hervor, daß er sich zu dem genannten Meister im Kupferstich, nach Prag begab. Die Mappe voll eigener Versuche trat er bescheiden vor ihn hin und bot sich ihm zum Lehrling an. Nachdem Sadeler, ein ebenso redlicher als einsichtsvoller Mann, die Sachen mit Geduld und Freundlichkeit betrachtet hatte, äußerte er sich so, „Wollte Gott, mein Joachim, Du wärest mein eigen Kind! Aber wenn Du das auch wärest, oder ich Dich, wie mir's die Liebe heißet, dazu annehmen wollte: so könnte ich Dir doch nicht anders rathen, als ich nun thue: Für einen Geist, wie ich den Deinigen verspüre, ist das mühsame Kupferstechen nicht; wende Dich also von ihm weg, zu der edlen Malerei, wo Du Dich freier und frischer ergehen, auch, so Gott will, und Du das Deine redlich thust, eine hohe Stufe, zu seiner Ehre, der Welt Freude und Deinem Nutzen erreichen kannst."

Heiteren und frohen Muthes kehrte hierauf der Jüngling zu den Aeltern zurück, um sich sofort mit deren Einwilligung nach Utrecht zu begeben und bei dem berühmten Maler Gerhard von Honthorst in die Lehre zu treten. Binnen kurzer Zeit erwarb er sich den Beifall und die Achtung des Meisters in solchem Grade, daß dieser bei seiner Abreise nach London unter allen seinen Schülern ihn allein zum Gefährten und Gehülfen erwählte. Am englischen Hofe genoß Sandrart bald eine verdiente Auszeichnung, sowohl von Seiten des Königs, als

vieler hochgestellten Kunstfreunde. Die damaligen bürgerlichen Unruhen veranlaßten jedoch den einundzwanzigjährigen Mann, England zu verlassen und nach Italien zu gehen. Nach einigem Aufenthalte zu Venedig (1626) erreichte er das Ziel seines Strebens — Rom. Hier ward er bald der Mittelpunkt der deutschen und holländischen Künstlerwelt. Er erscheint in der Reihe der zwölf ausgezeichnetsten Maler, welche den Auftrag erhielten, für den König von Spanien einen Cyclus von Bildern zu malen, wodurch er mit Guido Reni, Guercino da Cento, Lanfranco, Dominichino, Poussin u. A. in Wettkampf treten mußte. Großen Beifall fand unter diesen Werken sein „Tod des Seneka", ein Nachtstück, das sich jetzt in der königlichen Gallerie zu Berlin befindet. Der Marchese Giustiniani war davon so entzückt, daß er den Verfertiger in seinen Palast aufnahm. Nach Sandrart's Zeichnungen ließ der Marquis die schöne Sammlung von Statuen in Kupfer stechen, welche 1631 unter dem Titel **Galeria Giustiniana** in 2 Foliobänden erschien. Auch Papst Urban VIII. war dem deutschen Meister gewogen. Er ließ durch ihn mehre Gemälde ausführen, darunter das Bildniß des heiligen Vaters und historische Darstellungen für Kirchen Rom's. Dann pflegte Sandrart auch ein eifriges Studium der antiken Denkmäler Rom's, was sein Hauptwerk, die deutsche Akademie, beweist. Einen andern Theil seines Wissens verdankte er dem bekannten Astronomen Galiläi, dessen Verfolgung ihm sehr nahe ging. Von Rom aus begab sich Sandrart nach Neapel, wo er viele Zeichnungen entwarf und interessante Ansichten malte. Er war Augenzeuge vom Ausbruche des Vesuvs, welchen er zeichnete. Auf Sicilien zeichnete er den Aetna, die Scylla und Charybdis rc., segelte dann nach Malta über, um die Merkwürdigkeiten dieser Insel aufzunehmen, und kehrte endlich durch Apulien nach Rom zurück.

In jene Zeit fällt die Entstehung des innigsten Freundschaftsbundes zwischen Sandrart und dem hochberühmten Land-

14*

schaftsmaler Claude Lorrain. Der letztere, noch Jüngling und kaum erst dem früheren Handwerke als Pastetenbäcker entgangen, hatte eben die Entwickelungskämpfe seines bewundernswerthen Genies zu bestehen. Aeußerlich von Mangel und Noth gedrückt, im Innern voll Trauer und Schwermuth über das Mißlingen seiner Erstlingsarbeiten, bei denen ihm Niemand lehrend und fördernd zur Seite gestanden hatte, schweifte er vom frühesten Morgen an in Flur und Wald herum, in der Absicht, die mannichfaltigen Bilder einer Landschaft im Sonnenlicht zu erfassen. Glaubte er eins wohl erfaßt zu haben, so eilte er spornstreichs, nicht selten stundenweit und in stechender Sonnengluth nach Hause, um es in seine Bilder zu bringen, wodurch diese aber, bei aller ihrer Natürlichkeit und fleißigen Ausführung, doch auch zu voll, ängstlich und wenig erfreulich wurden, weßhalb sie denn Niemand, selbst nicht um den geringsten Preis, erkaufen mochte. Eines Tages saß Sandrart an dem Wasserfalle des paradiesischen Tivoli zwischen wilden Felsen, um diese großartige und reizende Partie gleich an Ort und Stelle aufzunehmen: da kam Claude Lorrain zufällig durch das Gebüsch und bemerkte des Künstlers Verfahren, das er sich in kürzester Frist anzueignen verstand. Die beiden jungen Männer, des glühendsten Eifers wie der Befähigung voll, wurden bald die herzlichsten Vertrauten und theilten Wohnung, Arbeit und Freuden der Erholung miteinander.

Nach einem neunjährigen Aufenthalte in Italien — sieben Jahre hatte er allein in Rom verbracht — kehrte Sandrart 1635 in sein deutsches Vaterland zurück. Hier wüthete damals der 30jährige Krieg, und in Folge desselben war für die Kunst wenig Heil. Doch einem Künstler, wie Sandrart, konnte es selbst in so bewegten und unruhigen Zeiten nicht an Beschäftigung fehlen. Zahlreiche noch vorhandene Bilder, Kirchenstücke und allegorische Gemälde geben davon ein beredtes Zeugniß. Der Ort seiner Thätigkeit ward jetzt die Vaterstadt. Er wurde bei seiner Ankunft in Frankfurt mit großer Auszeichnung empfangen und vermählte

sich mit einer Verwandten der angesehenen Familie de Neufville, einem Fräulein Johanna von Milckau auf Stockau. Der Künstler führte jetzt ein glückliches und thätiges Leben, welches aber endlich die Kriegsunruhen trübten, so daß er mit seinem Schüler Matthäus Merian nach Amsterdam übersiedelte. Dort erhielt er zahlreiche Aufträge, insbesondere von Seite des Kurfürsten von Baiern und der Pfalz. Nachdem ihm durch Erbschaft das Landgut Stockau bei Ingolstadt zugefallen war, verkaufte Sandrart in Amsterdam seinen ganzen Kunstvorrath und löste daraus 22,600, nach einer andern Angabe sogar 48,600 fl. Jetzt ließ er sich in Stockau nieder, wo vorher die Feinde übel gehaust hatten, aber kaum hatte er sein Landgut wieder in guten Stand gebracht, so wurde es 1647 von den Franzosen zu Grunde gerichtet. Nach hergestelltem Frieden baute er zwar das Schloß schöner und bequemer wieder auf, zog aber bald darauf nach Augsburg und 1649 nach Nürnberg. In letzterer Stadt malte er viele Bildnisse der dort versammelten Gesandten und Fürsten. Er erhielt für jedes derselben 50 Reichsthaler, eine Summe, die er wohl leicht verdiente, da Sandrart eine solche Gewandtheit im Malen besaß, daß er 2 Bildnisse in Einem Tage vollenden konnte. Sein bedeutendstes Werk jener Zeit ist die Darstellung des großen Friedensmahles, welches den 25. Septbr. 1649 Pfalzgraf Karl Gustav den kaiserlichen und schwedischen Commissären und den Reichsständen gab. Man erblickt auf diesem 12 Fuß hohen und 9 Fuß breiten Gemälde die Bildnisse von 50 Personen, wie sie zur Tafel saßen, nach dem Leben gemalt. Der schwedische General Wrangel verehrte das Bild dem Rathhause in Nürnberg, und der Pfalzgraf, nachherige König von Schweden, schenkte dem Künstler 2000 fl., nebst einer goldenen Kette von 200 Ducaten an Werth. Sandrart malte auch diesen Fürsten in Lebensgröße zu Pferde, letzteres so getreu, daß Karl's wirkliches Pferd bei Erblickung des gemalten zu wiehern anfing. Der Pfalzgraf sagte daher zu denjenigen, welchen das Gemälde nicht recht gefiel: „Man sieht wohl, daß mein Pferd die Kunst besser versteht, als ihr.“

Das Haus des Künstlers war damals voll von Kavalieren und Offizieren aller Nationen; allein dieß hinderte ihn wenig an der Arbeit, und er unterhielt sich während derselben sogar mit jedem in seiner Muttersprache, geläufig französisch, italienisch, niederländisch, auch wohl englisch. Von Nürnberg aus wurde Sandrart nach Wien berufen, um den Kaiser Ferdinand III. und seine Gemahlin, den römischen König Ferdinand IV. und den Erzherzog Leopold zu malen. Der Kaiser beschenkte ihn ebenfalls mit einer schweren goldenen Kette und mit einem Adelsbriefe. Auf seiner Rückreise verlor er in Augsburg 1672 seine Frau durch den Tod. Kinderlos, vermählte er sich im folgenden Jahre in Nürnberg zum zweiten Male mit der Tochter eines dortigen Rathes und blieb nun auch in jener Reichsstadt die noch übrigen 16 Jahre seines Lebens, bis zu seinem im Jahr 1688 erfolgten Tode. Auch seine zweite Ehe blieb kinderlos; denn man liest auf dem Grabsteine unter Andern die Worte: „Liberos nullos, sed libros plures reliquit."

Sandrart's Verdienste wurden zu seinen Lebzeiten allgemein anerkannt, und die Fürsten wetteiferten, ihn mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen, ihn mit goldenen Ketten und Ehrenpfennigen zu beladen. Venedig ernannte ihn zum Ritter des heiligen Markus, und Kaiser Ferdinand III., der eigenhändig an den Künstler schrieb, zierte sein Wappen mit einer königlichen Krone. In der Kunst reichten ihm seine Zeitgenossen die Palme; auch die späteren Generationen priesen seine Werke noch, die Gegenwart hat aber den Stand der Kunst damaliger Zeit schärfer bezeichnet. Jedenfalls ist er einer der wenigen deutschen Historienmaler, die für jene Periode auf eine nähere Beachtung Anspruch haben. Noch existirt eine bedeutende Zahl seiner Werke, deren mehre selbst in den ersten Gallerien eine Stelle gefunden haben, wie in der Pinakothek zu München, in Wien, Berlin 2c. In der Berliner Sammlung ist das bereits erwähnte Bild „der Tod des Seneka". Dem Seneka werden die Adern geöffnet; seine Angehörigen stehen

auf der einen, Schergen und Krieger auf der andern Seite. Die figurenreiche Gruppe ist durch das Grelle einer Fackel beleuchtet, durch welches die entblößte Gestalt des Seneka, des Schülers, der seine letzten Worte aufschreibt, und vornämlich die Schergen energisch aus dem Dunkel hervorgehoben werden.

Sandrart'sche Bilder finden sich noch in vielen Kirchen, besonders in Baiern, z. B. in München, Bamberg, Eichstädt, Deggendorf, Landshut, Freising, Würzburg, ferner in Wien, Brünn u. s. w.

Sandrart erwarb sich eben so großen Ruhm durch seine literarischen Arbeiten, wie durch seine künstlerischen Werke; ja man kann annehmen, daß er sich um die deutsche Kunstgeschichte sogar noch mehr als um die Kunst selbst verdient gemacht hat, durch seine „deutsche Akademie der edlen Bau-, Bild- und Malereikünste", mit vielen schönen Kupfern, Portraits der Maler, mit Abbildungen der Sculpturen, Vignetten ꝛc., ein Buch, das mit Recht als ein Glanzpunkt der deutschen Literatur zu betrachten ist.

Erwähnenswerth ist neben diesem berühmten Oheim sein Neffe

Jakob v. Sandrart.

Geboren zu Frankfurt 1630, kam er als Knabe von fünf Jahren mit seinen Eltern nach Hamburg, und nach dem Tode des Vaters nach Amsterdam, wo ihn sein Oheim Joachim bewog, der Kunst sich zu widmen. Nachdem er im Zeichnen und Radiren den nöthigsten Unterricht erhalten hatte, bildete er sich in Haag unter Leitung des Kupferstechers Hondius weiter aus, und bald darauf entwickelte er ungemeine Thätigkeit, Anfangs in Regensburg, nachmals in Nürnberg. In letztgenannter Stadt begründete er eine Kunsthandlung und stach gegen 400 Bildnisse und Landkarten. Er starb in Nürnberg in hohem Alter, im Jahr 1708.

Undeutlicher und kärglicher sind die Nachrichten über einen andern Neffen des Joachim v. Sandrart, den der Frankfurter Kunstschriftsteller Hüsgen als Johannes v. Sandrart bezeichnet. Er

sei hier geboren, habe sich erst dem gelehrten Stande, später aber der Malerei zugewendet. Nach einem Aufenthalte in Rom und Italien überhaupt, habe er sich durch seine historischen Bilder in Italien, Deutschland und den Niederlanden großen Ruhm erworben, wie solches die Gemälde, die er für die de Neufville'sche Familie dahier gefertigt, beweisen könnten. In der Kirche zu Idstein befindet sich von ihm der englische Gruß, die Speisung der 4000 mit den 7 Broten und der Einzug Christi in Jerusalem.

Johann Jakob Griesbach.

Der Vater dieses berühmten Theologen, Konrad Kaspar Griesbach, ein geborner Frankfurter, bekleidete das Amt eines zweiten evangelischen Predigers zu Butzbach in Oberhessen, als ihm am 4. Januar 1745 der genannte Sohn geboren wurde. Wenige Wochen nachher folgte er dem Rufe zum Pfarramte in Frankfurt, zunächst in der Vorstadt Sachsenhausen, später an der Peterskirche. Im Jahr 1767 erhielt er die Würde eines Consistorialrathes. Er war ein kenntnißreicher, einsichtsvoller Mann, und durch Herausgabe mehrer Werke seines Schwiegervaters, des großen Theologen Rambach, der gelehrten Welt nicht unbekannt geblieben. Seine Gattin war eine liebevolle, dabei ernste Frau, von mehr als gewöhnlicher Bildung, die sie dem Vater verdanken mochte, und die später durch Lectüre und Umgang mit trefflichen Frauen gesteigert wurde. Sie verstand selbst die lateinische und griechische Sprache. Des Vaters und des Gatten Beruf und Studien, wie die Stimmung der Zeit, lenkten ihre Neigung auf eine ernstere Beschäftigung mit der christlichen Religion. Beider Gatten sittlicher Wandel war ohne Tadel, ausgezeichnet und würdig.

Schon im zartesten Lebensalter zeigten sich bei Griesbach Anlagen zu dem, was er einst als Mann werden sollte. Die Freunde des älterlichen Hauses erbaten sich zuweilen das liebenswürdige und verständige Kind, um es sprechen und erzählen zu hören. So hatte man ihn einst, als er 4 Jahr alt war, viel gefragt: was in seiner Aeltern Hause vorgehe? was er selbst treibe und dergleichen mehr. Einige

Fragen beantwortete er geduldig. Als man aber immer von Neuem anfing: „Sage mir doch“ u. s. w. erwiederte er ganz ernsthaft: „Ich bin kein Sager.“ — Die gewöhnlichen Spielwerke der Kinder hatten keinen Reiz für ihn, es mußte etwas Lebendiges sein, was seine Aufmerksamkeit an sich ziehen sollte. Dieselben Gegenstände, die noch den Mann und den Greis ergötzten: der Garten, Vögel und junge Hausthiere, waren bereits des Knaben Freude. — Nach vorausgegangenem Privatunterrichte ward er im siebenten Lebensjahre (1751) Schüler des Frankfurter Gymnasiums. Eine Menge Belohnungen, die er bei öffentlichen Prüfungen erhielt, gaben ein Zeugniß seines vorzüglichen Fleißes. Beachtenswerth ist in dieser Beziehung die Stelle in Göthe's „Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben:“ „Jüngere, an Alter mir nur wenig Vorausgeschrittene (Griesbach war 4½ Jahr älter) forderten mich zum unmittelbaren Nacheifern auf. Ich nenne hier vor allen Andern die Gebrüder Schlosser und Griesbach, die uns damals als ausgezeichnet in Sprachen und andern die akademische Laufbahn eröffnenden Studien gepriesen und zum Muster aufgestellt wurden, von denen Jedermann die gewisse Hoffnung hegte, sie würden einst im Staat und in der Kirche etwas Ungemeines leisten.“

Die Leitung der häuslichen Erziehung blieb bei den mannichfachen Amtsgeschäften des Vaters größtentheils der Mutter überlassen, der Frau, die Vieles wußte, Vieles dachte und geistig umfaßte und zu ihrem Sohne keine verzärtelnde, sondern anregende und fördernde Liebe hegte.

Siebenzehn Jahr alt bezog Griesbach, trefflich vorbereitet, die Universität. Er studirte 2½ Jahre in Tübingen und 2 Jahre in Halle. In letzterer Stadt war es der geistvolle Semler, welcher unter allen Professoren der Theologie auf Griesbach den gewaltigsten Einfluß ausübte. Bald gewann der strebende Jüngling das Vertrauen und die Liebe des ausgezeichneten Mannes, der ihn in seinen engeren Kreis zog, und schon früh den Gedanken fassen mochte, in dem Schü-

ler einen tüchtigen Amtsgenossen und Mitarbeiter im Gebiete theologischen Wissens heranzubilden; und Griesbach blieb bis an seinen Tod diesem Lehrer und Freunde mit der herzlichsten Dankbarkeit zugethan. Durch Semler war übrigens Halle zu einem Mittelpunkt der Gährung in der Theologie geworden, indem er und seine Anhänger eine Opposition gegen Orthodoxie und Mysticismus bildeten. Es ist bekannt, wie man sich damals von dem einen Aeußersten entfernte und allmälig in das entgegengesetzte gerieth, ohne in der Tiefe das Rechte finden zu können. Griesbach gehörte jedoch nicht zu denen, die unbedingt auf die Worte des Meisters schwuren. So wenig er sich den mächtigen Einflüssen seiner Zeit und Umgebung zu entziehen vermochte, so entschieden bewahrte er doch seine wissenschaftliche Selbstständigkeit und Unabhängigkeit.

Nachdem er in Halle neben Semler auch Knapp, den Vater, und Nösselt gehört hatte, begab er sich 1766 nach Leipzig, besonders um J. A. Ernesti's Vorlesungen und Reiske's Unterricht im Arabischen zu benutzen. Hier hörte er auch den Theologen Crusius, ferner Gellert, Schröckh, A. W. Ernesti und Morus. Zu Ende des J. 1767 wandte er sich wieder nach Halle, um die ersten Schritte zu einem künftigen akademischen Lehramte zu thun; zu welchem Zweck er seine Dissertation „Loci theologici, e Leone Magno collecti“ vertheidigte. Im nächsten Jahr erwarb er sich die philosophische Doktorwürde und kehrte dann im October 1768 in seine Vaterstadt Frankfurt zurück.

Die nächsten Monate im väterlichen Hause zubringend mochte Griesbach recht inne werden, ein wie großes Glück es sei, wohlgesinnte Aeltern zu haben, und Aeltern, die nicht allein Antheil nehmen an dem Streben des Sohnes, sondern auch durch ihren Wohlstand dasselbe auf alle Weise zu fördern im Stande sind. Eine große wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Holland und England ward beschlossen, deren beträchtliche Kosten zu bestreiten sich der Vater bereit-

willig finden ließ. Die Zeit des Aufenthalts im älterlichen Hause benutzte Griesbach zur Vorbereitung auf diese Reise. Von dem Gedanken erfüllt, die Kritik des Neuen Testaments auf solide Grundsätze zurückzuführen, und nach solchen einen Text desselben zu schaffen, wollte er die vornehmsten Bibliotheken jener Länder benutzen; auch gedachte er sich von den verschiedenen Parteien und Sekten der evangelischen Kirche eine eigene Anschauung zu erwerben, in welcher Hinsicht ihm Holland und England vor Allem bedeutend erschienen; des künftigen Docenten Vorträge sollten nicht bloß aus Büchern geschöpft sein. Endlich fühlte er sich in seinem Entschlusse bestärkt durch den Gedanken einst auf Viele wirken zu sollen, und durch die Erwägung, wie nothwendig ihm deßhalb Bekanntschaft mit der Welt sei, wie er lernen müsse, sich frei unter den Menschen zu bewegen.

Im April des Jahrs 1769 trat Griesbach die Reise an. Sie führte ihn über Gießen, Marburg, Magdeburg nach Berlin. Hier verweilte er einige Wochen, während welcher Zeit er die Bibliothek fleißig besuchte und die Bekanntschaft Mendelssohn's und mehrer anderer ausgezeichneter Männer machte. Gegen Ende des Monats Mai begab er sich über Helmstädt, Braunschweig und Wolfenbüttel nach Göttingen. Er blieb hier fast zwei Monate und benutzte die „vortreffliche und unvergleichliche" Bibliothek, sowie die Unterhaltung mit bedeutenden Männern der Universität. Am 17. August erreichte er Hamburg, dessen rege Handelsthätigkeit und Schifffahrt den Reisenden höchlich ergötzte. Dann ging er über Bremen und Amsterdam nach England. Seine Ankunft in London erfolgte den 8. September. Bald erhielt er die Erlaubniß, die öffentliche Bibliothek im britischen Museum frei zu benutzen, auch die höchst zahlreichen und werthvollen Handschriften wurden ihm zu beliebigem Gebrauche gestellt. Wenige Tage vergingen, an denen er nicht diese günstige Gelegenheit benutzte und von Morgens 9 bis Nachmittags 3 Uhr auf dem Museum arbeitete; mit welcher Gründlichkeit und Ausdauer, davon zeugt seine

Ausgabe des neuen Testaments. Auch in Privatbibliotheken London's arbeitete er; die Bekanntschaft mit mehren bedeutenden Gelehrten war ihm ungemein interessant und förderlich, und mehrmals klagte er gegen seine Aeltern, daß ihm die Zeit in solchem Genusse, in solcher Thätigkeit nur allzuschnell verstreiche. Nach Verlauf von 6 Monaten setzte er seine Studien noch ein Vierteljahr lang mit gleichem Eifer in den beiden Universitätsstädten Oxford und Cambridge fort.

Es war anfänglich seine Absicht, von England nach Holland zurückzukehren. Ein Brief seiner Aeltern bestimmte ihn aber, nach Frankreich zu gehen, in dessen Hauptstadt er über drei Monate verweilte. Er benutzte hier die königliche Bibliothek, sowie die Bibliotheken zu St. Germain, St. Victor und St. Genevieve und genoß des Umgangs vieler gelehrten und trefflichen Männer. Doch wollte ihm Frankreich nicht in gleichem Grade wie England zusagen. Immer gerecht, erkannte er an, daß die Franzosen in manchen Gebieten des Wissens sich auszeichneten, und gestand, daß sie hierin seine Erwartung übertroffen hätten; aber dieß waren Fächer, die ihm ferne lagen, und der lebhafte, feine, witzige Franzose konnte ihm bei seiner Sinnesart nicht so gefallen, wie der zwar einseitigere und gewissermaßen beschränkte, doch tüchtige und mehr auf Ein Ziel sich richtende Engländer. Begleitet von seinem gelehrten Freunde Schnurrer, dem nachmaligen hochverdienten Kanzler der Universität Tübingen, welcher den größern Theil der Reise mit ihm zusammen verlebt hatte, verließ er zu Ende des Septembers 1770 Frankreich und traf am 6. Oktober, nach einer achtzehnmonatlichen Abwesenheit, in Frankfurt ein, wo er den Winter im väterlichen Hause hinbrachte, beschäftigt mit dem, was die Reise ihm gegeben, und mit Vorbereitungen für das akademische Lehramt. Im darauf folgenden Jahre habilitirte er sich in Halle. Gleich Anfangs erhielten seine exegetischen und anderweitigen Vorlesungen einen so entschiedenen Beifall, daß ihm bereits nach anderthalb Jahren (im Frühling 1773) eine außerordentliche Professur zu-

erkannt wurde. Durch eine gründliche und scharfsinnige Schrift über die Evangelien des Origines hatte er gleich bei Beginn seiner akademischen Wirksamkeit dem gelehrten Publikum gezeigt, was man von ihm im Felde der neutestamentlichen Kritik zu erwarten habe. Im Jahr 1774 erschien der erste Theil seiner Ausgabe des Neuen Testaments, die drei ersten Evangelien, synoptisch geordnet, dem die übrigen historischen Bücher, so wie die Briefe, im nächsten Jahre folgten. Griesbach hatte in dieser trefflichen Ueberarbeitung die erste ächt kritische Recension des ganzen Neuen Testaments gegeben. Mit Recht sagt daher sein Biograph Abeken: „Es ist gut, daß unserer theologischen Jugend, welche die Früchte von Griesbach's Mühen und Arbeiten genießt, zugerufen werde, wie groß diese waren, welchen Aufwand des Geistes und Nachdenkens, welche Aufopferungen, auch in Hinsicht auf den Körper sie kosteten. Wie Griesbach in dem ihm so ungemein zusagenden England, wo Menschen und Natur ihn zum Genuß lockten, streng seiner Wissenschaft lebte, wie er in Paris und so manchen Städten Deutschlands seinen Zwecken treu blieb, so waren die auf die Reise folgenden Jahre in Halle den angestrengtesten Studien, und ihnen selbst ein großer Theil gar mancher Nacht gewidmet, wodurch leider! der Grund späterer Kränklichkeit, besonders der dauernden Schwäche und der Geschwulst der Füße gelegt ward. Und was für Arbeiten waren es, die ihn beschäftigten! Man erschrickt fast vor der Mühsal, so viele Handschriften, so viele Kirchenväter und andere Schriftsteller auf das Sorgfältigste zu durchforschen. Aber durch diese Massen, durch diese Irrgewinde einen Weg zu finden und zu bahnen, aus Tausenden von zerstreuten Bruchstücken Ein großes Resultat zu ziehen, Ein Gebäude zu errichten, das war die Aufgabe für den Geist, dessen Operationen wir uns nicht schwierig genug denken können, dessen Größe und Kraft aber hier uns lebendig vor die Seele gebracht wird."

Die Jahre, die Griesbach als akademischer Lehrer in Halle zubrachte, waren in mehr als einer Hinsicht wichtig für ihn. Er bildete

hier den mündlichen Vortrag, der ihn später so sehr auszeichnete; er erwarb sich durch seine Ausgabe des Neuen Testaments einen bedeutenden Namen in der gelehrten Welt; er genoß das unschätzbare Glück, den hochverehrten Lehrer zum Amtsgenossen und Freunde zu haben. Auch der Grund zu seinem häuslichen Wohlbefinden wurde hier gelegt. Am 16. April 1775 verband er sich mit der Schwester seines Freundes, des nachmals berühmten Philologen Schütz, mit welcher er bis zu seinem Tode in einer zwar kinderlosen, aber höchst glücklichen Ehe lebte. Doch sollte Halle nicht der Ort sein, wo seine großen Fähigkeiten sich vollständig entfalteten. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit, seiner Lehrgaben, seines hohen und edlen Sinnes hatte sich verbreitet. Als daher durch den Tod des berühmten Theologen Walch eine Lehrstelle in Jena eröffnet wurde, ließ die Herzogin-Regentin von Weimar, Amalia, diese Krone der Frauen, die nicht bloß ihr Weimar zum Sitze der Musen machte, sondern auch für das Wohl und den Glanz der Landesuniversität angelegentlichst sorgte, einen Ruf an Griesbach ergehen, die erledigte Professur einzunehmen. Er erhielt diese Aufforderung im Frühling 1775. Ungern trennte er sich von Halle, dieser Pflegerin seines Geistes, ungern von seinen Freunden und Verwandten, aber er erkannte in dem Rufe einen Wink der Vorsehung, und Ueberlegung sagte ihm, was er in und für Jena werden könne. Er stand damals im kräftigsten Mannesalter. Ein Geist, wie der seinige, mit mannichfaltiger Wissenschaft, mit staunenswürdiger Gelehrsamkeit, die ihm nur Stoff der Verarbeitung war, ausgerüstet; ein Sinn, durchaus auf Großes gerichtet; eine Kraft, mit Erfahrung und Klugheit verbunden, Raum suchend für That und Wirksamkeit; ein Gemüth, rein, frei und wohlwollend; dazu ein angebornes Gefühl für Würde und Anstand; ein edles Selbstbewußtsein, mit wahrhafter Bescheidenheit gepaart, die sich in der Achtung jedes andern Guten und Großen erweist — was konnte sich von solchen Eigenschaften und Tugenden eine Akademie versprechen, unter dem Schutze eines

Herrscherhauses, das seinen Glanz und Ruhm in der Pflege geistiger Cultur, in der Gewinnung großer, ausgezeichneter Männer suchte! Und gewiß, mehr als man sich von Griesbach versprach, hat er geleistet.

Wie in Halle, so erhielten seine Vorlesungen in Jena bald den entschiedensten Beifall. Sie waren der Exegese des Neuen Testaments, der Kirchengeschichte, Hermeneutik und populären Dogmatik gewidmet. Sein Vortrag war würdevoll, klar, zuweilen mit edlem Humor gewürzt. Daneben hatte Griesbach, als Professor, mannichfaltige andere Geschäfte. In jedem Jahre schrieb er wenigstens Ein Programm, zur Feier der hohen kirchlichen Feste, bei Einführung eines Collegen oder bei öffentlichen Disputationen. Oftmals verwaltete er das Decanat und Prorectorat. Viele Semester hindurch war er Assessor des engeren akademischen Conciliums; und als **Professor primarius**, zu welcher Stelle er sehr früh gelangte, hatte er in allen akademischen Verhandlungen das erste Votum abzugeben, was natürlich auch keine geringe Zeit in Anspruch nahm. Im Jahr 1780 ward ihm die specielle Beaufsichtigung der Weimar'schen in Jena studirenden Landeskinder übertragen. Alle diese Geschäfte regten ihn an, immer tiefer in die Angelegenheiten und Interessen der Universität einzudringen. Da er mit Leichtigkeit und Sicherheit rechnete, übersah er bald die Oekonomie derselben, wußte in Betreff derselben den besten Rath zu ertheilen, neue zweckmäßige Plane geschickt auszuführen, und so die Einkünfte der Hochschule zu ordnen und zu vermehren. Ihm verdankte man unter Anderm die sorgfältigere Benutzung der akademischen Forste, so wie die Stiftung des Rosengebäudes, eines Ortes für anständige Geselligkeit und Feste, wo der studirenden Jugend in Umgang und Gespräch mit Professoren und deren Angehörigen die Gelegenheit geboten wurde, neben ihrer wissenschaftlichen Vervollkommnung auch die nöthige äußere Bildung zu erwerben.

Griesbach's Thätigkeit wurde bald für das Weimarische Land

in Anspruch genommen. Schon am 5. Juni 1782 erfolgte seine Ernennung zum Prälaten und Deputirten der Jenaischen Landschaft, in welcher Eigenschaft er den Landtagen in Weimar beizuwohnen hatte. Mündlich und schriftlich betheiligte er sich hier an den wichtigen Fragen über Besteuerung und entwarf mit lichtvoller Klarheit so praktische Vorschläge, daß ein Kenner des Finanzwesens das Urtheil über ihn fällte: „In dem Theologen Griesbach sei ein Mann verloren gegangen, der einem der höchsten Finanzposten auch in einem großen Staate Ehre gemacht haben würde."

Es ist in der That merkwürdig, wie mannichfaltige und verschiedenartige Geschäfte dem gelehrten Theologen übertragen wurden, deren er sich aber jederzeit zur allgemeinsten Zufriedenheit entledigte. Eine geraume Zeit hindurch hatte er Antheil an der Besorgung des Jenaischen Armenwesens; er faßte eine Gesindeordnung ab; die Untersuchung der städtischen Kämmerei ward ihm eine Zeitlang übertragen. In allen Fällen erwarb er sich durch den Geist der Ordnung, der in ihm wohnte, durch die Gabe, auch das Schwierigste mit Klugheit und Voraussicht zu berechnen, große Verdienste.

Wenn man nun bedenkt, wie unter so vielen Nebenarbeiten von Griesbach der eigentliche Beruf des akademischen Lehrers keineswegs vernachlässigt wurde, wie jener vielmehr noch Zeit finden konnte für seine gelehrten Forschungen und für anderweitige literarische Werke, so kann man sich dieß lediglich aus dem weisen Gebrauch und der sorgsamen Eintheilung der Zeit erklären, welchen er zu machen pflegte. Den Schlaf beschränkte er auf das geringe Maß von 5 bis 6 Stunden, indem er sich erst um 1 Uhr nach Mitternacht zur Ruhe legte. „Wenn man schläft, ist man todt", pflegte er zu sagen. Auch befolgte er geschickt jene goldne Regel, zu den unvermeidlichen Nebenverrichtungen nur die kleineren Zwischenräume der Zeit zu benutzen, die leider sehr vielen Menschen ganz verloren gehen.

Seine gelehrten Forschungen waren unabänderlich auf das Ziel gerichtet, das er sich früh gesteckt hatte — die Berichtigung des neutestamentlichen Urtextes. Ein höchst verdienter Lohn für solche Bemühungen war es, daß der Buchhändler Göschen in Leipzig sich zu Veranstaltung einer Prachtausgabe des Neuen Testaments nach dem Griesbach'schen Texte erbot. Griesbach, der natürlich freudigst in den Plan einging, war bei Verwirklichung desselben auch insofern thätig, als er die Form der neuzubildenden Lettern bestimmen half. Der erste Theil dieser Prachtausgabe, in kleinem Folioformat und mit Kupferstichen geschmückt, erschien im Jahre 1803, der zweite im nächsten, 1806 der dritte, und im Jahr 1807 war das ganze Werk vollendet, dem Innern und Aeußern nach ein herrliches Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Kunst.

Außer den im Anhange zu dieser Gallerie verzeichneten schriftstellerischen Arbeiten und einem bedeutenden gelehrten Briefwechsel, that Griesbach viel für die „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung", deren Mitherausgeber er war. Zu ihr, wie zu der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" und dem „Repertorium für biblische und morgenländische Literatur," lieferte er eine beträchtliche Zahl trefflicher Recensionen im Fache der Bibelkritik, Exegese und Kirchengeschichte. Sie alle sind Zeugen für seine Wissenschaft und seinen Charakter; Freimüthigkeit, Milde im Tadel, gerechte Anerkennung, Wahrheitsliebe, Gelehrsamkeit und Bescheidenheit spricht sich in allen aus.

Mächtig wirkte Griesbach auf die Jugend, der es vergönnt war, in nähere Berührung mit ihm zu kommen. Gern und liebevoll zog er Studirende, die sich ihm durch Sitte, Anstand und feinere Empfindung bemerkbar machten, an sich. „Wie liebenswürdig," sagt sein dankbarer Schüler Abeken, „war Griesbach, wenn er, von solchen Jünglingen umgeben, über Gegenstände des Wissens und des Lebens sprach, von seinen Reisen erzählte, sich von der Heimath der ihn Umgebenden, von ihren Familien erzählen ließ, und Empfindungen, die

solche Berichte in den Herzen der Darstellenden weckten, zu nähren und zu veredeln suchte; wenn er Abends in seinem schönen Garten auf die Natur aufmerksam machte, auch wohl eben dort an kalten Herbstabenden sich mit einer Zahl solcher jungen Freunde um ein trauliches Kaminfeuer setzte, und mit eigenthümlicher Laune und den passendsten Ausdrücken aus Holberg's Lustspielen vorlas! Dabei wußte er jeden dieser jungen Freunde nach dessen Art und Weise zu behandeln. Auch in seiner Wissenschaft verlangte er von den Bäumen die er zog, nicht dieselbe Rinde, nicht gleichen Wuchs und dasselbe Laub; er wünschte nur von allen Frucht. Es war, bei aller äußern Bildung, wie sie an einem Hofe mit Ehren erschienen wäre, etwas Patriarchalisches in dem Manne, das zu Ehrfurcht, Liebe und kindlicher Hingebung zwang." — Und so heißt es in einem an Griesbach gerichteten Briefe: „Ich hatte ihren väterlichen Segen in Ihren Mienen, in Ihrem Auge, in jedem Worte, das Sie zu sagen vermochten, gelesen. O, ich war nicht so ohne Besinnung, daß ich nicht Alles, Alles sollte behalten haben. Ihre Worte höre ich immer, wie sie mich zu Kraft und Wirksamkeit ermahnen, und Ihre Gestalt steht immer vor meiner Seele. So denke ich mir die herrlichen Väter aus der alten Zeit, wie sie ihre Kinder segneten, und wie heilig dieser Segen geachtet ward. Nun, Vater, Ihr Segen gehe nun auch bei mir in Erfüllung! Ich will ihn heilig halten, und des Vaters Segen geht an den Kindern nimmer verloren."

Und wirklich war das Aeußere Griesbach's ganz dazu geeignet, Ehrfurcht zu erwecken; es entsprach vollkommen dem Innern. Seine Statur war die ansehnliche des Mannes, der Körperbau stark, die Haltung, auch im hohen Alter, gerade. Auf seiner Stirn wohnte ein ruhiger Ernst; sie schien der Sitz jener bei den Griechen so hochgeachteten Tugend, die das ganze Leben lenkt und ihm Harmonie gibt. Verkündete seine Miene Kraft und oft Strenge, so wurden diese wiederum durch eine unbeschreibliche Freundlichkeit gemildert; sie nöthigte

den sich selbst Vertrauenden zu Mäßigung, und gab den Schüchternen Ermuthigung. Dieselbe Freundlichkeit leuchtete aus seinem Auge, in dessen Blick man zugleich den großen Scharfsinn des Mannes nicht verkennen konnte. In höherem Alter war sein Haar glänzend weiß; man konnte sich keine schönere Erscheinung des Alters denken.

Griesbach liebte die Natur und hatte den Sinn für sie durch mannichfaltige Anschauungen genährt und gebildet. Als sein geschäftsreicher Wirkungskreis ihm Reisen, selbst häufige Ausflüge in die nächsten Umgebungen untersagte, schuf er sich in der Vaterstadt Jena's einen Garten und ließ sich in demselben nach selbstentworfenem Plane und unter eigener Aufsicht, ein Haus erbauen, in welchem er jeden Sommer wohnte, und das geräumig genug war, um auch Gäste zu beherbergen. So lebte er die schöne Jahreszeit hindurch von der Natur umgeben und vielfach von ihr berührt. Und gewiß, dieser Garten hatte einen ungemeinen Reiz. Der Balkon des Wohnzimmers beherrschte das freundliche Saalthal von der Stadt nach Zwätzen und Dornburg zu; die Trümmer der Kunizburg, der seltsam kühn geformte Genzig, der Hausberg, mit seinem Thurme, lagen nahe vor des Beschauers Auge, während die Phantasie durch entferntere Gegenstände in eine anmuthige Weite gelockt ward. Der Garten selbst, groß und sorgfältig angebaut, selbst mit einer kleinen Meierei versehen, umfaßte die vielfältigsten Anlagen, durch beide Gatten geschaffen. Mannichfaltige, zum Theil seltene Blumen ergötzten das Auge; die feinsten Obstsorten fand man hier, und Trauben der erlesensten Art. Waren große Räume dem Nutzen gewidmet, so fehlte es nicht an Plätzen bloß für das Vergnügen angelegt; auch sinniger Erinnerung war diese oder jene Stelle geweiht. Ein runder Rasenplatz, von Rosenstöcken umgeben, in deren Mitte eine Masse weißer Lilien prangte, sprach das Andenken an Schiller aus, der diese Blumenverbindung besonders geliebt hatte. In diesem Garten verlebte Griesbach seine schönsten Stunden; hier ruhete er nach schwerer Tagesarbeit; hier unterhielt er

sich mit seinen Freunden. Und was ihm die an sich reizende Umgebung noch reizender machte — er selbst hatte dieses Alles mit seiner treuen Gehülfin geschaffen; die Bäume, die ihm Schatten gaben, hatte er selbst gepflanzt; das erquickliche Obst kam ihm von Stämmen, die er selbst gepropft; die Lauben, die Sitze, auf denen so Viele sich der schönsten Aussicht erfreuten, hatte er selbst mit sinniger Wahl angelegt.

Wenn ein Mann, ausgezeichnet durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit, ein Mann, der mehre Länder kennen gelernt und viele Jahre auf Universitäten als Lehrer gelebt hat, mit Vielen der Besten seiner Zeit bekannt, vor Allem mit den bedeutendsten Männern seines Fachs in Verbindung getreten ist, so ist dieß ganz natürlich, und man hat sich nicht darüber zu verwundern. Aber es zeugt von eigentlich humaner und geselliger Bildung, wenn ein solcher Mann die Aufmerksamkeit und Neigung auch andrer großer Männer erweckt und auf sich zieht, vor Allen solcher, die in den Regionen der Kunst waltend gleichsam unter den Blüten der Menschlichkeit leben, und diese genießen. Griesbach zählte zu seinen näheren Bekannten einen Weiße, Göckingk, Herder, Göthe, Schiller, Wieland, Knebel, Voß; und mehre derselben waren ihm als Freunde verbunden. Schiller wohnte als Familienvater eine Reihe von Jahren in seinem Hause, eine geraume Zeit auch Voß; beide blieben auch nachdem sie Jena verlassen hatten, dem Griesbach'schen Ehepaare treu verbunden. Wieland wurde erst in seinem hohen Alter mit dem letzteren genauer bekannt; aber nun hätte man die Freundschaft des Greises fast eine jugendlich leidenschaftliche nennen können. Die Freunde sahen sich oft in Weimar, wenn Griesbach dort dem Landtage beiwohnte; mehre Sommer wohnte Wieland einige Wochen lang in Griesbach's Garten, und diese Zeit pries er als seine heiterste.

Ein ehrenvolles Denkmal gebührt der Gattin des würdigen Mannes. „Leben heißt thätig sein" war das Bezeichnende ihres Seins und Strebens. Ihre Haushaltung hätte die kleinste sein können, da sie keine

Kinder hatte; aber sie ward groß durch die Vielen, die sie als Kinder, als Pflegebefohlene ansah und behandelte. Wenige Frauen mögen so viele Kranke gepflegt haben, wie sie. Mit Verwandten und Freunden, mit einer großen Zahl jüngerer durch den Gatten gebildeter Freunde führte sie einen lebhaften Briefwechsel. Der Gatte selbst, vor Allem in den späteren Jahren seines Lebens, bedurfte ihrer Pflege, und sie hatte ein Studium aus derselben gemacht.

Griesbach erlebte in einem Alter von 61 Jahren und bereits durch Kränklichkeit sehr geschwächt die Jenaer Schlacht, ja er sah sie fast unter seinen Fenstern. In welches Gedränge er gerieth; welche Gefahren ihn, die Seinen, sein Haus und seine ganze Habe bedrohten; welche Tage und Nächte er durchlebte; wie er aber auch in diesen Tagen und Stunden immer derselbe blieb, standhaft, ja bei guter Laune, entschlossen; wie er selbst dem Feinde Achtung abnöthigte; wie das Gefühl für Leidende in ihm stärker war als die Sorge um sich selbst; wie sein Haus ein Asyl ward für Viele; wie er sich erheiterte durch den Gedanken an die Geliebten, die durch den Tod oder durch Entfernung diesen Drangsalen entzogen waren — das vernimmt man am besten von ihm selbst aus nachstehendem Brief an seine Freunde.

Jena, 7. November 1806.

. . . .

„Seit den letzten Tagen des Septembers wimmelte es bei uns von Preußen, die durch Einquartierungen und mehr noch durch Ausschreibungen für ihre Magazine das arme Land schon sehr aussogen. Wir unsers Theils waren noch glücklich genug. Wir bekamen einen Offizier, der schon voriges Jahr bei uns gelegen hatte, und unser Freund geworden war. Weil aber der arme V. nicht mehr wußte, wo er alle Offiziere unterbringen sollte, so erboten wir uns freiwillig, unsere Wohnzimmer in der Stadt einem Obersten einzuräumen, und indessen noch im Garten zu bleiben. Auch dieser Oberst war ein sehr

biederer Mann. Am 10. October zogen unsere Offiziers ab; und ob wir gleich andere bekamen, so eilten wir doch über Hals und Kopf, aus dem Garten in die Stadt zu ziehen und das Gartenhaus noch leerer zu machen als gewöhnlich. Denn man hatte schon die Kunde von den zum Nachtheil der Preußen ausgefallenen Gefechten bei Saalburg, Saalfeld und Schleiz; und wir sahen also dem, was folgen würde, mit banger Erwartung entgegen, zumal da beide Hauptarmeen sich immer mehr und mehr näherten. Am 11. Nachmittags kam unser sehr lieber Freund S. vom preußischen Generalstabe, der im vorigen Winter ein paar Monate bei uns gelebt hatte, und jetzt das geschlagene Corps Tauentzien's von Schleiz hierher führte, unvermuthet bei uns an; aber in einer Lage, daß der arme Mann, der in drei Tagen nicht aus seinen durch die stete Anstrengung vernichteten Kleidern gekommen war, und nicht wußte, wo seine Pferde, Leute und Bagage sein möchten, um ein Hemde, ein Paar Strümpfe u. s. w. bitten mußte; da denn unser armer W., von fast gleicher Statur, willig und behülflich war, und hergab, was er konnte. Ein anderer Offizier, auch ein trefflicher Mensch — denn ein günstiges Schicksal führte uns immer edle und interessante Männer zu — erhielt, da er bei uns zu Tische saß, lang erwartete Briefe von seiner Familie; aber mit der Nachricht, daß sein einziges Kind gestorben sei. So wurden wir auf mannichfaltige Weise — wozu auch die Menge der in die Stadt gebrachten verwundeten Offiziers kam — durch Theilnahme an fremden Unfällen vorbereitet, eigne mit mehr Fassung zu tragen.

Am 12. October fingen die kriegerischen Auftritte in unserer Nähe an. Auf den Höhen der Triesnitz und bei Burgau kam es zu einer lebhaften Action. Wir hörten die Kanonen, und kleines Gewehrfeuer konnten wir vom Boden sehen. In der Dämmerung sah ich aus meinem Fenster das Plänkeln und Feuern der Tirailleurs, in dem Thale zwischen dem Genzig und Hausberge. In der Nacht auf den 13. bivouaquirten die Preußen vor der Stadt bei vielen Wachtfeuern

zwischen Wenigen-Jena und Kamsdorf. Diese Nacht war sehr ängstlich; man suchte indessen alle Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Am 13. zogen sich die vor und in der Stadt gelegenen Preußen weg, und schlossen sich an ihre Armee an, wovon ein Theil gleich bei der Stadt, auf den Anhöhen gegen Weimar zu stand. Eine halbe Stunde, nachdem ich die Preußen von dem Brückenthore her hatte vorbeiziehen sehen, erhob sich ein gräßliches Geschrei, und es fielen Flintenschüsse gleich unter meinem Fenster auf dem Graben. Es waren französische Tirailleurs, die von der kleinen Brücke über die Bache nach der Vorstadt und dem Steinwege zu schossen. Bald kamen von allen Seiten her Truppen, und füllten die Stadt an. Es war Alles in banger, stiller Erwartung. Meine vielen Hausgenossen befanden sich alle auf unserer Stube versammelt. Eine halbe Stunde nach dem Schießen drangen fünf Mann hinein, und kamen an das Zimmer meiner Frau. Ich empfing sie vollkommen gelassen und freundlich, und demonstrirte ihnen, ich sei Gelehrter und die große Nation führe nicht mit den Wissenschaften und Dienern derselben Krieg, sondern schütze beide. Während sie mir und dem alten D. Uhr und Börse, und dem armen W. — ob ich gleich schrie, er sei ein unglücklicher Blinder, worauf ich zur Antwort erhielt: aber sie seien clairvoyans — seine wenige Baarschaft aus der Tasche holten, setzten sie mir auseinander, ihr metier sei, de faire la guerre, und das könne man nicht umsonst thun; ich möge also mehr Geld herbeischaffen. Ich offerirte ihnen also noch ein paar Rollen mit 20-Kr.-Stücken, die ihnen wohlgefällig waren. Sie waren aber doch noch neugierig zu wissen, was in unsern Schränken und Bureaux so eigentlich sei. Ich leitete sie in meine Stube, schloß ihnen meine Schreibtische auf, und zeigte ihnen eine Menge Hefte, Akten, Bücher, Papiere. Bei näherer Untersuchung fanden sie jedoch mancherlei, was ihnen brauchbar schien. Der eine steckte meinen Trauring an, der in einem Schubkasten hinter den alten Papieren lag; ein Anderer witterte meinen Dollond aus, und fand ihn

gut. Was mich am meisten ärgerte, war Folgendes: Der Ulmer H. war Tags zuvor nach seiner Pfarre bei Gera abgegangen, hatte aber, weil die Wege schon unsicher waren, mir seine Uhr und Börse mit sechs Karolinen aufzuheben gegeben. Ich hatte jedes an einem besondern Orte verwahrt. Das Geld ward gerettet, aber die Uhr entdeckt und genommen. Nachdem die Herren ihre Neugier sattsam gestillt hatten, und nun vermuthlich sich weiter umsehen wollten, schieden wir manierlich auseinander. Ich habe von Glück zu sagen, daß ich so honneten Pillards in die Hände gefallen bin. Denn in vielen Häusern in der Stadt, und noch mehr auf dem Lande haben sie die armen Menschen gemißhandelt, ihnen Alles genommen, und was sie nicht nehmen konnten, zerstört und zerschlagen. Es gibt viele Menschen, die nichts mehr haben, als was sie auf dem Leibe tragen. Dies Wesen dauerte drei Tage; dann wurde überall angeschlagen, das Plündern sei bei Lebensstrafe verboten, wodurch die Sicherheit in der Stadt seitdem erhalten ist. Nachdem vorgedachte neugierige Leute fort waren, ließ ich hinter ihnen Thor und Thür verbarrikadiren, und stellte ganz oben im Hause einen Wächter hin, um zu observiren. Mehre, die uns einen Besuch zugedacht hatten, zogen wieder ab; Andern rief unsere treue Nachbarin, Mamsell B., die selbst auch geplündert war, zu: das Haus sei verlassen und ausgeplündert. Das half auch.

Gegen Mittag meldeten sich ein paar stattliche brave Offiziere, einer von den Husaren, der andere vermuthlich vom état-major-général; wenigstens hatte er eine gewaltige Menge von Karten und Papieren unter dem Arme. Während wir nach Möglichkeit bewirtheten, drang ein Trupp Soldaten in das Haus ein; der Husar aber complimentirte sie bald fort. Indeß kam unser Gärtner mit Angstgeschrei: man habe die Thüren des Gartenhauses gesprengt, ihm, seiner Frau und seinem Sohn Alles genommen, und man drohe, Alles zu zerschlagen, wenn nicht Stuben- und Schrankthüren aufgeschlossen würden. Geschwind wurden die Schlüssel geschickt, die aber etwas zu spät ankamen.

Der Offizier vom état-major, nachdem er sich erkundigt hatte, was vorgehe, wollte gleich selbst hin, in der Meinung, der Garten sei am Wohnhause. Da er erfuhr, daß das nicht sei, tröstete er so gut er konnte. Seine edeln und verständigen Gesichtszüge kündigten einen wackern Mann an, und sein Benehmen verrieth ein fühlendes Herz. Im Gartenhause sind denn freilich mehre Thüren und Schlösser, nebst allen verschlossenen Behältern, selbst in den verstecktesten Winkeln, auf- oder abgebrochen. Doch ist der Schaden noch zu übersehen. Auch war wenig zum Mitnehmen mehr draußen. Am meisten schmerzt mich der Verlust eines Blumentopfes, den ich zum Geschenk erhalten, und den die verruchte Hand, wohl nicht eines Franzosen, sondern eines vom hiesigen Lumpengesindel, das mitplünderte, geraubt hat.

Am Nachmittage meldete mir der Wächter, Dr. Henry komme mit einem stark begoldeten Offiziere um die Ecke der Straße, und hintendrein Jemand mit zwei Handpferden. Flugs aufgemacht. Der wackere Henry, der in diesen schreckenvollen Tagen der Stadt, und besonders seinen Freunden zu nutzen suchte, führte mir den Marschall Ney zu. Gleich beim Willkommen sagte mir dieser bedeutend: „Ich werde Ihr Haus protegiren, und, wenn ich weggehe, zur Sicherheit etwas zurücklassen.“ Er hat redlich Wort gehalten, der wackere Ney. Dank sei ihm! Zwei Schildwachen folgten ihm auf dem Fuße, welche die drei gefahrvollsten Tage über dablieben, weil der Marschall ein paar Domestiken und wirklich einige Kleinigkeiten zurückgelassen hatte. Dadurch wurde unser Haus ein Asyl für andere Beängstigte. Die ganze S—sche Familie, elf Personen stark, flüchtete auf 5—6 Tage zu mir, und die vor einigen Tagen aus Halle gekommene Professorin F. mit Mutter und Tochter, die durch einen wilden Menschen aus ihrem Hause weggeschreckt waren, blieben drei Wochen bei uns. Am selben Abend erwartete man den Kaiser Napoleon auf unserm Schlosse. Der Marschall Ney aber sagte mir, der Kaiser komme nicht in die Stadt, sondern werde bei den Truppen (auf den nächsten Hügeln gegen

Weimar zu) bivouaquiren. Eben dahin eilte auch der Marschall noch spät und verlangte von mir einen Mantel. So kam meine Chenille zu der großen Ehre, in dieser verhängnißvollen Nacht in Napoleon's Nähe auf dem Bivouac zu sein, von wo sie Morgens 3 Uhr wohlbehalten zurückkam; worauf der Marschall ein paar Stunden schlief und dann zur Schlacht eilte.

Diese Nacht, vom 13. auf den 14., war unbeschreiblich schrecklich. Zwei große schlagfertige Armeen einander gegenüber und uns so nahe; immerfort durchziehende Cavallerie, und mit dieser fast gleichen Schritt haltende Infanterie, Artillerie und Munitionswagen; rings um die Stadt und auch auf allen etwas größeren Plätzen derselben große Feuer, und um diese gelagerte Soldatenschaaren; häufige Schüsse, vor, auch in der Stadt; öfteres Krachen aufgebrochener Thüren, und Schreien der Menschen in den Häusern; — und mitten unter diesem Toben der fürchterliche Ruf: Feuer! Das Stürmen auf dem Thurme und das Aufsteigen der Flammen zum Himmel, das ängstliche Flüchten ganzer Familien in der Nacht, ohne daß ein Mensch wußte, wo aus? und wohin? noch häufigeres und frecheres Plündern, begünstigt durch die durch das Feuer entstandene allgemeine Bestürzung — gewiß, dieß Alles zusammentreffend, war im äußersten Grade furchtbar. Das Feuer war oben am Johannisthor, in dem Gäßchen bei der Mühle ausgebrochen. Es brannten 16 Häuser ab, theils auf der einen Seite der Johannisgasse, theils der mit jener correspondirenden Läutragasse. Aus den verbrannten Häusern ward nichts gerettet. Alle Nachbarn flüchteten, kamen aber größtentheils um das, was sie retten wollten, oder mußten die Erlaubniß, sich und ihre Sachen in ein sicheres Haus zu flüchten, theuer von den Soldaten erkaufen. Mehre Familien suchten eine Zuflucht in unserm Garten; aber manche wurden da beraubt, und die übrigen verscheucht, als ihnen gegen Morgen die Kugeln über den Köpfen zu pfeifen anfingen. An Löschen ward kaum gedacht; denn fast Niemand getraute sich aus dem Hause zu

gehen. Erhob sich der geringste Wind, so konnte die ganze Stadt in wenigen Stunden abgebrannt sein, zumal wenn irgend woher ein Funke in einen Munitionswagen fiel. Wir indessen blieben gefaßt. Ich wollte abwarten, bis die Stadtkirche brennen würde. Doch hatten wir schon ein paar Hemden u. dgl. zu uns gesteckt, und etwas Gold in unsern Kleidern zu verbergen gesucht. Doch es ging besser, als man gedacht hatte, obgleich am folgenden Morgen, während der Schlacht und des schrecklichen Kanonendonners, und noch zweimal in der folgenden Nacht das Feuer von Neuem aufloderte, und überdieß öfter und in den verschiedensten Gegenden der Stadt Häuser zu brennen anfingen, die aber schnell gelöscht wurden. Auch in Ihrem Hause, mein theurer Vater Voß, kam Feuer in dem Ofen und der Esse aus, die schon einmal bei Ihrer Anwesenheit brannten; doch ohne weitern Schaden. Eine Anzahl Soldaten hatten da ihr Unwesen getrieben.

Am 14., als dem Tage der entscheidenden Schlacht, brachte man Nachmittags vier sehr schwer verwundete Offiziers, wovon zwei aides-de-camp des Marschalls Ney waren, in unser Haus. Sie sind noch immer, ohne vom Bett aufstehen zu können, da, mit ihren Domestiken, deren jetzt noch fünf sind. Was für unnennbare Lasten dadurch meiner guten Frau zugewachsen sind, werden Sie einigermaßen ahnen. Die Bedürfnisse der Herren und der Diener sind zahllos; sie zu befriedigen, und zwar augenblicklich, muß die gute Mutter täglich vom frühen Morgen bis zum späten Abend sorgen. Zu den Requisitionen aller Art, die vom Hause aus geschehen, kommen noch die öffentlichen zum Behuf der vielen Blessirten, die so viele Leinwand gebrauchen, daß fast Niemand mehr etwas von der Art hat, und die größte Verlegenheit entsteht, wenn immer dergleichen gefordert wird, zumal da so Vieles dieser Art geraubt und verderbt worden ist. Da gibt es denn sehr mannichfaltige Noth, die durch den Ungestüm der Menschen bei ihren Forderungen noch größer wird. Mit den bei uns liegenden

Offizieren wäre allenfalls noch wohl auszukommen; aber unter ihren Domestiken sind ein paar böse Menschen, die selbst auch ihre Herren aufhetzen. Doch sind sie seit drei Tagen durch eine Intimation des Platzcommandanten Bouchard, eines gutartigen Mannes, etwas gediegener und weniger impertinent geworden. Es ist ein wahres Wunder, daß die Kräfte der guten Mutter bei so ungeheuren Anstrengungen haben ausdauern können. Wirklich befinden wir uns beide, nebst allen unsern Hausgenossen, wohler als man unter solchen Umständen hätte für möglich halten sollen.

An den nöthigsten Lebensmitteln hat es niemals gefehlt; auch sind die Preise noch erträglich; doch sind auch nicht wenige Artikel nicht wenig gestiegen, welches um so drückender ist, da Einnahme und Verdienst sehr stocken. Besonders fehlt es an Wein, indem die meisten Keller geplündert wurden; und die erzwungene Contribution gleichwohl groß ist. Außer den seit drei Wochen bei uns liegenden, hatten wir von Zeit zu Zeit, zumal Anfangs, noch mehre Offiziere und andere Leute im Hause. Von den Schicksalen der Universität gibt das Intelligenzblatt der Allgemeinen Leipziger Zeitung Nachricht. Seit dem 3. November lese ich meine beiden Collegien, und habe in jedem etliche und 30 Zuhörer.

Tausend Grüße von allen Unserigen an Sie sammt und sonders. Verzeihung dem elenden Geschreibe. Aber wer könnte jetzt etwas Anderes und Besseres hervorbringen! Ganz der Ihrige. Griesbach.

Griesbach's Gesundheit hatte durch solche Scenen und Bedrängnisse nicht gelitten, ja sie erschien — die periodisch wiederkehrenden Kopfschmerzen abgerechnet — fester und dauerhafter in den Jahren nach dem Kriege. So kräftig fühlte er sich, daß er im Frühling 1810 eine weite Reise antrat, um die Natur zu genießen, und vor Allem, um die vielen Freunde im südlichen Deutschland noch einmal zu sehen; daß er kein hohes Alter erreichen würde, ahnete er. Im April trat er, von seiner Gattin begleitet — ohne sie hätte er ein solches Unterneh-

men nicht wagen dürfen, und ihr Beistand und ihre Entschlossenheit wurden, da er in Stuttgart von einer großen Schwäche und dem gewöhnlichen Kopfübel befallen wurde, sehr in Anspruch genommen — die Reise an. Sie führte ihn über Eisenach in die eigentliche Vaterstadt, nach Frankfurt, wo Freunde und dankbare Schüler ihn zahlreich begrüßten. Er erfreute sich einer Rheinfahrt von Biberich nach Bingen unter dem heitersten Himmel. In Heidelberg, wo Voß und seine Ernestine ihn in ihrem Hause bewirtheten, erstieg er den Schloßberg, beschaute die herrlichen Ruinen, und genoß mit Entzücken der Aussicht über den Neckar und nach dem Rheine zu; herzlich froh war er in dem Kreise so vieler ihm von Jena her Bekannter und Befreundeter, Thibaut, Creuzer, Heise, des jüngern Voß. Nun ging es über Stuttgart nach Tübingen; und welche Freude ward unserm Griesbach bei dem Wiedersehen des Jugendfreundes, des Reisegefährten in England und Frankreich, des damals hochgefeierten Kanzlers Schnurrer, und seines Pflegesohns Froriep! — Noch konnte er dem sehnsüchtigen Wunsche, die Natur in ihrer Herrlichkeit zu sehen, kein Ziel setzen; der schönste Mai lockte mit all seinem Zauber. Griesbach reisete nach Zürich, fuhr auf dem herrlichen See, sah den Wasserfall bei Schaffhausen; das Alles, von dem besten Wetter begünstigt. Dann, von Berufstreue getrieben, — noch vor dem Ende des Mai wollte er seine Sommervorlesungen beginnen — wandte er so entzückenden Scenen den Rücken, hielt einen Rasttag bei seinem Schnurrer und bei Froriep, einen andern zu Nürnberg bei seinem Freunde Paulus, sah an dessen Seite die alte Burg und betrachtete mit Wohlgefallen und Theilnahme die altberühmte, einst so herrliche Reichsstadt, und war am 27. Mai wieder in Jena, wo er sofort seine Vorlesungen und die übrige Wirksamkeit begann.

So hatte er noch einmal die Welt und ihre Schönheiten gesehen, noch einmal Freunde, die seinem Herzen theuer waren, begrüßt. Sie reichten ihm wehmuthsvoll die Hand, überzeugt, daß sie diese theure

Rechte nicht wieder berühren würden; nur er selbst wußte das Trübe zu erheitern, das sich in die scheidenden Blicke mischte. Das Jahr 1811 gab zu ernstlichen Besorgnissen Anlaß; schon im Sommer litt er viel, an Brustbeengungen, Kopfschmerzen, heftigen entkräftenden Husten. Noch einmal wohnte er dem Landtage bei und begann zu Anfange des Winterhalbjahrs seine Vorlesungen. Aber das Sprechen ward ihm schwer, der Weg von seinem Zimmer in den Hörsaal und zurück immer mühsamer. Im Anfang des Jahres 1812 mußte er sich mit Widerstreben entschließen die Vorlesungen abzubrechen.

Bald verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß jede Hoffnung auf Genesung schwand; doch blieb der Geist bei abnehmender Körperkraft stets frei und unbeengt. Sein Tod erfolgte am 24. März 1812.

Was Griesbach den Trefflichsten seiner Zeitgenossen, die mit ihm in nähere Berührung kamen, besonders empfahl und ehrenwerth machte, war die große Empfänglichkeit für jede Entdeckung im Gebiete des Wissens und des Praktischen, sobald dieselbe nur irgend auf Geist, Verstand und gesunden Principien beruhte und das Wohlbefinden der menschlichen Gesellschaft zu fördern geeignet war, weßhalb er denn auch das Streben nach dem Wahren, Edlen und Großen überall bewunderte und auszeichnete, wo er dasselbe nur immer zu bemerken die Gelegenheit hatte.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die fürstlichen Erhalter der Universität Jena den Werth Griesbach's äußerlich anerkannten. Bereits im Jahr 1784 erfolgte von Weimar aus seine Ernennung zum Geheimen Kirchenrath.

Johann Philipp Gabler.

Kaum war durch den Tod des hochverdienten Griesbach, dessen Lebensbild wir in vorstehenden Blättern gegeben, der erste theologische Lehrstuhl der Akademie Jena erledigt worden, als auch die Wiederbesetzung desselben durch einen andern verdienten Sprößling Frankfurts erfolgte. Johann Philipp Gabler war geboren in der freien Stadt am Main den 4. Juni 1753 und der Sohn Johann Paul Gabler's, welcher das Amt eines Consistorialactuarius bekleidete. Der letztere, ein sehr gebildeter Mann und auf die Entwicklung der Geistesfähigkeiten des Sohnes freudig aufmerksamer Vater, ließ nichts unbeachtet, was der Bildung des talentvollen Knaben eine sichere und gedeihliche Richtung verschaffen konnte. Durch Privatlehrer ließ er ihn in den Elementarfächern und in den Anfangsgründen der alt-classischen Sprachen unterweisen und wendete selbst jede freie Stunde dazu an, diesem häuslichen Unterrichte nach Kräften förderlich zu werden. So vorbereitet trat der zehnjährige Knabe in das Gymnasium seiner Vaterstadt ein. Hier war er in sehr gute Hände gekommen. Regsamer Fleiß und Wißbegierde, von Seiten des Knaben, und Geschicklichkeit sowohl als Gemüthlichkeit von Seiten der Lehrer machten ihm die Anstalt zu einem Lieblingsaufenthalte. Mit ganzer Seele hing Gabler vornämlich an dem Rector Purmann, dessen Andenken er in steter dankbarer Erinnerung bewahrte.

Damals schon begannen seine theologischen Studien mit eifrigster Erlernung der hebräischen Sprache. Unter Anderm erlangte er im Lesen unpunktirter hebräischer Sätze eine solche Fertigkeit, daß er nach-

mals einen sehr gelehrten theologischen Professor, der auf dem Katheder sich ein hebräisches altes Testament von seinen Zuhörern ausbat, durch Ueberreichung eines solchen ohne Vokale absichtslos in die größte Verlegenheit brachte und zu der ausweichenden Erklärung veranlaßte, daß die Schrift für seine Augen zu klein sei.

Mit den gediegensten Kenntnissen ausgerüstet bezog der Jüngling im Jahr 1772 die Hochschule zu Jena, in der Absicht, sich daselbst zu einem tüchtigen Theologen, und was gewiß schon damals sein stiller Vorsatz war, zu einem tüchtigen akademischen Lehrer zweckmäßig vorzubereiten. Er traf dort zwei Männer als Lehrer an, deren Verdienste gewiß noch lange werden in Ehren gehalten werden: Griesbach und Eichhorn. Beide legten in ihm den Grund zu seiner nachmaligen Bedeutsamkeit als Exeget. Auch anderweitige, dem Gebiete der Theologie entfernter liegende Studien, namentlich die Beschäftigung mit Geschichte, Mathematik und Rechtswissenschaft, betrieb er mit Eifer und Glück. Er gönnte sich dabei nur wenig Zeit zu der nothwendigsten Erholung, und verwandte vielmehr jeden Gulden, den seine Genügsamkeit entbehrlich zu machen wußte, zum Ankaufe nützlicher Bücher. Doch galt er dabei auch als ein renommirter Student, und seine Commilitonen hatten nicht bloß Achtung vor seiner Gelehrsamkeit, seinem Scharfsinn, Fleiß und sittlichem Leben, sondern auch vor seiner Virtuosität im Fechten, die ihn vor den nur allzuhäufigen Zweikämpfen vollkommen sicherte. So verflossen ihm in eben so angenehmer als wohlangewandter akademischer Lernfreiheit volle sechs Jahre. Dann kehrte er reich an geistigen Schätzen zurück in die freundliche Heimath und in die liebevollen Arme der Eltern. Was er in Jena an wissenschaftlicher Ausbildung gewonnen, zum Theil aber noch nicht ganz in Saft und Blut verwandelt hatte, das verarbeitete er zu Frankfurt ungestört im Vaterhause. Lange konnte es jedoch nicht dauern, daß der junge, kräftige Mann es fühlte, reif sei er genug, um mit seinen Kenntnissen die Laufbahn des öffentlichen Lebens zu betreten. Nur ein und ein

halbes Jahr blieb er daher im väterlichen Hause, wo seine Thätigkeit ihre hauptsächlichste Richtung auf das akademische Lehramt genommen hatte. Im Jahr 1780 begab er sich nach Göttingen, um sich zu habilitiren. Zunächst waren es zwar Vorlesungen über griechische und römische Klassiker, mit denen er öffentlich auftrat; doch blieb sein vorzüglichstes Augenmerk auf das neue Testament gerichtet. Lange sollte er auf diesem Standpunkte nicht stehen bleiben. Schon im Jahr 1783 erhielt er den sehr ehrenvollen Ruf als Prorector am Archigymnasium zu Dortmund. Hier fand er Alles zu reformiren, und bemühte sich vornämlich den übrigen Lehrern einen Begriff von Wissenschaftlichkeit beizubringen, was ihm jedoch, wie er oft klagte, bei den meisten nicht gelang, weil sie sich gute westphälische Schinken anstatt Bücher lobten. Auch in dieser Stellung sollte er nicht lange verweilen. Der Ruf seiner ausgezeichneten Kenntnisse hatte sich von Göttingen, Jena und Frankfurt aus ziemlich weit verbreitet, und kaum hatte er seinem Amte in Dortmund zwei Jahre lang mit Ehre und Auszeichnung vorgestanden, als ihm 1785 die Ernennung zum ordentlichen Professor der Theologie und Diakonus der Stadtkirche in Altdorf zu Theil wurde. Neben dem amtlichen Wirken begann sich um jene Zeit bei Gabler auch eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit zu entfalten, wodurch er als gelehrter und ausgezeichneter Theolog in immer weiteren Kreisen bekannt wurde. So erging denn im Jahre 1804 der Ruf an ihn, die zweite ordentliche Professur der Theologie in Jena zu übernehmen. Obschon er sich von Altdorf, wo ihm während eines neunzehnjährigen Aufenthalts Freundschaft, Liebe und Wohlwollen im schönsten Verein entgegengekommen waren, nur ungern trennte, bedachte er sich doch keinen Augenblick in das neue angenehme Verhältniß einzutreten. Jena war ihm noch von seinen Jünglingsjahren her lieb und theuer. Und in der That krönte hier der gesegnetste Erfolg seine thätige und gewissenhafte Wirksamkeit. Nach Griesbach's Hinscheiden erhielt er die erste Professur, und als ein Zeichen fürstlicher Zufriedenheit von Weimar aus die

Würde eines Kirchenraths, von Gotha die eines Geheimen Consistorialrathes. 1817 wählte man ihn zum Director des theologischen Seminars. Das Amt eines Prorectors der Universität bekleidete er nicht weniger als fünfmal; zuerst im verhängnißvollen Jahr 1806. Er befand sich damals als erster Repräsentant der Hochschule bei der Deputation, die sich einige Tage nach der Schlacht vom 14. Oktober zu Napoleon begab, um diesem ihre Bitten für die Universität sowohl, wie für die hart bedrängte Stadt vorzutragen. Der französische Kaiser unterhielt sich mit Gabler lange über das deutsche Universitätswesen, und zeigte dabei einen so richtigen Blick, eine solche Einsicht in die wissenschaftlichen Zustände, daß der Professor einen nachhaltigen Eindruck von dem Gespräche behielt und in der Folgezeit oft und gern davon redete.

Es war Gabler'n vergönnt, bis wenige Minuten vor seinem Ende die Pflichten seines Berufes ausüben zu können. Am 17. Februar 1826 hielt er des Vormittags von 9 bis 10 Uhr die letzte dogmatische Vorlesung. Nachdem er in derselben von der göttlichen Gerechtigkeit gesprochen hatte, schloß er den Vortrag mit den Worten: „Hier glauben wir, dort schauen wir." Dann begab er sich aus dem Hörsaal in sein Arbeitszimmer, gewährte noch als Director der Jena'schen Almosenanstalt einem Armen die Aufnahme in dieselbe, und sank dann zwischen seinem Sessel und Tische, an welchem er mehre Jahrzehnte hindurch ganze Tage und Nächte hindurch studirt hatte, leblos nieder. Die Universität Jena hatte mit ihm einen würdigen Vertreter ihres regen wissenschaftlichen Lebens, die theologische Fakultät der genannten Hochschule eines ihrer hervorragendsten Glieder verloren.

Johann Heinrich Moritz Poppe.

(Autobiographie.)

Unter vielen Entbehrungen und Sorgen ist meine Jugend dahingeflossen. Zahlreich waren die Kinder meiner Eltern; es waren ihrer eilf, wovon aber zwei bald nach der Geburt starben. Zwei Frauen hatte mein Vater durch den Tod verloren, als er die dritte heirathete, welche meine Mutter wurde. Diese gebar ihm sechs Kinder, unter denen ich, geboren den 16. Januar 1776, das älteste war, und jetzt bin ich unter allen das einzige noch lebende. Mein Vater war Universitäts-Mechanikus in Göttingen, meine Mutter die Tochter eines wenig bemittelten, gleichfalls mit vielen Kindern gesegneten, aber sehr wackern Kaufmanns, Werber. Da meines Vaters Geldverdienst, den er an größeren mechanischen Sachen, z. B. an astronomischen und anderen mathematischen und physikalischen Instrumenten hatte, gering war, weil sie selten vorkamen und mein Vater sehr akkurat und daher langsam arbeitete, so legte er sich hauptsächlich auf die Uhrmacherkunst, und zwar meistens auf die Reparatur der Uhren, was ihm mehr einbrachte. Dessenungeachtet hatte meine Familie, weil noch neun Kinder da waren, mit vieler Sorge zu kämpfen.

Im fünften Jahre meines Lebens kam ich in eine deutsche Schule, und aus dieser im achten in die lateinische, das Lyceum. Hier blieb ich bis zu meinem fünfzehnten Jahre. Unter meinen

Lehrern im Lyceum war mir Magister Ebel, Lehrer der Mathematik, der liebste, sowohl seinem Lehrfache nach, als auch wegen seiner Freundlichkeit und sonstigen Liebenswürdigkeit. Mit anderen Schülern nahm ich bei ihm noch eine Privatstunde. Auch den Magister Raff, den Verfasser der bekannten Naturgeschichte, hatte ich gern.

Die Kosten für Schulgeld und Bücher zu bestreiten wurde meinen Eltern schwer, doch halfen hierin die Geschwister meiner Mutter, vorzüglich ihr ältester Bruder der Kaufmann Heinrich Werber, obgleich dessen Umstände auch nicht glänzend waren. Weil im Winter Holz ein besonders theurer Artikel war, so sah ich mich in der kalten Jahreszeit oft genöthigt, entweder in der Wohnstube meiner Eltern unter vielem Kinderlärm, oder in einer kalten Kammer meine Schularbeiten zu machen. Letzteres zog ich meistens vor. So ging die Zeit unter den Fortschritten, die ich im Lernen machte, hin; das Lob, welches ich wiederholt von meinen Lehrern erhielt, erfreute mich oft; es glich viele Beschwerden wieder aus, die ich mitunter hatte.

Obgleich ich den Vorsatz hatte zu studiren, und zwar Mathematik, so half ich doch oft, vor und nach meiner Confirmation, meinem Vater an der Werkstatt; dadurch erwarb ich mir zugleich nützliche mechanische Kenntnisse. So verfloß mir die Zeit von meinem sechszehnten Lebensjahre und den zunächst folgenden unter Arbeit, Mühe und Sorge. Besonders traurig für mich war das Ende dieser Periode. Mein Vater wurde krank und blieb es längere Zeit; deßwegen gab ich plötzlich das Studiren auf, um mich ganz dem Geschäft meines Vaters zu widmen und in der Werkstatt für meine Familie das Geld zu verdienen, so weit es in meinen Kräften stand. Nur die mathematische Privatstunde behielt ich bei Magister Ebel bei.

Mein Vater wurde, Gott Lob! wieder besser. Aber bald nachher kam für uns alle folgende unangenehme Zeit. Als in Folge der französischen Revolution auch ein englisch-hannövrisches Heer von den Niederlanden aus in Frankreich einrückte, da wurde um's Jahr 1794

zur Completirung der hannövrischen Armee im Hannövrischen, also auch in Göttingen, ausgehoben. Alle junge Leute vom 17. Jahre an, mit Ausnahme der Studirenden, mußten Soldaten werden, und die sich nicht sogleich freiwillig stellten, wurden von einem Commando Soldaten aus dem Hause, und selbst des Nachts aus dem Bette geholt. Die Meinigen waren da sehr besorgt um mich und ließen mich durch Bitten nicht eher in Ruhe, als bis ich mich, mit einem guten Zeugnisse vom Director des Lyceums versehen, beim Prorector der Universität, damals der Theologe Plank, als Studiosus immatrikuliren ließ. Nun war ich vor dem rothen Rocke sicher. Ich fuhr aber dessenungeachtet fort, an der Werkstatt meines Vaters zu arbeiten und hörte daneben mathematische und physikalische Collegia, vorzüglich bei Kästner und Lichtenberg. Jetzt hatte ich also noch mehr zu thun, besonders wenn ich die Präparation auf die Collegia und die Repetition derselben mit dazu rechnete.

Ueberwiegend bei mir wurde nach einiger Zeit die Lust zum Studiren, und dieß Uebergewicht wurde namentlich hervorgerufen durch einen in unser Haus gezogenen wackeren Studenten, Blumhof aus Hannover, der gleichfalls Mathematik studirte. Ich hatte bald Bekanntschaft mit ihm gemacht; und da er mir erzählte, er schreibe zuweilen gemeinnützige (ökonomische) Aufsätze für das Hannövrische Magazin, die ihm gut honorirt würden, und mich aufforderte, auch einmal einen gemeinnützigen Aufsatz, etwa über einen mechanischen Gegenstand, zu schreiben, so that ich dieß, schickte eine Abhandlung „Ueber die Stellung und Regulirung der Uhren“ ein, und hatte in wenigen Tagen das Vergnügen, ihn gedruckt zu sehen und dafür mehrere Thaler Honorar zu erhalten, die ich natürlich meinen Eltern gab. Bald ließ ich mit gleichem Glück noch andere Aufsätze im Hannöverschen Magazin, und auch im Leipziger Journal für Fabrik ꝛc. nachfolgen.

So war ich, 18 Jahre alt, auf einmal Schriftsteller geworden und

konnte meiner Familie mit manchem Thaler aushelfen. Als der Anfang auf diese Art gemacht war, strebte ich weiter. Im Jahr 1797 wurde mein erstes, noch kleines Buch, „Versuch einer Geschichte der Uhren“ bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen gedruckt. Ich erhielt dafür 24 Thaler Honorar. Das war für mich und meine Familie schon eine bedeutende Summe. Wie vergnügt ich darüber war, kann man denken. Und als nun gar in den Jahren 1799 und 1800 mein „Wörterbuch der Uhrmacherkunst mit Kupfern, in zwei Bänden bei Sommer in Leipzig“ erschien, wofür ich einige Hundert Thaler Honorar erhielt, da war ich vollends glücklich; da konnte ich meinen Eltern Manches anschaffen, was sie sehr nöthig hatten und bisher entbehren mußten. In den nächsten paar Jahren kam außer einer Anzahl kleiner Schriften die „Ausführliche Geschichte der Uhren und der Uhrmacherkunst bei Roch und Comp. in Leipzig“ heraus. Und hauptsächlich von dieser Zeit an ging es mir und den Meinigen immer besser.

Das glücklichste Jahr für mich war das Jahr 1800, in welchem ich am 4. Juni, dem Geburtstage unseres guten Königs Georg III., den von der philosophischen Fakultät unserer Universität ausgesetzten (mathematischen) Preis gewann, eine 25 Dukaten schwere, sehr schöne goldene Medaille. Das Urtheil der Fakultät war: varia, insigni et subtili eruditione instructus ..... vix aliquid, quod requiri possit, desiderari passus est. Die Abhandlung wurde bei Dieterich unter dem Titel gedruckt: Commentatio de usibus circuli et aliarum curvarum in artibus mechanicis et architectura etc. in certamine literario civium Academiae Georgiae Augustae . . . praemio ornata. Die Preisschrift hatte, vorzüglich auf Antrieb des damaligen Fürstbischofs von Constanz und Regensburg (des edeln Dalberg, nachmaligen Großherzogs von Frankfurt und Fürst Primas des Rheinischen Bundes) die 1802 bei Raspe in Nürnberg herausgekommene „Ausführliche Geschichte der Anwendung aller krummen Linien

in den mechanischen Künsten und in der Architektur bis auf die neuere Zeit" veranlaßt. Jener vortreffliche Mann, der sich für die Gegenstände meiner Preisschrift immer sehr interessirte, weshalb ich ihm auch ein Exemplar derselben zugeschickt hatte, schrieb mir: „Ihre „Preisschrift enthält eine schöne Uebersicht, wie nach und nach die „höhere Größenlehre auf Mechanik angewandt worden. Die Anwen„dung der Parabel auf den Schiffbau der Alten, akustische Bildung „alter musikalischer Instrumente, die Stelle des Strabo von Schwib„bögen der Babylonier, die gebogenen bretternen Dächer des alten „Deslorme hätten vielleicht noch einen Platz verdient. Im Ganzen „haben Sie Vieles beigebracht, wohlgeordnet, gründlich dargestellt. „Eine künftige Fortsetzung, was nach Descartes geschehen, ist ihrer „würdig. Werden Sie den Deutschen, was Montucla den Franzosen „ist, Geschichtschreiber der Mathematik."

Die vorhin genannte ausführliche Geschichte dedicirte ich dem berühmten Manne; einem Bessern konnte ich sie nicht widmen. Ich hatte darin ja die Winke benutzt, welche dem Werke mehr Vollkommenheit gaben, und welche überhaupt das Erscheinen deselben veranlaßten. Er antwortete mir hierauf wieder eigenhändig und nur gar zu schmeichelhaft: „Sie haben mir mit Uebersendung Ihrer Geschichte „der Anwendung krummer Linien sehr viele Freude gemacht und recht „dankbar bin ich für die Ehre, die Sie mir erzeigt haben, mir dies „treffliche Werk zuzueignen. Ich lese es mit wahrem Vergnügen und „habe aus dessen reichem Inhalte viele gründliche Kenntnisse geschöpft, „viele Aufschlüsse erhalten. Wäre ich doch jetzt schon im Stande, „Ihnen meine ganze Dankbarkeit zu bezeigen; doch ich hoffe, daß „mir nicht immer Mittel und Gelegenheit dazu mangeln werden. Ich „bin überzeugt, daß dies treffliche Werk mehrere Auflagen erhalten „wird, wo Sie dann Gelegenheit haben werden, demselben in Betreff „des Schiffbaues, der Segel, der Form der Flügel an den Windmüh„len, der Anwendung auf Aerostatik, der Messung dunstartiger Gase

„in Beziehung auf ihre Kräfte, welche Prony so glücklich durch krumme „Linien ausgedrückt hat, ferner Regierung des Feuers, Verberirung „der Hitze, wobei es so viel auf diejenige Linie ankommt, nach welcher „chemische Werkzeuge, hohe Oefen, Glashütten ꝛc. construirt sind, eine „größere Ausdehnung zu geben. Einem Geist, wie der Ihrige, ge„meinnützig und unermüdet, gilt keine Beruhigung, bis er seinem „Werke die höchste Vollendung gegeben hat."

Im Jahr 1803 gewann ich den vom Grafen Leopold von Berchtold in Mähren ausgesetzten Preis von 50 Dukaten für glückliche Lösung der Aufgabe: „Was für Maschinen und Erfindungen zur Rettung des menschlichen Lebens aus verschiedenen Gefahren sind bekannt, und welche verdienen vor anderen den Vorzug?" Die in Wien bei Schmidt auf Kosten des Preisausstellers gedruckte, an die Regierungen Europa's unentgeldlich vertheilte, und bald in fast alle europäische Sprachen übersetzte Preisschrift veranlaßte später andere über denselben Gegenstand von mir herausgegebene Schriften, namentlich das „Rettungsbuch bei Helwig in Hannover, das Noth- und Hülfslexikon bei Schrag in Nürnberg, und Schutz und Wehr gegen Unglücksfälle, bei Cotta in Stuttgart und Tübingen." Im Jahr 1805 gewann ich den von der Fürstlich Jablonowsky'schen Societät der Wissenschaften in Leipzig ausgesetzten mathematischen Preis, gleichfalls eine 25 Dukaten schwere goldene Medaille, für glückliche Lösung der Aufgabe: „De incrementis et progressibus literarum mechanicarum seculo duodevigesimo," abgedruckt in den Nov. Actis Societatis Jablon. Tom. III. Lips. 1812. Später gab ich diese Abhandlung mit Vermehrungen auch deutsch heraus, unter dem Titel: „Die Mechanik des achtzehnten Jahrhunderts und der ersten Jahre des neunzehnten ꝛc. Pyrmont 1807."

Doctor der Philosophie und Fürstl. Schwarzburgischer Rath war ich 1802 in Göttingen schon; auch las ich daselbst, als Privatdocent, ein mathematisches Collegium (mathematische Geographie,) das stark

besucht wurde. Ich war in meiner Vaterstadt geachtet und die Professoren, namentlich Heyne, Heeren, Schlözer, Mayer, Blumenbach und Beckmann waren freundlich und gütig gegen mich, wie dies Kästner und Lichtenberg bei ihren Lebzeiten auch gewesen waren.

Den Ruf nach Frankfurt am Main als Lehrer der Mathematik und Physik des Gymnasiums, mit circa 1400 Gulden Gehalt, nahm ich im Winter 1804 — 1805 an, und Ostern 1805 ging ich nach Frankfurt ab, wo besonders, außer meinen Collegen und Landsleuten Matthiä und Grotefend, der Senior Ministerii Hufnagel, der Stadtschultheiß Schöff von Günderrode, der Banquier Staatsrath von Bethmann und der hannövrische Minister-Resident von Schwarzkopf sehr freundlich und wohlwollend mich aufnahmen. Im Herbste desselben Jahres erhielt ich nach der ersten mit meinen Schülern im Kaisersale vorgenommenen öffentlichen Prüfung von dem hohen Senate der freien Stadt ein belobendes Dekret nebst dem Professor-Titel und Besoldungszulage. In dem Decrete hieß es: „Es wäre dem durch seine ungemein geschickte Lehrmethode sich auszeichnenden Rath und Professor Poppe aus eigener Bewegung und zur Aufmunterung eine Besoldungszulage von 100 Gulden des 24 Guldenfußes anzuweisen.“ So war ich Bürger der freien Stadt Frankfurt und durch eine feste Anstellung mit ansehnlichem Gehalte von nun an aller jener materiellen Sorgen enthoben, unter welchen meine Jugend dahingeschwunden war.

Im September 1805 heirathete ich eine Göttinger Bürgerstochter, Christiane Mentzer. In den Jahren 1807 — 1816 wurden mir vier Kinder geboren, drei Töchter und ein Sohn. Der Letztere lebt seit 1839 als Lehrer der Mathematik und Physik in seiner Vaterstadt Frankfurt. *)

*) Er hat im Sommer des Jahres 1850 eine polytechnische Vorschule errichtet, die eine rege Theilnahme genießt. Anm. des Herausgebers.

Merkwürdig für Frankfurt, aber keineswegs angenehm war in jenen Kriegsjahren die Verwandlung der freien Stadt durch Napoleon in ein Fürstenthum. Indessen war es ein Trost für die Frankfurter, daß sie an Dalberg einen wohlwollenden und edeln Fürsten erhielten, der manches Schöne und Nützliche ins Leben rief, was sie auch bald dankbar anerkannten. Die neu errichtete höhere Lehranstalt, das akademische Lyceum, bei welchem auch ich angestellt wurde, und in Gemeinschaft mit Matthiä, Grotefend, Roth, Schlosser (dem berühmten Historiker) und Molitor arbeitete, war Dalbergs Werk. Der Frankfurter Schlosser (Göthe's Vetter) war Direktor desselben. Nachdem es einige Jahre bestanden, ging es nebst der medicinischen Schule wieder ein, und ich kehrte an das Gymnasium zurück. In meinen von Amtsarbeiten freien Stunden beschäftigte ich mich mit schriftstellerischen Studien. Ich arbeitete an der Fortsetzung des umfangreichen Werkes: „Encyclopädie des gesammten Maschinenwesens," wovon der 1. Band 1803, der letzte oder 8te 1827 herauskam. In der Hermann'schen Buchhandlung zu Frankfurt erschien mein „Lehrbuch der reinen und angewandten Mathematik (später in neuer Auflage), bei Wilmans der „physikalische Jugendfreund," welcher große Verbreitung in Deutschland fand. Neben diesen und andern literarischen Arbeiten hielt ich noch mehrere Winter hinter einander physikalische Vorlesungen vor einem großen Cirkel von Herrn und Damen gebildeter Stände, deren Wißbegierde und Beifall mich sehr erfreute.

Als der Freiheitskrieg beendigt, Ruhe und Frieden zurückgekehrt war und Frankfurt seine freie Verfassung wieder erlangt hatte, da durfte man wohl auf Mittel denken, manche theils in Stillstand gerathenen, theils zurückgekommene Gewerbe wieder zu heben und vorwärts zu bringen. Auch ich dachte darüber nach und hielt es für meine Schuldigkeit, dazu beizutragen, was meine schwachen Kräfte vermochten. Ich wußte, daß die Hamburger Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und Gewerbe, deren Associirter ich seit mehreren

Jahren die Ehre hatte, zu sein, schon vor dem Kriege viel Gutes gewirkt hatte. Sollte nun nicht für Hamburgs Schwesterstadt, unser Frankfurt, zu denselben nützlichen Zwecken ein ähnlicher Verein wünschenswerth sein? Ich sprach darüber mit einigen in der Sache erfahrenen Freunden und Patrioten, erläuterte ihnen die Art und Weise, wie dieses nach meiner Meinung geschehen müßte; sie billigten meine Idee und sagten mir bei der Ausführung ihre Mitwirkung zu. So die Herren Ulrich, Albert, Friedleben, Diesterweg, Wöhler, Serviere, Clarus, Kestner. Bald trat nun die Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften ins Leben, klein in der Anzahl ihrer Glieder, groß in dem Vorsatze Gutes zu wirken. Aber auch die Zahl der Mitglieder wurde bald größer, so daß sie in kurzer Zeit auf einige Hundert stieg. Durch die Geldbeiträge der Mitglieder erlangte man die Mittel ein größeres Lokal und manche bei den Vorträgen erforderlichen Apparate anzuschaffen. Außer den eigentlichen oder aktiven Mitgliedern wurden bald auch Ehrenmitglieder ernannt. Man erzeigte mir die Ehre, mich zum Präsidenten der Gesellschaft zu ernennen; auf meinen Vorschlag wurde jedoch der Titel Präsident, welcher mir zu vornehm klang, in den bescheideneren Titel „proponirender Sekretär" umgewandelt. Das Nützlichste, welches die Gesellschaft neben ihren Vorträgen zunächst schuf, war schon im ersten Jahre die Sonntags- und Feiertagsschule, namentlich für Gesellen und Lehrlinge zu einer Tageszeit gehalten, wo der Gottesdienst beendigt war. In dieser Schule sollten die zu Handwerkern, Künstlern und Fabrikanten bestimmten jungen Leute die gehörigen Vorkenntnisse zu ihren Fächern und eine weitere Ausbildung in dem bereits Erlernten erlangen, auch vor unnützen, für ihre Sittlichkeit gefährlichen Zerstreuungen bewahrt werden. Nach kurzer Zeit war die Anzahl der Schüler, die anfangs nur 25 betrug, über 100 gestiegen. Besonders thätig als Lehrer darin waren in der ersten Zeit die Herren Diesterweg, Friedleben, Ulrich, Hahn und Müller. Anfangs beschränkte

sich der Unterricht in der Anstalt auf Schreiben, Rechnen, Geometrie, freies Handzeichnen und allgemeine Naturkenntnisse; später kam Physik, Chemie, Mechanik, allgemeine Technologie, architektonisches und Maschinenzeichnen hinzu. Die Herren Diesterweg und Friedleben hatten in dem gedruckten Programme den Zweck und Nutzen der Schule gründlich und schön auseinander gesetzt, und ich selbst hatte einige Zeilen beigefügt.

Als die Schule immer großartiger sich erweiterte, dachte man auch auf Auszeichnungen für die geschicktesten und fleißigsten Schüler. Diese Auszeichnungen bestanden Anfangs in Geldprämien und Bücherprämien; dann ließ man auch große und kleine silberne und bronzene Medaillen prägen, womit man ihre Geschicklichkeit und ihren Fleiß je nach dem Grade derselben krönte. Aus der Sonntagsschule entsprangen in wenigen Jahren noch andere sehr nützliche und segensreich wirkende Anstalten, namentlich die Sparkasse, und die Anstalt zur Belohnung lange dienender, braver Dienstboten. Das Bewußtsein des Antheils, welchen ich an der Entstehung dieser Anstalten durch Gründung der Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und der Sonntagsschule habe, gewährt mir am Abend meines Lebens eine wohlthuende Befriedigung. Zu ausgedehnterer Blüthe entfaltete sich die Gesellschaft freilich erst später, besonders durch die Thätigkeit ihres kenntnißreichen und patriotischen Präsidenten, des Herrn Dr. Wöhler, der bis zu seinem am 19. Juli 1850 erfolgten Tode unermüdlich sein Amt verwaltete.

Mehrere auswärtige naturwissenschaftliche und technologische Gesellschaften hatten mich, außer den schon erwähnten Hamburgischen und Göttingenschen, zu ihrem korrespondirenden oder Ehrenmitgliede ernannt, nämlich die Hanauer (Wetterau'sche), Marburger, Leipziger, Erlanger, Würzburger, Koburger, Jenaer, Potsdamer und Münchner. Ich bedaure nur, daß ich bei allen diesen nicht so wirksam sein konnte, als ich es gewünscht hatte.

Unter den hervorragenden Persönlichkeiten, mit welchen ich während meiner 12jährigen Berufsthätigkeit in Frankfurt durch Vermittlung der Wissenschaft in nähere Berührung kam, nenne ich die Herrn von Meyer, Nikolaus Voigt, von Gerning, von Günderrode, Hufnagel, von Bethmann, von Eberstein, Schmitz von Grollenburg, Graf von Benzel=Sternau, Sömmerring.

Unter den jetzigen Frankfurter Schöffen und Senatoren, so wie unter den dasigen Aerzten, Advokaten und Predigern sind viele treffliche Männer, welche meine Schüler im Gymnasium und Lyceum waren, und ich habe seither von mehr als einem mich des Beweises zu erfreuen gehabt, daß ich immer noch in freundlichem Andenken bei ihnen stehe.

Im Jahr 1818 erhielt ich einen Ruf nach Tübingen als ordentlicher Professor der Technologie.

Die Beweggründe, welche mich zur Annahme dieses Rufes bestimmten, waren keineswegs materieller Art, sondern der längst gehegte Wunsch als Lehrer an einer Universität und zwar in einem Fache zu wirken, welches mir von früher Jugend an als Hauptlebenszweck vorgeschwebt hatte, war durch diese Berufung in Erfüllung gegangen.

In Tübingen hatte ich Muße genug, meine schriftstellerischen Arbeiten fleißig fortzusetzen. Unter den seit 1818 bis 1847 erschienenen Werken fanden besonders die Volksnaturlehre und die Volksgewerbslehre in zahlreichen Auflagen eine große Verbreitung. Mehrere dieser Werke wurden in fremde Sprachen übersetzt, namentlich ins Französische, ins Italienische, ins Schwedische, ins Holländische, ins Russische und ins Böhmische. So ließ die Böhmische patriotische Gesellschaft zur Beförderung der Gewerbe, unter dem Präsidio des Grafen Dieterichsstein meine Volksgewerbslehre ins Böhmische übersetzen, um die mit vielen Abbildungen versehene, aus drei starken Bänden bestehende Uebersetzung im Lande theils unentgeltlich zu vertheilen, theils sehr wohlfeil abzugeben.

Meine Vorträge in Tübingen betrafen Technologie und Maschinenlehre; auf Bitten vieler meiner Zuhörer las ich auch ein Paar Jahre hindurch reine Elementar-Mathematik.

Die Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Stuttgart ernannte mich zu ihrem korrespondirenden Mitgliede, und lud mich alle Jahr nach Stuttgart zu den Sitzungen ein, die zur Prüfung über die eingegangenen landwirthschaftlichen und technischen Preisgegenstände in jedem Herbste statt fand. Mehrere Male berief mich nach einer solchen Sitzung der König zu sich aufs Schloß und unterhielt sich mit mir über das Resultat der Sitzung, über die Landesuniversität, über Gegenstände der Industrie und Wissenschaft. Als einen besonders hohen Beweis seiner Anerkennung und seines Wohlwollens durfte ich es ansehen, daß er mir im Jahr 1836 den Kronorden ertheilte, womit zugleich der Personenadel verbunden ist.

Im Jahr 1844 reichte ich wegen vorgerückten Alters mein Gesuch um Pensionirung ein. Dieser Bitte wurde auch unter Zusicherung des vollen Gehaltes entsprochen.

Jakob Knoblauch.

Die ganze mehr als tausendjährige Vergangenheit der freien Stadt Frankfurt läßt sich in Bezug auf das biographische Element ihrer Geschichte in zwei gleich lange Theile zerlegen, nämlich in die Zeit bis zur Regierung des Kaisers Ludwig von Baiern (1313 — 1347), und in die Periode, welche seitdem verflossen ist. Während des erstgenannten Zeitraums tritt das Biographische noch gänzlich in den Hintergrund; auch die eifrigsten archivischen Untersuchungen dürften wohl nur zu einem sehr dürftigen Resultate führen. Aus der späteren Zeit dagegen bieten sich der Nachrichten über hervorragende Persönlichkeiten von Generation zu Generation immer mehr und mehr. Arm zwar an derartigem Stoff sind noch das 14. und 15., reicher aber schon das 16. Jahrhundert. Erst vor wenigen Jahren sind uns aus den Händen zweier heimathlichen Forscher *) zwei Männer jener Zeit, Hartmann Beyer und Adam Elsheimer, in lebensvollen Gestalten entgegengetreten. Und wie reich sind nicht das 17. und 18. Jahrhundert, gleichwie die ersten Jahrzehnte des 19., so weit wir die letzteren unbefangen betrachten können, an den interessantesten Männern!

An Kaiser Ludwig von Baiern und seine Herrscherzeit knüpft sich ein unvergeßliches Verdienst: die Begünstigung des edlen Bürger-

*) Steitz und Passavant.

thums. Ludwig war ein großer Freund der Städte. Auch für Frankfurt hat er viel gethan; ja man kann sagen, daß ihm die Stadt mehr Freiheit und Gnadenbezeugung verdankt, als allen übrigen Kaisern der späteren Jahrhunderte des Mittelalters. Ludwig ist es, den Frankfurt als Gründer jener hohen Stufe von Unabhängigkeit zu verehren hat, welche ihr von der Zeit an unter den deutschen Reichsstädten eine der vornehmsten Stellen anwies. In einem Diplom vom 30. Mai 1320 erließ er den hiesigen Bürgern, so wie denen der drei andern wetterauischen Städte, Friedberg, Wetzlar und Gelnhausen, gegen eine jährlich zu entrichtende Steuer von 1600 Mark alle übrigen Steuern, und selbst diese ermäßigte Reichssteuer erließ er wiederum den Frankfurter Bürgern schon in der nächsten Zeit zu wiederholten Malen. Bald nachher reihte sich ein Gnadenbrief an den andern. Ludwig verbietet z. B., daß fünf Meilen um die Stadt irgend ein Zoll angelegt werde, damit der Handel und Verkehr Frankfurts keine Beeinträchtigung erleide; er verspricht, die Stadt nicht zu verpfänden und erklärt im Voraus, alle von ihm aus Vergessenheit ausgestellten Pfandbriefe für völlig wirkungslos; er bevollmächtigt die hiesigen Bürger, in seinem und des Reiches Namen alle Güter und Gülten des Reichs in und bei Frankfurt, die von ihm und seinen Vorfahren verpfändet oder wiederkäuflich verkauft wären, „es seien Zölle, Wege, Juden, Ungeld, Bornheimer Gerichte (die Gerichtsbarkeit in den Dörfern der Grafschaft des Bornheimerberges), Schultheißenamt oder was es sei," einzulösen und bis zur Wiederlösung durch das Reich mit allen Nutzen und Rechten zu behalten; sollten aber die Pfand- oder Wiederkaufsinhaber diese Lösung nicht gestatten, so seien die Bürger Frankfurts berechtigt, dieselben anzugreifen und mit Gewalt zu nöthigen.

Mit dieser verliehenen Anwartschaft auf einen dauernden Genuß der veräußerten königl. Rechte beginnt eine lebensvolle Entfaltung des Frankfurter Bürgerthums. Und dazu sollte von Seiten des Kai-

fers noch mehr kommen. Bereits 1329 befreit Kaiser Ludwig von Pavia aus die Bürger Frankfurts von allen Zöllen zu Wasser und zu Land, wo sie auch fahren, es sei mit oder ohne kaufmännische Begleitung. Ein Jahr nachher ertheilt er von München aus das Recht, jährlich in den Fasten einen 14 tägigen Markt (die spätere Ostermesse) zu halten. Es heißt in der Urkunde: die Bürger sollen diesen Markt haben zu dem Markt, den sie von alter Gewohnheit gehabt haben, (darunter war natürlich die uralte Herbstmesse zu verstehen). Später verspricht er noch für sich und seine Nachkommen, weder der Stadt Mainz, noch einer andern Stadt eine Messe oder einen Markt zu geben, welche denen von Frankfurt schädlich sein möchten. — Deßgleichen ertheilte Ludwig bei seinem Aufenthalt zu Frankfurt im Jahr 1333 die Erlaubniß, die Stadtmauern (bis zu ihrem späteren vollständigen Umfange) zu erweitern, ohne deßhalb die Reichssteuer zu erhöhen.

Diese und andere schätzbaren Rechte und Privilegien, diese so beharrliche Gunst des kaiserlichen Oberherrn, wohl verdankte sie Frankfurt zunächst seiner Treue und Anhänglichkeit an Ludwig und dem Widerstande, den es dem Gegenkönige Friedrich von Oesterreich geleistet; dennoch aber scheint es, als wenn auch der Einfluß nicht ohne mächtige Wirkungen auf die kaiserliche Gesinnung geblieben sei, der bedeutende Einfluß, welchen ein Mann in Frankfurts Mauern auf Kaiser Ludwig ausübte, der mit ihm in den genauesten Verhältnissen persönlichen Wohlwollens stand. Es war dieß der hiesige Patrizier Jakob Knoblauch. v. Fichard bezeichnet ihn als den angesehensten Frankfurter Bürger seiner Zeit. Er entstammte einer der ältesten hiesigen schöffenbaren Familien. Das Geschlecht der Knoblauch oder Klobelauch (wie auch die Pflanze dieses Namens ehemals geschrieben wurde), zeichnete sich vor andern durch Reichthum und Einfluß aus. Das Haus zum Klobelauch in der Saalgasse am Weckmarkte, unweit der Sala, hatte nach ihnen den Namen erhalten. Glieder der

Familie begleiteten achtzehn Mal das Bürgermeisteramt: 9mal im 14., 5mal im 15. und 4mal im 16. Jahrhundert. *) Als ihren Stammvater betrachteten sie einen im Jahre 1238 verstorbenen Heinrich Knoblauch. — Was Jakob Knoblauch insbesondere betrifft, so kennen wir nicht das Jahr und den Tag seiner Geburt, er erscheint urkundlich zuerst 1321, im Jahr 1323 ist er älterer Bürgermeister, 1329 legt er den Knoblauchshof vor der Stadt an, löst 1333 mit kaiserlicher Einwilligung die allmälig verfallene Sala von dem Grafen von Wertheim und dem Herrn von Epstein ein, die er dann aufs Neue erbaut und durch mehre kaiserliche Briefe als Pfandeigenthum zugesichert erhält. Kaiser Ludwig wohnt öfters bei ihm in der Sala, ernennt ihn 1334 zu seinem Hofdiener (d. i. Kammerherrn) und bleibt ihm bis an sein Lebensende ausnehmend gewogen. Er bezeichnet ihn gewöhnlich als den „ehrbaren und bescheidenen Mann." Auch Kaiser Karl IV. hält ihn werth und bestätigt seine Ernennung zum Hofdiener 1349. Er stirbt als Schöff 1357. — Ein scheinbar sehr geringfügiger Umstand läßt deutlich erkennen, in welch' hohem persönlichen Ansehen Jakob Knoblauch bei seinen Mitbürgern gestanden haben mag. Er wird nämlich mehrmals mit dem damals selbst für einen Schöffen noch sehr ungewöhnlichen Prädikate „Herr" bezeichnet. — Indem nun dieser Mann die Ruine des kaiserlichen Palastes von den Pfandinhabern einlöste und diesen auf's Neue erbaute, indem er von Kaiser Ludwig den erblichen Besitz dieser Pfandschaft mit Clauseln zugestanden erhielt, welche die Auslösung von dem Reiche in die entfernte Zukunft versetzen mußten, indem er dieses einst königliche Eigenthum zuletzt sogar als Weiberlehen besaß, verhalf er seinen Mitbürgern dadurch zu der unbestrittenen Herrschaft innerhalb der Ringmauern, und wenn die Worte v. Fichard's: „diesem Jakob Knob-

*) Es fällt dieß in die Jahre 1311, 1315, 1331, 1351, 1352, 1357, 1363, 1366, 1384, 1401, 1407, 1417, 1479, 1485, 1501, 1507, 1515, 1576.

lauch, der von Ludwig mit den höchsten Ehrenbezeugungen begnadigt worden, verdanke Frankfurt alle unter Ludwigs Regierung erhaltene Privilegien," auch nur theilweise auf Wahrheit begründet sein sollten, so würde dieß doch keineswegs die Behauptung widerlegen oder schwächen, daß sich mit Jakob Knoblauch die chronologische Reihenfolge der merkwürdigen und berühmten Frankfurter in ehrenvollster Weise eröffne.

Sifried „zum Paradies".

Nach dem Tode Jakob Knoblauch's, dessen Andenken die vorhergehenden Seiten dieses Buches gewidmet sind, verblieb die Gunst des kaiserlichen Gebieters seinen Angehörigen und wandte sich besonders zu dem Schwiegersohne des Verstorbenen, der uns als zweiter merkwürdiger Frankfurter entgegentritt. Sifried v. Bidenkap, später v. Marpurg und nach seiner Frankfurter Behausung zum Paradeis genannt, war der erste seines Geschlechts, der sich in Frankfurt niederließ. Ueber seine früheren Jugendjahre besitzen wir keine Nachrichten, doch läßt sein späteres Leben, besonders sein Verhältniß zu Kaiser Karl IV. vermuthen, daß er jene thätig im Auslande verbracht habe. Was wir mit Sicherheit von ihm angeben können, ist Folgendes. Im Jahr 1347 wird er in Frankfurt Bürger, heirathet bald nachher Katharina Knoblauch, erkauft 1351 das Haus zum

Paradeis, tritt 1359 in den Rath, wird 1360 (also drei Jahre nach dem Tode seines Schwiegervaters) Hofdiener Karl's IV., 1362 auf Empfehlung des Kaisers Schöff, 1365 heimlicher Rath (Geheimerath) des Kaisers, bald nachher Schultheiß. Letzteres Amt bekleidete er sechs Jahre lang, wurde sodann wieder Schöff und starb 1386. Kurz vor seinem Tode versöhnte er sich noch mit seinem Sohne gleiches Namens, mit dem er lange Zeit in Zwietracht gelebt hatte. Gleichzeitige hervorragende Mitbürger von ihm waren Wicker Frosch, Rudolph v. Sachsenhausen und Heinrich v. Geilenhusen.

Seine Bedeutung in der Geschichte Frankfurts erhält Sifrid durch die einflußreiche Stellung, welche er während der sogenannten Unruhen der Zünfte (1355 — 1368) seit dem Jahr 1360 als Führer der patricischen Partei einnimmt. Um dieß nachzuweisen, bedarf es einer gedrängten Darstellung jener auf den inneren Zustand Frankfurts so einflußreichen Begebenheiten.

Es ist jedem Kenner vaterländischer Geschichte nur zu bekannt, wie gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, nach dem Tode des kräftigen Kaisers Rudolph I., die Mittel zur Erhaltung des Friedens und der Ordnung in dem weiten Umfange des deutschen Reiches immer mehr entschwanden. Die allgemeine Unsicherheit führte zu engerer Verbrüderung Gleichgesinnter. Es erschien die Zeit der Bündnisse der Städte, der Ritter, der Fürsten, die Einigen Schutz, Vielen aber das Mittel zur Befriedigung der Herrschsucht gewährten. Die Städtebewohner oder Bürger hatten zu ihrer Vertheidigung gegen äußere Feinde die Waffen zu führen gelernt; so erstarkten denn auch die uralten Genossenschaften im Innern der Städte selbst — die Zünfte. Kein Wunder, wenn zu einer Zeit, wo Gewalt und Selbsthülfe erlaubt schien, unter den wohlhabenden Zunftvorstehern Anführer auftraten, die auf Kosten der übrigen Einwohner herrschen und ihrem Stande die Regierung zueignen wollten. Es erwachte deßhalb ein allgemeines Streben der Zünfte, den bisherigen Umfang ihrer Rechte zu erweitern, ein

Streben, das vom Jahre 1330 an einige Jahrzehnte hindurch mittelst der wechselseitigen Verbindungen der Zunftgenossen an verschiedenen Orten die Flamme bürgerlicher Zwietracht mehr oder minder anfachte (wie z. B. in Speier, Hagenau, Zürich, Basel, Mainz, Augsburg). Beinahe überall fielen diese Versuche zum großen Vortheile der Zünfte aus; der Grund davon lag theils in der vereinten Kraft der zahlreichen Menge, theils in der öffentlichen Stimmung, welche das Streben der Zünfte begünstigte. Denn allerdings hatte in mehren Städten der Uebermuth, zum Theil die Mißhandlung von Seiten des allein herrschenden Stadtadels die Rache des Selbstgefühls aufgeregt, und in einigen waren die Zunftgenossen wenigstens von allem Mitantheil an der Regierung und Verwaltung der Stadt ausgeschlossen.

Anders war dieß in Frankfurt, wo der frühere Zeitraum keine Spuren der Unterdrückung darbietet, und die Zünfte seit einem Jahrhunderte entschiedenen Antheil an dem Regimente nahmen. Hier war nur von Ausdehnung der früheren Rechte die Rede, eine Forderung, welche von dem Ehrgeize einzelner Zunftvorsteher ausging, und von auswärtigem Antrieb wo nicht verursacht, doch unterhalten wurde, nie aber in eine allgemeine Bewegung der Masse der Einwohner ausartete.

Das Vorspiel der Unruhen fällt in das Jahr 1352, wo sich die Schmiede unter einander verabredeten, nur um einen bestimmten Preis zu verkaufen und in der Messe die Einfuhr des fremden Eisens zu verhindern, wo sich ferner die Zimmerleute, Steindecker und Steinmetzen zu einer neuen Zunft vereinten, mit der Absicht, jedem Andern die Ausübung ihrer Arbeit zu verwehren, und wo von zünftigen und unzünftigen Handwerkern noch andere gemeinsame eigenmächtige Beschlüsse gefaßt wurden. Der Rath widersetzte sich dem und befahl zuletzt, daß keine neue Zunft errichtet und von keiner bestehenden neue Gesetze ohne des Rathes Wissen und Willen gemacht werden sollten.

Wenige Jahre nachher, zu Anfange des Jahres 1355, erschienen

die Vorsteher der damals vorhandenen 14 Zünfte vor dem Rathe mit dem Begehren, sie bei solchen Gewohnheiten, die sie von Alters hergebracht hätten, zu beschützen und ihnen zu mehrer Sicherheit Briefe oder urkundliche Ausfertigungen darüber zu ertheilen. Sie hatten zu diesem Schritte den Zeitpunkt gewählt, wo sich Kaiser Karl IV. in der Lombardei befand und deßhalb der Rath auf keinen äußern Beistand rechnen konnte. Bestürzt suchte er zwar Zeit zu gewinnen, aber vergeblich; er mußte zuletzt das an ihn gestellte Begehren ohne weiteren Vorbehalt erfüllen. Seine Verlegenheit benutzend sandten nun auch die Gadenleute (Kaufleute), welche damals einen besonderen Stand zwischen den Geschlechtern und den Zünften bildeten, einige ihrer Vorsteher an den Rath. „Sie hätten," sagten diese, „sich nie von dem Rathe getrennt und wollten auch künftig es immer mit demselben halten; nur möge ihnen der Rath vergönnen, bei ihren Gewohnheiten zu bleiben, namentlich aber bei der, daß man außer der Messe nirgends anders, als unter den Gaden (d. h. den in den Straßen der Stadt aufgerichteten hölzernen Buden) Gewand oder Tuch ausschneiden dürfe." Dreist genug nannten die Gadenleute dies Handelsmonopol, welches sie zuvor nicht gehabt hatten, ein altes Herkommen. Der Rath wies jedoch die Forderung als eine schädliche und gefährliche Neuerung zurück, zumal da sich auch die Wollenweber und andere Handwerker gegen dieselbe aussprachen. Vergebens wandten sich darauf die Gadenleute mit ihrer Bitte an den Kaiser. In ihren Erwartungen getäuscht vereinigten sie sich nun mit den Zünften, und stellten gemeinsam mit denselben an den Rath das Verlangen: „man solle acht ihrer Vorsteher, von ihnen selbst in den Rath gewählt, mit völliger Macht an allen Stadtämtern Antheil nehmen lassen; denn sie wollten um die Geschäfte der Stadt, um die Verwendung der Gefälle und des öffentlichen Gutes wissen." Der Rath ertheilte die Antwort: „mit dem Gute der Stadt wäre jederzeit zu dem gemeinen Besten verfahren worden, und an der Verwaltung selbst habe ja stets die Rathsbank

der Zünfte mit Antheil gehabt." Aber statt aller Gegenrede betheuern die Zunftvorsteher, „es sei nun einmal ihr Verlangen, daß dieß so und nicht anders geschehe." — Kaum erwirkte der Rath eine kurze Verzögerung, um die Sache in Berathung zu ziehen.

Geheimer Förderer dieser ganzen Bewegung war der Dynast Ulrich III. von Hanau, ein ehrgeiziger und unternehmender Mann, dessen hauptsächliche Thätigkeit auf Vergrößerung der Macht seines Hauses und auf Erweiterung der Besitzungen desselben gerichtet war. Er besaß großen Einfluß am kaiserlichen Hofe und vereinte in sich die beiden wichtigen Aemter eines Landvogtes der Wetterau und eines Oberschultheißen von Frankfurt. Seine Wünsche mögen wohl dahin gegangen sein, Frankfurt, als den Hauptort seiner Provinz, der bereits erlangten reichsstädtischen Vorrechte nach und nach zu berauben und sich völlig unterwürfig zu machen. Die alten freibürtigen Familien Frankfurts erblickten wenigstens in ihm den Feind und Unterdrücker ihrer Freiheit. Auch war der Stand der damaligen Verhältnisse in Frankfurt für Ulrich's ehrgeizige Plane sehr gewinnverheißend. Jakob Knoblauch, das Haupt der freien Geschlechter, der die Gunst Kaiser Ludwigs des Baiern auf eine so edle Weise zum Vortheil seiner Vaterstadt benutzt, und dessen Weltklugheit ihm gleichen Einfluß bei Kaiser Karl IV. erworben hatte, war bald nach Ausbruch der bürgerlichen Unruhen, 1357, gestorben. Zunächst hatte kein anderes Mitglied des Frankfurter Schöffenstuhls einen gleichen Zutritt zu dem kaiserlichen Throne erlangt. So überwog denn Ulrichs Einfluß bei Karl IV. über die Bemühungen des Raths. Dieser mußte sich zu einem Vertrage mit den Zünften verstehen, welcher am 14. Februar 1359 die kaiserliche Genehmigung erhielt. Laut dieses Vertrags sollten die Zünfte und die Gemeinde jährlich zwölf wackere Leute aus ihrer Mitte erwählen, aus denen der Rath die sechs tauglichsten zu seinen Mitgliedern auf Jahresfrist zu ernennen habe; ferner sollte der jüngere Bürgermeister aus den zwei unteren Rathsbänken oder aus den eben-

erwähnten „Sechsern“ gewählt werden. An demselben Tag, an welchem dieser Vertrag bestätigt wurde, erhielt auch Ulrich die kaiserliche Vollmacht, in den durch die Pest bis auf acht Glieder verringerten Schöffenstuhl die fehlenden sechs Schöffen (drei aus den Handwerkern und drei aus der Gemeinde) wählen zu dürfen. So hatten denn zwar die Zünfte ihre Wünsche dem größten Theile nach erreicht, Frankfurt selbst aber war der Gefahr nahe gebracht, zu dem Zustand einer Landstadt herabzusinken, aus welcher die vorwiegende Herrschaft der Zunftgenossen alle angeseheneren und reicheren Einwohner entfernen mußte.

Von patriotischer Seite hatte nur Ein Mann an den Bewegungen der Zünfte thätigen Antheil, Heintze oder Heinrich in dem Saale, aus dem Geschlechte Spangenberg. Seinem Freunde Ulrich von Hanau verdankte er die Stelle eines Schöffen (1359) und eines Unterschultheißen über Frankfurt (1362). War es wirkliche Ueberzeugung oder alter Haß gegen die Familie Knoblauch, oder die Hoffnung, auf den Schultern der Zünfte zum höchsten Ansehen emporzuklimmen: genug er trat während des Verlaufs der Bewegungen an die Spitze derselben. Mit ihm waren besonders einverstanden: sein eigener Sohn, ferner Andreas Heilegeist, ein reicher Wüllknapp oder Wollenweber, der dreimal kurz hintereinander Bürgermeister war, Henne Wirbel, ein Metzger, der gleichfalls zweimal das Bürgermeisteramt bekleidete, Henne Schell, ein Bäcker, der ebenfalls Bürgermeister gewesen und mehre andre, theils Rathsherren, theils Zunftvorsteher, Leute von gutem Wohlstand und großem Ansehen bei dem Volke.

Seitdem diese Männer ihre Kraft und das behagliche Gefühl des Herrschens kannten, ging ihr Begehren immer weiter. Dabei richtete sich ihre Abneigung, ja Erbitterung insbesondere gegen den Mann, dessen Andenken diese Zeilen gewidmet sind und der um jene Zeit als thatkräftiger Führer der patriotischen Partei auftrat. Gleich seinem Schwiegervater hatte sich Sifried „zum Paradies“ durch Thätig-

keit und überwiegendes Talent die persönliche Freundschaft des Kaisers erworben. In den Jahren 1360 bis 1362 stieg sein Ansehen bei Hofe immer mehr, bis er endlich in Folge nachdrücklicher kaiserlicher Verwendung in den Frankfurter Schöppenstuhl eintrat. Dieses Ereigniß war sehr folgenreich. Die Partei der unzünftigen Bürger im Rathe, der es bis dahin an einem fähigen Anführer gefehlt hatte, erhob sich jetzt mit neuem Muthe. Daneben wußte Sifried, dessen Einfluß am kaiserlichen Hofe den des Ulrich zu überwiegen anfing, manche günstige Verordnungen auszuwirken. So entbrannte denn der Kampf hitziger als je vorher. Auf der einen Seite Sifried mit dem größten Theile der ersten und zweiten Rathsbank, auf der andern Heintz im Saale mit der dritten Rathsbank, mit den Sechsern der Zünfte und den übrigen Zunftgenossen. Heintz wußte seiner Partei den eigenen tödtlichen Haß gegen Sifried einzuflößen und steigerte die Erbitterung wider diesen Mann bis zu dem Grade, daß 1364 der Metzger und Rathsherr Henne Wirbel, der erst im Jahre vorher zum zweiten Male das Amt eines jüngeren Bürgermeisters bekleidet hatte, mit seinen Genossen Sifried bei nächtlicher Weile in dessen eigenem Hause mit gewaffneter Hand überfielen und ihn, sowie den Kaiser, das Reich und die Schöffen zu Frankfurt in arger Weise schmähten. Sifried trat jetzt an dem kaiserlichen Hofe klagend auf und erwirkte einen kaiserlichen Befehl, daß der Frevel an Henne Wirbel geahndet werden solle, was aber — nicht geschah. Vielmehr errang sich jetzt die Partei der Zünfte für eine Zeit lang das Uebergewicht. Zwei Jahre lang standen — eine merkwürdige Ausnahme in der Frankfurter Geschichte — nicht zwei, sondern drei Bürgermeister an der Spitze der Verwaltung, und zwar beide Jahre hindurch dieselben Personen: der Patricier Johann von Holzhausen und die Zunftgenossen Andreas Heilgeist und Henne (Johann) Schell. Endlich gegen Ausgang des Jahres 1365 waren die Unruhen in Frankfurt auf einen solchen Grad gestiegen, daß sie die höchste Aufmerksamkeit des Kaisers erregten und

ihn für die Erhaltung der Ordnung außerhalb der Stadt fürchten ließen. Er griff jetzt energisch durch. An die Stelle des Heintz im Saale wurde Sifried als Schultheiß eingesetzt und dem Erzbischof Gerlach von Mainz die Untersuchung und Bestrafung des Vorgefallenen mit ausgedehntester Vollmacht übertragen. Der Kirchenfürst begann mit unparteiischen Zeugenverhören, ohne sogleich die Angeklagten ihrer Freiheit zu berauben. Nachdem diese jedoch auf einen festgesetzten Tag zur Verantwortung vor Gericht nicht erschienen, sondern aus Frankfurt flüchtig wurden, behandelte er sie als zugeständige und durch ihr Nichterscheinen sich selbst überführende Verbrecher und zog ihr Vermögen wegen der Geldstrafe von 8000 Gulden, in welche sie ihres Vergehens und ihrer Flucht wegen verfallen waren, ein. Jetzt wurden denn die dem Rathe jährlich beigegebenen sechs Männer wiederum abgeschafft, dagegen aber die altherkömmliche Besetzung des Rathes selbst, also auch die dritte oder Zunftbank unverändert beibehalten, und zuletzt alle in den beiden Jahren 1364 und 1365 von Einer Partei gemachten neuen Einrichtungen für immer aufgehoben und vernichtet. So endeten denn diese ersten bürgerlichen Unruhen Frankfurts mit der vollständigen Wiederherstellung der alten Verfassung. Wie viel oder wie wenig dabei von der mitwirkenden Thätigkeit des Schultheißen Sifried „zum Paradies" ausgegangen sei, darüber ertheilt uns die Geschichte der Stadt keinen weiteren Aufschluß. Wir müssen uns damit begnügen, zu seiner Lebensskizze nur noch das wenige über ihn Ueberlieferte hinzuzufügen. Nachdem er ein Jahr lang Unterschultheiß des Landvogts Ulrich gewesen war, löste er 1366 das Schultheißenamt von ihm ein und bekleidete es noch bis 1371, wo er sowohl das Amt selbst, als auch die Verfügung darüber (als Reichspfandschaft) der Stadt zurückgab und seine Schöffenstelle wieder einnahm.

In welchem Ansehen Sifried beim Kaiser stand, zeigte sich in eigenthümlicher Weise, als Karl IV. im Jahr 1376 einen längst er-

sehnten Wunsch erfüllt sah, daß in Frankfurt sein ältester Sohn Wenzel zum römischen König oder zu seinem Nachfolger im Reiche ernannt wurde. Es scheint nun, als wenn es bei dem Wahlakte zum Streit über das Pferd gekommen sei, auf welchem der römische König in die Kirche ritt, weil dasselbe, auf ein altes Herkommen gestützt, Mehre in Anspruch nahmen. Karl IV. verlieh jedoch laut schriftlichen Erlasses vom 12. Juni 1376 dem Sifried „zum Paradiese" wegen der Dienste, die er dem Kaiser und dem Reiche geleistet, ihm und seinen Erben ewiglich das jedesmalige Roß, auf welchem der römische König bei seiner Wahl zur Kirche und wieder zurück zu seiner Herberge zu reiten pflege.

Sifried's Geschlecht erlosch im Mannsstamm 1502.

Hamann von Holzhausen
und
Philipp Fürstenberg.

Was wir von diesen beiden trefflichen Männern wissen, ist zwar noch weniger als das geringste Maß dessen, was als thatsächliches Element zu einer biographischen Zeichnung dienen kann, es würde aber schon darum unpassend sein, in einer Gallerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter ihre Namen mit Stillschweigen zu übergehen, weil sich an dieselben die Geschichte der zweiten bürgerlichen Unruhen knüpft, von denen Frankfurt auf einige, wenn auch kurze Zeit erschüttert wurde.

Seit 1368, wo Erzbischof Gerlach von Mainz die ihm gewordenen Aufgabe des Untersuchens und Bestrafens (vgl. S. 267) vollführt hatte, waren nicht weniger als 157 Jahre vergangen, ohne daß eine nachhaltige Störung des inneren Friedens in Frankfurt Statt gefunden hätte. Erst der Bauernkrieg 1525 gab Veranlassung zu neuen Bewegungen. In der Ostermesse des genannten Jahres verbreitete sich zunächst unter den hier anwesenden Fremden das Gerücht, es sei eine Verschwörung gegen Rath und Geistlichkeit im Werke, und man werde nach der Messe viel Neues zu sehen bekommen. Glücklicher Weise genossen die damals an der Spitze des Gemeindewesens stehenden einsichtsvollen Männer, die beiden Bürgermeister Hamann v. Holzhausen und Johann Stephan, ein allgemeines Vertrauen. (Der erstgenannte scheint nach dem, was von ihm berichtet wird, eine sorgfältige gelehrte Erziehung genossen und seine Jünglingsjahre ohne Zweifel auf Universitäten mit dem Studium der Rechte verbracht zu haben; es ist zu bedauern, daß die Familiennachrichten hierüber keine nähere Auskunft geben.) Als sich am zweiten Osterfeiertage, dem 17. April 1525, über 600 Bürger aus der Neustadt und Sachsenhausen auf dem Peterskirchhofe versammelten, begaben sie sich sogleich mitten unter sie. Hier werden sie mit Klagen bestürmt über den Druck der Gewissen, die Last der Abgaben, die Sittenlosigkeit der Geistlichen, und im Namen sämmtlicher Bürger begehrte die Menge unverzügliche Abstellung der Beschwerden. Vergebens verlangen die Bürgermeister eine schriftliche Darstellung der letzteren, vergebens Schonung der Stifter und Klöster; vergebens unterhandeln sie darüber mit zwei hervorragenden Stimmführern der Menge, dem Bender Peter Dörkel und dem Schneider Peter Krieger. Schon war von der schwäbischen und fränkischen Grenze her die Kunde von geplünderten Klosterkellern und gebrochenen Burgfesten bis nach Frankfurt gedrungen. Dieß Beispiel der Bauern war zu lockend für die Versammelten. Mit dem wilden Geschrei: „die Mönch haben lang genug mit uns gessen, wir müssen auch einmal mit ihnen

essen!" stürmen sie nach den Kellern des Dominikanerklosters und des Frohnhofes und berauschen sich in Wein und Freiheitsplanen. Am folgenden Morgen plünderten sie noch die Keller der Franziskaner, Carmeliter und mehrer verhaßten Geistlichen, nachdem sie vorher dem Rath eine Beschwerdeschrift überreicht hatten. Darauf warnte der Rath in einem Umlaufschreiben die Zünfte vor den Gefahren, welchen sich die Bürger durch Aufruhr und Empörung aussetzten. Doch nur bei wenigen fand er Gehör; die meisten fuhren fort sich bewaffnet zu versammeln, stellten Wachen aus und besetzten Thore, Thürme und Brücke.

Der Rath suchte nun zu vermitteln. In seiner Mitte befand sich ein beim Volke besonders beliebter Mann — Philipp Fürstenberg. (Von den jugendlichen Studien und Reisen dieses wissenschaftlich gebildeten Mannes hat sich leider keine Nachricht erhalten. Er war einer der ersten und thätigsten Beförderer der Frankfurter Kirchenreformation und eifriger Anhänger der Lehren Luthers. Mehre Patricier hatten auf Vorschlag des berühmten Erasmus von Rotterdam einen gelehrten jungen Mann, Wilhelm Nesen, als Lehrer ihrer Kinder nach Frankfurt berufen. Fürstenberg war es, der zuerst dessen Plan beförderte, eine lateinische Schule zu stiften, die darum, weil sie meist von den Söhnen der Geschlechter besucht wurde, die schola patriciorum, die Junkerschule, hieß und den Grund zu dem Frankfurter Gymnasium bildete.)

Philipp Fürstenberg zur friedlichen Unterhandlung an die Menge gesandt bewirkte, daß diese einen Ausschuß erwählten, der alle ihre Beschwerden gehörig zu Papier bringen und dem Rathe übergeben sollte. Die Schrift wurde sogleich auf der Schneiderherberge in 46 Artikeln abgefaßt und von den Abgeordneten des Raths unter Begleitung der ganzen Gemeinde auf den Römer gebracht. Diesen Artikeln gemäß sollten eine Menge von wirklichen oder vermeintlichen Mängeln, Gebrechen und Bedrückungen im Gemeinwesen beseitigt,

die Juden beschränkt, den Zünften große Freiheiten eingeräumt, besonders aber die Klöster und Stifter reformirt werden.

Nun begannen die Unterhandlungen, wobei aber die Bürger immer unter Waffen blieben. „Es waren Viele darunter," sagt ein Zeitgenosse, „die aus anderen Ursachen zum Aufruhr geschickt und lustig gewesen. Diese haben in der Sach so viel gehandelt und solch Gelauf im Harnisch gehabt, daß der Rath alles Regiments, Gebietens und Verbietens entübrigt, ja des Leibes und Lebens, seiner Ehr und Haabe nicht mehr sicher gewesen. Das Volk hat Niemand vom Rath bei sich haben wollen, hat sich selbst Kaiser, Papst, Bischof und Bürgermeister genannt!"

Gleich am Tage nach der Ueberreichung jener Artikel erklärte der Schuhmacher Hans von Siegen, ein Mitglied des Ausschusses und nebst dem Schneider Nicolaus Wild (auch Nicolaus Krieger genannt) ein Hauptführer der Bewegung, dem Rath rund heraus: „es wolle die Gemeinde die übergebenen Artikel stracks, ohne Abthun und Ausflüchte, gewährt und unterschrieben haben." Der Rath hatte keine Wahl. Er mußte seine und des Gemeinwesens Erhaltung durch ein Opfer erkaufen. Er nahm also die Artikel ohne Ausnahme an; dafür aber mußten die Bürger ihre Waffen ablegen, und Rath und Gemeinde schwuren von Neuem den Bürgereid. Der Rath hatte übrigens am Ende der Artikel die Worte hinzugefügt: er gelobe dieselben nur zu halten, „insofern es mit Gott und Ehre möglich sei," eine Beschränkung, die in der Eile den Bürgern entging.

Der Streit schien nun gestillt zu sein. Frohlockend sandten die Bürger die genehmigten Artikel in das Ausland, wo sie bald ein großes Aufsehen erregten und hier und da, wie in Mainz, Worms und Speier, den lautesten Beifall fanden.

Vielleicht hätte bis hierher die ganze Bewegung als eine um nöthiger Verbesserungen willen entstandene und berechtigte erscheinen können. Nun aber traten die Unruhen plötzlich in ein zweites Sta-

dium. Der Ausschuß fuhr nämlich fort, sich täglich zu versammeln und auf neue Artikel zu sinnen. Weil es aber den meisten Mitgliedern — es waren ihrer 61 — lästig wurde, um dieser Sache willen ihr Gewerbe zu versäumen, so übertrugen sie endlich ihre Gewalt einem aus ihrer Mitte gewählten Ausschuß von zehn Männern. Diese aber gingen bald noch weiter. Unter dem Vorwande ihre Artikel zu erklären machten sie beständig neue Zusätze und bemühten sich überhaupt auf jede Weise die Geduld des Rathes zu erschöpfen, um einen öffentlichen Bruch zu veranlassen, wobei sie unbezweifelt den Sieg zu erhalten hofften. Die Verlegenheit des Raths ward noch vergrößert durch den nun auch unter den Bauern im Stadtgebiete um sich greifenden Aufruhr. Gezwungen bewilligte er endlich, daß keine Zinse, Renten und Gülten, die gegen die Artikel wären, bezahlt und alle sie betreffenden Urkunden binnen vier Wochen zur Durchsicht vorgelegt werden sollten. Auch die Sachsenhäuser benutzten die herrschende Verwirrung dazu, ihre Aecker von der Schaftrift zu befreien. Weil die Geistlichkeit zugesagt hatte vor den städtischen Gerichten Recht zu geben und zu nehmen, so wurden Klagen über Klagen gegen den damaligen Pfarrer im Dom, Meyer, und einige seiner Amtsgenossen vor Schultheiß und Schöffen gebracht. In den Stiftern, Klöstern und Kirchen schrieben Verordnete des Raths und der Zünfte alles Eigenthum auf. Gerade damals hatte das Kriegsglück der Bauern am Rhein, in Franken und Schwaben seinen höchsten Gipfel erreicht, und Frankfurt hatte den Besuch eines Heerhaufens, der sogenannten schwarzen Bauern, zu erwarten, die zu Miltenberg lagen und in Frankfurt insbesondere die Juden und Deutschordensherren heimzusuchen gedachten. Kein Wunder, wenn unter so günstigen Aussichten den Ruhestörern in Frankfurt der Muth wächst und dagegen die Besorgnisse des Raths und der friedlichen Bürger steigen. Ein Theil des Volks fing von Neuem an in Harnisch zu gehen, und schon wurde der Rath vor kühnen Unternehmungen gewarnt, die in dem Antoniterhofe, dem Ver-

sammlungsorte der Zehnmänner und ihrer Anhänger eingeleitet würden. Vergebens ließ der Rath die Zehn an ihren Eid und an die vielen Opfer erinnern, die bereits dem Frieden gebracht worden seien; vergebens richtete er ähnliche Vorstellungen an die Zünfte. Zwar blieb zum Glück die Stadt von jenem auswärtigen Heerhaufen befreit; dafür aber brachten die Zehn im Namen der Zünfte neue dringende Forderungen an den Rath. Doch endlich gelang es diesem, der eigentlichen Ursache des nie endigenden Streites auf die Spur zu kommen, und dieselbe, wiewohl nur mit vieler Mühe, aus der Stadt zu entfernen.

Ein fremder Doktor der Rechte, Gerhard Westerburg aus Köln, der in Frankfurt (auf der Gallengasse) zur Miethe wohnte, außerordentlichen Eifer für die Lehre Luthers kundgab, und sich nur den evangelischen Mann oder Doktor von seinen Anhängern nennen ließ, war der Verfasser der meisten Artikel und Vorschläge der Zehn, der Rathgeber der Volksführer und der Liebling der erregten Menge in der Stadt und im Gebiete. Seine Wohnung stand ihnen Tag und Nacht offen; dort waren oftmals mehr Bürger versammelt und mehr Angelegenheiten wurden dort entschieden, als auf dem Römer. Kaum war der Rath dieß inne geworden, als er auch schon an den Doktor Westerburg den Befehl erließ, binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt zu räumen. Dieser aber, auf den Schutz der Zehn und seines großen Anhanges vertrauend, schien sich wenig darum zu bekümmern; und als die zweite Botschaft des Raths deßwegen an ihn erging, antwortete er geradezu: „wenn es Gottes Wille sei, werde er hinausziehen, vor der Hand bleiben;“ ja, die Zehn verlangten jetzt sogar das Bürgerrecht für ihn; welches Begehren jedoch der Rath verächtlich zurückwies.

In einer Nacht wäre es beinahe zu ernsten und blutigen Händeln gekommen. Stephan Grünberger, Seyfried Völker, Klaus Stallburger und mehre andere Rathsherren, die an der Spitze eines gutge-

sinnten Bürgerhaufens die Runde machen, stoßen auf den Zehner Hans von Siegen, den Kürschner Laux und den Schneider Wild, welche aus des Doktors Hause kommen. Hans sucht die bewaffneten Bürger gegen ihre Führer aufzureizen. Doch seine Bemühungen scheitern an der Mäßigung der Rathsherren. „Sie verdrückten," heißt es, „den Zorn und gaben ihm gute Worte, größern Schaden und Aufruhr zu verhüten."

Des Raths Versuche, den Westerburg aus der Stadt zu vertreiben, würden unter damaligen Verhältnissen kaum gelungen sein, wären nicht gerade durch Georg Truchseß von Waldburg, des schwäbischen Bundes obersten Hauptmann, und durch die Fürsten von Trier, Hessen und der Pfalz die Bauern an verschiedenen Orten entscheidend geschlagen worden. Nun entfiel auch den Bürgern der Muth, und in stiller Nacht suchte Westerburg das Weite. Die geschreckten Bürger aber begnügten sich jetzt gern, nur auf die Vollziehung der zuerst bewilligten Artikel und auf die Besserung der Sitten, namentlich der Geistlichen, zu dringen. Allein nicht lange darauf begehrten die verbündeten Fürsten, um ihren Sieg vollständig zu machen, von dem Rathe, er solle die zugestandenen Artikel wieder abstellen und überhaupt Alles wieder in den vorigen Stand setzen. Eingeschüchtert durch die neuesten Ereignisse und durch die grausamen Hinrichtungen der gefangenen Bauernanführer willigte sehr bald auch die Gemeinde ein, die Artikel nachzulassen; und der Rath sah sich überdieß genöthigt, den Fürsten und ihren Dienern zur Belohnung für die Erhaltung des Friedens und gemeinen Sicherheit große Summen zu verehren. Uebrigens wurde keiner der Volksführer weder am Leben gestraft, noch des Landes verwiesen.

So endigten denn die zweiten bürgerlichen Unruhen Frankfurts, nachdem sie nicht völlig drei Monate (vom 17. April bis zum 28. Juni 1525) gedauert hatten, gleich den ersten von 1355 — 1368 mit vollständiger Wiederherstellung der alten Verfassung.



Joh. Martin Baur v. Eyssenck,

der Retter seiner Vaterstadt Frankfurt aus innerer u. äusserer Bedrängniss.

Vincenz Fettmilch
und
Joh. Mart. Baur v. Eyseneck.

Abermals waren sieben und achtzig Jahre dahingeschwunden, ohne daß in dem bürgerlichen Zusammenleben innerhalb der Mauern Frankfurts eine gewaltsame Unterbrechung Statt gefunden hätte. Doch stärker als je und lange mochte es in den Gemüthern vieler Bürger gegährt haben, als endlich 1612 bei des Kaisers Matthias Wahl und Krönung die bis dahin verdeckte Flamme zum raschen Ausbruch kam und sich bald zu einem gewaltigen Brande erweiterte.

Ueber die Entstehung dieser bedeutendsten bürgerlichen Unruhen, von denen Frankfurt heimgesucht worden ist, entnehmen wir Lange's Geschichte der freien Stadt Frankfurt folgende bündige Darstellung.

„Gehen wir," heißt es dort, „auf die ursprüngliche Veranlassung dieser traurigen Ereignisse zurück, so läßt sich nicht leugnen, daß der Rath selbst einen großen Theil der Schuld trägt, sie herbeigeführt zu haben. Denn nicht ungegründet waren die Klagen der Bürger Frankfurts über Verschwendung der Stadteinkünfte, über eingerissene Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung der Stadtämter und milden Stiftungen, über ungerechte Bevortheilung der Juden, deren Vermehrung, Wucher und Anmaßung, womit sie die Vorrechte und Nahrungsquellen der christlichen Einwohner bedrohten. Sind auch die einzelnen in dieser Beziehung vorgebrachten Punkte keineswegs als durchaus erwiesene Thatsachen anzunehmen, da Manches, nicht durch Beweise

unterstützt, nur auf Aussagen beruhte, Einiges selbst auf unrichtige Voraussetzungen gegründet war; so ist doch so viel gewiß, daß im Anfange des 17. Jahrhunderts das Gemeinwesen in Frankfurt in ziemlichen Verfall gerathen war."

„Alle Zweige der Verwaltung waren in Unordnung, die Finanzen zerrüttet; jeder Einzelne dachte nur daran, sich selbst zu bereichern; die Gerechtigkeit war feil, die Willkür herrschend geworden. War auch nach wie vor die Besoldung der Bürgermeister, sowie die des ganzen Raths an und für sich noch immer sehr mäßig, so fanden dafür diese Herren in den Sporteln und Accidenzien der Stadtämter eine nur allzu reichliche Entschädigung, welche leicht zu den schädlichsten Mißbräuchen führen konnte. Die Zölle, die Hauptquelle der Stadteinkünfte, waren betrügerischen Einnehmern anvertraut; die Klöster- und Kirchengüter, das Einkommen des Hospitals, das Aerarium, ja selbst der Geheimschatz des Staats (das sogenannte Noli me tangere) wurden — so hieß es wenigstens fast allgemein — insgeheim geplündert, die Rechnungsbücher und andere „Instrumente," wie die Inventarien der Klostergüter, verfälscht und der Bürgerschaft vorenthalten; die Bürgersteuer, Strafen, Stättigkeiten, Depositen, allerlei Auflagen, Beschau- und Standgelder und noch viele andere ansehnliche Einkommen wurden meistentheils zu eigenem Nutzen verwendet und mit stattlichem und stetem Bankettiren verpraßt. Und zu dieser schlimmen Haushaltung schwieg der Rath! — Freilich, weil ein jeder vermuthlich dachte, was diesem heute nützt, das kann dir morgen dienen. So konnte es nicht fehlen, die Abgaben mehrten sich stets, und der arme Bürger war gedrückt, während einige wenige Geschlechterfamilien sich in den Alleinbesitz der wichtigsten Aemter setzten, die Stadt als ihr Erbe, die Bürger als ihre Unterthanen betrachteten, und die Besseren und Einsichtsvolleren unter denselben, welche dem Uebel vielleicht hätten auf den Grund kommen und es heilen können, von der Regierung und Verwaltung des Staats entfernt hielten."

„Doch ließ sich die allgemeine Unzufriedenheit zunächst nicht in diesen Klagen vernehmen; sie verdankte vielmehr ihre letzte Veranlassung folgendem Umstande. Nach einem in damaliger Zeit ziemlich verbreiteten Grundsatz halte man auch in Frankfurt bis dahin alle kaiserliche Privilegien und andere zum Vortheile des Staats gereichende Urkunden äußerst geheim und verborgen gehalten, so daß endlich unruhige Köpfe und andere Unzufriedene unter der Bürgerschaft dadurch auf die Muthmaßung gerathen mußten, es möchte für sie mehr darin enthalten sein, als dieß wirklich der Fall war."

Es war am 3. Juni 1612, dem Tage der Erwählung des Kaisers Matthias, als die Bürgerschaft Frankfurts den in der goldenen Bulle verordneten Sicherheitseid schwören mußte, vermöge dessen sie sich verbindlich machte, die Kurfürsten mit ihrem Gefolge bei Verlust dere Stadtprivilegien zu schützen. Dieß Wort von den Gnadenbriefen, Rechten und Freiheiten, welche der Bürgerschaft von so vielen Kaisern so oft und vielmals bestätigt worden seien, erweckte bei Vielen die Sehnsucht, den Inhalt solcher kaiserlichen Vergünstigungen näher zu kennen, weil man in ihnen gegen die Alleinherrschaft der alten Geschlechter eine Zuflucht zu finden hoffte. Die Bürger erzählten sich, wie jene Briefe, die Allen gleiches Recht und gleiche Freiheit sicherten, in einem Burgverließ am Leonhardsthore unter Schloß und Siegel eingesperrt seien; sie verlangten ihre zeitweilige Veröffentlichung, von der sie behaupteten, daß sie ehedem alljährlich auf dem St. Leonhardskirchhofe geschehen sei, und beschwerten sich außerdem theils über die Menge und den Wucher der Juden, theils über den Mangel eines wöchentlichen Kornmarktes,

Die Bewegung begann erst sehr legal mit Bittschriften der Bürger an den Kaiser und die Kurfürsten; darauf folgte ein Dekret aus der kurfürstlich Mainzischen Kanzlei, welches die Bürgerschaft zur Geduld mahnte; dann eine zweite Bittschrift der Bürger; hierauf ein Gegenbericht des Rathes; nun eine Verwarnung der Bürger; endlich

eine Eingabe der Bürger beim Rathe selbst. Diese schriftlichen Verhandlungen währten zusammen drei Wochen lang, vom 10. Juni 1612 bis zum 1. Juli. Hierauf begannen am 2. Juli die stürmischen Scenen.

An diesem Tage nämlich kamen bei 200 Bürger im Römer, mehre Hundert vor demselben zusammen, und begehrten augenblicklichen Bescheid auf die Tags vorher eingereichte Bittschrift. Der Rath ertheilte ihnen darauf schriftlich folgenden Beschluß: „Es sei ihnen zwar die Publikation der Privilegien noch keineswegs zugesagt worden, doch solle sie geschehen und ihnen auch Abschriften von denselben mitgetheilt werden; dagegen stünde die Abschaffung der Juden, da sie kaiserliche Kammerknechte und wegen höherer Zinsen privilegirt seien, nicht in seiner Gewalt; auch müsse er wegen des Kornmarktes vorerst noch der Vorlage geeigneter Mittel, die Hereinbringung von Früchten zu bewirken, entgegensehen, nach deren Anhörung er das Seinige gern dabei zu thun nicht unterlassen wolle." Dieser Rathschluß aber mißfiel allgemein; und schon ließ sich die heftig aufgeregte Volksmenge verlauten, den Römer stürmen zu wollen, als der von der unzünftigen Bürgerschaft gewählte Ausschuß dieß noch glücklicher Weise zu verhüten wußte. Auf seine Veranstaltung geschah es auch, daß in der folgenden Nacht 600 bewaffnete Bürger die Wache in der Stadt hielten.

An der Spitze der Unzufriedenen standen bereits damals Vincenz Fettmilch, ein wohlhabender Lebküchler, der als eingewanderter Niederländer längst voll Abneigung gegen die regierenden Geschlechter und gegen die Art ihrer Regierung weit aussehende Entwürfe sich gebildet hatte, sodann Konrad Schopp, ein Schneider, und Konrad Gerngroß, ein Schreiner; nur traten sie Anfangs noch nicht offen hervor.

Die vier Tage vom 3. bis zum 6. Juli 1612 verflossen unter sehr geräuschvollen Verhandlungen. Zuletzt neigten sich — ein Beweis, daß damals wirklich viele Mißstände im Staatshaushalte vorhanden sein

mußten — selbst viele angesehene Bürger auf die Seite der Abhülfe Begehrenden, so daß sich endlich der Rath nachzugeben und den Beschluß zu fassen genöthigt sah, Mittheilung der Privilegien auf den Zunftstuben in der Art zu gestatten, daß sie daselbst in besonderen, Kasten, wozu die drei oder vier Zunftältesten die Schlüssel bekämen, aufbewahrt bleiben sollten. In der darauf folgenden Nacht gesellten sich zu der ungefähr 1000 Mann starken Bürgerwache auch viele jener eben erst beigetretenen vornehmeren Bürger.

Es folgt nun die in den Jahrbüchern Frankfurts höchst denkwürdige Rathssitzung vom 7. Juli. Schon um 6 Uhr des Morgens war der Rath versammelt. Um 9 Uhr erschien gleichermaßen der Ausschuß der Bürgerschaft im Römer und verlangte, wie bereits bewilligt, die Herausgabe der Privilegien. Jetzt entstand ein neuer Streit, indem der Rath nur beglaubigte Abschriften von den die Bürgerschaft angehenden, nicht auch von den Rathsprivilegien gestatten wollte, da er im Namen des Kaisers, nicht der Bürgerschaft das Stadtregimen führe, also erst ein kaiserlicher Befehl deßhalb eingeholt werden müsse; werde aber Gewalt gebraucht, so möge man die große Verantwortlichkeit gegen Kaiser und Reich wohl erwägen.

Kaum hatte sich der Bürgerausschuß mit seinen Advokaten zur Berathung darüber zurückgezogen, so ließen ihn die damaligen drei Syndici der Stadt, Dr. Kellner, Dr. Schacher und Dr. Rasor, in die Rathsstube zurückkommen, und eröffneten ihm daselbst: „Weil der Bürgerausschuß sich des vornehmsten Stücks des städtischen Regiments anmaße, wolle der ganze Rath hiermit dieses Regiment niederlegen, und möge der Ausschuß es in Zukunft verwalten.“ Eilend verließen darauf sämmtliche Rathsherren die Rathsstube, indem sie die Schlüssel zu den Privilegien zurückließen; etliche von den Herren schrieen dabei, „man solle nun sehen, was man gethan hätte; sie hätten kein Regiment mehr.“ Alsbald fingen die anwesenden Bürger mit heller, lauter Stimme um Gottes und des jüngsten Gerichts willen zu bitten an:

„Die Herren möchten sitzen bleiben, ihre Erklärung und Entschuldigung vernehmen und das Regiment behalten; sonsten, da einiger Aufruhr entstehen oder unschuldig Blut vergossen, oder sonst was Widerwärtiges daraus entstehen würde, wollten sie Gott den Allmächtigen zum Zeugen anrufen, daß sie hieran unschuldig seien, und Ihnen, dem Rath, alsdann billig zugemessen werden könnte." Unaufhaltsam aber liefen die Herren alle hinweg und die Stiegen hinab, bis sich endlich der Syndicus Kellner, der Stadtschreiber und nach und nach die meisten Rathsherren, der eine da, der andere dort, von den Bürgern erflehen ließen, und wieder auf den Römer und in die Rathsstube zurückkehrten.

Unterdessen hatte bereits dieses unerwartete Ereigniß unter den Bürgern, welche vor dem Römer versammelt waren und die Bewegungen im Innern desselben mit angesehen hatten, die größte Verwirrung hervorgebracht, welche sich in einem Augenblick der ganzen Stadt mittheilte. Das Volk lief schaarenweise zusammen, ein Theil an die Thore, um sie zu verschließen, ein anderer auf die Wälle, um eiligst das Geschütz zu laden, während von anderen Haufen die Ketten quer über die Hauptstraßen gezogen, auf der Zeil zwei Barricaden errichtet, viele Häuser zugeschlagen, viele Kramläden geschlossen und von plünderungslustigem Gesindel an mehren Orten Feuer angelegt wurde. Doch gieng zum Glück der ganze Lärm ohne Gefahr für Leben und Eigenthum der Einwohner vorüber, was man hauptsächlich wohl der ungesäumten Rückkehr des Raths zu danken hatte.

Nach diesem wahrlich nicht geringen Schrecken zogen einige Rathsglieder nebst einem Ausschuß der Bürger in den St. Leonhardsthurm, holten dort die Privilegien in zwei Kisten und brachten sie in die große Rathsstube, worauf diese Sitzung geschlossen wurde, und sich Jedermann ruhig nach Haus verfügte. In der folgenden Nacht übernahm übrigens das Rathsmitglied Ulrich v. Neuhaus, als Zeugherr der Stadt, mit den Bürgern die Runde und Wache, weil die fremden

Soldaten noch nicht abgedankt und allerhand ferneres Ungemach zu verhüten war.

Die folgenden Tage ging man nun die Privilegien durch, von welchen acht Tage später, den 15. Juli, noch vier Laden voll herausgegeben wurden.

Am 20. d. M. erschien, von einigen Trompetern begleitet, ein kaiserlicher Herold vor dem Römer, und las unter Murren und Schreien ein Friedensgebot vor, in welchem namentlich eine kaiserliche Commission, bestehend aus dem Erzbischof von Mainz und dem Landgrafen von Hessen, zur Ausgleichung der Mißhelligkeiten zwischen Rath und Bürgerschaft angekündigt wurde. Auf gleiche Weise wurde dieß Friedensgebot auch zu Sachsenhausen verlesen und angeschlagen. — Neun Tage darauf schickte die Bürgerschaft eine energische Vertheidigungsschrift an den Kaiser, worin sie unter anderm über die gesetzwidrige Zusammensetzung des Raths klagte, „daß nemblich die Patricii das Regiment sich allein zuschreiben wöllen, so doch die Privilegia also lauten, daß es Erbare und Verstendige Leut sein sollen, vnd nit eben Patricii, vnd ist also mit jhnen allen mit einander beschaffen, daß so vil ihrer im Rat seyn, Brüder, Geschwisterkinder, Vättern, Schwägern und Dochtermänner seynd, vnd also Eine Kett ist, welches nit seyn soll, auch in Rechten verbotten ist." — Man hatte Hoffnung, daß die inzwischen eingetroffenen Abgeordneten der Städte Speier, Worms und Straßburg, welche sich zur Vermittelung aller Beschwerden und zur Abwendung der kaiserlichen Commission erboten, Ruhe stiften würden; allein es kam leider! zu keinem Ergebniß, weßhalb diese Abgeordneten nach neunwöchentlichem Aufenthalt in Frankfurt wiederum in ihre Heimath zurückkehrten.

Diese Abreise erfolgte Montags d. 28. September. An demselben Tage noch hielten die kaiserl. Commissarien ihren Einzug. Doch noch nicht in Person, sie sandten zunächst bloß ihre Subdelegirten oder einstweiligen Stellvertreter. Schon zwei Tage nachher begannen diese vor

einigen zwanzig Personen, unter denen sich sieben Rathsmitglieder und im Ganzen zehn Juristen befanden, ihre Arbeiten, die sich namentlich auch auf die Juden bezogen, gegen welche die Bürgerschaft eine sehr ausführliche Beschwerdeschrift — sie füllt im Diarium historicum oder in der geschichtlichen Darstellung jener Ereignisse nicht weniger als vierzig Folioseiten — einzureichen nicht verfehlt hatten.

Nach zwei Monaten erschienen der Erzbischof von Mainz und der Landgraf von Hessen-Darmstadt selbst und verweilten vierundzwanzig Tage lang bis zum heiligen Weihnachtsfeste im Deutschordenshause. Unter ihrer thätigen Beihülfe gediehen die gegenseitigen dreiwöchentlichen Verhandlungen zu dem in der Geschichte Frankfurts so berühmten Bürgervertrage vom 21. Dezember 1612, der als das Hauptgrundgesetz der neueren reichsstädtischen Verfassung den Bürgern am genannten Tage sowohl im Deutschordenshause, als auf den Zunftstuben vorgelesen wurde. (Er füllt in obiger Schrift 13 Seiten und enthält eine Erörterung von 71 Punkten.)

In diesem Vertrage war vor Allem bestimmt, daß,

I. Alle Privilegien der Stadt sieben aus der Bürgerschaft erwählten Deputirten (den sogenannten bürgerlichen Siebenern) vorgelegt werden und diese daraus der Bürgerschaft Alles dasjenige anzeigen sollten was zur Abhelfung der damaligen Beschwerden noch dienen könnte.

II. Wegen der vielen Verwandtschaften im Rathe solle derselbe alsobald und auf einmal mit achtzehn Gliedern aus der Bürgerschaft vermehrt und davon 6 zur ersten, 6 zur zweiten, und 6 zur dritten Bank erwählt werden.

III. Aus dem Hause Limpurg sollten sich im Rath zu gleicher Zeit nie mehr als 14, aus dem Hause Frauenstein nie mehr als 6 befinden und mit Vermeidung aller zu naher Verwandtschaft.

IV. Die Juden sollten nicht mehr als 8% Zinsen nehmen dürfen.

V. In Betreff der finanziellen Verhältnisse des Staates sollten

aus der Bürgerschaft neun Rechnungsrevisoren zu jährlicher Durchsicht des Budgets auserwählt werden.

Nach feierlicher Verlesung dieses Bürgervertrags wurde das Buch, worin die Bürgerschaft sich eingeschrieben und Bündniß gemacht hatte, im Beisein der kaiserlichen Commissarien zerrissen. Das erste unter den drei Stadien dieser bürgerlichen Unruhen hatte geendet.

Wer jedoch glaubte, daß nun jeder Grund des Zwistes beseitigt und völlige Ruhe erlangt sei, der irrte sich. Denn kaum hatten die beiden fürstlichen Friedensboten Frankfurt wieder verlassen, so brachen die Unruhen von Neuem und in noch stärkerem Grade als vorher aus.

Fettmilch, Schopp und Gerngroß traten jetzt offen als Leiter und Anführer der Mißvergnügten hervor und würdigten die anfänglich gute Sache der Bürgerschaft durch Rohheit, Uebertreibung und Unrechtlichkeit in den Formen zu einer schlechten und strafbaren herab. An ein unruhiges und schwelgerisches Leben auf Kosten Anderer gewöhnt, zum Theil wohl auch die Strafe ihrer Aufwiegelung oder wenigstens den Verlust ihres bisherigen Ansehens befürchtend, suchten sie Veranlassung zu einem Tumult, und diese fand sich — bei den Juden. Am zwölften Tage nach dem Weihnachtsfeste begehrte der Bürgerausschuß die Vorlesung der Juden-Stättigkeit. Dieß wurde sogleich bewilligt. Einige Tage darauf erschien Fettmilch in der Judengasse und bedrohte ihre Bewohner. Der Umstand, daß bald darauf die bürgerlichen Neuner in einigen Rechnungen Anstände fanden, erweckte neuen Argwohn gegen die oberste Staatsbehörde, man begehrte die Absetzung des mißliebigen oder verdächtig gewordenen Stadtschreibers. Zugleich verbreitete der Buchdrucker Saur die Juden-Stättigkeit durch den Druck, was zu falschen Erklärungen und Auslegungen derselben vielfache Veranlassung gab. Vergebens ließ der Rath sämmtliche Exemplare dieser Schrift in Beschlag nehmen; der Bürgerausschuß erzwang mit Heftigkeit die Wiederherausgabe.

Mit jedem Tage wuchs nun das gewaltthätige Verfahren gegen

den Rath. Kühn mischten sich Fettmilch und seine Genossen in alle Theile des Stadtregiments und erzwangen die Wahl des jüngeren Bürgermeisters Köhler aus der Zahl der jüngst ernannten 18 Rathsmitglieder. Am 6. Mai — also nur wenige Tage nach dem Amtsantritte der regierenden Bürgermeister, der damals noch am jedesmaligen 1. Mai erfolgte — verlangten mehre hundert Bürger die Schatzungslisten, sperrten deßhalb den Römer an allen Ausgängen, stellten Wachen auf und brachten es endlich dahin, daß der Rath den Neunern nicht nur alle Rechnungen, sondern sogar auch die mit gleichem Ungestüm verlangten Schlüssel zum Aerar überlieferte; ja um die versammelte Menge desto eher zu beruhigen, zeigte ihr einer von den Neunern den Schlüssel, mit hoher Betheurung, daß es wirklich der rechte sei.

Das ganze Jahr 1613 währte diese Aufregung fort; selten verging eine Woche ohne heftige Scenen des Widerspruchs oder leidenschaftlichen Verlangens nach Abstellung wirklicher oder vermeintlicher Uebelstände.

Endlich zu Anfange des Jahres 1614 erschienen auf's Neue die Gesandten der beiden zu Commissarien bestellten Nachbarfürsten. Nach wenigen Tagen gelang es ihnen, zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft einen neuen Vergleich, die sogenannte Visitationsordnung, zu Stande zu bringen. Die Bürgerschaft versprach, dem Rath gehorsam zu sein, Beisteuer zum Aerar zu geben, und was sie gegen einzelne Rathsglieder vorzubringen habe, auf dem Wege Rechtens auszumachen; der Rath dagegen, daß er alle vorhandene Gebrechen abstellen und gute Ordnung halten, auch deßhalb in allen Zweigen der Verwaltung eine durchgreifende Untersuchung oder Visitation anstellen wolle. Von letzterem Ausdrucke erhielt dieser erneute Commissionsbeschluß seine Benennung. — Jetzt schienen denn die Zünfte beruhigt und zur Leistung des längst versprochenen Huldigungseides geneigt zu sein. Auch das zweite Stadium der Unruhen war zu seinem Ende gelangt.

Aber nun begann das dritte Stadium, die eigentliche Revolutionsperiode, für den damals auf den Südosten unserer Stadt beschränkten Theil der hiesigen Bewohner, die Juden, sogar die Schreckenszeit.

Als am 17. Januar, zwei Tage nach Abschluß jenes Vertrags, der Bürgereid feierlich geleistet werden sollte, erschienen nur einige Zünfte; die übrigen verlangten, der Advokat der Bürgerschaft solle zuvor mit erhobenen Fingern schwören, daß hinter jenem Vertrage und dem jetzt zu leistenden Eide weder Arglist, noch Betrug sich verstecke. Zwar bewirkte das Zureden des Advokaten und einiger einflußreichen Bürger, daß am folgenden Tage von Allen geschworen wurde; zwar verließen die Commissarien die Stadt; auch ließ der Rath Donnerstag den 3. Februar in allen Kirchen eine Dankpredigt halten: die Bürgerschaft kam mit Weib und Kind zusammen; man sang das **Te Deum laudamus**; von den Wällen, Basteien und Thürmen ertönte dreimaliger Geschützdonner, und am Nachmittag dieses Dankfestes wurde einigen Zünften aus **Senatus** Keller je auf den Mann ein Maß Wein geliefert und verehrt: aber Alles — vergeblich.

Als nämlich am 23. März des genannten Jahres 1614 — also neun Wochen nach der Eidesleistung, sieben Wochen nach dem Freuden- und Dankfeste — der versammelten Bürgerschaft ein Bericht über die inzwischen vollzogene Visitation vorgelesen wurde, hintertrieb Fettmilch die Vereinbarung, weil in einigen Abschriften der Visitationsordnung, in Beziehung auf Beisteuer der Bürger zum Staatsschatze „willfährig“ statt „willkürlich“ stand, was klar zeige, daß es der Rath mit der Bürgerschaft nicht redlich meine. Obwohl nun jener nachwies, daß diese Aenderung mit Einwilligung der beiderseitigen Advokaten geschehen sei, damit der gemeine Mann nicht glaube, es hänge von ihm ab, ob er überhaupt beisteuern wolle, so fand dennoch Fettmilch starken Anhang unter den Zünften und Gesellschaften, von welchen 40 erklärten, sie zahlten nicht eher, als bis alle Zusagen des Bürgervertrags vom Rath erst erfüllt, und in der Visitationsordnung der ursprüngliche Ausdruck

„willkürlich" hergestellt worden, worauf des andern Tages 26 Zunftmeister folgten, welche vorher Bericht der Neuner über seitherige Verrechnung und Verwendung der städtischen Einnahmen und Erledigung aller Zunftbeschwerden begehrten. — Abgeordnete der Städte Straßburg, Nürnberg, Worms, Ulm und Speier waren erschienen und suchten zu vermitteln, gleich dem Römer Menenius Agrippa der Bürgerschaft vorhaltend, daß das Wohl der Obrigkeit und der Bürger Hand in Hand gehe, und daß das Haupt nicht geschwächt werden dürfte, weil da die übrigen Leibesglieder auch mit leiden würden. — Alles erfolglos. Auf Fettmilch's gebieterisches Verlangen mußten sich sogar zwei städtische Abgeordnete aus der Stadt entfernen. Beim Abschiede erklärten sie, daß sie sich nun außer Stande sähen, den kaiserlichen Straf- und Inquisitionsprozeß von den Aufrührern abzuwenden.

Am 29. und 30. März 1614 gaben die Zünfte und Zunftmeister Frankfurts gegen den Rath eine Demonstration, welche als die stärkste bezeichnet werden muß, die in einem freien Staat von den Staatsangehörigen gegen die obrigkeitlichen Behörden gegeben werden kann — sie verweigerten die Zahlung der Steuern. Die Vorstellungen der hier verweilenden Gesandten von Straßburg, Nürnberg, Worms, Ulm und Speier waren vergeblich geblieben. Deßhalb hatten diese am 20. April auf Bedrohung von Seiten Fettmilchs, nach elfwöchentlichem Aufenthalt, die Stadt verlassen.

Indessen war der Tag der Bürgermeisterwahl herangekommen. Die erste Woche des Wonnemonats 1614 sollte in Frankfurts Annalen eine traurige Bedeutsamkeit erhalten.

Montags den 2. Mai, nachdem die neuen Bürgermeister, der Schöff Dr. med. Beyer, (einer von jenen achtzehn neuen Rathsmitgliedern) als älterer, und der Patricier Ulrich v. Neuhaus als jüngerer, ihr Amt angetreten hatten, erscheint Fettmilch mit ungefähr 50 oder 60 Bürgern, meist Zunftmeistern und Sachsenhäusern, ganz unerwartet

im Römer vor den beiden neuen Häuptern der Stadt und erklärt ihnen: „die bürgerlichen Siebener sollten zur vollständigen Herausgabe der Privilegien, die Neuner aber zu einem Bericht über der Stadt Schulden und über Mängel des Haushalts angehalten werden; erst dann würde man Steuer zahlen.“

Die beiden Herren suchten die stürmischen Petenten durch gütliche Ermahnungen und freundliche Zusprache zu beschwichtigen. Sie gaben ihnen die Zusicherung, die Neuner würden Alles mittheilen und veröffentlichen, was nur irgend ihr Eid, der kaiserl. Commissions-Abschied (oder Bürgervertrag) und die Rücksicht auf das Gemeinwohl kund zu geben gestatte. Was die Privilegien anlange, so sei ja der erste Theil derselben schon gedruckt, der zweite aber auf den Zunftstuben, sämmtliche Dokumente städtischer Freiheiten und Berechtigungen also entweder schon in ihren Händen, oder doch zu demnächstiger Kenntnißnahme bereitgestellt.

Die friedfertigen Worte der Bürgermeister blieben ohne Wirkung. Unwillig und drohend gingen Fettmilch und seine Genossen hinweg.

Gegen Abend, zur Zeit des Thorschlusses, erschienen Leute von den Zünften an allen Thoren und geboten den Schließern, daß sie am folgenden Tage bei Vermeidung höchster Gefahr, ja bei Verlust Leibes und Lebens die Pforten nicht eröffnen sollten.

An diesem nächsten Tage, Dienstag den 3. Mai, erscheinen Fettmilch und Genossen abermals im Römer. Sie verlangen zunächst vom Rathe, daß den in ihrem Zimmer auf dem Römer befindlichen Neunern die seit den letzten dreißig Jahren geführten Wahlbücher eingehändigt würden. Dieß geschieht. Hierauf drängt sich eine große Menge Bürger in das Gemach der Neuner, so daß diese nicht aus noch ein gehen können, mit dem Begehren, über das Aerarium oder Staatsvermögen eine völlig erschöpfende und rückhaltslose Auskunft zu ertheilen. Als die Neuner muthig erwiedern, um ihres Eides willen könnten und wollten sie nichts weiter mittheilen,

als bereits geschehen, — — werden sie von den ungestümen Bürgern sogleich fortgeführt und auf den Zunftstuben in Verwahrung gehalten.

Gnädiger erging es den Siebenern. Zwar suchte man auch sie zu weiterer Veröffentlichung der Privilegien zu bestimmen, entließ sie aber doch des Abends in ihre Wohnungen.

Dagegen verhaftete man mehre andere verhaßte Personen, unter andern den Buchdrucker Sauer, der im Jahr vorher durch den Druck der Judenstättigkeit im Sinne des Fettmilch'schen Anhangs gehandelt hatte, jetzt aber des Abfalls von der Sache der Zunftgenossen verdächtig geworden war.

Zugleich ließen sie aus der Rathsstube einige Glieder des alten Raths (d. h. einige der Herren, die schon vor dem Zutritt der achtzehn neuen Rathsmitglieder zum Rathe gehört hatten und den alten Geschlechtern vom Hause Limpurg angehörten) herausfordern und belästigten sie mit Verweisen und unzeitigen Fragen, und „nahmen" — wie es heißt — „vielerlei expostuliren und Zank für." Dann gegen Ende des Tages gestatteten sie anfänglich nur den neuen Rathsmitgliedern nach Hause zu gehen und wollten den ganzen alten Rath zurückhalten, begnügten sich aber endlich damit, fünf dieser Herren in Haft zu nehmen.

Der dritte Tag, Mittwoch der 4. Mai, verging etwas ruhiger. Zwar erschienen die Fettmilchischen abermals vor dem älteren Bürgermeister und begehrten, daß die Neuner ihrer eidlichen Verpflichtung auf eine nur beschränkte Mittheilung über die finanziellen Zustände enthoben werden sollten; Beyer aber lehnte dieß gewandt — wie es heißt: aus hochbewegendten Ursachen, mit sittsamer Diskretion — für dieses Mal ab. Uebrigens suchte an dem Tage die bedrängte Behörde bei den Gesellschaften der angeseheneren nichtzünftigen Einwohner durch einige abgesandte Rechtsgelehrte zu erforschen, was man sich von ihnen zu gewärtigen habe. Die auf den Zunftstuben Verhafteten blieben indessen unter den Händen ihrer zudringlichen Wächter.

Nach Windstille erneuter und ärgerer Sturm als vorher. Den vierten Tag, Donnerstag den 5. Mai begeben sich die Bürger in Prozession bis vor die Rathsstube, verlangen mit Ungestüm und erzwingen nun wirklich ein Dekret, daß die Neuner von den Zunftstuben ab und in den Römer geholt und ihres Eides entbunden werden sollen. Nachdem dieß zur Ausführung gebracht ist, befriedigen die Neuner durch vollständige Mittheilung über das Ärar ein so wiederholt an sie gestelltes Verlangen.*) — — Doch nicht genug. Da nicht alle alte Rathsmitglieder in der Sitzung gegenwärtig sind, so werden sie bedeutet, alsbald zu erscheinen. Nachdem ihrer drei und dreißig beisammen sind, gestattet man ihnen nicht mehr, den Römer und das Rathszimmer zu verlassen. Den Achtzehnern erlaubte man zwar Anfangs ab und zu zu gehen, hieß sie aber später, sich heimzubegeben und sich um die Sache nicht weiter zu bekümmern.

An demselben Tage, Nachmittags 3 Uhr, kam ganz von ungefähr der Hofmarschall des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, welcher früher mit seinem Landesherrn der kaiserlichen Commission beigewohnt hatte, durch Frankfurt. Als nun derselbe von mehren friedliebenden Bürgern ersucht auf den Römer gegangen war, um seine Vermittelung anzubieten, erhob sich alsbald unter der im Römer versammelten Menge ein großes Geschrei, „die Bürgerschaft sei verrathen, man solle eiligst Thor und Pforten sperren und ein Jeder bei seiner Wehr und Waffen sich finden lassen.“ Darüber entstand auch wirklich einige Unruhe in der Stadt; Manche griffen in ihren Häusern zur Wehre; auch waren

*) Für einen der Herren Neuner — Jakob du Fay — war übrigens die zweitägige Verhaftung mit einem sehr traurigen Familienereignisse verknüpft gewesen. Seine Tochter, die ihrer bangsten aber wonnevollsten Stunde entgegen sah, ward bei der Nachricht vom Schicksale des Vaters von tödtlichem Schrecken getroffen. Als sie auf dem Sterbebette lag, bot ihr Vater vergebens viele Tausend Gulden Caution, um sie auf ihr sehnliches Bitten und Flehen noch einmal besuchen zu dürfen. Man gestattete es erst, nachdem sich sein Bruder Johann du Fay bis zu seiner Rückkehr als Bürgen gestellt hatte.

schon einige bewaffnete Sachsenhäuser über die Brücke herbeigelaufen. Unterdessen hatte die Menge den Hofmarschall umringt, angetastet und befragt, „was er hier im Römer zu thun habe." Dieser verantwortete sich so gut er konnte: „er habe auf seiner Durchreise sich mit dem Hrn. Bürgermeister seiner eigenen Sache wegen unterreden wollen; sie möchten ihm daher keine unredliche Absicht beimessen." Auf Verwendung des Bürgermeisters ließ man ihn nun zwar ohne weitere Anfechtung von dannen ziehen; aus Argwohn aber wurde bei Einbruch der Nacht die Wache bedeutend verstärkt. Kein Bürger ward mehr aus der Stadt gelassen, selbst der Post machte man Schwierigkeiten, und zu jedem Ein- und Auspassiren mußte bei Fettmilch um schriftliche Erlaubniß — um einen Paßzettel — nachgesucht werden; auch wurde Niemand mehr, als der ältere Bürgermeister, und auch dieser nur auf Begehren und mit Bewilligung der Bürger, zu den eingesperrten Rathsgliedern gelassen. „Es haben sich auch die Rotten," heißt es, „so den Rath dieser Tagen im Römer bewachten, darunter eine ziemliche Anzahl liederliches Gesindel, das sich dazu gebrauchen ließ wohl verlauten lassen, die alten Rathsherrn sollten noch bis künftigen Mittwoch sitzen bleiben, man sollte sie unterdessen ausdämpfen; denn sonsten nichts von ihnen zu bringen wäre; sie hätten den Bürgern auch oftmals kaum Wasser und Brod oder einige Barmherzigkeit angedeihen lassen, also wäre man befugt, ihnen anjetzo dergleichen zu thun."

Am fünften Tage, Freitag den 6. Mai, trafen die Subdelegirten der kaiserlichen Commission wiederum in Frankfurt ein, doch fanden sie kein Gehör bei den Zunftgenossen, deren Ausschuß lediglich mit dem alten Rathe zu thun zu haben erklärte, und sogar, wiewohl vergebens, die ganze Bürgerschaft und die verschiedenen Gesellschaften der angeseheneren Einwohner (die Frauensteiner, die Krämerstube, die Kaufmannsgesellschaft und die Neuensteiner) auf seine Seite zu bringen suchte.

Am sechsten Tage, Samstag den 7. Mai, gingen auf den Wunsch

der Commissarien die Bürgermeister in die Schmidtstube, den Versammlungsort des 150 Mann starken Bürgerausschusses, und brachten diesen durch ihre Vorstellungen dahin, daß er sich zwar endlich gegen Mittag zu den Subdelegirten begab, hier aber fest darauf beharrte, der alte Rath müsse — wenn die Unruhen enden sollten — freiwillig auf sein Amt Verzicht leisten.

Nachmittags versuchten auch die neuen Rathsherren den alten Rath zur Resignation zu bewegen; doch vergeblich. Sämmtliche Rathsmitglieder vereinigten sich nun am Schlusse der Woche — da sie sich in der Hauptsache nicht vereinen konnten — wenigstens dahin, am morgenden Sonntage die gefährlichen Zustände dem gerechtesten und barmherzigsten himmlischen Richter und Helfer in Gesang und Gebet zu gnädigster Abhülfe zu empfehlen.

Und so wurden denn für diesen siebenten Tag vom Rath in allen Kirchen Gebete und starke Vermahnungen zum Gehorsam gegen den Kaiser und dessen Kommission angeordnet. Nach dem Gottesdienste verfügten sich die Achtzehner des Raths nebst vielen angesehenen Bürgern, den Pfarrern und zwei Syndicis nach der Schmidtstube zu dem daselbst versammelten Bürgerausschuß in der Absicht, ihn gütlich von seinem Vornehmen abzubringen; allein schon der erste Empfang ließ nicht viel Tröstliches erwarten. Die Zunftmeister weigerten sich nämlich trotzig, sich hinab zu den Herren ins Haus zu begeben; sie begehrten, daß dieselben hinauf zu ihnen in ihre bereits überfüllte Stube kommen sollten. Darauf versuchten es zwei Pfarrherren, sie zur schuldigen Ehrerbietung gegen die Obrigkeit zu vermögen. Dieß fruchtete aber so wenig, daß vielmehr Fettmilch nebst Georg Ebel aus Sachsenhausen auf den Söller trat und den in starker Anzahl vor der Schmidtstube versammelten Bürgern mit lauter Stimme zurief: „Ihr Bürger von den 34 Zünften, Ihr wisset, was Ihr vor 4 Wochen Euch unterschrieben; begehrt Ihr dasselbe zu halten und dabei zu verbleiben?“ Darauf schrieen alsbald ihrer Viele: „Ja, ja, ja.“ Georg

Ebel aber ermahnte mit zwei emporgerichteten Fingern die Bürger nochmals, dabei zu verharren. Vergebens protestirte der jüngere Bürgermeister laut und öffentlich gegen dieß gewaltthätige Verfahren; vergebens versuchte der Syndicus Rasor die Bürger zu begütigen; er hatte seine Rede noch nicht beendet, als ihm ein Schuhmacher ins Wort fiel: „was es des Dings und Redens bedürfte, er habe es mehr also mit seinem Geschwätz gemacht, dem andere seines Gleichen zugestimmt.“ Also mußte Rasor abbrechen und mit den übrigen Herren unverrichteter Sache wieder abziehen.

Eine günstige Wirkung hatte der Auftritt aber doch. Die Bürger ließen nämlich die bis dahin noch immer in der Rathsstube eingesperrten alten Rathsglieder in die Behausung Löwenstein überziehen, gegen Handgelöbniß, bis auf weiteren Bescheid diesen neuen Aufenthalt nicht zu verlassen. Die enge Haft hatte drei Tage und drei Nächte, bei Einigen noch länger gewährt. Während dieser Zeit war den Herren in dem übermäßig zum Verschmachten fast geheizten Zimmer nur äußerst wenig Speise und Trank gereicht worden. Als einige Dienstboten, wird erzählt, den zum Theil hochbejahrten und körperlich schwachen Männern Essen brachten, ließ man sie nicht zu ihnen. Mit weinenden Augen und Thränen gingen sie wieder heim, erwirkten aber hernach bei Fettmilch den Zutritt.

Am achten Tage, Montag den 9. Mai, kam es denn endlich so weit, daß die gefangenen alten Rathsherren sämmtlich auf ihren Rathssitz verzichteten, unter der Bedingung, daß sie gleich andern Bürgern frei in und aus der Stadt gehen könnten, und der Akt des Verzichtleistens ihnen und ihren Nachkommen an ihren Ehren keinen Nachtheil brächte. Nun erst entließ man sie nach Hause, — dieß waren denn die Hauptbegebenheiten während der verhängnißvollen acht Tage.

Eine langwierige Unterhandlung entspann sich jetzt, indem der Bürgerausschuß gegen den alten Rath 38 Beschwerdepunkte vor-

brachte, und auf diesen selbst dann noch bestand, als die Subdelegirten Abgeordnete beider Theile nach Höchst beriefen und im dortigen Schloß am 26. Mai alles Mögliche zur Beilegung versuchten.

Während dieser Zeit waren diese neuen Händel dem Kaiser Matthias kund geworden. Von Linz aus bedeutete er die Frankfurter durch ein Mandat vom 8. Juni, er habe seinen Commissarien den Auftrag gegeben, den Entstehungsgrund der Unruhen und die Schuld des alten Rathes gerichtlich zu erforschen; er befehle daher ernstlich, gedachten alten Rath wieder zu seiner Rathsstelle kommen, neben den 18 Rathsherren sein Amt unverhindert verwalten zu lassen, und sich ruhig und friedlich, bis solche Inquisition geschehen, zu verhalten, — widrigenfalls werde über diejenigen, so hierin nicht pariren würden, wären es nun Bürger oder Handwerksgesellen, oder andere Diener und Einwohner, die Acht ausgesprochen werden.

Dieses kaiserliche Mandat bewirkte in Frankfurt gerade das Entgegengesetzte von dem, was es bewirken sollte. Es entflammte die erregten und erhitzten Gemüther nur noch stärker. Grund davon war folgender.

Gegen Anfang des Monat Juni hatte der Bürgerausschuß zwei Leute aus seiner Mitte: den Schmied oder Schlosser Barthel Gaul und den Fettkrämer Reinhard Meurer an das kaiserliche Hoflager nach Linz gesandt, um ihre Angelegenheit dort an höchster Stätte zu betreiben und darüber Bericht zu erstatten. Während eines längeren Aufenthalts daselbst trösteten nun diese Männer ihre harrenden Mitbürger häufig in Briefen, kaiserliche Majestät sei mit ihnen noch wohl zufrieden, und wisse gar nichts von dem, was die Commissarien in seinem Namen verlangten; sie — die Zünfte — sollten nur einträchtig zusammenhalten u. s. w.

Leider wurde die bereits erwähnte kaiserliche Achtsbedrohung erst am sieben und vierzigsten Tage nach der Ausfertigung, den 25. Juli, in Frankfurt durch Anschlag bekannt. Noch am 10. Juli hatten jene

beiden Männer von Linz aus zur Standhaftigkeit ermahnt und gemeldet, daß sie in nächster Woche bei Ihrer Majestät zur Audienz gelangen würden. Natürlich fand unter diesen Umständen die Erklärung des Ausschusses, das Mandat sei gar nicht vom Kaiser, sondern von den Commissarien selbst ausgefertigt, bei der Partei der Bewegung unbedingten Glauben, man verlangte von den Bürgermeistern die Verhaftung des Heroldes, und entließ diesen erst, nachdem er sein Vollmachtspatent vorgezeigt hatte.

Die nun folgenden vier Wochen verstrichen unter Verhandlungen, welche zwischen dem neuen Rathe, den kaiserlichen Commissarien und den Bürgern über das kaiserliche Mandat und dessen Vollstreckung gepflogen wurden.

Am 22. August ließ der Rath die Handwerksgesellen vorladen und verlangte von ihnen, daß sie in Folge des kaiserlichen Befehls ihre aufrührerischen Meister verlassen sollten. Dieß gab Veranlassung zur Ausführung einer von der unruhigen Menge schon längst gehegten Lieblingsidee — der Plünderung der Judengasse. Zwar hatte der Rath um jene Zeit bereits angefangen, dem Bürgervertrage gemäß, sich mit Zuziehung der bürgerlichen Siebener und Neuner über die Abschaffung der Juden zu berathen, sehr bald aber gefunden, daß sich die gänzliche Entfernung derselben nicht auf einmal ausführen ließe und daher beschlossen, einstweilen nur eine Verringerung in der Zahl derselben vorzunehmen, mit den Zurückbleibenden aber bis zu ihrem vollständigen Abzuge eine gewisse Ordnung einzuführen. Allein dieß mochte der erbitterten Menge nicht genügen. Noch an demselben Tage, an welchem den Handwerksgesellen jener Bescheid geworden war, Montags den 22. August, Nachmittags 5 Uhr, begann die Erstürmung und Plünderung der Judengasse. Zwar versuchten der Rath und der ruhige Theil der Bürgerschaft diesem Unwesen nach Kräften Einhalt zu thun, Viele warfen sich selbst in Rüstung und versetzten den Aufrührern manche blutige Wunde; allein die Menge und die Wuth des Volkes,

welche bei einbrechender Nacht immer höher stieg, machte es ihnen auf die Dauer unmöglich, kräftigen Widerstand zu leisten. Erst gegen Morgen gelang es dem jüngeren Bürgermeister mit seinen geharnischten Begleitern die Plünderer, die in ihrer Arbeit bis zur Hälfte der Gasse gekommen waren, zu zerstreuen; die Judengasse ward mit Bürgerwachen umstellt und manches geraubte oder gefährdete Gut den Eigenthümern noch gerettet. Der ganze Skandal hatte 13 Stunden lang gewährt. Ein großer Theil der Israeliten hatte sich gleich Anfangs auf ihren Kirchhof geflüchtet. Diesen erlaubte sich Fettmilch noch am 23. August den bürgerlichen Schutz aufzusagen. Um sie vor größerer Ungebühr zu schützen, ließ sie der Rath — 1380 an Zahl — durch die Fischerfeldpforte zur Stadt hinausziehen und auf großen Nachen den Main theils hinauf, theils hinunter bringen.

Auch gegen die Subdelegirten wandte sich der Zorn der erregten Menge. Tollkühn sperrte man sie gleich Gefangenen in ihre Herberge, bis sie, um dem Tumulte ein Ende zu machen und größeres Unheil zu verhüten, den Belagerern einen Schein ausstellten, worin sie alle und jeden für redliche und ehrliche Leute erkannten, und ihnen gestatteten, frei und ungehindert, wohin sie wollten, zu ziehen und ihres Thuns und Handwerks abzuwarten.

Auf die Besetzung des Raths hatte dieser Tumult einen wichtigen, wenn auch nur vorübergehenden, Einfluß. Dem kaiserlichen Mandate zufolge hatten nämlich die Mitglieder des alten Raths, gleich nach Ankunft der Subdelegirten, sämmtlich ihre vorigen Stellen wieder eingenommen; die Plünderung der Judengasse schreckte sie aber dermaßen, daß sie aus Besorgniß, es möchte ihnen ein Gleiches widerfahren, meistentheils die Stadt verließen.

Inzwischen war der Anfang der Herbstmesse erschienen. Um die Fremden nicht von der Stadt abzuhalten, glaubten die Herren Subdelegirten den Tag vor ihrer Abreise (den 28. August) dem Vorschlage der Zünfte wegen neuer Besetzung des Raths in der Weise

nachgeben zu müssen, daß sie die Einsetzung von interimistischen Mitgliedern in den Rath und auf die Aemter gestatteten; doch nicht, wie die Bürger verlangten, bis zu völligem Austrag der Sache, sondern nur bis zu anderweitiger kaiserlicher Entscheidung.

Die Herrlichkeit des Interimsrathes war nur von kürzester Dauer. Schon nach 14 Tagen erklärten der Landgraf Ludwig von Darmstadt und der Erzbischof Johann Schweickhart von Mainz die letzten Anordnungen ihrer Subdelegirten für erzwungen und nichtig, mit Vorbehaltung von Ahndungsmitteln wegen aller gegen diese Männer verübten Gewaltthätigkeiten. Die nächste Folge war, daß der Interimsrath resignirte und der alte Rath aufs Neue anfing, zu Gericht und auf die Aemter zu gehen. Nun entstand aber auch eine allgemeine Zerwürfniß unter den Bürgern und Zunftgenossen selbst. Die Einen erklärten sich für den Frieden und versprachen dem kaiserlichen Mandate Folge zu leisten; die Andern aber beharrten nicht nur in ihrem Widerspruche, sondern verstiegen sich selbst zur Verfolgung der Nachgiebigen, die sie spottweise als die Parirer bezeichneten (mit Bezug auf das im kaiserlichen Mandate gebrauchte Wort pariren). Fettmilch gab die Erklärung von diesem Worte, es heiße: „von der Bürgerschaft abstehen und den Geschlechtern beifallen; auch müsse der, an welchen es verlangt würde, Vater und Mutter, Schwester und Bruder verrathen." — In diesen Streit mischten sich auch Mitglieder des weiblichen Geschlechts. Die Stelle im Diarium lautet wörtlich so: „Es haben sich auch dero Zeit, wie man vermerkt, etliche der Zünfften und gemeinen Pöbels Weiber, so ihres Spinnrockens vergessen, ihren Ehevögten das pariren mit allem Beginnen und Drohung bei Verlust ihrer ehelichen Liebe verboten, welches ob es wohl schimpflich, doch nichts desto weniger wahrhaftig." — — Ziemlich naiv heißt es dann, während der zwei Jahre des Unheils sei diesen einfältigen und schlichten Leuten so viel Latein beigebracht worden, daß sie Ausdrücke wie aerarium und noli me tangere (die Be-

zeichnung des unangreifbaren Reservefonds) recht wohl verstanden hätten, das pariren aber habe nicht in die Köpfe gewollt dessen Sinn und Bedeutung hätten sie zu ihrem größten Nachtheile zu spät erfahren und gelernt.

Gegen Ende der Herbstmesse, an demselben Tage, an welchem 2 Jahre vorher die Abgesandten der kaiserlichen Herren Commissarien zum ersten Male hier eingetroffen waren, am 28. September erschien endlich ein kaiserlicher Herold, welcher, nachdem er sich bei dem Rathe gemeldet, von zwei berittenen Trompetern und mehren andern Rittern begleitet, unter großem Zulaufe des Volkes und nicht ohne persönliche Gefahr, über Vincenz Fettmilch, Konrad Gerngroß und Konrad Schopp, als Rädelsführer der seit Veröffentlichung des kaiserlichen Mandats erfolgten tumultuarischen Scenen, öffentlich die Acht ausrief.

Dieser Akt brachte die zunächst Betheiligten in völlige Wuth. Von ihren eifrigsten Genossen, Hartmann Geißelbach und Georg Ebel begleitet eilten sie in den Römer, und, als sie daselbst den Rath nicht fanden, nach der Behausung des jüngern Bürgermeisters, und ergingen sich gegen diesen in den heftigsten Worten. Ihr Hauptvorwurf war, die achtzehn neuen Rathsherren handelten an ihnen ganz treulos. Ihr Anhang, der sich mittlerweile auch zu ihnen gefunden hatte, schrie, man solle die neuen Rathsmitglieder nebst dem alten Rath todt schlagen.

Den Zunftgenossen wurde jetzt von Fettmilch und den andern Volksführern glaublich zu machen gesucht: die Aechtung eines Frankfurter Bürgers verstoße gegen der Stadt Privilegien.

Und so blieb denn der Befehl der kaiserlichen Commission, die drei Hauptleiter der Bewegung zur Strafe auszuliefern, weil sie noch immer starken Anhang hatten, lange Zeit unbefolgt. Am 1. Oktober erklärten die Geächteten sogar, wenn man sie auszuliefern versuche, so würden sie eine solche That in der Stadt begehen, daß man über hun-

dert Jahre lang davon werde zu reden wissen. Auch eine zweite kaiserliche Achtserklärung vom 24. Oktober, welche gegen Alle, die binnen 8 Tagen sich dem kaiserlichen Mandate nicht fügen würden, die Acht aussprach, fruchtete nichts; ebensowenig eine dreimal wiederholte Warnung des Raths vom 1., 13. und 29. Oktober; auch nicht ein Erinnerungsschreiben des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz vom 1. Novbr.

Sonntag den 2. Oktober wurde von allen Kanzeln verkündet, daß die Musik bei Gastereien und Hochzeiten bis auf weitere Verordnung eingestellt, dagegen alle Tage ein Gebet nebst Ermahnung der Bürger zum Gehorsam gegen Kaiser und Rath an heiliger Stätte verlesen werden sollte.

Die letzten stürmischen Auftritte erfolgten zu Anfang des Monats November. Am 3. November wagten es nämlich die Bürger, welche den Geächteten noch anhingen, einige der Interimsrathsherren mit Gewalt wieder in ihr längst freiwillig aufgegebenes Amt einzusetzen und die dagegen protestirenden Achtzehner — denn von den alten Rathsherren war aus Furcht dießmal keiner erschienen — als Verräther fast mit Gewalt zum Römer hinauszutreiben. Ebenso verfolgten sie in diesen Tagen alle zum Gehorsam zurückgekehrten Bürger, tasteten einige derselben auf offener Straße an und schlugen und schimpften sie, was leicht zu einem großen Blutbade hätte führen können. Den Achtzehnern warf Fettmilch vor, sie begehrten mit der Bürgerschaft fast ärger als der alte Rath zu hausen. Auch wollten die Unruhigen mit aller Gewalt das Parirer- oder Verrätherbuch, d. h. die Liste der zum Gehorsam zurückgekehrten Bürger sehen, um zu wissen, wie viel und stark sie wären; es befand sich aber schon in den Händen der Commissarien.

Doch gerade dieses tollkühne Beginnen, dazu die immer zunehmende Furcht vor der Strafe, verbunden mit dem Bewußtsein, wie wenig Eine Stadt gegen das gesammte Reich ausrichten könne, brachten allmälig sämmtliche Zünfte zum ruhigen Nachdenken zurück; und

so geschah es, daß sie sich am 24. November fast sämmtlich bereit erklärten, dem kaiserlichen Mandate willig zu gehorchen, oder sich, wie es heißt, zur parition ergaben.

Nun erst, aber zu spät, fingen auch die Geächteten an, auf ihre Rettung bedacht zu sein. Konrad Gerngroß hatte bereits am 1. November vor dem Rath erklärt, wie er unschuldig und nur durch listige Verführung mit an die Spitze der Aufrührer gestellt worden sei; jetzt (den 22. November) erschien er wieder in Gesellschaft seines Sohnes und Schwiegersohnes, und bat fußfällig um Gnade, welche er als ein reuiger Sünder um so mehr hoffe, als er sich selbst vor der Commission zu Darmstadt stellen wolle. Der Rath und die gesammte Geistlichkeit legten hierauf auch wirklich eine schriftliche Fürbitte für ihn ein, und gaben ihm zugleich einen Rathsboten zu seiner Begleitung nach Darmstadt mit. Es war am 26. November, gerade an seinem Namenstag, als er Weib und Kind unter dem kläglichsten Abschiede verließ. Nachdem er die Nacht in Langen zugebracht hatte, wurde er den nächsten Tag von dem dortigen Oberförster nach Darmstadt abgeführt und mit Ketten stark gespannt und geschlossen überliefert, worauf er von einer Schaar Soldaten auf dem dortigen Rathhause sorgsamst bewacht wurde.

Nicht so gefügig zeigten sich Fettmilch und Schopp. Es bedurfte zu ihrer Bezwingung der muthigen Entschlossenheit des Mannes, dessen Namen in der Ueberschrift zu dieser Schilderung genannt und dessen wohlgetroffenes Bildniß dem Werke beigegeben ist.

Johann Martin Baur war geboren zu Frankfurt am 13. Juli 1577 und entstammte keineswegs einer jener alten hiesigen Patricierfamilien, sondern war vielmehr der Sohn eines Subalternbeamten Martin Baur, von dem jedoch gerühmt wird, daß er durch getreue Abwartung und gewissenhafte Verwaltung seiner Funktionen dem Rath und der Bürgerschaft aufs Vortheilhafteste bekannt gewesen

sei. *) Die Mutter Elisabeth, eine geborne Wolf von Rosenbach, wird in der Sprache jener Zeit als ein „Ausbund einer gottesfürchtigen Matrone" bezeichnet. Seine Laufbahn begann Baur als Kastenausreiter, also in einer Weise, die wohl Niemand die hohe Stellung ahnen ließ, welche er schon im neun und dreißigsten Lebensjahre erreichen und achtzehn Jahre lang mit der größten und verdientesten Auszeichnung zum Heil und Segen seiner Vaterstadt bekleiden sollte. Die bürgerlichen Unruhen boten dem rüstigen Manne eine günstige Gelegenheit zur Entfaltung seiner hervorragenden Eigenschaften und zur ehrenvollsten Erhebung. Als in Folge des Bürgervertrags vom 21. December 1612 der Rath mit achtzehn neuen Mitgliedern aus der Bürgerschaft vermehrt wurde, erscheint Baur, über dessen vorhergegangenes Wirken im Einzelnen uns freilich alle Nachrichten mangeln, als einer dieser Neuernannten, der seinen Sitz auf der zweiten Rathsbank erhält. Daß seine Collegen die Kraft und Entschlossenheit des Mannes früh erkannten, geht daraus hervor, weil sie ihm bereits im folgenden Jahre 1613 das unter damaligen Verhältnissen gewiß höchst schwierige Amt eines Zeugherrn (d. i. des obersten Militärbeamten) übertrugen.

Den achtzehn neuen Rathsmitgliedern war eine sehr schwere Aufgabe geworden. Als Bürgerfreunde und als Männer von entschieden liberaler und patriotischer Gesinnung erwählt, hatten sie ihr neues Amt mit der redlichen Absicht angetreten, aus allen ihren Kräften die Beseitigung der vorhandenen Uebelstände zu bewirken. Bald jedoch erkannten sie die Schwierigkeit des Regierens und vermochten mit dem ungeduldigen Radikalismus Fettmilch's und seiner Genossen, mit

---

*) Martin Baur, der Vater, lebte Anfangs in Oesterreich als Vorsteher einer Buchdruckerei, später etablirte er sich, laut dem Bürgerbuche von 1561, in Frankfurt, wohin er auch nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Heidelberg 1568 wieder zurückkehrte Er verwaltete um's Jahr 1585 den Posten eines Verrechners oder Kellners des Weißfrauenklosters.

denen sie im ersten Jahre der Bewegung einträchtig zusammengestanden hatten, nicht übereinzustimmen. Sie betraten nun den undankbaren Weg der Vermittelung. Was sie aber auch im Verein mit den Neunern und Siebenern zur Verwirklichung brachten, den ziellosen und stürmischen Wünschen der Fettmilch'schen Partei vermochten sie nicht zu genügen. Das Geschrei erging über sie: „die neuen Herren begehrten ärger mit den Bürgern zu hausen, als selbst der alte Rath." Grund genug für einen redlichen und zugleich entschiedenen Mann wie Baur zu dem Entschlusse, dem nichtswürdigen und gefahrbringenden Treiben ein sicheres und schleuniges Ende zu machen.

Fettmilch und Schopp waren zu äußerster Vertheidigung entschlossen. Am Tage nach des Gerngroß Verhaftung, Sonntag den 27. November, wird dem Zeugherrn Baur gemeldet, die beiden Volksführer befänden sich mit ihrem Anhang im Wirthshause zum großen Christoph in dem Gelnhäusergäßchen (zwischen der Döngesgasse und Schnurgasse), das einem gewissen Theobald Stauch gehörte. Baur entschließt sich sofort die Gefangennehmung persönlich zu leiten und begibt sich mit mehren Bewaffneten an den bezeichneten Ort. Fettmilch, nach gewohnter Weise mit Pistolen und Dolchen stark bewaffnet, setzt sich bei dem Eintritt seiner Verfolger zur Wehr. Ebenso seine Zechgenossen. Einige Begleiter des Zeugherrn werden stark verwundet, zwei sogar tödtlich. Doch Baur umfaßt den Fettmilch mit starken Armen, so daß dieser ein aus den Beinkleidern gezogenes Pistol nicht mehr auf ihn losdrücken kann, sondern endlich niedergeworfen und mit Stricken gebunden auf den Bornheimer Thurm geführt wird. Kaum aber befindet er sich daselbst, als er durch sein wiederholtes Rufen „man solle ihn nicht stecken lassen" unter seinem schnell zusammengelaufenen Anhange eine große Aufregung hervorbringt. Der Thurm wurde gestürmt und Fettmilch im Triumph nach seiner Wohnung in der Döngesgasse geführt, wo sich

nun Alle zur hartnäckigsten Vertheidigung gerüstet halten. Inzwischen begibt sich Johann Adolph Cantor, der in Lersner's Frankfurter Chronik als Fettmilch's bester Freund und Gevatter bezeichnet wird und dem Interimsrathe angehört hatte, zu diesem. Er bittet ihn inständigst, seiner Familie und der Stadt Wohl zu bedenken und sich ruhig gefangen nehmen zu lassen. Doch vergebens. Fettmilch versucht eine Pistole auf ihn abzudrücken, die aber zu Cantor's Glück versagt. Natürlich sucht sich der geschmähte Rathgeber schnell zu retten. Ueberhaupt will sich Niemand dem Fettmilch'schen Hause nähern, weil es heißt, es seien einige Tonnen Pulvers drin. Die Nacht hindurch bleiben alle Bürger in ihrer Rüstung, die Feuerpfannen brennen; man befürchtet jeden Augenblick einen erneuten Aufstand.

Den folgenden Tag, Montag den 28. November, ward ganz früh eine Rathssitzung gehalten. Drauf erhielt die Bürgerschaft den Befehl, gerüstet vor dem Römer zu erscheinen; die Thore wurden sämmtlich geschlossen; in allen Straßen und Gassen Ketten gespannt. Hierauf zog unter Baur's Anführung die bewaffnete Mannschaft aller Quartiere nebst den Stadtsoldaten von dem Römer aus durch die Schnurgasse und den Trierischen Hof vor Fettmilch's Haus. Man fand dasselbe in allen drei Stockwerken bis unter das Dach befestigt, wo Fettmilch mehre seines Anhangs mit Musketen an den Fenstern aufgestellt hatte; am Eingange des Hauses aber vor der Stiege befand sich ein Mörser, welchen er selbst ausgefeilt, hinten mit einem Zündloche versehen und mit Pulver und einer großen Anzahl kleiner Kugeln gefüllt hatte. Nachdem man Fettmilch zu wiederholten Malen vergeblich ermahnt, sich zu ergeben, wurden die Zimmerleute beordert, die Hauptpfosten des Hauses einzuschlagen. Die Stadtsoldaten traten an die Spitze, und bei längerer Weigerung sollte selbst Geschütz aus dem Zeughause geholt werden. Wohlgerüstet begab sich darauf Fettmilch einige Male unter seine Thüre, den Herrn Baur des Raths verlangend, welcher ihm aber nicht vorgelassen

wurde. Schon war der Sturm angeordnet, schon von Seiten der Bürgerschaft mehre Schüsse in das Haus geschehen, als sich Fettmilch und Schopp, ihren völligen Untergang vor Augen sehend, nebst ihrem übrigen Anhange gutwillig ergaben, worauf sie alsbald in den Katharinenthurm abgeführt, das Haus geschlossen und Weib und Kinder gefänglich eingezogen wurden.

Bereits am 2. December brachte man die beiden Geächteten unter militärischer Bedeckung gefesselt nach Höchst.

Vom 5. December an gingen die alten Rathsherren wieder in den Rath und auf die Aemter; am 15. d. M. wurde das von Fettmilch auf die Wälle gefahrne Geschütz in das Zeughaus zurückgebracht, und am 24. Januar 1615 trafen die Subdelegirten der kaiserlichen Commission ein, um die bisherigen Händel vollends zu schlichten. Nachdem sie noch einige Angeklagte eingezogen und nach Höchst und Rüsselsheim in Haft gebracht hatten, begann im Mai d. J. gegen sämmtliche Geächtete eine langwierige, möglichst geheim gehaltene Untersuchung, wobei viele Personen aus der Stadt theils als Zeugen vorgefordert, theils, als der Mitschuld dringend verdächtig, gleichfalls gefänglich eingezogen wurden. Nach Beendigung dieser Untersuchung wurde der 28. Februar 1616 zur Strafvollziehung bestimmt. Das Urtheil über Fettmilch, Schopp und Gerngroß lautete dahin, daß den Verbrechern aus wohlverdienter Strafe und Andern zum Abscheu zuerst die zwei Vorderfinger an der rechten Hand, sodann der Kopf abgeschlagen und dieser an dem Brückenthurm an einer eisernen Stange aufgesteckt, ihr Vermögen aber eingezogen werden sollte. Was Fettmilch insbesondere betraf, so sollte sein Körper durch Ochsen nach der Richtstätte geschleift (was ihm jedoch am Schlusse des Urtheils aus Gnaden wieder erlassen wurde) und nicht, gleich den Körpern seiner Schicksalsgenossen, bei dem Hochgerichte begraben, sondern nach der Enthauptung in vier Theile zerlegt und diese in vier verschiedene Gegenden des Stadtgebiets (gegen Westen am Galgen,

gegen Osten am Riederhof, gegen Norden an der Friedberger Warte und gegen Süden an dem sogenannten Bettelbrunnen in Sachsenhausen) aufgehängt werden; ferner sollte seine Behausung geschleift, nie mehr auf diesen Platz gebaut, sondern daselbst zum ewigen Gedächtnisse eine steinerne Säule nebst einer lateinischen und deutschen Inschrift errichtet werden, seine Familie endlich aus dem Erzstifte Mainz, dem Fürstenthume Hessen und der Stadt Frankfurt für alle Zeiten verwiesen sein.

Die Strafvollstreckung fand am genannten Tage in Frankfurt auf dem Roßmarkt Statt. Sie wurde ganz dem Richterspruche gemäß vollzogen. Die Gefangenen, besonders Fettmilch, hatten übrigens ihr Urtheil mit großer Standhaftigkeit angehört und erst nach dem zweiten Verlesen desselben, als sie sich bereits auf dem Blutgerüste befanden, fußfällig um Gnade gebeten, aber vergebens. Auch Fettmilch's Behausung wurde sogleich nach geschehener Hinrichtung niedergerissen und der Platz der Erde gleich gemacht. Die Inschriften, welche die daselbst aufgerichtete steinerne Säule erhielt, finden sich im Anhange zu diesem Werke.

Unmittelbar darauf erlitten noch zwei und zwanzig andere Individuen, die an den Unruhen Theil genommen hatten, ihre Bestrafung. Vier derselben — Georg Ebel, Adolph Cantor, Hermann Geiß und Stephan Wolf — wurden gleichfalls enthauptet, auch des Erstgenannten Kopf neben den Köpfen der drei zuerst Hingerichteten an den Brückenthurm befestigt. Neun Andere, theils Bürger, theils Handwerksgesellen, die sich bei der Plünderung der Judengasse betheiligt, wurden paarweise zusammengebunden vom Scharfrichter mit Ruthen zur Stadt hinausgepeitscht, nachdem sie zuvor die Urfehde in der Art geschworen hatten, daß sie das Mainzer, Darmstädter und Frankfurter Gebiet nie wieder betreten wollten. Die neun Uebrigen endlich, ebenfalls Bürger oder Handwerksgesellen, wurden zum Theil für ihr ganzes Leben, zum Theil wenigstens für eine bestimmte Zeit aus der

Stadt verwiesen. Zu diesen Ausgewiesenen gehörten auch der Lizenziat Fettmilch, des Lebküchlers gelehrter Bruder und mehrer Reichsstände Consulent, und einige Notare. Ueber den geflüchteten Hartmann Geyßelbach wurde am Schluß der ganzen Execution die Acht verlesen.

Es erfolgte nun zunächst eine feierliche Ermahnung an die gesammte Bürgerschaft zur Treue und zum Gehorsam gegen den Rath. Sodann wurde verkündet, daß die seit anderthalb Jahren vertriebenen Juden wieder in die Stadt aufgenommen und in ihre früheren Verhältnisse eingesetzt werden sollten, was auch sogleich in der im Anhange geschilderten Weise geschah. Hierauf wurde ein kaiserliches Commissionsdekret verlesen, folgenden Inhalts: „Die Bürgerschaft, welche dem Ausschuß beigewohnt, sollte 25000 Gulden in den kaiserlichen Fiscus, und die eine Hälfte aller Commissionskosten zahlen; deßgleichen die Zünfte und Gesellschaften die andere Hälfte nebst derselben Strafsumme; ferner sollten die Zünfte und Gesellschaften, mit alleiniger Ausnahme der Limpurger, Frauensteiner und der Freigesellschaft, hiermit aufgehoben sein, ihre Ordnungen und sonstigen Zunftpapiere an die Commission einliefern, und dagegen fortan Gesetze und Ordnungen vom Rathe nehmen, auch alle Handwerkssachen vor das Bürgermeisteramt bringen; sodann sollten drei oder vier Geschworne jedes Handwerks als Aufseher darüber verpflichtet werden, daß kein Gebot ohne des Raths Erlaubniß geschehe 2c.; endlich sollte von jetzt an die alte Schatzung unweigerlich gezahlt und Ruhe beobachtet werden, zu welchem Endzwecke Kaiserliche Majestät geeignete Aufsicht anzuordnen sich vorbehalten wolle."

Und nun folgte denn endlich die Erklärung einer allgemeinen Amnestie und Begnadigung aller übrigen mehr oder minder Betheiligten. Vier Wochen später sollte, wie die Commissarien noch hinzufügten, der Rath gleichfalls seinen Bescheid erhalten und namentlich ein Urtheil über die bitteren Beschwerden der Zünfte gegen den alten Rath gesprochen werden, was aber — unterblieb.

Wenn es im Allgemeinen die Hauptaufgabe sowohl der kaiserlichen Commissäre, als aller patriotischen Rathsherren und Bürger gewesen war, diese für den kleinen blühenden Freistaat so gefährliche Sache auf eine Art zu erledigen, welche gegen das Wiederholen ähnlicher Ausbrüche der Volkswuth sicher zu stellen genügend wäre, so hatte sich bei Lösung dieser Aufgabe Johann Martin Baur ganz besonders thätig bewiesen. Bereits 1615 zum jüngeren Bürgermeister erwählt, hatte er sich durch festes, gerechtes und biederes Benehmen die Liebe und Dankbarkeit seiner Mitbürger in demselben Grade zu erhalten gewußt, als er sich die Zuneigung der fürstlichen Commissarien und das Vertrauen ihrer Subdelegirten zu erwerben verstand. Dieß beweisen mehre vertraute Briefe an ihn, die sich in dem Familienarchiv der Baur v. Eyßeneck'schen Familie befinden, besonders aber die Art und Weise, wie er zur Würde eines kaiserlichen Stadtschultheißen in Frankfurt gelangte.

Beim Beginn der Unruhen war seit 1606 Johann v. Martorff mit dem genannten ehrenvollen Amte betraut. Dieser Mann scheint unter jenen schwierigen Verhältnissen nichts gethan zu haben, was seiner Stellung angemessen gewesen wäre, und während der ganzen Bewegung in völliger Unthätigkeit geblieben zu sein. Am 29. August 1614 — also während der heftigsten Stürme — stirbt er. Unter dem Einflusse der Volksführer wird gleich den folgenden Tag ein neuer Stadtschultheiß in der Person des Dr. jur. Nicolaus Weitz gewählt. Derselbe gehörte zu der Zahl der achtzehn neuen Rathsherren und scheint der demokratischen Partei entweder ganz angehangen, oder doch mit ihr geliebäugelt zu haben, weßhalb er, überdieß ohne Mitwirkung der kaiserlichen Autorität gewählt, bald nach Fettmilch's Verhaftung sein Amt wieder verlor. Eine Zeit lang blieb nun das Schultheißenamt erledigt; die alten Mitglieder des Raths wollten Niemand aus der Mitte der achtzehn neuen Herren, und die neuen Herren wollten keinen von den Patriciern. Es war nahe daran, daß ein auswär-

tiger Graf eingesetzt wurde, dem die Stadt einen für damalige Zeit ungeheuren Jahresgehalt von 6000 Gulden nebst stattlicher Wohnung geben sollte. Da vereinigte man sich dahin, von Kaiserlicher Majestät sich einen Vorschlag machen zu lassen, und Matthias ließ nun durch seine Commissarien am 17. Januar 1616 — also sechs Wochen vor der Hinrichtung Fettmilch's und seiner Genossen — Herrn Johann Martin Baur des Raths als Schultheißen dem Rathe präsentiren, der ihn denn auch einstimmig erwählte.

In der Präsentationsrede sagten die Subdelegirten: „Nachdem der Nikolaus (nämlich der Dr. Weitz) sich des bisherigen Unwesens so sehr theilhaftig gemacht, daß er dem Schultheißenamte nicht mehr mit Ehren vorstehen könne, auch es nothwendig sei, diese Stelle baldigst wieder zu besetzen, so wolle Kaiserliche Majestät dießmal ins Mittel treten und eine solche Person zum Schultheißenamte verordnen, welche dem Rath und der Bürgerschaft nicht unangenehm und sich um diese Stadt wohl verdient habe, demnach wie K. M. angebracht worden, daß Herr Johann Martin Baur, jetziger jüngerer Bürgermeister, nicht allein seiner Qualitäten halber zu solcher Funktion nicht unqualificirt, sondern auch dem Rath und gemeiner Stadt erwiesener Tapferkeit wegen, und weil er das Vaterland aus dem Unfrieden in Frieden gesetzt, Rath und Bürgerschaft sich beliebt gemacht, verordne K. M. ihn zu diesem Amte, mit Befehl, ihn dem Rathe zu präsentiren, doch solle dieß zu keinem Abbruche der Stadtprivilegien dienen."

Wegen Gefangennehmung des Fettmilch und der Hülfe, die Baur dabei persönlich geleistet, wurde ihm von Rath und Bürgerschaft ein silberner Becher, 100 Reichsthaler werth und 100 Goldgulden enthaltend, verehrt. Von Mainz und Darmstadt bekam er die Brustbilder des Erzbischofs und des Landgrafen in goldener Medaille.

Neun Monate nach seiner Ernennung zum Schultheißen wurde Baur vom Kaiser laut Briefes vom 1. Oktober 1616 zugleich mit

seinen beiden Brüdern Christian und Jakob — von denen der erstere Bambergischer Rath, der zweite kaiserlicher Obrist war — in den Adelstand erhoben. Daß die drei Brüder den Namen v. Eyßeneck zu dem ihrigen gesellt hatten, rührte daher, weil ihre Großmutter mütterlicher Seits der letzte Sprosse eines aussterbenden Geschlechts dieses Namens gewesen war. In dem Diplom, welches taxfrei ertheilt wurde, heißt es: „Wenn wir nun gütlich angesehen, wahrgenommen und betrachtet die Ehrbarkeit, Redlichkeit, Tapferkeit, auch adelige gute Sitten, Tugenden und Vernunft, damit Unser und des Reichs lieben getreuen Hans Martin, Christian und Jakob, die Bawere Gebrüder, vor uns berühmt worden, auch die angenehme, getreue und gehorsame Dienst so ihre Voreltern weiland unseren hochgeehrten Vorfahren römischen Kaisern und Königen, insonderheit aber uns und dem heiligen römischen Reiche obbemeldeter Hans Martin Bawer als Schultheiß bei und in unserer und des heiligen römischen Reichs Stadt Frankfurt in der unlängst daselbst vorüber gegangenen Rebellion ungescheucht der vor Augen gesehenen Leibes- und Lebensgefahr in seinem tragenden Amt und Befehl gegen und wider die Prinzipal-Rädelsführer und Hauptächter, als welche er durch seine einzige Mannhaftigkeit und Tapferkeit, ungeachtet ihres mächtigen rebellischen Anhangs zum zweiten Mal mit eigenen Händen selbst angegriffen und sie unserer in dieser Rebellionssache hierzu verordneten hochansehnlichen Commission zur gefänglichen Haft und gebührender wohlverdienten Strafe eingeliefert, welches dann nicht ein schlechter Anfang der darauf gefolgten Stillung der angeregten Rebellion gewesen ꝛc. ꝛc." — Das Diplom enthielt zugleich die Bestätigung des vollständigen Namens Baur v. Eyßeneck.

Drei Jahre später ernannte Kaiser Ferdinand II. bei Gelegenheit seiner Krönung den Schultheißen zu seinem Geheimen Rathe. Auch war Baur merkwürdiger Weise Mitglied der beiden Ganerbschaften Frauenstein und Limpurg zugleich, theils in Folge seiner ehelichen

Verbindung mit der Wittwe eines Frauensteiners, theils weil ihn die Gesellschaft Alt-Limpurg aus „erheblichen Beweggründen" in ihren Schoos aufgenommen hatte. — Im Jahr 1623 erhielt er von der Stadt eine Besoldungszulage von 300 Gulden zur Bestreitung der unvermeidlichen Repräsentationsunkosten („weil er der Stadt besten wegen öfters fremde und vornehme Personen tractiren müsse," siehe Lersner I. 130).

Baur v. Eyßeneck's Verwaltung des Schultheißenamtes umfaßt einen der bedrängnißvollsten Zeiträume der vaterländischen und vaterstädtischen Geschichte; sie fällt in die erste Hälfte des unglückseligen dreißigjährigen Krieges. Nur kluge Vermittelung und diplomatische Gewandtheit konnte unter jenen schwierigen Verhältnissen das Verderben von Frankfurt abwenden. Welche Verdienste sich in dieser Beziehung Baur als damaliger vornehmster Vertreter der Reichsstadt erworben habe, darauf deutet folgende Stelle aus den zu seiner Leichenpredigt hinzugefügten biographischen Bemerkungen: „Wie er dann nicht weniger auch bei andern hohen Potentaten, Kurfürsten und Herrn sehr beliebt und angenehm gewesen, dadurch er manch großes für Augen schwebendes Unglück von hiesiger Stadt abgewendet, immaßen er dann je und allewege dieser Stadt als seines lieben Vaterlandes Aufnehmen und Wohlfahrt nach Möglichkeit zu befördern, ihm höchstes Fleißes angelegen sein lassen. Neben diesem hohen Reichsschultheißenamt ist er auch sonst in vielen hochwichtigen Sachen und Anliegen eines Edlen Raths an Kur- und andere Fürsten unterschiedliche Male verschickt worden. Ist also eine fürnehm starke Säul des hiesigen löblichen Regiments gewest und den ganzen Bau tragen helffen."

Es charakterisirt Baur, wenn es am angeführten Orte weiter von ihm heißt: „In seinem Amt hat er sich sonderlich der Gerechtigkeit beflissen, den Geringsten sowohl als den Stattlichsten gern Audienz und Gehör gegeben, der Wittiben und Waisen und anderer bedrängter

Personen, auch armer Leut sich je und allerwegen treulich angenommen, auch wohl seine eigene Sachen ihm nicht so hoch angelegen sein lassen, als die Amtssachen, da er manchmal wegen des vielfältigen Anlaufs nicht mit Ruhe essen können. — So war er einer kaltsinnigen, langmüthigen Natur, wann er vormerkt, daß er Undank verdient, wie er's dann seines Berufs und von Obrigkeit wegen nicht einem Jeden nach seinem Sinne machen können, so that er als hört er's nicht, wie solches an Saul gerühmt wird, und hat sich erinnert, daß es in der Welt anders nicht hergehe. In allem seinem Thun und Vorhaben war er ganz aufrichtig und redlich, liebte die Wahrheit, gegen Jedermann war er freundlich, auch gegen geringern Standes Personen, besonders gar demüthig, daß er sich seines hohen Standes im Geringsten nicht übernommen und sich mit Fleiß nach der Regel Sirach's: Je höher du bist, je mehr dich demüthige! gehalten. War auch nicht allein mit männiglich friedlich und einig, sondern half auch bei Andern nach allem Vermögen beständige Einigkeit stiften ꝛc. — Weil er dann in solchem Stück Gott den Herrn geehrt, so hat ihn Gott auch, seiner Verheißung nach, wieder geehret, nämlich mit hoher Dignität, mit gutem Vermögen, mit herrlicher Autorität und Ansehen bei Jedermann, mit hohem Verstand, mit großer Weisheit, mit fürtrefflicher Eloquenz und Beredtsamkeit, wie dann bei ihm eine natürliche angeborne facundia gewest, daß man sich drüber zum höchsten verwundern müssen."

Baur war zweimal verheirathet. Von beiden Frauen wurden ihm zwölf Kinder geboren. Nach längerem Krankenlager starb er am 5. August 1634 in einem Alter von 57 Jahren. Er wurde in der Katharinenkirche vor der Kanzel beigesetzt und am Pfeiler zur Seite sein Gedenkstein errichtet.

Georg Wilhelm Freyreiß.

Dieser thätige und verdiente Reisende und Naturforscher war geboren in Frankfurt am 12. Julius 1789 und der älteste Sohn eines Schuhmachers. Früh erwachte das Talent des Knaben, der das Glück hatte, daß seine zwar unbemittelten, aber rechtschaffenen Eltern eine tüchtige Schulbildung als einziges und bestes Erbtheil für ihre Söhne erkannten. Sie ließen ihnen deßhalb den Unterricht des Gymnasiums zu Theil werden, und zwar mit dem besten Erfolge. Bald trieb die Freude an der Natur den Knaben Wilhelm während seiner Freistunden hinaus in Flur und Wald. Emsig wurden Pflanzen und Steine aufgesucht, Thiere eingefangen und zum Aufbewahren zubereitet, aber dabei nicht versäumt, sich über deren unterscheidende Kennzeichen, Eigenschaften und Lebensweise zu belehren. Der Verkauf von Schmetterlingsspiegeln und eine ausgedehnte Seidenwürmerzucht mußten das Geld zur Anschaffung von Büchern und sonstigen Erfordernissen liefern.

Schon im Jahr 1803 hatten sich einige Jugendbekannte zu einer Gesellschaft naturhistorischer Freunde verbunden, welche ihre Sammlungen im Hause eines der Theilnehmer vereinigte, Bücher zu gemeinschaftlichem Gebrauche anschaffte und eigene Statuten besaß; Freyreiß, damals Lehrling in einem Handelshause, schloß sich im Jahr 1804 zu besserer Befriedigung seiner Wißbegierde gern an. Sonntags machte die forschbegierige Gesellschaft naturgeschichtliche Excursionen, wobei der Eine jenen, der Andere diesen Zweig der Naturkunde vorzugsweise beachtete, und in den geschäftsfreien Abendstunden

fanden sie Erholung und Genuß im Ordnen und Vermehren ihres kleinen Museums, in der gemeinsamen Beschäftigung mit ihrer geliebten Wissenschaft. Mit welchem Ernste, mit welcher Gründlichkeit diese Jünglinge im Stillen arbeiteten, und daß es ihnen um etwas mehr als das bloße Ausbalgen, Schmetterlingsspießen und Pflanzentrocknen zu thun war, zeigt das erste Zusammentreffen zweier von ihnen mit einem sehr verdienten, begeisterten Naturforscher, dem Hofrath Meyer in Offenbach, welcher davon später folgende wörtliche Schilderung machte:

„Im Jahr 1807 kamen an einem Sonntagsmorgen zwei junge Leute zu mir, um meine Sammlung ausgestopfter Vögel zu sehen. Da ich gerade schriftstellerte, das Aeußere dieser Leute nicht ansprechend war und ich auch nicht glaubte, daß sie etwas von der Ornithologie verständen, so gab ich Jemand von den Meinigen den Auftrag, sie in meine Sammlung zu führen und sie so lange darin zu lassen, als sie wollten. Nach einigen Stunden ging ich selbst ins Kabinet, um wegen der Beschreibung eines Vogels etwas nachzusehen. Nicht wenig war ich erstaunt, diese beiden jungen Leute noch in demselben zu finden. Der Eine, und zwar derjenige, dessen äußeres Ansehen am wenigsten etwas versprach, kam auf mich zu und sagte: er fände viele Namen in meinem Kabinet, die nicht im Linné vorkämen, und bat mich, ihm dieses zu erklären. Ich war vorlaut und unbescheiden genug, ihn zu fragen, ob er denn auch etwas von Linné wisse? O ja, gab er zur Antwort, Vögelkunde ist mein Lieblingsstudium und fleißig studire ich im Linné. Beschämt, wie ich es verdiente, stand ich vor ihm und frug um seinen Namen. „Ich heiße Freyreiß, bin der Sohn eines Schuhmachers und Lehrling einer Handlung in Frankfurt. Dieses Fach spricht mich aber nicht an und gern widmete ich mich ganz der Naturgeschichte, wenn ich nur die Mittel dazu hätte. Abends und Sonntags stopfe ich Vögel aus, suche diese zu verkaufen und schaffe mir dafür Bücher an.“ Nun wendete ich mich an den andern und

hörte von ihm: Er sei ein Glaser, Namens Bloß aus Frankfurt und sein Lieblingsstudium Entomologie. Er kannte die Systeme von Linné und Fabricius und war bewandert in seinem Fach. Jetzt drückte ich beiden die Hand, behielt sie noch einige Stunden bei mir, bat sie, mich recht oft zu besuchen, versprach ihnen Bücher zu leihen, so viele sie haben wollten, und ihnen in ihren Studien nach allen meinen Kräften dienstlich zu sein, was ich auch treulich hielt."

Diese Bekanntschaft war für Freyreiß von wichtigen Folgen und entschied gewissermaßen über sein ganzes künftiges Leben. Denn einige Zeit nachher kam der russische Generalconsul v. Langsdorf nach Offenbach und theilte Meyer'n seinen Plan zu einer naturwissenschaftlichen Reise nach der asiatischen oder sogenannten großen Tartarei und Persien und seinen Wunsch mit, einen Gehülfen zum Begleiter zu haben, welcher das Einsammeln und Zubereiten von Thieren verstände, zugleich aber die Verrichtungen eines Bedienten versähe, ohne jedoch wie ein solcher behandelt zu werden. Meyer dachte sogleich an Freyreiß und dieser, froh, der Erreichung seines sehnlichsten Wunsches, sich ganz der Naturgeschichte zu widmen, auf diese Weise näher zu kommen, nahm den Vorschlag an und beachtete den lästigen Appendix seines neuen Geschäftskreises nicht. Er gab seine bisherige Stelle auf, zog für mehre Wochen nach Offenbach, um sich dort bei einem Sachverständigen im Abziehen und Ausstopfen der Thiere zu vervollkommnen, bei Meyer Unterricht in der Ornithologie zu nehmen und durch tägliche Beschauung dessen Kabinets mit den europäischen Vögeln genau bekannt zu werden. Auch in Göttingen hielt er sich einige Monate auf, erfreute sich Blumenbach's besondern Wohlwollens und Unterrichts und erhielt von Osiander Anleitung zu Quecksilbereinspritzungen und andern Präparationen.

Im Sommer 1809 reiste er mit Langsdorf nach Petersburg, aber des Letztern beabsichtigte Reise unterblieb, hauptsächlich wegen ausgebrochener Feindseligkeiten zwischen Rußland und Persien. Da Frey-

reiß unter solchen Umständen bei Langsdorf überflüssig war und diesem nicht lästig fallen wollte, trennte er sich von ihm und zog einige Zeit zu dem als Naturforscher bei der Krusenstern'schen Weltumseglung rühmlichst bekannten Hofrath Tilesius. Vögelkunde war nun sein Hauptstudium, welches ihm indessen, wie er in seinen Briefen an Meyer klagte, durch den Mangel an guten Sammlungen und an Bekanntschaft mit Ornithologen sehr erschwert wurde. Er machte häufige Excursionen zum Beobachten und Erjagen von Vögeln, führte ein tägliches Journal über seine Bemerkungen, stopfte aus, legte sich eine Sammlung an und erwarb sich durch den Verkauf der übrigen Exemplare seinen Unterhalt. Auch Meyer erhielt von ihm manchen nordischen Vogel für sein vortreffliches Kabinet (das jetzt mit dem der Senckenbergischen Gesellschaft in Frankfurt vereinigt ist) und interessante Bemerkungen über deren Charakteristik und Lebensweise. Jede Gelegenheit, seine Kenntnisse zu vermehren, benutzend, hatte er einen wohlhabenden Freund bewogen, eine Sammlung lebender Vögel, hauptsächlich Sumpf- und Wasservögel, mit denen er sich gerade besonders beschäftigte, anzulegen, welche Sommers einen mit Netzen bespannten Garten, Winters einen wasserreichen Saal bewohnten. Oft beobachtete er diese Thiere und brachte manchmal ganze Tage in ihrer Gesellschaft zu. Sein Naturalienhandel erweiterte sich immer mehr und, dadurch sowohl, wie durch Ausbalgen von Vögeln für Kabinette, wurde seine Geldeinnahme so reichlich, daß er sich manches Ersparniß zurücklegen und, nach körperlichem Genusse und Wohlleben wenig verlangend, im Sommer 1811 den Entschluß fassen konnte, sich vollständig der Wissenschaft zu widmen. Er wollte eine russische Universität beziehen, um Medizin und in Verbindung mit ihr hauptsächlich Naturwissenschaften gründlich zu studiren. Schon früher hatte er, und zwar wieder durch Meyer's Vermittlung, seinen Bruder, welcher des Vaters Schuhmachergewerbe erlernt hatte und damals in Jena arbeitete, nach Petersburg kommen und nachdem er ihn im Nö-

thigen unterrichtet, an seinem Geschäfte Theil nehmen lassen. Während der ältere auf einer Akademie studirte, sollte der jüngere Bruder das Geschäft, Thiere zuzubereiten und an Kabinette zu verkaufen, in Petersburg fortsetzen. So war der Plan, aber es fügte sich anders. Jener ging nach Brasilien und dieser wurde durch des Bruders Verwendung in ein kaiserliches Institut aufgenommen, nach erforderlichem Unterricht als Forstmeister in Ekatarinoslaw am Dniepr in der ehemals sogenannten kleinen Tatarei angestellt, später Professor der Forstwissenschaft in Petersburg bis 1841, in welchem Jahre er sich auf ein Landgut in der Statthalterschaft Simbirsk zurückzog.

Eine neue Laufbahn sehen wir unsern Wilhelm Freyreiß wieder als Langsdorfs Reisebegleiter, freilich unter günstigeren Verhältnissen betreten. Dieser war nämlich 1812 zum kais. russischen Generalconsul in Brasilien ernannt, und wünschte einen kenntnißreichen und erfahrenen Mann mitzunehmen, welcher ihn bei naturgeschichtlichen Forschungen in diesem Lande zu unterstützen vermöge. Freyreiß schien dazu vollkommen geeignet und ihm eröffnete er daher seinen Antrag. Hätte gemeine Weltklugheit bei Freyreiß zu Rathe gesessen, er wäre ruhig in Rußland geblieben; das Einsammeln und Zubereiten von Thieren verschaffte ihm reichlichen Erwerb; Männer von Gewicht waren seine Freunde und Gönner geworden und konnten ihm zu weiterem Emporkommen behülflich sein; die kais. Gesellschaft der Naturforscher in Moskau hatte ihn zum Mitglied ernannt, und die Aussicht zu einer Anstellung am Museum der dortigen Universität war ihm eröffnet. Aber der Gedanke, seinem Hange zu naturgeschichtlichen Untersuchungen in einem von der Natur so gesegneten Lande volle Genüge leisten zu können, regte ihn zu mächtig an, als daß er nicht mit Freuden die Gelegenheit hätte ergreifen sollen, Brasilien zu bereisen. Nachdem er sich mit Hofrath Meyer darüber berathen, schloß er mit Langsdorf einen Vertrag ab, und bestieg im Herbst 1812 das Schiff. Stürmische Witterung und die weit vorge-

rückte Jahreszeit nöthigte die Reisenden in einem Hafen Schwedens, in Karlshamm, zu überwintern. Freyreiß benutzte diesen gezwungenen Aufenthalt, um Stockholm und Upsala zu besuchen und im Umgange mit den dortigen ausgezeichneten Naturforschern, an welche ihm Meyer Empfehlungen gesendet, seine Kenntnisse zu erweitern. Die Akademie der Wissenschaften in Stockholm nahm ihn später unter die Zahl ihrer Mitglieder auf. Im Mai 1813 konnte er wieder in See gehen und landete nach einer glücklichen Fahrt am 29. August desselben Jahres in Rio de Janeiro. Innige Liebe für die alten, nun in weiter Ferne von ihm getrennten Freunde, wehmüthig süße Erinnerungen an die glückliche Jugendzeit im Vaterlande verlebt, Begeisterung über die herrlichen Eindrücke, welche ihn am neuen Aufenthalte empfingen, sprechen sich in einem gemüthvollen Briefe aus, den er bald nach seiner Landung an einen theuren Jugendfreund, den durch seine statistischen Arbeiten rühmlichst bekannten Heinrich Meidinger in Frankfurt schrieb.

Bald nach seiner Ankunft trennte er sich von Langsdorf, gewann dagegen aber einen eifrigen Freund und Beförderer seiner Angelegenheiten an dem königl. schwed. Generalconsul Ritter von Westin in Rio de Janeiro. Von ihm erhielt er ein Jahrgeld von 1000 Crusaden (etwa 1500 fl.), um dafür Naturalien und naturgeschichtliche Beobachtungen an die königl. Akademie in Stockholm einzusenden. Erstere Verpflichtung erfüllte er durch mehre Sendungen von Thieren, Pflanzen und Sämereien nach Schweden und letzterer genügte er in so weit, daß er einen Bericht über seine erste Reise in's Innere durch den Baron von Westin der Akademie übergeben ließ. Einige Auszüge daraus wurden in den Actis academ. mitgetheilt, die Bearbeitung und Uebersetzung des Ganzen übernahm der berühmte Naturforscher, insbesondere Botaniker, Olof Schwartz; aber diesen überraschte der Tod früher, als er gedachte Arbeit vollenden konnte.

Die so eben angeführte erste Reise in's Innere von Brasilien und

zwar in die Provinz Minas Geraes, trat Freyreiß nach einem neunmonatlichen der Bekanntwerdung mit den ihm neuen Gegenständen gewidmeten Aufenthalt in der Hauptstadt im Juli 1814 an, gemeinschaftlich mit einem andern Deutschen, dem Baron von Eschwege, damals Obristlieutenant und Verwalter des Bergwesens in portugiesischen Diensten. Er machte in einem Briefe über die Reise unter Andern auch die Bemerkung, daß er den erwarteten Reichthum an Thieren nicht so groß gefunden, daß insbesondere um die Wohnplätze der Menschen mehr Vögel vorkämen, als von ihnen entfernt, und daß die männlichen Arten dort weit weniger scheu seien als hier, man also nicht glauben dürfe, sie in wüsten Gegenden gleichsam nur mit Händen greifen zu können; daß die meisten brasilianischen Vögel nicht wie man gewöhnlich annehme Jahr aus Jahr ein, sondern bloß im Frühling brüten und jährlich zweimal ihr Gefieder wechseln und zwar in den Capitanien Rio-Janeiro und Minas-Geraes im April und October, in welchem letzteren auch die Brütezeit anfange. Die Flüsse bilden unzählige Wasserfälle, winden sich in sehr ungleicher Tiefe in vielen Krümmungen durch hohe mit Urwäldern bewachsene Ufer. Er findet hierin bestätigende Gründe der Behauptung mehrer Gelehrten, daß Amerika neueren Ursprungs sei, indem er glaubt, die Länge der Zeit habe noch nicht hingereicht, durch von den Hügeln herabgeführte Erde die Flüsse aufzuschwemmen, ihre Ufer auszudehnen und ihre Tiefe selbst weniger unregelmäßig zu machen, auch seien in der Nachbarschaft der Flüsse die dichten Wälder öde und still, nur wenig durch Geschrei und Gesang von Thieren belebt. Doch fand Freyreiß gegen 40 neue Species von Vögeln, eine große Menge der verschiedenartigsten Insecten und einen unermeßlichen Reichthum an Pflanzen.

Nachdem er eine Strecke von 150 deutschen Meilen durchwandert, kehrte er zufrieden mit dem Erfolge seiner Bemühungen im Januar 1815 nach Rio Janeiro zurück, und fand die erfreuliche Anerkennung,

daß er auf den Vorschlag seines besondern Gönners, des Staatsministers d'Aranjo, Conde da Barca, zum Naturforscher des Königs mit einem lebenslänglichen Gehalt von 1000 Crusaden und dem Range und der künftigen Anwartschaft einer Professur der Zoologie ernannt wurde. Die nämliche Auszeichnung wurde einem andern Deutschen, dem als Botaniker bekannt gewordenen Sellow, zu Theil. Für die Regierung und ihre neuen Angestellten war es gleich ehrenvoll, daß man ihnen keine näheren Verpflichtungen auferlegte, sondern zutrauensvoll nur im Allgemeinen von ihnen forderte, daß sie zur Erweiterung der Naturgeschichte in Brasilien nach Kräften beitragen möchten.

Noch in demselben Jahre, am 4. Aug. 1815, traten Freyreiß und Sellow, mit dem zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchungen nach Brasilien gekommenen Fürsten Maximilian von Wied-Neuwied eine gemeinschaftliche Reise an, deren wichtige Ergebnisse dieser berühmte Naturforscher in seinem bekannten großen Werke mitgetheilt hat. Der Fürst spricht in mehren Stellen desselben mit Achtung von den Kenntnissen und Fertigkeiten so wie von der Besonnenheit seiner Reisegesellschafter und stattet Freyreiß öffentlich seinen Dank ab für die Mittheilung mancher interessanten Notizen.

Die gemeinschaftliche Reise ging an der Ostküste Brasiliens hin vom 15. bis 18. Grad südlicher Breite bis zur Villa St. Joa di Mucuri, wo sie sich am 3. Februar 1816 mit Herzlichkeit trennten, da Freyreiß eine andere Excursion, als der Fürst, beabsichtigte. Anfangs Mai trafen sie am nämlichen Orte noch einmal zusammen, gingen bis Villa Vicoza, durchstreiften die umliegende Gegend während mehrer Wochen und nahmen daselbst abermals Abschied am 15. Juni, als der Fürst seine weitere Reise nordwärts fortsetzte, Freireiß aber mit seinen Leuten am Mucuri zurückblieb, und von da an bis nach Bahia naturgeschichtliche Streifzüge machte, wo er auch im Mai 1817 zum dritten und letzten Male dem aus dem Innern zurück-

kehrenden und sich nach Europa einschiffenden Fürsten Maximilian begegnete.

Freyreiß nahm nun seinen gewöhnlichen Aufenthalt in dieser Gegend, fast immer mit seinem Freunde Sellow zusammen lebend. Große Sammlungen, worunter viele bisher unbekannte Thiere, legte er an, aus welchen er Sendungen nach Moskau, Stockholm, Berlin, Leyden und an die Wetterau'sche Gesellschaft besorgte. Manches von ihm Abgesendete und an ihn Abgegangene gelangte leider nicht zu seiner Bestimmung, wie aus vielen Klagen in Briefen von ihm hervorgeht. Anfangs November 1818 hatte er auch das Unglück, nach einem Besuche der Botocuden, auf einer Seefahrt von Ilheos nach Caravelhas an einem Madreporen-Riff bei Porto-Seguro Schiffbruch zu leiden und dadurch, nebst einem großen Theil seines Vermögens, eine bedeutende Sammlung zu verlieren.

Im Jahr 1818 war es, als er mit der eben erst entstandenen Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt Verbindungen einging und auch am 13. April zum ordentlichen Mitgliede derselben ernannt wurde. Mit den Ausdrücken lebhafter Freude ergriff er diese Gelegenheit, sich der Vaterstadt nützlich zu erweisen. In einem Briefe an Meidinger äußerte er, wie er die ihm angebotene Summe nur deßhalb annehme, weil er wegen ausgedehnter Reisepläne noch nicht im Stande sei, so große Opfer zu bringen, aber er habe den festen Vorsatz, die empfangene Unterstützung von 2000 Gulden dereinst zurückzuerstatten, um sich wo möglich in Frankfurt ein von jedem Scheine des Eigennutzes freies Andenken zu gründen. Er machte übrigens dem Museum der genannten Gesellschaft zwei große Sendungen von Thieren aus allen Klassen.

Mit den verwickelten Angelegenheiten einer von ihm und einigen Theilnehmern gegründeten Kolonie allzu beschäftigt, hatte er die längst beabsichtigte und vorbereitete Reise, den Amazonenfluß hinauf in das Innere von Brasilien, stets verschoben; auch war deßwegen der Brief-

wechsel in den letzten Jahren unterbrochen. Eben schickte er sich wieder an, neue Sendungen in die Heimath zu besorgen, als ihn der Himmel von seinem Tagewerk abrief. Jene hauptsächlich für Deutsche bestimmte Niederlassung, nach der österreichischen Prinzessin Leopoldine, nachmaligen Kaiserin von Brasilien, Leopoldina genannt, hatte er mit ertheilter Zustimmung und Privilegium des Regenten zwischen dem 18. und 19. Breitegrad am Peruipe nicht weit von Vicoza mit Besonnenheit, Sach- und Ortskenntniß gegründet. Die vielen Hindernisse, welche anfänglich seinem Unternehmen entgegen traten, hatte er zuletzt glücklich überwunden und die Angelegenheiten der neuen Kolonie wohl geordnet. Hauptsächlich in der Absicht, seinen Landsleuten eine möglichst genaue Schilderung Brasiliens zu machen, erschien von ihm bei Sauerländer in Frankfurt 1824 der erste Theil einer interessanten Schrift: „Beiträge zur näheren Kenntniß des Kaiserthums Brasilien, nebst einer Schilderung der neuen Colonie Leopoldina und der wichtigsten Erwerbzweige für europäische Ansiedler." Sie enthält in sechs Kapiteln allgemeine Bemerkungen über Brasiliens geographische Lage, Gebirge, Flüsse; Beobachtungen des Klima's, des Mineral-, Pflanzen- und Thierreichs und der Landesbewohner, und liefert den Beweis scharfsinniger Beobachtungsgabe und klarer Urtheilskraft.

Mitten in solchem rastlosen Streben für Erweiterung der Naturkunde, und mitten in dem Streben, sich nach einem unruhigen sorgenvollen Jugendleben einen schönen Ruheplatz für die Tage des müden Alters zu gründen, überraschte ihn auf seiner Pflanzung in der Colonie Leopoldina ein frühzeitiger Tod. Er hinterließ eine in Brasilien eingeborene Portugiesin als Wittwe und ein Kind. Deutsche Freunde begleiteten seine Leiche nach der nahe gelegenen Villa Vicoza am Flusse Peruipe zu ihrer Ruhestätte.

Johann Wolfgang v. Göthe.

Um die volle Bedeutsamkeit des größten Genius der Neuzeit, des Mannes zu schildern, den Frankfurt mit gerechtem Stolze als den ersten seiner berühmtesten Söhne aufzählt, dürfte wohl schwerlich schon der rechte Zeitpunkt gekommen sein. Noch stehen wir mitten in der geistigen Bewegung, welche durch ihn angeregt worden, und es muß, um über Johann Wolfgang v. Göthe zum historischen Abschlusse zu gelangen, erst wieder ein neuer geisterbeherrschender Genius aufgetreten sein, aus dessen Standpunkt wir den früheren Genius betrachten, mit dessen Maße wir ihn messen können. Nicht blos der Dichter Göthe hat sich seinen Platz in der Weltgeschichte genommen, es ist auch der Forscher, ja es ist der ganze Mensch mit seinem weltgeschichtlichen Einflusse auf die Gebildetsten der Zeitgenossen und der Nachwelt. Er hat durch sein ganzes Leben Ein Meisterstück geliefert, das ist sein Leben selbst: „das Kunstwerk eines großen erfahrungsreichen Lebens, rein hinaufgebildet bis in die schneeige Region des hohen Mannesalters, und zwar mit Klarheit des Bewußtseins, mit Wärme der Empfindung und mit Milde der Gesinnung und der That."

Seine große Persönlichkeit bemerkte man nicht allein während ihres sichtbaren Vorhandenseins; ihr Werth wurde erst dann recht erkannt, als die Stelle leer und unersetzlich war, welche sie einnahm.

So hat sich um den Lebenden wie um den Todten eine weite unsichtbare Gemeinde von Verehrern gebildet, die minder durch ihre Zahl, als durch die Höhe der Bildung und durch ihre Verbreitung über die Erde, einzig genannt werden mag. Er hat im Leben, Kunst und Wissen Richtungen angegeben, die lange nachhaltig bleiben werden, und selbst seine Mängel, seine Fehler sind, wie seine physischen Krankheiten, so regelrecht, naturgemäß und consequent, gehören so sehr zu seinem eigensten Wesen, seiner Totalität, daß sie durch sie und in ihr völlig begriffen werden.

„Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab, denn sie empfieblet ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling.“ Man darf dieses Wort des Dichters auf ihn selbst anwenden. — Er war körperlich eines der vollendetsten Individuen, „nicht blos ein Gesunder, sondern auch ein eigenthümlich schön und mächtig Organisirter.“ Sein hoher Gang, seine edle Gestalt, seines Mundes Lächeln, seiner Augen Gewalt und seiner Rede Zauberfluß, sind ihm wohl im Leben von Vielen ebenso beneidet worden, als seine großen Werke. Witz, scharfer Humor, Weltverstand und tausenderlei Geschicklichkeiten können sich gewiß oftmals in einer kleinen dürftigen, ja verbildeten Organisation darleben, aber eine so mächtige Gesinnung, eine solche Energie des Seelenlebens, eine solche welthistorische Productivität, wie die Göthe's, sind geradezu unmöglich in einer dürftigen, ja nur gewöhnlichen körperlichen Erscheinung, sie fordern, ja eigentlich zu sagen, sie schaffen eine bedeutende und schöne körperliche Bildung.

Der berühmte Hufeland, der 10 Jahre lang Göthe's Arzt war, äußert sich so über ihn: „Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit in Einem Manne; es ist mir nie ein Mensch vorgekommen, welcher zu gleicher Zeit körperlich und geistig in so hohem Grade vom Himmel begabt gewesen wäre, und auf diese Weise in der That das

Bild des vollkommensten Menschen darstellte. Aber nicht blos die Kraft war zu bewundern, die bei ihm in so außerordentlichem Grade Leib und Seele erfüllte, sondern mehr noch das herrliche Gleichgewicht, was sich sowohl über die physischen, als geistigen Funktionen ausbreitete. — Man kann mit Wahrheit sagen, daß dieses hauptsächlich seinen Geist auszeichnete, daß alle Geisteskräfte in gleich hohem Grade und in der schönsten Harmonie vorhanden waren, und daß selbst die bei ihm so lebendige, so schöpferische Phantasie durch die Herrschaft des Verstandes gemäßigt und gezügelt wurde. Und eben dies gilt vom Physischen; kein System, keine Funktion hatte das Uebergewicht; alle wirkten zusammen zur Erhaltung eines schönen Gleichgewichts. — Es ist Freude zu sehen, daß die Entstehung so vollkommener Menschennatur auch noch in unserer Zeit möglich ist, die so Manche für eine Periode der Abnahme des Menschengeschlechts halten."

So Hufeland. — Was Göthe in seiner Stella ausgesprochen: „Die Gestalt des Menschen ist der Text zu Allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt", gilt von ihm selbst so sehr als von irgend Einem. Daher meinte wohl auch sein fürstlicher Freund, der Herzog Karl August von Weimar, „daß man mit Ehren Göthe's Bild als Siegel führen könne, und daß der, welcher dieses Petschaft mit demjenigen Respekt brauche, den es verdiene, nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken werde." — Es war Göthe, wie keinem, gelungen, eine Persönlichkeit zu gewinnen, und diese Macht des Persönlichen fühlte denn auch sofort Napoleon, der bei seinem ersten Anblicke ausrief: Sie sind ein Mann! (Vous êtes un homme.) Das Zeugniß eines Mannes über einen Mann.

Freilich muß man zugestehen, daß den von der Natur so reich Begabten wieder das Glück sein ganzes Leben hindurch mit seltener Beharrlichkeit auf den Armen getragen, ihn von der Wiege bis zum Sarge sauber und fein gebettet habe. Es gewährte ihm eine frohe,

entwicklungsreiche Kindheit, eine strebsame Jugend, den Genuß, aber nicht Uebersättigung der Leidenschaften, eine frühe Entwicklung und Aufmunterung seiner Talente, bald einen in seiner Art völlig einzigen Wirkungskreis, erfüllte alle seine Wünsche und flocht nur insoweit einiges Herbe ein, als nöthig war, damit das Leben durch Freude und Schmerz, durch Hoffen und Fürchten ihm ein ertragbares blieb.

Sein Leben ist ein Ganzes, ein Gediegenes. Dennoch nehmen wir Phasen, Hauptveränderungen, Hauptgestaltungen in demselben wahr. Es sind deren vier. Zuerst Göthe's Jugend bis 1775, bis zu seinem 26. Lebensjahre; sodann 2) die erste Weimarische Epoche bis zur italienischen Reise, eine Zeit von 11 Jahren; hierauf 3) die Zeit von der Rückkehr aus Italien bis zu Schiller's Tode 1805. (Diese Periode umfaßt die 6 Jahre von 1788 bis 1794, wo Göthe und Schiller nur dem Raume nach einander nahe standen [der erste in Weimar, der andere in Jena], und dann das 11jährige Zusammenwirken beider Heroen). Endlich 4) die 27 Jahre seines jugendlichen Alters, von 1805 bis 1832.

Bei seiner Geburt empfing ihn die Welt mit freundlichen Zeichen, und die Genien des Lebens drängten sich mit Liebe um das Bett seiner Kindheit. Seine Geburtsstunde war gewissermaßen auch die der neuen vaterländischen Literatur und Sprache *). Mit ihr geboren, wuchs er mit ihr in geschwisterlicher Einheit auf, merkte die Spiele ihrer Kindheit, fühlte den Drang ihrer Jugend, erfreute sich der vollen Reife ihres Mannesalters und durfte es noch sehen, wie sie von seiner Arbeit und Pflege in allen Stadien ihres Wachsthums vorzüglich getragen und gefördert, auf dem Grunde dieser seiner Kultur in vielseitigsten Zweigen sich ausdehnte, und ihre Aeste über den Boden des Vaterlandes, bis selbst in die Fremde weit hinübertrieb.

---

*) Im Jahre vor Göthe's Geburt (1748) waren die 3 ersten Gesänge des Klopstock'schen Messias erschienen. Das Jahr 1749 selbst brachte Kleist's Frühling und Uz's lyrische Gedichte.

Vom Vater her mit dem Ernste und dem Geiste der Ordnung, und dem Triebe nach gegenständlicher Thätigkeit begabt, von der Mutter mit Heiterkeit und Phantasie in schönster Weise ausgestattet, besaß Göthe die glücklichsten Elemente, aus denen sich um so mehr eine fruchtbare Zukunft bilden mochte, als sich ihnen die Gunst reichen Erwerbs verband. Im Schooße einer wohlhabenden und geachteten Familie geboren, deren Glieder, in viele Seitengruppen vertheilt, ihm wohlwollend die Kindertage mit Freuden zierten, und ein heiteres Hin- und Herüberwandeln gestatteten, wurde er vom Vater frühzeitig zur Beschäftigung hingeleitet, von der Mutter in das Reich der Fabel sinnig eingeführt. Zu der Pflege der Eltern gesellte sich die freundliche Hut der Großeltern. Die Großmutter väterlicher Seits eröffnete ihm die kleine Welt des Spiels, während er beim Großvater mütterlicher Seits die stillen Freuden der Natur kennen lernte, und das Gefühl eines höheren Friedens, der das Alter am Ziele einer wohldurchschrittenen Lebensbahn beglücken darf, vor Augen hatte. Wenn so der Knabe auf der einen Seite das Gemüth mit den Eindrücken gefällig-stiller Zufriedenheit erbauen konnte, so boten sich andererseits Punkte, die bald genug den Keim des Ernstes und der ahnungsvollen Weltauffassung aus der Tiefe seiner Seele zu lebendiger Sehnsucht erweckten. Am einflußreichsten für seine Bildung war unsere Stadt, indem sie in ihren alterthümlichen Straßen, in ihren Denkmälern und geschichtlichen Erinnerungen, hauptsächlich in dem vielthätigen Bewegen ihres Handels, in dem bunten, lauten Treiben ihrer Messen, in dem Kommen und Gehen der Fremden, ihm die fruchtbarste Schule objektiver Thätigkeit und Uebung wurde, und seine anschauende Auffassungskunst gleich Anfangs in bedeutender Weise bestimmte und förderte. Die großartigen Scenen der Kaiserkrönungen vollendeten den Eindruck, den jenes Alles auf sein Gemüth und seine Phantasie machte.

Es würde an interessantem Stoffe kein Mangel sein, um nur über Göthe's Knabenzeit viele Seiten lang zu sprechen. Wir können

uns natürlich nur auf einzelne Züge und Andeutungen beschränken. Alles mußte dazu beitragen, um Göthe zu bilden. Deutschland lechzte damals nach einer wiederauflebenden Nationalliteratur. Klopstock's Messias erschien; er wurde verschlungen, wenn auch selten verstanden; Göthe und seine Schwester Cornelia lernten ihn — weil der Vater nichts davon wissen wollte – heimlich auswendig. Bald befriedigte ein sonntägliches Verskränzchen die Reim- und Lesewuth. Ovid, Robinson, die Volksbücher, die Insel Felsenburg, Anson's Reise um die Welt wurden mit eifrigster Begierde gelesen. Der siebenjährige Krieg führte zur Bekanntschaft mit der Außenwelt, mit französischer Sprache und französischem Theater, und mit der Malerei (denn der im Hause wohnende Königsleutnant Graf Thorane, um welchen sich der Knabe sehr zuthätig erwies, beschäftigte manchen Maler). Dabei übten ihn einige Kinderkrankheiten in Geduld und führten den Knaben durch Nachdenken auf sich selbst zurück. Die Bibel, welche er später nicht ein Volksbuch, sondern ein Buch der Völker nannte, gewann er herzlich lieb; sie wirkte auf seine Moral. Uebungen, wie Fechten, Reiten, Schlittschuhlaufen, stärkten und bildeten den Körper aus. Der fixirende Sinn des Sammelns (von Wappen, Mineralien u. dgl.) kam auch über ihn. Dann lernte er mit Vater und Schwester zugleich Englisch; nichts fiel ihm schwer.

Göthe's Neigung zu biblischen Studien fand in einem besonderen Umstande Nahrung. Nach dem Tode des verdienten geistlichen Seniors in Frankfurt Joh. Phil. Fresenius, hatte man einen Professor der Theologie zu Marburg, Joh. Jak. Plitt, hierher berufen, einen großen, schönen und würdigen Mann, dessen Predigten jedoch mehr belehrender als erbaulicher Art waren. Er kündigte sogleich eine Reihe von Kanzelreden an, in denen er in einem gewissen methodischen Zusammenhange eine Art von Religionscursus durchzugehen gedachte. Diese Aussicht auf Belehrung über dogmatische Bedenken und auf Erklärung der Bibel, und zugleich die sehr getheilte Meinung des

Publikums über den neuen Senior, bestimmten den zwölfjährigen Knaben Göthe zu dem Entschlusse, jene Predigten möglichst genau aufzuzeichnen. In einem Kirchenstuhle verborgen, schrieb er behend nach, und eilte beim Schlusse der Predigt sogleich nach Hause, um das, was er auf dem Papiere und im Gedächtnisse fixirt hatte, eiligst zu dictiren. Ein Paar Stunden genügten dazu, und gewöhnlich konnte er dem Vater die geschriebene Rede noch vor dem Mittagstische überreichen. Ungefähr ein Vierteljahr setzte er diese Bemühungen mit gleichem Eifer fort. Als er aber sich in seinen Erwartungen getäuscht zu finden glaubte, indem er weder über Dogma noch Bibel besondere Aufklärung gewann, fielen die erst so blätterreichen Reden immer magerer aus, so daß zuletzt kaum etwas mehr als Text, Thema und Eintheilung auf kleine Blätter verzeichnet wurden. Nur das Zureden des ausdauernden Vaters vermochte ihn, auf diese Weise bis zum letzten Sonntage Trinitatis, also bis gegen das Ende des November 1761, auszuhalten.

Unter den Personen, welche auf die Bildung des Knaben einen besonderen Einfluß gewannen, sind zu nennen: der Pfarrer Starck (Prediger an der Katharinenkirche), der mit einer Schwester seiner Mutter verheirathet war, und dem wißbegierigen Neffen einen ungehinderten Zugang zu seiner reichhaltigen Bibliothek gewährte; ferner die Gebrüder v. Ochsenstein, der Schöff v. Olenschlager, die ausgezeichneten Rechtsgelehrten Dr. Orth und Hofrath Hüsgen, die Brüder Senckenberg, der Herr v. Reineck, der Reichshofrath v. Moser und der Schriftsteller v. Loen. — v. Moser lebte zwar nicht in Frankfurt selbst, übte aber sowohl durch seine Persönlichkeit, als durch sein Wirken in der Nachbarschaft und durch seine Schriften auf den Knaben einen bedeutenden Einfluß aus. Wegen seiner regen Staats- und Geschäftsthätigkeit war er in Aller Munde, und sein ernstliches Streben, das Amts- und Berufsleben einer gewissenhaften Behandlung entgegenzuführen, hatten ihm Vieler Achtung

erworben. — Joh. Mich. v. Loen war mit der Schwester von Göthe's Großmutter Textor vermählt, und hatte durch seine Schriften in der literarischen Welt, und zunächst in seiner Vaterstadt Frankfurt, wo er sich niederließ, ungewöhnliches Aufsehen erregt. Er erlangte einen Namen, indem er in die verschiedenen, damals in Kirche und Staat beginnenden Regungen muthig eingriff. Durch sein Buch: „Die einzige wahre Religion", gerieth er mit Theologen in heftigen und persönlichen Streit, was ihn veranlaßte, die von Friedrich II. ihm angebotene Stelle eines Präsidenten zu Lingen anzunehmen.

Doch beschränkte sich bei dem Knaben Göthe der Kreis seines Umgangs keineswegs auf die einer höheren und gebildeten Klasse angehörigen Männer. Der Vater bediente sich vielmehr des gewandten Knaben von Kindheit auf, um den Handwerkern, die er beschäftigte, allerlei Aufträge, Instruktionen, Mahnungen und dergleichen zukommen zu lassen. So gelangte dieser fast in alle Werkstätten und lernte nicht blos die Verfahrungsart, sondern auch das Familienwesen eines jeden Handwerks kennen, welches von der Beschäftigung der Menschen Gestalt und Farbe erhält. Es war ihm angeboren, wie er selbst sagt, eine jede besondere Art des menschlichen Daseins zu fühlen und mit Gefallen daran Theil zu nehmen. Dadurch entwickelte und bestärkte sich in ihm das Gefühl der Gleichheit, wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände, indem ihm das nackte Dasein als die Hauptbedingung, alles Uebrige aber als zufällig und gleichgültig erschien. Diesen Verkehr mit Handwerkern setzte Göthe auch als Jüngling und Mann noch fort, und übte sich auch selbst in mancherlei Handwerken. Im Jahre 1805 erzählte Sophie Brion, eine jüngere Schwester der aus des Dichters Selbstbiographie bekannten Friederike von Sesenheim, einem Besuchenden, Göthe habe sie noch vor acht Jahren durch einen Gesellen grüßen lassen, den er in Weimar bei einem Schlosser getroffen, und setzte dabei erläuternd hinzu: „Denn

er kannte und konnte viele Handwerke, wie er denn bei dem lahmen Philipp in Sesenheim das Korbflechten gelernt." — Der Knabe besuchte auch häufig die große Wachstuchfabrik, welche der Maler Nothnagel in Frankfurt errichtet hatte. Die Stufenfolge und Mannichfaltigkeit von Arbeiten, die er hier gewahrte, war höchst anziehend für ihn. Er machte Bekanntschaft mit den älteren und jüngeren Männern, welche dabei beschäftigt waren, und legte mitunter selbst Hand an. Aber auch mit Künstlern, die nicht wie Nothnagel zum Fabrikwesen hinneigten, unterhielt er einen unausgesetzten regen Verkehr, indem er die Fertigung der vom Vater bei den Malern bestellten Bilder betreiben mußte. So entstanden vor seinen Augen ein Paar Blumenstöcke des Malers Juncker, wozu er diesem von Zeit zu Zeit einen Strauß der schönsten Blumen, so wie Schmetterlinge, Käfer und ähnliche unschuldige Naturgegenstände, die mit abgebildet werden sollten, herbeizuschaffen pflegte. Der Juwelier Lautensack arbeitete in Göthe's häufigem Beisein an einer kostbaren goldenen, mit Diamanten besetzten Dose, welche Göthe's Vater als Geschenk für seine Gattin zum nahe gehofften Friedensfeste bestimmt hatte, deßgleichen an einem Blumenbouquet aus Juwelen für den Kaiser Franz I., dessen Ankunft zur Krönung seines Sohnes in Frankfurt man bald nach dem Frieden erwartete. Bei dieser Gelegenheit lernte Göthe durch Unterhaltungen mit dem Künstler die Eigenschaften und den Werth der Edelsteine kennen.

Hatte er bei seinen Spaziergängen Anfangs vorzüglich den Gebäuden, insbesondere den alterthümlichen, seine Aufmerksamkeit zugewandt, so ward er im reiferen Knabenalter durch diese Wanderungen angeregt, die Personen vergangener Zeiten, mit Hülfe der Lersner'schen Chronik und anderer Francofurtensien in seines Vaters Bibliothek sich zu vergegenwärtigen. So suchte er die näheren Umstände über die Meuterei und Hinrichtung Fettmilchs zu erfahren, dessen Schädel er von Kindheit an auf dem Brückenthurme aufgesteckt gesehen hatte,

und glaubte dabei auf das Resultat zu kommen, daß dieser und seine Genossen einer späteren besseren Verfassung der Stadt als Opfer gefallen seien. Die Judengasse erregte bei ihm ein doppeltes, sehr verschiedenartiges Interesse. Die alten Mährchen aus Gottfried's Chronik von der Grausamkeit der Juden gegen die Christenkinder schwebten bei ihrem Anblicke düster vor seiner Seele, und es dauerte lange, ehe er sich in die enge, schmutzige, von Menschen mit seltsamem Sprachaccent wimmelnde Straße hineinwagte. Andererseits mußte er als Freund des alten Testamentes doch in ihnen das auserwählte Volk sehen. Sie zeigten sich thätig, gefällig nnd selbst in ihrer beharrlichen Anhänglichkeit an alte Gebräuche achtungswerth; auch mochten die jüngeren Glieder des weiblichen Geschlechts unserm jungen Helden in ihrer Gestalt und Freundlichkeit nicht mißbehagen. Der Knabe nahm daher fortwährend an den jüdischen Bewohnern Frankfurts einen lebhaften Antheil und ruhte nicht, bis er, durch Vermittelung einflußreicher Personen, dem Aufnahmeaktus eines neugebornen Knaben und einer Hochzeit beigewohnt, von dem Lauberhüttenfest sich ein anschauliches Bild gemacht und die jüdische Schule mehrmals besucht hatte.

Außerhalb der Stadt richtete sich sein Gang gewöhnlich nach den Grundstücken, welche sein Vater vor dem Eschenheimer und Friedberger Thore besaß. Das eine war ein Baumgarten, der zugleich als Wiese benutzt ward, das andere ein sehr gut unterhaltener Weinberg, worin zwischen den Reihen der Weinstöcke Spargelreihen mit großer Sorgfalt gepflegt wurden. Hier machte sich Göthe allmälig mit den Gartengeschäften bekannt und durfte zugleich sich der verschiedenen Erzeugnisse des Jahres, von den ersten des Frühlings bis zu den letzten des Herbstes, freuen. Den Schluß und die Krone aller dieser Genüsse bildet endlich die Weinlese. Die Schilderung, die Göthe in Wahrheit und Dichtung von dieser frohen Zeit gibt, begegnet uns verkürzt wieder in Hermann und Dorothea in der Beschreibung:

Jenes festlichen Tages, an dem die Gegend in Jubel Trauben liest und tritt, und den Most in die Fässer versammelt, Feuerwerke des Abends an allen Orten und Enden leuchten und knallen, und so der Ernten schönste geehrt wird.

Da es zunächst darum zu thun ist, die Momente in Göthe's Leben nicht unerwähnt zu lassen, die sein Verhältniß zur Vaterstadt kundgeben, so übergehen wir seinen Aufenthalt auf den beiden Universitäten Leipzig und Straßburg gänzlich, und um so mehr, als dieser Theil seines Lebens in seiner Selbstbiographie sehr ausführlich und plastisch geschildert vor uns gelegt ist.

Nur über die kurze Zeit, die zwischen seinem Aufenthalte in Leipzig und dem in Straßburg verging, und die er hier in Frankfurt im elterlichen Hause verbrachte, einige Worte. — Es begannen damals die Regungen jener mystischen Weltansicht, welche sich im Verlauf der siebenziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Deutschland zu den seltsamsten Erscheinungen und Verirrungen wie des Geistes, so des Gemüths entwickelte. Dem verständig-kalten Rationalismus und Deismus jener Zeit gegenüber gingen frommselige Ueberschwenglichkeit und ordensbündige Geheimnißsucht Hand in Hand und fingen an, den Geist in aller Weise zu bethören. Eine Art paracelsisch-alchymistische Naturanschauung bildete dabei den magischen Hintergrund. Auch in Frankfurt trieb dieses Wesen sich bemerklich um, und namentlich waren es Aerzte und Gläubige, die sich hier entgegen kamen und zum Bunde geheimnißvoller Weisheit vereinten. In diesen Kreis wurde nun Göthe unmittelbar eingeführt, indem sowohl sein Arzt, als auch hauptsächlich das Fräulein v. Klettenberg, welches mit seiner Familie in Beziehung stand, und, in zarter, kränklicher Verfassung der Sentimentalität hingegeben, auch den alchymistisch-kabbalistischen Neigungen nachhing. Es war kein Wunder, daß Göthe, der schon in Leipzig den Naturstudien sich zu nähern begonnen, bei seinem Abgange von dort aber durch

Krankheit geschwächt und für das Ueberirdische gestimmt, den religiösen Betrachtungen sich zugewendet hatte, — daß Göthe in der neuen für derartige pathologisch-imaginative Stimmung höchst günstigen Umgebung das Mitgebrachte nach seiner Weise möglichst weiter verarbeitete? Und so finden wir ihn in Frankfurt mit jenem frommen Fräulein, die sich zugleich durch eine schöne und vielseitige Bildung auszeichnete, in der innigsten Wechselbeziehung religiöser und selbst naturmystischer Mittheilung, Lektüre und Beschäftigung. Selbst vielfache chemische Experimente machte der junge Mann in Gesellschaft der Stiftsdame, von denen das Resultat war, daß man sich in eine gewisse Ausdrucksweise hinein studierte, und indem man mit derselben nach eigenem Belieben gebahrte, etwas, wo nicht zu verstehen, doch wenigstens zu sagen glaubte. Dabei blieb das nächste Ziel, ein Universalheilmittel zu finden, indem man die Geheimnisse der Natur im Zusammenhange ergründen wollte, was Mesmer ungefähr um dieselbe Zeit in dem sogenannten thierischen Magnetismus entdeckt zu haben wähnte. Gleich emsig betrieb Göthe um jene Zeit die religiösen Fragen. Besonders war es die in vieler Hinsicht für jene Zeit Epoche machende Kirchen- und Ketzergeschichte von Arnold, die ihn beschäftigte, indem dieselbe fromm und gefühlvoll abgefaßt, doch zugleich auch freisinnig genug war, um den antiorthodoxen Geist des jungen Mannes zu befriedigen. Auf den Grundlagen, die dieses Buch ihm bot, suchte er sich eine eigene Religion zu bilden, die man als einen christlich neuplatonischen Pantheismus bezeichnen könnte, dessen bestimmten poetischen Ausdruck man noch in mehren spätern Gedichten findet. Auch Faust, dessen Idee unmittelbar nach jenen Frankfurter mystisch-christlich-kabbalistischen Erlebnissen und Betrachtungen in Straßburg bei ihm auftauchte, ruht wesentlich mit auf diesen Elementen und Anschauungen; religiöses und naturmystisches Drängen werden in der Person des Helden gleichmäßig zusammengefaßt und zur Darstellung gebracht. Daß insbesondere

aus den Beziehungen zu dem Fräulein v. Klettenberg die Bekenntnisse einer schönen Seele im Wilhelm Meister hervorgegangen sind, ist hinlänglich bekannt. Alle jene sonderbaren Bestrebungen aber wurden gefördert durch die Opposition, in welcher Göthe damals zu seinem Vater stand, der mit seiner strengen steifen Aeußerlichkeit und praktischen Nützlichkeits-Konsequenz Sohn und Tochter, ja selbst die Mutter beengte und so alle drei zu einer Art Tripelallianz gegen sich hintrieb.

Es ist hier die rechte Gelegenheit zu erwähnen, wie sehr Göthe von Anfang an vorzugsweise durch das weibliche Geschlecht sich bilden ließ. Mutter und Schwester und deren Freundinnen, alle die jüngeren wie älteren Frauen und Jungfrauen, zu denen er sich hingezogen fühlte, haben auf seine Persönlichkeit und Sinnesrichtung vielfach bedingend eingewirkt. Daher erklärt es sich wohl auch, daß Göthe, gleichwie er zuerst einen gebildeten Ton der Geselligkeit anstimmte, auch der erste deutsche Poet war, welcher weibliche Gestalten mit solcher Bedeutung in den Kreis der Dichtung führte, daß dadurch der Einfluß, welchen das Weibliche auf anmuthige Formen des Lebens und auf eine liebliche Bildung der geselligen Verhältnisse ausübt, mit einem bisher noch nicht gekannten Zauber der Darstellung geltend gemacht wurde.

Die Personen, mit denen Göthe nach seinen Straßburger Studien hier in Frankfurt in nähere Verbindung trat, waren der Gerichtsschreiber Horn, der Aktuar des Kastenamtes Joh. Jakob Riese, die Gebrüder Schlosser, Merck in Darmstadt, Frau von la Roche und ihre Tochter Maximiliane Brentano (die Mutter der Bettina), Klinger, Wagner, Lenz u. e. a.

Unter den Bestrebungen, die edleren Talente in sich zu entwickeln versäumte er damals nicht, sich, dem Wunsche seines Vaters gemäß der Advokatur zu widmen; da aber die praktisch-juristischen Arbeiten des jungen Doktors nur einen Theil des Tages in Anspruch nahmen,

so blieb ihm noch eine schöne Zeit für poetische Thätigkeit übrig, welche der Vater, durch seine Leistungen in der Advokatur ganz befriedigt, um so eher unbekümmert ließ, als er den reichbegabten Sohn nun bald auch als Schriftsteller glänzen zu sehen wünschte. (Bekanntlich fällt in diese Zeit die Entstehung der beiden Göthe'schen Erstlingswerke, des Götz von Berlichingen und der Leiden Werthers.)

Wir kommen nun zu der Zeit, wo Göthe aufgefordert von den Weimarischen Prinzen den Hof derselben heimsucht und bald nachher von Frankfurt, einige spätere Besuche abgerechnet, für immer scheidet. Bald offenbarte sich die traulichste Busenfreundschaft des Herzogs mit Göthe, ein Geisterbund, der schwerlich seines gleichen in der Geschichte hat. Wie weit steht Friedrichs II. und Voltaire's Genossenschaft dahinter zurück! Schon der Entschluß Karl Augusts, das Haupt einer ungestüm einherfahrenden Macht, die in der rücksichtslosen Bewegung ihres Sturmlaufs gegen bisherige Literaturgrößen den berühmtesten Vertreter des Weimarischen Musenlebens — Wieland — in seiner Schrift (Götter, Helden und Wieland) empfindlich verletzt hatte, nach Weimar zu versetzen, zeugt von großartiger Nichtachtung kleinstädtischer Rücksichten. Karl August brachte zu dem Fürstenstuhl als Jüngling treffliche Anlagen zu künftiger Entwickelung landesväterlicher Tugenden mit: ungemeine geistige Empfänglichkeit, reiche Fülle von Gedanken, edle menschliche Gesinnung und tüchtige Stählung des Charakters. Den jungen Fürsten drängte es über die gewohnten Schranken seines Standes hinaus zum Leben in Natur und poetischer Ungebundenheit. Der Dunstkreis des Fürstenstandes, der Zwang der geregelten Hofsitte und die Langweiligkeit des nur in ceremoniellem Gleise wandelnden Hofstaats war ihm lästig; klaren Blickes in das innere Wesen und den wahren Beruf seines Standes, verschmähte er den diesem anhaftenden eiteln Schein, seines Werthes sich bewußt, unbekümmert um schiefe und

scheele Urtheile. Auch im Ernste der Fürstenarbeit beengte ihn leicht die Abweichung von dem Natürlichen und Menschlichen in dem Wust, Ballast und Pedantismus der Regierungsgeschäfte. Jugendlichen Kraftdrang in Haupt und Gliedern, warf er sich der Natur in die Arme; hier fand er freien Spielraum; gern und oft war er zum hohen Waidwerke aus. Gleich seiner Mutter Amalia höchst empfänglich für geistige Einflüsse, war er ebenso produktiv in Darstellung seiner Gedanken; er redete und schrieb gern und mit Leichtigkeit; es war wie natürlicher Erguß, Alles ungesucht: doch nie scheint er der Versuchung, selbst zu dichten, verfallen oder unterlegen zu sein.

Göthe war dem jugendlich lebenslustigen Herzog wie der Repräsentant idealer Menschheit in ihrer Kraft, Gesundheit, Schönheit, Fülle und Genialität; er schloß ihn fest an sich: Göthe mußte bleiben; mit ihm erblühte dem Herzoge ein poetisches Leben außerhalb der zwangvollen „spanischen Stiefeln," womit er die Formen vergleicht, die ihm sein Stand aufnöthigte. Also wählte er sich in Göthe einen Genossen zum Schwelgen in froher Jugendlaune, zum Austausch in der treuesten Hingebung. Göthe ward eingebürgert in Weimar, es nimmer wieder zu verlassen. Uebermuth des Geistes, kühne Opposition gegen Spießbürger- und Philisterthum, genialer Lebensgenuß charakterisiren diesen Theil des Weimarischen Musenlebens. Man schoß nach Bildern gefeierter Männer, machte Maskeraden und Mummenscherze, Redouten, lief im Wertherfrack, gab Schauspiele im Freien, „Morgens Schweinhatz, Nachmittags Theaterprobe, Abends fratzenhaftes Ständchen, Schlittenfahrt mit Fackeln, extemporirte Komödien, Schattenspiele, wie Schlittschuhfahren mit dem Herzog, Ballschlagen, Haseneier suchen u. dergl. Wieland schrieb damals: Göthe lebet, regieret und wüthet und gibt Regenwetter und Sonnenschein und macht uns glücklich, er mag machen, was er will; er hat es darauf angelegt, die bestialische Natur zu brutalisiren. Göthe spricht selbst von einer losen und leichtfertigen

Lebensweise, die indessen auch durch Pausen von Arbeiten, Entbehren, Langeweile, auch wohl Unwohlsein und Anfeindungen, unterbrochen oder vergällt wurde. — Nicht lange, so sollte Göthe dem Herzoge mehr als Genoß heiterer Stunden werden, er sollte ihm die Arbeit und Sorgen des fürstlichen Berufs tragen helfen, und diese von der zu Allem und Jedem tüchtigen Geistesrüstung Göthe's Gewinn ernten: dafür daß der Fürst dem Menschen sich zur Brüderlichkeit hingab, hatte dieser von seiner Ungebundenheit zu opfern. Schon nach einem Jahr — 1775 — als Mann von 26 Jahren, war der Dichter im Bannkreise der Macht neuer Verhältnisse; er schrieb am 31. December 1775 an Lavater: „Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in der See.“ Im J. 1776 begann er die Regierungssorgen des Herzogs zu theilen. Darüber eröffnete er sich seinem Freunde Merck: „Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem theatro mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage“ und einige Monate später: „Den Hof hab' ich nun probirt, und nun will ich auch das Regiment probiren und so immer fort.“ Am 11. Juni d. J. 1776 ward er zum Geheimen Legationsrath ernannt: der höfischen Verwunderung und der Scheelsucht der Beamtenclasse über diese abnorme Bevorzugung Göthe's begegnete der Herzog durch eine energische schriftliche Erklärung, worin er aussprach, daß er bei Vergebung eines Platzes, die er in so genauer Verbindung mit dem Wohl und Wehe seiner gesammten Unterthanen stehe, nie nach Anciennetät, sondern immer nur nach Vertrauen verfahren werde. Göthe vermochte es nicht über sich, dem Vertrauen des fürstlichen Freundes, das ihm Staatsämter entgegenbrachte, sich zu entziehen. Es geschah nicht ohne innere Beunruhigung und ohne Kampf zwischen seiner poetischen Natur und seinen dem Herzoge entgegenwallenden Gefühlen der Anerkennung, Anhänglichkeit und des Ehrgeizes.

Durch ein herzogliches Dekret vom 5. September 1779 wird Göthe „in Ansehung seiner bekannten Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit“ zum Geheimen Rath erhoben. Eine Gehaltserhöhung erfolgte bei dieser Gelegenheit nicht; erst ein Jahr später erhält er zu seiner bisherigen Besoldung von 1200 Thalern eine Zulage von 200 Thalern. Bald darauf reisten Karl August und Göthe über Frankfurt in die Schweiz und verweilten einige Tage bei Göthe's Eltern (s. S. 19). Im Jahr 1782 wurde Göthe Kammerpräsident und geadelt. Von 1786 bis 1788 verweilte er in Italien, wo bekanntlich seine Iphigenie zur Reife gelangte, sein Egmont vollendet und sein Tasso entworfen wurde. Im Jahre 1792 begleitete er den Herzog, der ein preußisches Regiment kommandirte, auf dem Feldzuge nach Frankreich. Vom 13. bis zum 20. August finden wir ihn in Frankfurt. „Meine alten Freunde und meine zunehmende Vaterstadt habe ich mit Freuden gesehen,“ schreibt er an Jacobi. Auch auf der Rückkehr im Mai des folgenden Jahres verweilt er einige Wochen in Frankfurt und pflegt mit Sömmering einen angenehmen und ersprieslichen Umgang. Zum vierten Male, seit seinem Aufenthalt in Weimar, besucht Göthe die Vaterstadt im Jahr 1797. Auf seiner Reise in die Schweiz verweilt er hier vom 2. bis zum 25. August, seine Beobachtungen nach den verschiedensten Seiten hinwendend. Abermals belehrte ihn, wie er selbst bezeugt, Sömmering durch Unterhaltung, Präparate und Zeichnungen. Große Aufmerksamkeit widmete er dem Theater; er verglich es mit dem Weimarischen, entwarf eine Schilderung der Hauptpersonen und verkehrte viel mit dem Theatermaler Fuentes. Ebenso lebhaft interessirten ihn die Gebäude der Stadt, öffentliche und Privatgebäude, ältere und neuere; er verfolgte in Gedanken das allmälige Entstehen seiner Vaterstadt, gab sich Rechenschaft über Richtung der Straßen, über die verschiedenen Epochen und machte für sich allerlei Verbesserungspläne. Ferner beobachtete er das Treiben der Bürger, ließ sich von ihnen die Fran-

zosen und ihr Betragen charakterisiren rc. (Vgl. Göthe's Werke, XXVI. 15—46). Bei diesem Aufenthalte in Frankfurt war es auch, wo er seiner Mutter zuerst Christiane Vulpius und seinen Sohn zuführte (s. S. 26). Der Tod der Mutter am 13. September 1808 war für ihn ein schwerer Schlag. Seine Frau reiste nach Frankfurt und ordnete dort, wie er an Knebel schrieb, die Erbschaftsangelegenheiten „auf eine glatte und noble Weise." Nicht lange vorher hatte er seinen Sohn August zur Universität Heidelberg gesandt, der natürlich auf dieser Reise die Großmutter besuchte, bei welcher Gelegenheit der Fürst Primas ihr und dem Enkel ein Fest veranstaltete.

Der fünfte Besuch der Vaterstadt fällt in den Herbst des Jahres 1814 (vgl. XXVI. 272—299). Wie lange Göthe dießmal hier verweilte, ist nicht genau auf den Tag zu bestimmen, gewiß aber, daß er hier an der ersten Jahresfeier des 18. Oktober, des Sieges bei Leipzig, Theil nahm. Göthe gewahrte bei seinem dießmaligen Aufenthalte in Frankfurt mit freudigem Erstaunen, wie unter dem Drucke so vieler Kriegsjahre die Stadt so planmäßig, heiter und prächtig erweitert worden war, und pries das Andenken des an öffentlicher, freundlicher Stelle ruhenden Senators Guiolett, welcher die Anlagen projectirt und bis an sein Ende ihre Ausführung geleitet hatte. Auch dießmal bot sich für Göthe in Frankfurt die stets von ihm mit regster Begierde ergriffene Gelegenheit zu Kunstgenuß in reichstem Maße dar. Er widmete allen den verschiedenen Privatsammlungen der Herren Städel, Grambs, Brentano, v. Gerning, v. Bethmann rc. eine liebevolle Aufmerksamkeit, und verkehrte zugleich vielfach mit den anwesenden Künstlern, z. B. Morgenstern, Schütz, Radl u. a. Besonders lebhaft interessirte er sich, bei seiner im reiferen Alter so stark hervorgetretenen Liebe zur Naturforschung, für die Senckenbergische Stiftung. Ohne Zweifel hätte er sich diesen Genüssen und Studien am liebsten im Halb-Incognito hingegeben. Aber die Stadt Frankfurt konnte ihren größten Sohn, der noch kurz

vorher in seiner Selbstbiographie ihr einen so schönen Tribut der Dankbarkeit gezollt hatte, nicht ohne ein Zeichen der Theilnahme in ihren Mauern verweilen sehen, und so wurde er denn von der Direction des Frankfurter Theaters feierlichst zu einer Vorstellung seines Tasso eingeladen. Als er Abends in die für ihn bestimmte Loge eintrat, fand er diese mit Blumengewinden und Lorbeerkränzen geschmückt, und wurde von dem überfüllten Hause mit lautem, noch während einer Symphonie von Haydn forthallendem Jubel empfangen. Hierauf begrüßte ein von seiner Schülerin Wohs gesprochener Prolog den ruhmgekrönten Dichter, den Stolz des ganzen deutschen Vaterlandes. Als er das Theater verließ, fand er auf Gängen und Treppen die Zuschauer in dichtgedrängten Reihen aufgestellt, durch die er freundlich grüßend hindurchschritt.

Zum sechsten und letzten Male besucht Göthe die Vaterstadt gleich im nächstfolgenden Jahre 1815, bei seiner abermaligen Erholungsreise an den Rhein. Auf's Neue erfreut er sich an der Betrachtung der schon erwähnten Sammlungen. Vier Jahre später, den 28. August 1819, wurde Göthe's siebenzigster Geburtstag in Frankfurt von einem zahlreichen Kreise von Verehrern und Verwandten des Dichters festlich begangen. Zugleich übersendten dieselben dem Gefeierten einen schweren goldnen, herrlich gearbeiteten, mit Smaragden reich geschmückten Lorbeerkranz als Angebinde. Dieser befand sich gerade in Karlsbad und stattete gerührt und erfreut von dort aus, noch ehe er den Kranz erblickt, den Gebern im nachstehenden an einen seiner nächsten Verwandten, den Dr. med. Johann David Melber, gerichteten Schreiben seinen Dank ab:

„Da mit meiner lieben Vaterstadt mich noch auf das Innigste verbunden fühle, konnte mir nichts erfreulicher begegnen, als daß daselbst wahre Sinnesverwandte einen Tag feierten, an welchem der wohldenkende Mensch Aufmunterung von Außen bedarf, weil er sich gewiß nicht enthält, innerlich sowohl rückwärts als vorwärts zu blicken, jenes mit vollem Ernst, dieses mit einiger Bedenklichkeit.

„Was aber sollte uns über alles Vergangene mehr beruhigen als ein öffentliches, liebevolles Zeugniß, daß man nicht umsonst gelebt, daß eine gütige Vorsehung uns von Schritt zu Schritt vergönnte etwas zu leisten, welches wir so lange scheu als das Unsrige betrachten, bis uns andere versichern, daß es auch für sie bleibenden Werth habe.

„Mit Freuden will ich daher die mir bis jetzt verliehenen Kräfte fernerhin anzuwenden trachten, daß meinen lieben Landsleuten etwas Angenehmes und Nützliches daraus entsprießen könne. Und in solchem Sinne darf ich jenen herrlichen Kranz gar wohl mit bescheidenem Vergnügen anblicken, als ob er noch zu verdienen wäre. Dieser mir bevorstehende unschätzbare Genuß reizt mich früher nach Hause; und mit welchem Gefühl werde ich, in der Stunde der Rückkehr, den doppelten Gruß der Meinigen, wie ich sie nah und fern benennen darf, noch immer überraschend, empfangen und mir zueignen. Möge allen Wohlwollenden die beste Vergeltung werden!

Carlsbad am 22. Sept. 1819. neubelebt und verbunden J. W. v. Göthe.

Bekanntlich war Göthe wegen seines Austrittes aus dem Frankfurter Bürgerverbande bei vielen seiner früheren Mitbürger in Mißkredit gekommen, und ein tief wurzelndes Gefühl von Mißliebigkeit, fast von Widerwillen, gegen den die Ehre, Frankfurter Bürger zu sein, angeblich so gering schätzenden Dichter, verblieb seitdem einer großen Anzahl seiner speciellen Landsleute, lediglich weil sie — den wahren Verlauf der Sache nicht kannten. Nach glaubwürdigen Mittheilungen eines Sachkundigen verhielt es sich damit so. Durch den Tod seiner Mutter im Jahre 1808 hatte Göthe deren ausschließlich in Immobilien bestehendes Vermögen zu einer Zeit geerbt, wo dasselbe unter der Primatischen Regierung alljährlich einer sehr starken Besteuerung unterlag. Ohne Entrichtung der sehr beträchtlichen gesetzlichen Abzugsgelder konnte aber Göthe damals nicht aus dem Frank-

furter Staatsverbande treten und also auch über dieses Erbe nicht frei verfügen. Zwar wurde durch die Wiener Bundesakte diese Beschränkung aufgehoben; weil aber Viele die neuen Verhältnisse nicht von langer Dauer hielten, so glaubte unter Andern auch der mit der Angelegenheit betraute Rath Johann Friedrich Schlosser seinen Vetter Göthe bestimmen zu müssen, diese zeitweilige Gunst der Verhältnisse nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, um sein in Frankfurt ererbtes Besitzthum ohne ansehnliche Geldopfer zu beziehen und sich gleichzeitig durch den Austritt aus dem Frankfurter Bürgerverband vor etwa wiederkehrenden Steuererpressungen sicher zu stellen. Göthe that also diesen Schritt keineswegs aus Geringschätzung der Heimath, sondern lediglich aus sehr triftigen finanziellen Rücksichten (vgl. Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst VII. 56).

Auf Kosten der Herren Heinrich Mylius (s. d.), Dr. Eduard Rüppel und Marquard Seufferheld wurde 1834 durch den Mailändischen Bildhauer Pompeo Marchesi eine sitzende kolossale Marmorstatue Göthe's gefertigt. Sie befindet sich in der Vorhalle der Frankfurter Stadtbibliothek.

Am 22. Oktober 1844 wurde Göthe's kolossale Bildsäule, ein Meisterstück Schwanthalers, der auch dafür das Frankfurter Ehrenbürgerrecht erhielt, auf dem nach ihr benannten Götheplatz aufgestellt.

Am 28. August 1849 beging Frankfurt die hundertjährige Geburtstagsfeier Göthe's in einer Weise, wie sie der Vaterstadt des großen Dichters würdig war.

Nachdem wir so die Beziehungen Göthe's zur Vaterstadt und die Besuche in derselben gleich im Zusammenhang dargestellt haben, wenden wir uns zur Vervollständigung der ganzen Lebensskizze und des Lebensbildes dieses seltenen Mannes. Daß er im Jahr 1815 von seinem fürstlichen Freunde zum Staatsminister ernannt wurde, sich aber nach dessen Tode von den Staatsgeschäften ganz zurückzog und vom Jahre 1828 an bis zu seinem Tode am 22. März 1832,

abwechselnd in Weimar, Jena und Dornburg, beglückt durch das heiterste Alter und im Besitze der Achtung des gebildeten Europa, unausgesetzt den Studien der Natur und seinen literarischen Arbeiten lebte, kann und muß hierbei eben so gut als bekannt vorausgesetzt werden, als sein inniges Verhältniß zu Schiller vom Jahr 1794 an bis zu dessen Tode 1805, und das Verzeichniß sowohl wie die allmälige Entstehung aller seiner verschiedenen unsterblichen Meisterwerke und Dichtungen. Allgemeinere Bemerkungen sollen es sein, auf die wir uns bei den uns gesetzten engen Grenzen beschränken wollen, solche Bemerkungen, die zur Charakteristik Göthe's dienen und zum Theil nicht allen Lesern bekannt sein dürften. Wir folgen dabei der ebenso gründlichen, als bündigen Darstellung K. W. Böttiger's. „Es ist fast kein Gebiet der Kunst und des Wissens", sagt dieser, „in welchem Göthe sich nicht ergangen. Sein universeller Geist ließ keine Einseitigkeit zu. Die vielseitigste Ausbildung führe erst zum Reinmenschlichen. Auch die Massen erdrückten ihn nicht, weil er unter den sinnlichen Vorstellungen immer den abstrakten Begriff hervorzuziehen wußte, und weil eine organische Nöthigung zum Produciren in ihm war. Gestand Göthe gleich ein, daß seine Schriften eigentlich nie populär werden könnten, so mag dies allerdings von sehr vielen derselben gelten. Aber die es wurden, wie Göz, Werther, vielleicht auch Hermann und Dorothea, haben eine neue Literaturperiode gestaltet, während sein Faust den denkendsten Menschen jeder Zeit eine Aufgabe und ein Studium bleiben wird. In ihm hat er zuerst die Tiefe des deutschen Gemüths und Wesens zum Selbstbewußtsein gebracht. Seine Schriften sind zum Theil in alle gebildete europäische Sprachen übergegangen, besonders in die englische, französische, spanische (ein Kreole aus Havannah übersetzte den Faust in's Spanische), italienische, lateinische, alt- und neugriechische, die schwedische, der Reineke Fuchs sogar in's Russische, und die Farbenlehre in's Holländische. Ein Chinese malte Werther's Leiden, und in Amerika

fand Herzog Bernhard von Weimar eine Menge Verehrer Göthe's. Welchen Einfluß hatte Göthe auf Schiller, auf Lord Byron, auf Walter Scott und auf fast alle jüngere deutsche Dichter! Wie verehrte ihn der russische Dichter Schukoffski? wie der Italiener Manzoni? Ein königlicher Dichter (Ludwig von Baiern) suchte den Dichterkönig selbst auf und hing ihm das Großkreuz seines Ordens um, und der Veteran der deutschen Philologen, Gottfried Hermann in Leipzig, dedicirte ihm als „tenuem spiritum Grajae camoenae Germanis monstrator" Euripides Iphigenia, Byron ihm seinen Sardanapal. Der russische Kaiser Alexander I. schickte ihm außer dem Ordensstern eine 7 Unzen schwere Platinstufe, eine Gesellschaft Engländer ein herrliches Petschaft. Auch der König von Würtemberg und viele andere Fürsten machten ihm ihren persönlichen Besuch. Thorwaldsen erbot sich, dem in Italien gestorbenen Sohne Göthe's auf seine Kosten in Rom ein Denkmal zu setzen, und David in Paris schickte ihm seine meisterhafte kolossale Büste, welche jetzt auf der Weimarischen Bibliothek das bewunderte Gegenstück zu Dannecker's Büste von Schiller bildet. Napoleon nahm Werther's Leiden mit nach Aegypten. Ein gerade an Göthe's Geburtstage und in Gegenwart seines Sohnes am 28. August 1830 zu Pompeji ausgegrabenes Haus mit einer trefflichen Mosaik wurde ihm als casa di Goethe zugeeignet. Fürwahr, Göthe hat welthistorische Bedeutung gewonnen und gehört der Welt an und einer dankbaren Nachwelt.

„Und gewiß, der deutschen Nation gehört er demnach zunächst an. Wenn er es auch nicht darauf anlegte, der Dichter des deutschen Volkes zu sein, so ist er doch sein Spiegel geworden und wurzelt mit Schwächen und Stärken in ihm. Hören wir, was er selbst des Dichters Patriotismus nennt: „Der Dichter", sagt er, „wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und

an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er hinabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft. — Und was heißt denn: Ein Vaterland lieben; und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, was soll er denn da Besseres thun? und wie soll er denn da patriotischer wirken?"

„Was aber überall dem Deutschen eigen ist, in der Gefühlssphäre das tiefere innige Gemüth, in der Sphäre der Intelligenz das Streben nach Universalität und Tiefe, und in der Willensregung eine gewisse Zähigkeit und ein gewisser Kosmopolitismus der That — wird Göthe'n am wenigsten abzusprechen sein. Und dadurch hat er auf Deutschland und auf die Menschheit im Ganzen eingewirkt, und hat sich zu einer seltenen Einheit und Vollkommenheit durchgebildet. Dafür ist ihm auch das Glück, das er in seiner Jugend sich gewünscht, mit den Besten seiner Zeit gelebt und ihnen Genüge gethan zu haben, wirklich zu Theil geworden.

Wie ehrenwerth zeigt sich nicht Göthe in Folgendem. Als Johannes Falk ihm in der Franzosenzeit, 1807, eine schriftliche Warnung für den Herzog mittheilte, daß dieser durch seine preußische oder besser deutsche Gesinnung die Franzosen nicht unvorsichtig reizen und sich in's Unglück stürzen möge, rief Göthe in höchster Bewegung: „Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, daß Beides, sein Fall und sein Unglück gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Kranach den Seinigen (den Ahnherrn

des Karl August) in's Elend begleiten nnd treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: Das ist der alte Göthe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden im Unglück so treu war, weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Todtenbette besuchte, weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen." Hier rollten ihm die Thränen stromweise von den Wangen, dann fuhr er fort: „Ich will um's Brod singen; ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen; ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Göthe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf und Euch von dem Euern heruntersingen. Ja spottet nur des Gesetzes, Ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden. Komm an, Franzos, hier oder nirgends ist der Ort, mit ihm anzubinden! Wenn Du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst, oder es mit Füßen trittst, was Eins ist, so wirst Du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen. Ihr seht, ich zittere an Händen und Füßen. Ich bin lange nicht so bewegt gewesen. Gebt mir diesen Bericht, oder nein! nehmt ihn selbst. Werft ihn in's Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn Ihr ihn verbrannt habt, so sammelt die Asche und werft sie in's Wasser! Laßt es sieden, brodeln und kochen! Ich will selbst Holz dazu herbeitragen, bis Alles zerstiebt ist, bis jeder, auch der kleinste Buchstabe, jedes Komma und jeder Punkt in Rauch und Dunst davon fliegt, so daß auch nicht ein Stäubchen davon auf deutschem Grund und Boden übrig bleibt. Und so müssen wir es auch einst mit diesen übermüthigen Fremden machen, wenn es besser mit Deutschland werden soll."

Was Göthe's religiösen Standpunkt betrifft, so haben selbst strenggläubige Theologen anerkannt, „daß er über der Frivolität unserer Tage unendlich hoch stehe.“ Sein inneres Christenthum trug er freilich nicht zur Schau, aber in tausend Stellen und vertraulichen Aeußerungen erkennt man seine religiöse Gesinnung. Ein praktisches Christenthum wird ihm jedenfalls kaum abzusprechen sein; er hat es bei Unterstützung Nothleidender vielfach bewiesen; er spendete z. B. reichliche Almosen in diskretester und wirksamster Weise.

Lenken wir nun noch unsere Aufmerksamkeit auf das häusliche Leben des Dichters. Seine Thätigkeit war noch im höchsten Alter eine ungemein große und höchst mannichfaltige. „Das Bedürfniß meiner Natur“, sagte er selbst, „zwingt mich zu einer vervielfachten Thätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam sein müssen, um nur zu leben.“ Er hatte seinen erfindenden, seinen ordnenden, seinen aufräumenden Tag, und nannte das den Zodiak oder das Quodlibet seines Lebens. In seinem Hause herrschte überhaupt weniger Glanz als Geschmack und Reinlichkeit, und letztere vorzüglich an ihm selbst. Eigentlich reich ist er nie zu nennen gewesen. In seiner sehr einfach ausgestellten Arbeitsstube, die nicht einmal ein Sopha und einen Spiegel hatte, sondern nur einen Lehnstuhl, in welchem er auch gestorben ist, oder im Garten auf- und abgehend, die Hände stets auf dem Rücken (was er auch andern empfahl) diktirte er seine Werke, oder seine Briefe. Er hatte zu diesem Zwecke zuverlässige, geübte Leute. Manche Zeit ward durch das Ordnen seines bedeutenden Nachlasses, noch mehr durch die unzähligen Besuche, die aus allen Theilen Europa's ihm zuströmten, in Anspruch genommen. Das Urtheil über den Empfang bei Göthe ist freilich sehr entschieden ausgefallen. Manche klagten über kaltes, ministerielles Wesen, Andere nannten diese Stunde die schönste ihres Lebens. Alles das, je nachdem die Leute waren.

Auch in den Tafelfreuden war Mäßigkeit, und unter seiner Familie, zu denen auch drei muntere Enkel gehörten, und den Hausfreunden war Göthe am heitersten. Doch seine Gemahlin starb schon 1816, und sein einziger Sohn vor dem Vater 1830. Auch seinen fürstlichen Freund mußte er noch um 4 Jahre überleben. — Abends war er in der früheren Zeit gewöhnlich im Theater, oder in den regelmäßig bei sich oder Andern gehaltenen literarischen oder musikalischen Gesellschaften, wo er natürlich als der Präsident respectirt und in manchen seiner Eigenheiten möglichst geschont wurde. So saß er oft während der Unterhaltung an einem besonderen Tischchen und zeichnete. — Seine Phantasie blieb bis zum letzten Momente empfänglich und wirksam. Noch als 82jähriger Greis genoß er bis an seinen Tod einen nur selten gestörten nächtlichen Schlaf. Den Tag über schlummerte er einige Male auf kurze Zeit und dann Abends von 9 Uhr an, ohne leicht vor 5 Uhr Morgens wieder munter zu werden; brütete sein Geist über sehr interessante Aufgaben, so erwachte er in der Nacht wohl auf 2 oder 3 Stunden und beschäftigte sich mit denselben. Merkwürdig war, in wie ungemein kleinen Gaben alle ärztlichen Mittel auf seine Organisation ihre gehörige Wirkung ausübten. Krankheit hielt Göthe für das größte irdische Uebel. Vor dem Tode hatte er eigentlich keine Furcht, wohl aber vor einem qualvollen Sterben. Im Preisen der Schmerzlosigkeit wetteiferte er mit Epikur, und häufig rühmte er als ein großes Glück, daß er niemals an Zahnschmerz oder Kopfweh gelitten habe. Seine Zähne hatten sich bis in das höchste Alter in gutem Zustande erhalten. Er liebte eingeschlossene Zimmerluft. Licht und Wärme waren für ihn die unentbehrlichsten Lebensreize; bei hohem Barometerstand befand er sich am wohlsten. Der Winter war ihm im höchsten Grade zuwider.

Gedenken wir endlich schließlich noch des müßigen Streites, der längere Zeit über den beiderseitigen Werth Göthe's und Schil-

ler's, über die etwaige Höherstellung des Einen über den Andern geführt worden ist, so können wir darüber nichts Treffenderes aussprechen, als die eigenen Worte Göthe's gegen Eckermann:

„Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder Ich; und sie sollten sich freuen, daß überall ein Paar Kerle da sind, worüber sie streiten können!"

Susanna Kath. v. Klettenberg.

Diese Freundin Göthe's hat durch die anziehenden Mittheilungen über ihre Persönlichkeit in des Dichters Lebensbeschreibung eine besondere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, so daß eine kurze biographische Schilderung derselben von allgemeinem Interesse sein dürfte.

Was zunächst ihre Abstammung betrifft, so war einer ihrer Ahnen, der Dr. jur. Erasmus Seiffarth, zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts aus seinem Heimathlande Sachsen nach Frankfurt a. M. übersiedelt, hatte da zuerst eine bedeutende advokatorische Praxis betrieben, sich mit einer Tochter des berühmten Stadtschultheißen Baur von Eyßeneck verheirathet, war nach dessen Tod, 1639, in den Rath gekommen und 1664 gestorben.

Sein ältester Sohn, Joh. Erasmus, wurde nach Erkaufung eines dem ausgestorbenen Geschlechte derer von Praunheim und Klettenberg am Rhein vormals gehörigen Gutes Rhoda, mit dem Namen von Klettenberg und Wildeck auf Rhoda in den Adelstand erhoben. Er war ein ausgezeichneter Mann und starb 1716 in der höchsten Frankfurter reichstädtischen Würde als Stadtschultheiß.

Sein Enkel Erasmus (1692 — 1766) war anfänglich Arzt in Frankfurt, später, seit 1733, Mitglied des Raths und der Vater der obigen Susanna Katharina, die, wie Lappenberg richtig bemerkt, unter dem Namen der schönen Seele mit der deutschen Literatur fortleben wird. Sie war geboren am 19. December 1723. Als sie schon früh schwer erkrankte und ihr eigenthümliches Seelenleben erwachte, war der Vater, welcher aus seinem naturhistorischen Kabinette dem lebhaften, lernbegierigen siebenjährigen Kinde anatomische Präparate, Menschenhaut, Knochen, Mumien und dergleichen auf das Bett brachte, damals — im Jahre 1731 — noch praktischer Arzt. Während dieser seine Tochter beinahe wie einen Knaben erzog und bildete, so daß er sie scherzhaft seinen mißrathenen Sohn nennen konnte, wartete und nährte die Mutter fromme Gesinnungen in ihr; sie hatte die Freude, Gedichte an das unsichtbare Wesen von dem lieben Kinde in die Feder dictirt zu erhalten. Die kleine Naturforscherin und fromme Seherin wurde aber gleichzeitig noch von einer dritten Seite her angeregt, welche während des nächsten Jahrzehendes nicht viel weniger nachwirkte, als jene anderen Richtungen. Eine Tante weckte des Mädchens Phantasie durch Feenmärchen auf, welche den damaligen französischen Vorbildern entlehnt und nur zu sehr geeignet waren in dem Kinderherzen Funken einer schwer zu erstickenden Leidenschaft zu entzünden.

Unter den Büchern, welche dem jungen Mädchen besonders zusagten, nennt sie den damals schon nicht neuen, 1659 erschienenen, doch noch 1744 neu umgearbeiteten, aber für sie gewiß zu sehr abgekürzten Roman des geistlichen Liederdichters Andreas Heinrich Buchholz: „Des christlichen deutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte.“ Noch mehr ward sie durch einen nicht minder bekannten Roman angezogen, welcher die Verfolgungen der ersten Christen darstellte: „die römische Octavia“, ein Werk des Herzogs zu Braunschweig, Anton Ulrich.

Die Mutter führte sie jedoch vorzüglich zur heiligen Schrift, wenn gleich nicht immer mit der beabsichtigten Auswahl der einzelnen Bücher.

Bei dem Heranwachsen des Kindes und dem Einflusse, welchen die veränderte Stellung des Vaters ausübte, erhielt dasselbe jede für den Eintritt in die vornehmeren Sphären der Gesellschaft erforderliche Vorbildung. Unter ernsteren Richtungen, welche jedoch durch manche jugendliche Tändeleien gestört wurden, vollendete Susanna Katharina ihr achtzehntes Lebensjahr. Da hielt am 22. Januar 1742 der zum deutschen Kaiser erwählte Kurfürst Karl Albrecht von Baiern seinen feierlichen Einzug in Frankfurt. Frankfurt ward für zwei Jahre eine kaiserliche Residenz und gewann durch die Schaaren herbeiströmender Hofleute, Geschäftsmänner, Bittsteller und angesehener Fremden aller Nationen eine großartige Geselligkeit und Festlichkeiten, an welchen die angesehenen städtischen Familien, insbesondere die der Rathsmitglieder, lebhaften Antheil nahmen. Ihre Häuser wurden von Fürsten, Grafen und Herren des Reiches besucht, ein anregender Verkehr, welcher durch die am 4. Oktober 1745 erfolgte Krönung Kaiser Franz I. neu belebt wurde. Es sind jene Begebenheiten, welche in den Bekenntnissen unter der Maske der Vermählung des Erbprinzen und dessen nach des Vaters Tode erfolgten Regierungsantritt geschildert werden. Diese außerordentlich bewegte Zeit war es, welche die schöne Seele später mit großer Demuth die vier wilden Jahre ihres Lebens — von ihrem 18. bis zum 22 Jahre — nannte, in welchen die Empfindungen für den Unsichtbaren bei ihr ganz erloschen gewesen. Aber schon damals hatte das Mißbehagen an dem Schwarme der alltäglichen, bald rohen, bald leeren Erscheinungen, welche sie umgaben, sie einem jungen Manne genähert, der durch manche geistige Vorzüge ausgezeichnet war, dessen schöne Gestalt und leicht bemerkbare Selbstgefälligkeit ihm jedoch in der Frankfurter Gesellschaft den Spitznamen des Narciß verschafft hatten.

Doch allmälig gestaltete sich in den Gesinnungen des Fräuleins eine immer größere Umwandlung, sie gerieth in manchen kleinen Widerspruch mit dem ihr bereits Verlobten, und so löste sich nach einem zweijährigen erklärten Brautstande das Verhältniß zwischen beiden wieder. Ueber diesen Narciß hat sich die Sage erhalten, daß es der am 18. November 1711 zu Frankfurt geborene, von Göthe mehrmals erwähnte (XX. 129. 188. 189. 194.) berühmte deutsche Publicist Johann Daniel v. Olenschlager gewesen sei. Diese Tradition scheint, wie dieß Lappenberg ausführlich erörtert hat, durchaus beglaubigt. Varnhagen von Ense hat sie im VI. Bande seiner Denkwürdigkeiten folgendermaßen erzählt: „Fräulein von Klettenberg hatte Herrn von Olenschlagers Charakter früh durchschaut und sah es lange vorher, daß er sich von ihr ganz zurückziehen werde. Sie sprach dies auch mehrmals unbesonnen gegen ihn aus und bat ihn nur um die einzige Aufrichtigkeit, daß er es ihr nicht verhehlen möchte, wenn er einem anderen Frauenzimmer gewogen würde, sie wünsche das zuerst von ihm zu hören und würde ungern durch Andere damit überrascht werden. Er war bestürzt, verlegen und konnte und mochte den Ausspruch, der ihn frei gab und jene Möglichkeit setzte, nicht ablehnen. Er versprach den billigen Wunsch treulich zu erfüllen, betheuerte, daß er jetzt noch keineswegs in dem vorausgesetzten Falle sei, und fügte unaufgefordert, durch sein böses Gewissen gereizt, die Verwünschung hinzu: wenn er falsch rede, solle sein erster Sohn taub und blind zur Welt kommen! Fräulein von Klettenberg schauderte und verwies ihm den Frevel, den sie nicht hören wollte, zweifelte aber nun nicht an seiner Falschheit. Sie sah ihn nicht wieder. Nach einiger Zeit verheirathete sich Herr von Olenschlager und traf eine seinem Sinne und seinen Verhältnissen sehr entsprechende Parthie. Weitere Umstände in Betreff seines Versprechens gegen Fräulein von Klettenberg sind nicht bekannt. Nur ergab sich die schreckliche Thatsache, daß Frau von Olenschlager

in ihrem ersten Wochenbette mit einem Sohn niederkam, der taub und blind war."

So weit Varnhagen von Ense. Natürlich ist diese Erzählung stark bezweifelt worden; Thatsache ist jedoch und von Lappenberg bereits mitgetheilt worden, daß in den auf der Frankfurter Stadtbibliothek im Manuscript befindlichen Fichard'schen genealogischen Nachrichten über die Familie Olenschlager der älteste Sohn des Johann Daniel mit Namen Johann Philipp (geb. 1748) als „taubstumm" bezeichnet ist. Nur ist freilich nicht zu vergessen, daß dieser Johann Philipp von Olenschlager eine für einen Taubstummen doch etwas auffällige Laufbahn gemacht hat. Es klingt in der That naiv, wenn es bei Lappenberg von ihm heißt: „Er mag einigen Gebrauch der Sprache erlernt haben und wurde in angemessener Weise beschäftigt. 1770 war er Stückjunker, 1775 Artillerie-Leutnant in Frankfurt. 1779 bis 1783 finden wir ihn als Volontär verzeichnet. 1813 starb er und zwar, wie es scheint, unverheirathet, als großherzoglich hessen-darmstädtischer Forstmeister."

Nachdem sich Fräulein v. Klettenberg aus den größeren geselligen Kreisen zurückgezogen hatte, gab sie sich unbefangen und unbesorgt um das Vorurtheil, welches junge Frauenzimmer nach den Ansichten ihrer Zeit zurückhielt ihre Gesinnungen und Talente öffentlich verlauten zu lassen, ihrer Frömmigkeit, so wie ihrer Liebe zur Malerei und Lectüre hin. Besonders ihre erhebende Religiosität war es, welche manche der in Frankfurt verweilenden fürstlichen und gräflichen Familien zu ihr heranzog. Eben in diesen Kreisen hatte die unfromme, oft ruchlose Sitte mancher Höfe die entgegengesetzte Gesinnung erweckt; man erkannte, wie sehr der Mensch der Religion, aber auch eines reinen Lebenswandels bedürfe, um seiner eigentlichen Bestimmung nicht unwürdig zu werden und kam daher der höheren Wahrheit, welche in so liebenswürdiger Gestalt sich darstellte, bereitwillig und freundlichst entgegen.

Im Jahre 1760 wurde sie, als Tochter eines nicht im Wohlstande verstorbenen Rathsherrn Conventualin im St. Katharinen-Kloster zu Frankfurt. Da sie in freundschaftlichen Beziehungen zu Göthe's nächsten Verwandten und Befreundeten stand, so lernte sie ihn schon im Knabenalter oder angehenden Jünglingsalter kennen. Dem frühen engen Verhältnisse des jungen Wolfgang zu seiner frommen Freundin verdanken wir das älteste seiner uns erhaltenen Gedichte, und zwar ein durchaus vorzügliches, zuerst gedruckt im Frankfurter

In Göthe's Werken zu finden Bd. II. 132, nämlich:

Poetische Gedanken
über die
Höllenfahrt Jesu Christi.
Auf Verlangen entworfen
von
J. W. G.
1765.

Die erste Anlage dieses Gedichtes dürfte noch älter sein als das angegebene Jahr, da es doch wohl das bereits in der Schilderung seiner Knabenjahre erwähnte Gedicht zur Feier der Höllenfahrt Christi ist, welches wie er sagt, „von Eltern und Freunden viel Beifall erhielt und das Glück hatte, ihm selbst noch einige Jahre zu gefallen."

Seine Freundin v. Klettenberg selbst schildert der Dichter (XXI. 152) so: Sie war zart gebaut, von mittlerer Größe; ein herzliches natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr sehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung herrnhutischer Frauen. Heiterkeit und Gemüthsruhe verließ sie niemals. Sie betrachtete ihre Krankheit als einen nothwendigen Bestandtheil ihres vorübergehenden irdischen Seins; sie litt mit der

größten Geduld und in schmerzlosen Intervallen war sie lebhaft und gesprächig. Ihre liebste, ja vielleicht einzige Unterhaltung waren die sittlichen Erfahrungen, die der Mensch, der sich beobachtet, an sich selbst machen kann; woran sich dann die religiösen Gesinnungen anschlossen, die auf eine sehr anmuthige, ja geniale Weise bei ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kamen."

Wie viel sie Göthe war, hat er wiederholt offen bekannt. „Von vielfachen Zerstreuungen, die doch meist zu ernsten, ja religiösen Betrachtungen Anlaß gaben, kehrte ich immer wieder zu meiner edlen Freundin von Klettenberg zurück, deren Gegenwart meine stürmischen, nach allen Seiten hinstrebenden Neigungen und Leidenschaften wenigstens für einen Augenblick beschwichtigte, und der ich von solchen Vorsätzen, nach meiner Schwester am liebsten Rechenschaft gab. Ich hatte wohl bemerken können, daß von Zeit zu Zeit ihre Gesundheit abnahm, allein ich verhehlte mir's, und durfte dieß um so eher, als ihre Heiterkeit mit der Krankheit zunahm. Sie pflegte nett und reinlich am Fenster in ihrem Sessel zu sitzen, vernahm die Erzählungen meiner Ausflüge mit Wohlwollen, so wie dasjenige, was ich ihr vorlas. Sie blieb immer freundlich und sanft und schien meiner und meines Heils wegen nicht in der mindesten Sorge zu sein. — — Ich mußte jedoch bemerken, daß sie für einen Christen mich nicht wollte gelten lassen." (XXII. 227. u. ff.) Und ferner: „An Fräulein v. Klettenberg und meiner Mutter habe ich zwei vortreffliche Begleiterinnen; ich nannte sie nur immer Rath und That; denn wenn jene einen heitern, ja seligen Blick über die irdischen Dinge warf, so entwirrte sich vor ihr gar leicht, was uns andere Erdenkinder verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil sie in's Labyrinth von oben herabsah und nicht selbst darin befangen war. — — Wie jener das Schauen, so kam meiner Mutter der Glaube zu Hülfe." (XXII. 246).

Eine kurze, aber interessante Schilderung gibt Johann Georg Schlosser von der schönen Seele. Er sagt (vgl. Nicolovius, J. G. Schlosser's Leben und liter. Wirken S. 70 ff.): „Es war das Gefühl der Satisfaction, mit dem man von ihr ging. Die Vorzüge ihres edlen Geistes wurden durch ihren bescheidenen, ich möchte sagen, schamhaften Sinn noch gehoben. Ihre kleinen, oft wunderbaren Aufsätze theilte sie immer nur im Vertrauen mit, wie ihr denn überhaupt jede Ostentation zuwider war. Dem Lobe war sie nicht zugänglich. Sie war aber sehr erfreut und noch mehr, möchte man sagen, gerührt, wenn sie eine Uebereinstimmung der Gefühle wahrnahm. Gegen diejenigen Personen, so sie vertrauen konnte, war sie mittheilend, die größeren Kreise machten sie stumm. Sie waren ihr unangenehm. Dieß nicht wegen ihrer Körperleiden, sondern weil ihr Geist sich dort nicht commode fühlte. Es war besonders die große seltene Reinheit ihres Wesens, was jeden ansprach."

Als Göthe von jener Reise nach Ems und an den Rhein heimkehrte, welche er mit Lavater und Basedow unternommen hatte und auf welcher er von der Bekanntschaft und beseligenden Freundschaft des herrlichen Fritz Jacobi auf das Innigste ergriffen ward, eilte er liebevoll zu seiner edlen Freundin, um ihr Rechenschaft zu geben von der Welt von Gedanken und Empfindungen, welche ihn neu belebten, durch ihre Theilnahme sich klarer zu werden und dem Rathe ihres Seherblickes zu horchen. Sein jugendlicher Ungestüm bemerkte kaum, daß ihre Lebenskräfte bereits schwanden; er übersah es, da ihre Heiterkeit mit der Krankheit zugenommen hatte. Im Spätherbste war er, nachdem er zu Frankfurt die folgenreiche Bekanntschaft der Weimar'schen Prinzen und ihrer Begleiter gemacht hatte, der Einladung derselben nach Mainz gefolgt. Bei seiner Rückkehr mußte er erfahren, daß er die verehrte Freundin, deren Aussprüche über die ihm wichtigsten Angelegenheiten ihn lenken oder doch beschwichtigen sollten, nie wiedersehen werde. Sie war am

16. December 1774 kurz vor vollendetem einundfünfzigsten Lebensjahre gestorben; „ein frommer Tod hatte sich an ein seliges Leben angeschlossen und ihre gläubige Heiterkeit bis ans Ende ungetrübt erhalten."

Johann Friedrich Schlosser erwarb sich zuerst, im J. 1809, das Verdienst, auf das Fräulein v. Klettenberg durch den Abdruck ihrer Lieder aufmerksam zu machen, später 1849 veröffentlichte Lappenberg ihren gesammten Nachlaß nebst biographischen Erläuterungen in dem schon oben genannten Werkchen: Reliquien der Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg.

Ein Bild von ihr, sie als Conventualin darstellend, kam 1815 in den Besitz Göthe's (vgl. Lappenberg S. 284) und befindet sich noch in dessen Nachlasse.

Georg Melchior Kraus.

Dieser ausgezeichnete Künstler war den 26. Juli 1737 in Frankfurt geboren und der Sohn des Bürgers und Weinschenken Johann Georg Kraus. Nachdem er die Malerei mehr durch eigenen Fleiß, als unter Leitung eines bestimmten Meisters erlernt hatte, begab er sich, um sein Talent noch vollständiger auszubilden, 1761 nach Paris, wo er fünf Jahre lang mit mehreren andern deutschen Künstlern, namentlich mit Schmuzzer, Philipp Hackert, Zingg, Weirotter, Duncker und Freudenberger, die sämmtlich damals in Frankreichs Hauptstadt ihre Studien machten, in freundschaftlichem Vereine lebte, aus welchem Zusammenwirken für deutsche Kunst manche schöne Frucht erwuchs. Während sich Kraus in der Nachahmung bedeu-

tender Meister vor Einseitigkeit hütete und sich zunächst in der soliden akademischen Zeichnung zu befestigen suchte, fühlte er sich doch im Besonderen von der Manier der beiden französischen Maler Greuze und Boucher angezogen; denn Figuren und sogenannte Gesellschaftsstücke aus dem gemeinen Leben (Gegenstände, in denen die genannten Künstler so Vortreffliches leisteten) waren auch sein Lieblingsfach, in welchem er von da an viele angenehme und schätzbare Arbeiten lieferte.

Nach seiner Rückkehr in das Vaterland und in die Vaterstadt beabsichtigte er in dieser in Verbindung mit Christian Georg Schütz dem Aelteren eine Malerschule zu gründen, in welcher nach der Natur gezeichnet werden sollte; weil jedoch dieses Vorhaben die erbetene Unterstützung von Seiten des Raths nicht fand, ergriff Kraus auf's Neue den Wanderstab, um sich auf Kunstreisen weiter auszubilden. Im Jahr 1775 von einer solchen Reise in das nördliche Deutschland nach Frankfurt zurückkehrend, tritt er in Verkehr mit Göthe. „Er suchte mich auf", sagt dieser, „und ich fühlte sogleich Trieb und Bedürfniß, mich ihm anzuschließen. Er war ein heiterer Lebemann, dessen leichtes erfreuliches Talent in Paris die rechte Schule gefunden hatte." Und dann fährt derselbe fort: „Er (Kraus) bildete sich an der Gesellschaft zur Gesellschaft und wußte gar zierlich häusliche, freundschaftliche Vereine portraitmäßig darzustellen; nicht weniger glückten ihm landschaftliche Zeichnungen, die sich durch reinliche Umrisse, massenhafte Tusche, angenehmes Colorit dem Auge freundlich empfehlen; dem innern Sinn genügte eine gewisse naive Wahrheit und besonders dem Kunstfreund sein Geschick: Alles was er selbst nach der Natur zeichnete sogleich zum Tableau einzuleiten und einzurichten. Er selbst war der angenehmste Gesellschafter: gleichmüthige Heiterkeit begleitete ihn durchaus; dienstfertig ohne Demuth, gehalten ohne Stolz, fand er sich überall zu Hause, überall beliebt, der thätigste und zugleich bequemste aller Sterblichen."

Mit solchem Talent und Charakter begabt empfahl sich **Kraus**, wie Göthe weiter berichtet, bald in höheren Kreisen und war besonders in dem Freiherrlichen von Stein'schen Schlosse zu Nassau an der Lahn wohlaufgenommen, eine talentvolle, höchst liebenswürdige Tochter in ihrem künstlerischen Bestreben unterstützend und zugleich die Geselligkeit auf mancherlei Weise belebend. Nach Verheirathung der Freiin v. Stein mit einem Grafen von Werther nahm das neue Ehepaar den Künstler mit auf ihre Güter in Thüringen, und so gelangte er auch nach Weimar. Hier ward er bekannt, anerkannt und von dem dasigen hochgebildeten Kreise sein Bleiben gewünscht. Herzog Karl August beauftragte ihn, eine Zeichenschule zu organisiren und ernannte ihn zum Director derselben. Diese Stelle bekleidete er über dreißig Jahre lang mit ausgezeichnetem Erfolg; denn da ihn sein sanfter, edler und rechtschaffener Charakter, seine gebildete Haltung und sein feiner Weltton beliebt machten, da ihn eine große Vertrautheit mit dem Leben, den Sitten, Bedürfnissen, Launen, Moden und gutem Geschmacke der höheren Stände unterstützte, und da er sein vielseitiges Künstlertalent sehr geschickt zu verwenden verstand, so war er einem solchen Amte ganz besonders geeignet und in seiner wahren Sphäre. Er schuf, wirkte und bildete um sich her mit rastlosem Eifer und der edelsten Uneigennützigkeit Alles aus, was nur irgend einer Kunstausbildung fähig war, erzog sich würdige Schüler und Schülerinnen, entwickelte Kunstsinn und Kunstliebe im Publikum, gab Rath und thätige Leitung bei allen Vorfällen und Bedürfnissen des Geschmackes und der Kunst, und wurde durch den Herzog und Göthe so kräftig unterstützt, daß er sein Zeicheninstitut, für welches allein er lebte und bis an sein Ende wirkte, in herrlichen Flor bringen konnte.

Zur Landschaftsmalerei war **Kraus** erst dann übergegangen, als er im Jahr 1775 mit seinem Freunde Zingg eine Reise ins Erzgebirge gemacht hatte. Von dieser Zeit an war das Landschafts-

zeichnen nach großer und schöner Natur seine Lieblingsbeschäftigung, die er auf künstlerischen Excursionen an den Rhein, in den Harz und Thüringerwald, durch Tyrol und Oberitalien unaufhörlich betrieb. Nie kam er von einem solchen Ausflug zurück, ohne seine Mappen mit einer Menge Landschaftszeichnungen und interessanten Studien bereichert zu haben. Bertuch äußerte sich darüber so: „Alle seine sehr brav gemalten Landschaften in Oel, so wie seine Handzeichnungen au lavis und en gouache sind Beweise davon, daß er die Natur unaufhörlich studirte und seine gesammelten Studien nach derselben geistreich verarbeitete. Seine Bilder sind wahre Localportraits der Gegend und ihrer Naturformen, die er zeichnete, und man erkennt immer darin ihren eigenthümlichen Character. Er vernachlässigte aber auch dabei sein früheres Fach, die Figuren, keineswegs, und malte noch späterhin mehrere kleine Tableaux darin, z. B. Scenen aus Wallensteins Lager und anderen Theaterstücken."

Kraus war überaus thätig. Man fand ihn immer entweder an der Staffelei oder am Zeichentische, mit dem Pinsel oder Crayon und der Radirnadel in der Hand. Sein Taschenbuch begleitete ihn immer, in welches er mittels seines glücklichen Talents, schnell zu zeichnen und Figuren und Gruppen sozu sagen im Fluge aufzufangen und geistreiche Entwürfe (croquis) zu fertigen, vor dem Theater und anderwärts unaufhörlich Studien und Skizzen sammelte. Da er sowohl Figuren als Landschaften leicht und schön radirte und bei seinem guten, wohlthätigen Character gern junge arme Künstler, Schüler und Schülerinnen der Zeichenschule durch verlohnte Beschäftigung unterstützte, so unternahm er außer seinen eigenen größeren Originalkunstwerken noch verschiedene kleinere Kunstarbeiten in radirten und colorirten Blättern, die er nach und nach herausgab, und die den Beifall der Liebhaber und Kenner erhielten. Es waren folgende:

1) Ansichten aus verschiedenen Ländern Europa's. Groß Querfolio. 6 Hefte.

2) Ansichten im Herzoglichen Park bei Weimar. Groß und klein Folio. 6 Hefte.

3) Ansicht der Stadt Mainz während der Belagerung im Juli 1793. Zwei Blatt. Groß Querfolio.

4) Ansichten der Wartburg bei Eisenach. Querfolio. Zwei Blatt.

5) Dergleichen. 8 Blatt. Quer 8. Die Wartburg von 8 verschiedenen Seiten.

6) Gegenden bei Rudolstadt. 4 Blatt.

7) Mondschein-Scenen für Illumination nach Hackerts Manier.

8) Nationaltrachten verschiedener Völker in Deutschland und Italien. 6 Hefte. 4.

9) A B C des Zeichners, mit 10 Kupfern. (Ein kleines, sehr gutes und leichtes Zeichenbuch — nach Bertuchs Urtheil).

10) Uebungen für Zeichenschüler. N. B. die Vorschriften zum vorigen. 4 Hefte.

11) Ansicht des Herzoglichen Schlosses zu Weimar von der Morgenseite. 1 Blatt. fol.

12) Dergl. des Jagdschlosses von Wilhelmsthal bei Eisenach. 1 Blatt Folio.

Kraus hatte gleich nach seiner ersten Bekanntschaft mit Göthe einen bedeutenden Einfluß auf den Dichter geübt, indem er dessen feurigen Kunstdilettantismus zu einer tüchtigeren, folgerechten Praxis anzuleiten verstand. Daß aber Göthe den Entschluß faßte, der Einladung des Herzogs Karl August nach Weimar Folge zu leisten, dazu hat wohl Kraus mittelbar sehr wesentlich beigetragen. Göthe sagt selbst: „Beim Durchblättern und Durchschauen der reichlichen Portefeuilles, welche der gute Kraus von seinen Reisen mitgebracht hatte, war die liebste Unterhaltung, wenn er landwirthschaftliche oder persönliche Darstellungen vorlegte, der Weimarische Kreis und

dessen Umgebung. Auch ich verweilte sehr gerne dabei, weil es dem Jüngling schmeicheln mußte, so viele Bilder nur als Text zu betrachten von einer umständlichen wiederholten Ausführung: daß man mich dort zu sehen wünsche. Sehr anmuthig wußte er seine Grüße, seine Einladungen durch nachgebildete Persönlichkeit zu beleben." Bekanntlich sorgte Göthe gleich nach seiner Uebersiedelung nach Weimar in großartigem Maßstabe für das Vergnügen des geistreichen Kreises, dem er nun angehörte, durch Errichtung eines Liebhabertheaters, wobei ihm denn auch Kraus auf das Förderlichste zur Seite stand. Aus der Schilderung dieses Theaters in Weimar's Album (zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst) ersehen wir, daß letzterer nicht nur die nöthigen Zeichnungen und plastischen Entwürfe, besonders für die Kostüms, besorgte und überall bei Anordnung des Artistischen rasch zur Hand war, sondern auch in Rollen auf der Bühne mitwirkte. Als man am 28. August 1782, zur Feier von Göthe's Geburtstag das neue Tiefurter Gartentheater mit dem pantomimisch-allegorischen Schattenspiel „Minerven's Geburt, Leben und Thaten" eröffnete, stellte Kraus den Jupiter vor, indem auf seine Schultern ein kolossaler Pappenkopf befestigt war. Im Jahrmarkt zu Plundersweiler spielte Kraus die Rolle des Pfarrers.

Im Jahr 1785 übernahm Kraus den artistischen Theil des Journals des Luxus und der Moden. Bertuch bedurfte dazu einen kenntnißreichen, geschmackvollen und mit den Genüssen der großen und verfeinerten Welt völlig bekannten Künstler, weil er die Idee hatte, die Gegenstände des Luxus und der wechselnden Moden, unserer Sitten, unseres Leibes und Geistes wissenschaftlich zu behandeln und so auf die Nachwelt zu bringen.

Was die allgemein menschlichen Eigenschaften des Künstlers anlangt, so war er nach Bertuchs Zeugniß ein moralisch guter Mann, wohlwollend und wohlthätig gegen Alles was Hülfe bedurfte,

der treueste und dienstfertigste Freund seiner Freunde; er liebte Frohsinn und beförderte geselliges Vergnügen soviel er nur konnte, blieb sich in allen Scenen des Lebens immer gleich und erfüllte alle Pflichten der Humanität mit strengster Gewissenhaftigkeit.

Kraus starb den 5. November 1806 im siebenzigsten Lebensjahre an völliger Entkräftung und an den Folgen der Schreckensscenen der Weimarischen Plünderung, die auch ihn getroffen.

Johann Philipp Fresenius.

In demselben Jahre, in welchem der um die evangelische Kirche hochverdiente Philipp Jakob Spener aus dem Leben schied, im Jahr 1705, am 22. Oktober, wurde Johann Philipp Fresenius geboren. Sein Vater, der Pfarrer Johann Wilhelm Fresenius in Niederwiesen bei Kreuznach, hatte eine zahlreiche Familie und lebte in sehr dürftigen Verhältnissen. Diese Armuth, die er von Kindheit auf mit zu tragen hatte, erkannte er später als eine Wohlthat Gottes. Das Hauptziel seiner frommen Eltern war darauf gerichtet, ihre Kinder „in der Zucht und Vermahnung zum Herrn" zu erziehen. Der Vater unterrichtete ihn bis zum siebenzehnten Jahre selbst, und Johann Philipp machte bei seinen ausgezeichneten Fähigkeiten und seinem ernsten Sinne sehr erhebliche Fortschritte. Er wollte Theolog werden, aber nicht ein Buchstaben-Christenthum, sondern ein Christenthum des Lebens war es, was er zu gewinnen suchte. Seine Studien betrieb er mit großem Fleiße. Eine Zeitlang stand er Nachts zwölf Uhr auf. Schon damals, noch mitten in seiner eigenen Lernzeit, kam ihm der Trieb zu lehren, und die rohen Kinder des Dorfes waren

es, an denen er ein wahrhaft ersprießliches Werk innerrer Mission vollbrachte.

Zu weiterer Vorbereitung für die akademischen Studien übergab ihn sein Vater 1722 noch auf ein Jahr seinem Freunde, dem Pfarrer Hofmann in Marxheim, der ihn namentlich im Hebräischen tüchtig übte. Im Oktober des Jahres 1723 bezog er die Universität Straßburg. Die Segenswünsche der Eltern begleiteten ihn, aber ihre ökonomische Lage war so knapp, daß sie ihm nur 15 Gulden mitgeben konnten. Deßhalb wollten sie ihn auch nicht von sich lassen; sein Gottvertrauen aber überwand ihren Widerstand. Unterwegs sprach ihm ein guter Freund das Trostwort zu: „Der Herr wirds versehen!", welches einen so tiefen Eindruck auf ihn hinterließ, daß er es fortan zu seinem Wahlspruche machte Sein Vertrauen täuschte ihn nicht. Zunächst fand er für zu ertheilenden Unterricht eine Wohnung. Freilich war seine Baarschaft so zusammengeschmolzen, daß er sich eine Zeitlang mit Wasser und Brot behelfen mußte, aber er hatte dabei ein so fröhliches Herz, daß er später bekennt, er habe nie mit größerer Danksagung gegessen. Als er endlich seine Schüchternheit überwand und einigen Professoren seine Bitte vortrug, ihm Unterrichtsstunden zu verschaffen, erfuhr er eine väterliche Aufnahme. Sie gaben ihm Freitische, und andere Freunde thaten dasselbe. Dadurch war der dringendsten Noth zum Theil abgeholfen, aber auch nur zum Theil; noch mußte er viel entbehren. Nur das Gebet konnte ihn oftmals aufrecht erhalten, wenn Hunger oder Kälte ihn quälten. Und doch widmete er sich in dieser bedrängten Lage den eifrigsten theologischen Studien.

Mitten aus diesen Arbeiten rief ihn ein Brief des erkrankten Vaters nach Hause, er beeilte sich der Einladung zu folgen und verließ Straßburg im November 1725, nach kaum erst vollendetem zweijährigem Studium. In Niederwiesen fand er reichliche Arbeit; denn sein Vater trat ihm fast alle Amtsgeschäfte ab. Nachdem sich

letzterer wieder erholt hatte, erwachte in dem jungen Fresenius aufs Neue der Gedanke, seine Kenntnisse auf andern Universitäten zu erweitern. Doch die Vorsehung hatte es anders über ihn beschieden. Der Rheingraf von Salm-Grumbach berief ihn zum Hofmeister seiner Kinder, in welcher Stellung er nicht bloß auf diese seine Zöglinge, sondern auch auf den Grafen selbst in religiöser Beziehung sehr überzeugend wirkte. Im Jahr 1727 machte er mit den beiden jungen Grafen eine Reise nach Frankreich. Unterwegs erhielt er die doppelte Berufung als Feldprediger in französische Dienste durch den Herzog von Zweibrücken und als Pfarrer nach Niederwiesen an die Stelle seines kurz vorher gestorbenen Vaters. Er entschied sich für die letztere, und verwaltete das Pfarramt in seinem Geburtsorte beinahe 7 Jahre lang mit großer Treue und außerordentlichem Eifer. Den vierten Theil seiner Einnahme verwendete er zur Unterstützung der Armen. Mit treuer Liebe sorgte er für seine jüngeren Geschwister. Um jene Zeit kam er jedoch in literarischen Streit mit einigen religiösen Fanatikern, indem er gegen eine wider die evangelische Confession gerichtete Schmähschrift: „Friß Vogel oder stirb!" eine gründliche Widerlegung veröffentlichte. Dieß zog ihm Verfolgungen zu. Man wollte ihn den Werbern in die Hände spielen. Der Gewarnte floh nach Darmstadt, wo ihn der Landgraf kennen lernte und zum zweiten Burgprediger in Gießen ernannte. In diesem neuen Amte, das er im August 1734 antrat, wirkte er nicht bloß als Seelsorger, sondern hatte auch den Beruf, im Pädagogium den Studierenden exegetische Vorlesungen (d. i. über Bibelerklärung) zu halten. Auf sein Ansuchen erhielt er auch Erlaubniß, den Gefangenen im Zuchthause Sonntags und Mittwochs Erbauungsstunden zu halten, die von auffallendstem Erfolge begleitet waren. 1735 verheirathete er sich mit Charlotte Friederike Miltenberg, der Tochter des Fürstlich Nassau-Siegen'schen Kammerdirektors, aus welcher Ehe 6 Söhne und 2 Töchter entsprangen, die — wenigstens in

einigen Zweigen — bis auf den heutigen Tag ein zahlreiches Geschlecht fortpflanzten. Da ihn der Landgraf gern in seiner Nähe haben wollte, so berief er ihn schon 1736 als Diakonus an die Hofkirche zu Darmstadt. Hier entfaltete er eine sehr bedeutende Seelsorge, lebhaft von seinem fürstlichen Gebieter unterstützt, indem er häusliche Erbauungsstunden im Sinne Speners und eine Proselytenanstalt errichtete. 1742 ernannte ihn der Landgraf zum Professor und zweiten Stadt- und Burgprediger zu Gießen, welchem Amte er aber nur ein halbes Jahr vorstehen konnte, weil bereits im Frühling 1743 ein Ruf von Frankfurt a. M. aus an ihn erging, als Pfarrer an die Peterskirche. Am 12. Mai 1742 trat er dieses neue Amt an und widmete sich demselben so ausschließlich, daß ihm nur einige Mußestunden übrig blieben, die er auf die Ausarbeitung von Erbauungsschriften verwandte, durch welche er in weiteren Kreisen, noch bis in unsere Zeiten herein, gewirkt hat. Zu diesen Kernschriften gehört unter andern sein „Beicht- und Communionbuch", von dem noch 1845 eine neunte Auflage erschienen ist, und das zu den besseren seiner Gattung zu zählen ist.*) Während Fresenius die Sonntagspredigten in der St. Peterskirche zu besorgen hatte, wirkte der unermüdliche Mann in der Hauptkirche zu den Barfüßern durch Mittwochspredigten, in welchen er die christliche Heilsordnung im Zusammenhange erörterte. Seine Thätigkeit machte ihn nach allen Seiten hin bekannt, so daß man die Augen auf ihn richtete. Der Herzog von Sachsen-Meiningen trug ihm die Stelle eines Generalsuperintendenten an und der Herzog von Braunschweig die eines Professors der Theologie zu Helmstädt und Abtes von Marienthal. Letzterem Rufe war er sehr geneigt zu folgen, weil er sich dadurch einen Weg eröffnet sah, auf die Herzen der jungen Geistlichen zum

*) Auch des Fresenius Predigten über die sonntäglichen Evangelien und Episteln sind neuerlich wieder herausgegeben worden. Die ersteren von Dr. J. F. v. Meyer, 1. Aufl. 1845, 2. Aufl. 1854, die letzteren von K. F. Ledderhose, 1858.

Segen der gesammten evangelischen Kirche Einfluß zu gewinnen. Doch entschied er sich endlich in Frankfurt zu bleiben, das bald darauf, seinen Werth vollkommen erkennend, ihn am 12. December 1748 zum Senior und Consistorialrathe, sowie zum Hauptprediger an der Barfüßerkirche ernannte.

Fresenius lebte in einer Zeit großer kirchlicher Bewegung, die hauptsächlich durch Spener's, Franke's und Zinzendorf's Bestrebungen hervorgerufen worden war. Des letzteren separatistische Unternehmungen, die zur Stiftung der Herrnhuter Brüdergemeinden geführt hatten, mißbilligte er, gleich vielen andern damaligen Gottesgelehrten. Daß er den Bau einer reformirten Kirche in Frankfurt verhindern half, erklärt sich lediglich aus der allgemeinen Befangenheit der Geister, die hierin auch ihn umstrickte. Aber als Prediger und Seelsorger war seine Thätigkeit eben so eifrig als segensreich. Göthe sagt von ihm (XX. 171), er sei ein sanfter Mann, von schönem, gefälligem Ansehen gewesen und von seiner Gemeinde nicht bloß, sondern von der ganzen Stadt als ein exemplarischer Geistlicher und guter Kanzelredner verehrt worden, namentlich habe er sich bei der Menge durch die Bekehrung eines bis zum Tode blessirten freigeistigen Generals berühmt und gleichsam heilig gemacht.

Auf Drängen der Gemeinde, die seine geschätzten Predigten zu besitzen wünschte, entschloß sich Fresenius nach längerem Zögern seine „Heilsame Betrachtungen über die Sonn- und Festtags-evangelien" 1750 drucken zu lassen, weil ein Candidat sie ihm ganz wörtlich nachgeschrieben hatte. Im Jahre 1755 erschienen auch seine Epistelpredigten, deren Veröffentlichung durch eine Reichsfürstin, seine aufmerksame Zuhörerin, veranlaßt wurde.

Seine unermüdliche Thätigkeit legte schon früh in ihm den Keim zu einer Krankheit, die sich allmälig immer mehr entwickelte. Namentlich spürte er mit dem fünfzigsten Lebensjahre eine Abnahme

aller Kräfte. Als daher der König von Dänemark ihn 1759 zum Generalsuperintendenten der Herzogthümer Schleswig und Holstein berief, lehnte er nach ernstlicher Prüfung diesen Ruf ab, weil er fühlte, daß für solche umfassende Arbeit seine Kräfte nicht mehr hinreichten. Um jene Zeit nahm seine Hinfälligkeit immer mehr zu, seine Lebhaftigkeit und Munterkeit verlor sich, und er mußte die Kanzelvorträge immer mehr abkürzen. Den 21. Juni 1761 predigte er zum letzten Male; acht Tage später ward er bettlägerig und am 4. Juli starb er. Der Pfarrer Griesbach, Vater des berühmten Jenaischen Theologen Griesbach, hielt ihm die Leichenpredigt über Ps. 92, 13—16.

Unter des Johann Philipp Fresenius von F. Lippoldt gefertigtem Bildnisse stehen die Worte:

„Indem dieß edle Bild Verstand und Witz und Geist,
Treu, Klugheit, Gottesfurcht und stille Sanftmuth weist,
So macht die Wahrheit gleich den Schluß:
Das ist gewiß Fresenius." *)

---

*) Fresenius hatte zehn Kinder: sechs Söhne und vier Töchter. Noch leben von ihm in Frankfurt mehrere Enkel und Urenkel desselben und wirken als verdienstvolle Gelehrte oder tüchtige Beamte. Ein Enkel von ihm ist der durch viele Schriften bekannte Lehrer der Pflanzenkunde am Senckenbergischen medicinischen Institute: Georg Wolfgang F., ein anderer Enkel: der Nestor der hiesigen Anwälte Jak. Heinrich Samuel F., ein dritter: der Pfarrer Joh. Franz Theodor F. Von den Urenkeln ist am bekanntesten der ausgezeichnete Chemiker und Professor an der Landwirthschaftsschule in Wiesbaden, Remigius Fresenius.

Joh. Andr. Benj. Rothnagel.

Johann Andreas Benjamin Rothnagel war im Jahr 1729 zu Buch am Forst im Herzogthum Sachsen-Koburg geboren, kam 1747 nach Frankfurt a. M. und heirathete 1756 die Wittwe des Malers Johann Nicolaus Lentzner. Rothnagel verdient in den Annalen Frankfurts eine ausgezeichnete Erwähnung. Er begründete eine Fabrik von feingemalten Wachstuch und Papiertapeten, deren Erzeugnisse zur Zeit ihrer Blüthe — bei damals noch beschränkter Concurrenz in diesem Artikel — über ganz Europa verbreitet wurden. Es bildeten sich in Rothnagel's Werkstätte, die auch von dem Knaben Göthe oft und gern besucht wurde (vgl. Göthe XX. 186, wo dieser die Fabrik veranschaulicht und XXII., 142, wo er erklärt, daß er „dem braven Rothnagel sehr viel zu danken habe"), viele geschickte Künstler. Eigene Kunstanlagen zeigte Rothnagel durch Fertigung kleiner Bilder in Tenier's Geschmack und durch geätzte Blätter, in Rembrandts Manier.

Rothnagel, der unter seinen Mitbürgern eine geachtete Stellung einnahm, starb als bürgerlicher Capitän des IV. Quartiers am 22. December 1804 in einem Alter von 75 Jahren, 8 Monaten und 8 Tagen.

Friedrich Christoph Hirth
und
Wilhelm Friedrich Hirth.

Friedrich Christoph Hirth war der Sohn und Schüler des Malers Michael Konrad Hirth in Durlach und daselbst am 26. November 1685 geboren. Von 1717 an, wo er sich in Frankfurt verheirathete, lebte er hier bis zu seinem Tode, dem 15. November 1763. Er leistete viel in der Landschaftsmalerei. Ausgezeichneter aber war sein ältester Sohn, der von Göthe (XX. 28. 103. 104.) genannte Wilhelm Friedrich Hirth. Dieser war geboren in Frankfurt am 11. Februar 1721. Der Herzog Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen, welcher in Frankfurt wohnte, ernannte ihn 1757 zu seinem Hofmaler und gab ihm vielfache Beschäftigung. Nach dessen Tode (1763) reiste Hirth in die Schweiz und entwarf hier während eines zweijährigen Aufenthalts 120 Blätter, die später ein Engländer für 50 Karolin an sich kaufte. Seine Bäume, Pferde ꝛc. bezeichnet Hüsgen als wundersam schön. Auch besaß er eine ausnehmende Geschicklichkeit in Herstellung verdorbener Gemälde.

Ein kalter Trunk im Zustande starker Erhitzung verkürzte sein Leben. Er starb am 19. Januar 1772.

Mit seinem jüngeren Bruder Heinrich Hirth, einem guten Portraitmaler, geboren zu Frankfurt den 11. September 1727 und gestorben den 6. September 1769, erlosch diese Künstlerfamilie.

Johann Georg Trautmann.

Johann Georg Trautmann war im Oktober 1713 in Zweibrücken geboren. Sein Vater hatte ihn ursprünglich zu einem andern Beruf als der Malerei bestimmt, aber da die natürliche Neigung zu dieser Kunst bei dem Knaben schon zu deutlich hervortrat, indem er jede Gelegenheit benutzte auf Blättchen Papier, deren er habhaft werden konnte, zu zeichnen, so gab er dem Drange des Sohnes nach. Bald übertraf dieser seinen ersten Lehrmeister, den Zweibrücken'schen Hofmaler Bellon und wandte sich nun nach Frankfurt zu dem Freskomaler Hugo Schlegel und dann zum Tapetenmaler Kiesewetter, mit dessen Tochter er sich verheirathete. Das Tapetenmalen trieb er jedoch nur einige Jahre lang, indem sein Talent bald weiter strebte. Göthe sagt von ihm (XX. 28): „Trautmann, der sich den Rembrandt zum Muster genommen, und es in eingeschlossenen Lichtern und Wiederscheinen, nicht weniger in effektvollen Feuersbrünsten weit gebracht hatte, so daß er einstens aufgefordert wurde, einen Pendant zu einem Rembrandtischen Bilde zu malen." Und an einer andern Stelle (XX. 104): „Trautmann rembrandtisirte einige Auferweckungswunder des neuen Testaments, und zündete nebenher Dörfer und Mühlen an. Auch ihm war, wie ich aus den Aufrissen der Zimmer bemerken konnte, ein eignes Kabinet (nämlich vom Königslieutenant Grafen Thorane) zugetheilt worden."

Ausgezeichnet sind von Trautmann auch seine Bauerngemälde in der Weise von Teniers, mit zartem aber markigem Pinsel und feuriger Farbengebung, ferner Bildnisse lebender Personen, unter

denen sein eigenes meisterhaft ausgeführtes. Ueberhaupt war er ebenso fleißig, als strebsam und erfinderisch.

Sein Sohn Johann Peter Trautmann, geboren in Frankfurt den 29. November 1745, trat in die väterlichen Fußstapfen, verstand aber auch sehr gut zu restauriren.

Justus Juncker.

Justus Juncker war geboren zu Mainz 1703. Ausgerüstet mit vortrefflichen Künstleranlagen erlernte er die Elemente der Malerei bei Hugo Schlegel in Frankfurt, besuchte einige Zeit England und ließ sich dann in Frankfurt, wo er sich bereits im August 1736 zum zweiten Male verheirathete, bleibend nieder. Er besaß einen weit verbreiteten Ruf wegen seiner gefälligen Gesellschafts- und Küchenstücke, nach Thomas Wycks Manier, und wegen seiner trefflichen Blumen- und Fruchtstücke. Göthe berichtet von ihm (XX. 28), er habe Blumen- und Fruchtstücke, Stillleben und ruhig beschäftigte Personen nach dem Vorgang der Niederländer, sehr reinlich ausgeführt. In welcher gelungenen Weise er einen Auftrag von Göthe's Vater (einen verzierten Blumentopf mit den bedeutendsten Blumen nach der Natur auf ein köstliches Bret) ausgeführt habe, schildert der Dichter sehr interessant und ausführlich (XX. 184 und 185). Juncker starb den 15. Juni 1767.

Sein Sohn Isaak Juncker, ein nicht ungeschickter Portraitmaler, und zugleich ein angenehmer Tenorist, starb den 20. Decbr. 1789 im 63. Lebensjahre.

Künstlerfamilie Schütz.

Christian Georg Schütz, der ältere dieses Namens, war den 27. September 1718 in dem kurmainzischen Flecken Flörsheim am Main geboren. Als er in das reifere Knabenalter eingetreten war, kam er nach Frankfurt zu einem Wagenlackirer als Farbenreiber in Dienst. Doch bald erkannte der Maler Hugo Schlegel das Talent des Jünglings und nahm ihn zu sich in die Lehre. Indem er selbst damit beschäftigt war, die Façaden von Häusern mit Freskobildern zu zieren, mußte ihm Schütz dabei hülfreiche Hand leisten. So führten diesen seine ersten Versuche in das Gebiet der Geschichtsmalerei, die er jedoch aus Mangel an wissenschaftlichen Vorübungen und an der nöthigen Unterstützung bald verließ, um sich mit desto größerem Eifer der Landschaftsmalerei zu widmen, wozu ihm die reiche Natur am Rhein und Main den nächsten und ergiebigsten Stoff lieferte. Nach einigen Wanderungen und zeitweiligem Aufenthalte an fürstlichen Höfen wählte Schütz im Jahre 1749 zu seinem bleibenden Wohnsitze Frankfurt, wo ihm der Rath in richtiger Würdigung seines künstlerischen Fleißes das Bürgerrecht ertheilte. Bald fand er für seine Arbeiten zahlreiche Liebhaber, die er auch alle zu befriedigen vermochte, weil er die Fähigkeit besaß Alles schnell zu fertigen, indem er z. B. das eine Bild rasch auf die Leinwand entwarf, ein zweites untermalte und auch sofort ein drittes vollendete. Bald füllten sich Kunstsammlungen und Privatwohnungen mit seinen gefälligen Bildern, in denen sich die malerischen Ansichten des Rheines und Maines im herrlichsten Farbenspiegel darstellten. In Frankfurt insbesondere hatte fast jedes Haus Bilder von ihm, und in den

Sälen und Prachtzimmern der Reichen hatte er fast allein das Recht, die Wände mit Landschaften und Architecturbildern zu zieren. Besonders geschätzt wurden seine Ansichten des Innern vom Dom und von der Liebfrauenkirche in Frankfurt, seine Landschaften mit Ruinen und diejenigen, bei denen die auf- und untergehende Sonne die Pracht der Natur erhöht. Die Blüthezeit dieses älteren Schütz fällt in das Jahrzehend nach 1762 oder nach seiner Rückkehr von einer Reise in die Schweiz, deren großartige Naturbilder er sich tief eingeprägt hatte. Als er sich während seines dortigen Aufenthalts eines Tages mit der Abzeichnung einer sehr romantisch gelegenen Mühle beschäftigte, versuchte ein Bauer, der ihn für einen Spion hielt, mit einer im Feuer geglühten eisernen Stange einen Angriff auf ihn zu machen.

Göthe sagt von Schütz: „die Rheingegenden hatte er ganz in seiner Gewalt, so wie den sonnigen Ton, der sie in der schönen Jahreszeit belebt. Er war nicht ganz ungewohnt, in einem größeren Maßstabe zu arbeiten, und auch da ließ er es an Ausführung und Haltung nicht fehlen. Er lieferte sehr heitere Bilder.“

Zwar hat die veränderte Kunstrichtung und der Aufschwung der neueren Landschaftsmalerei seinen Bildern schon häufig den Ehrenplatz in großen Sammlungen verweigert, indessen finden sich von Schütz Werke, welche die größte Beachtung verdienen, ein ausgezeichnetes Talent zu erkennen geben und also Kirchner's Lob nicht als zu übertrieben erscheinen lassen, wenn dieser sagt: „Seine Lüfte sind so leicht und wohlgehalten, seine Farbengebung so warm, seine Perspective so meisterhaft, daß es vielleicht nur der Seltenheit seiner Kunstwerke bedurfte, um ihn neben die ersten Landschafter der Niederländischen Schule zu stellen.“

Anfänglich bediente sich Schütz zur Bezeichnung seiner Arbeiten eines Pfeils, später aber schrieb er Namen und Tag darauf. Er starb den 6. November 1791.

Das Talent des Vaters hatte sich auf die Kinder vererbt. Aus seiner ersten Ehe mit Anna Maria Hochecker, einer Tochter des Bildhauers Hochecker, stammten Franz, Johann Georg und Philippine Schütz, und aus der zweiten Ehe Heinrich Joseph Schütz, die sich sämmtlich in der Malerei auszeichneten.

Franz Schütz, der älteste Sohn des Vorhergeschilderten, war geboren zu Frankfurt im Jahr 1753. Den Elementarunterricht in der Schule benutzte er sehr schlecht; er gestand später selbst ein, daß er nicht einmal die Anfangsgründe der Rechenkunst begriffen und nie ein ganzes Buch gelesen habe. Dagegen entwickelte er schon früh eine außerordentliche Fertigkeit im Zeichnen, so wie namentlich das Talent, mit geringen Skizzen die ausgedehntesten Prospekte aus dem Gedächtnisse zu entwerfen, wobei freilich mancher interessante Zug der Natur verloren ging, weil er denselben entweder gleich anfänglich ganz übersah, oder sich später nicht mehr darauf besann. Nachdem er zuerst viele Rhein- und Maingegenden gezeichnet hatte, die ihm aber nach einiger Zeit keine genügende Abwechselung mehr boten, folgte er der Einladung des kunstliebenden Gedeon Burkardt aus Basel, der ihn in Frankfurt kennen gelernt hatte, und begleitete denselben im Jahre 1777 in die Schweiz. Von da an datiren seine Schweizerprospecte, deren Franz Schütz eine große Anzahl lieferte. Leider gestattete ihm aber sein unstäter Geist nicht, genaue Naturstudien zu machen, und bis zu seinem frühen Tode blieb er mit den Fesseln der Manier behaftet. Seine Bäume sind selten naturgetreu; am besten die Eichen und Tannen. Dagegen faßte er mit Leichtigkeit selbst die vorübergehendsten Phänomene der Natur auf, und das Wasser stellte er mit Meisterschaft dar. Eben so schön sind auch seine Schweizerhäuser, um deren Details er sich aber nicht viel bekümmerte. Erst in der letzten Zeit seines Lebens legte er seine wilde Manier einigermaßen ab, und in den Werken aus dieser Periode herrscht

deßhalb größere Ruhe und Harmonie. Einen besonderen Ruf erwarb sich Franz Schütz als Zeichner, und man behauptete sogar, er habe die Kreide wie den Pinsel zu führen gewußt, und seine Zeichnungen seien Gemälde geworden. Zuletzt führte er auch mehrere Werke in Aquarell und in Gouache aus und erwarb sich damit unbedingten Beifall. Seine ausgeführten Arbeiten waren indessen nicht so zahlreich, als man bei der Gewandtheit und dem instinctartigen Kunsttriebe dieses Mannes hätte erwarten sollen. Launenhaftigkeit und Trunksucht beeinträchtigten seine Thätigkeit.

Großes Talent besaß er für Musik, namentlich war er ein Meister auf der Violine; auch besaß er die Geschicklichkeit, sich mit dem Munde so zu accompagniren, als wenn es mit einem Waldhorn geschehe. Als einst in einem Concert das zum Stück unentbehrliche Horn fehlte, ergriff er die Noten, hieß die Musiker spielen und blies die Partie des Hornes mit dem bloßen Munde ganz richtig vom Blatte weg. Viele solcher Kunststücke machte er auch auf der Violine und auf dem Basse. Wie beim Zeichnen und Malen, so kam ihm auch beim Musiciren sein gutes Gedächtniß sehr zu statten. Er durfte eine Passage, die ihm gefiel, nur ein einziges Mal haben spielen hören, so spielte er sie nach; ja er behielt oft ganze Rondeaus auswendig. Nicht selten nahm er die Violine mit ins Bette und spielte sich vor dem Einschlafen noch etwas vor.

Franz Schütz besaß ferner ein absonderliches Talent zu allerlei Schwänken und Scherzen. Die bei ihm in früher Jugend durch Gichtschmerzen hervorgebrachten körperlichen Verzuckungen arteten allmälig durch ihn selbst in lächerliche Grimassen aus. Wenn er sich auf der Straße sehen ließ, blieb Jedermann stehen und sah ihm nach. Die Gesichtszüge hatte er ganz in der Gewalt; insbesondere verstand er Silengesichter zu machen; auch Nationalgesichter konnte er nachahmen. Täglich überraschte er seine Bekannten mit neuen Erfindungen zum Lachen, und doch trug Alles das Gepräge des

Natürlichen. War er auf seinem Zimmer ganz allein mit Zeichnen oder Malen beschäftigt, so glaubte man oft auf der Straße, daß seine Stube mit betrunkenen Handwerksburschen angefüllt wäre. So konnte man auch öfters hören, was er gerade arbeitete. Wenn er einen Wasserfall malte, so hörte man ihn rauschen; wenn er an der Darstellung eines Gewitters war, so hörte man es donnern und den Blitz einschlagen; zeichnete er einen Hund, so bellte er; kurz, er accompagnirte sich meist sehr sinnlich.

Wegen seiner Herzensgüte und freundlichen Zuvorkommenheit gegen Jedermann, so wie wegen der ebengeschilderten unterhaltenden Eigenschaften war er allgemein beliebt. Um so mehr ist es zu beklagen, daß er in Folge seiner Willensschwäche der Welt sammt seinem herrlichen Talente so früh verloren ging. Geld hatte für ihn keinen Werth. Er verschenkte, was er gerade in der Tasche hatte. Das Wenige, was er mit seinen Bildern und Zeichnungen erwarb, mußte man ihm zurücklegen, und so geschah es, daß er oft viele Monate ohne einen Heller Geld war. Er lebte im augenblicklichen Genusse, in unausgesetzter Heiterkeit, und die unangenehmsten Vorfälle konnten ihn keine Stunde lang verstimmen. Sein Leichtsinn war unbegrenzt. Auf die durch lustige Trinkgelage verursachte Aufregung folgte nach und nach immer größere Ermattung, die endlich zur Schwindsucht führte, welche dem sonderbaren Treiben dieses in psychologischer Hinsicht merkwürdigen Menschen schon im 29. Lebensjahre ein Ende machte. Er starb im Jahre 1781 in dem zum Gebiete von Genf gehörigen Dorfe Sacconay.

Im Jahr 1779 hatte er seinem Vater zwölf nach der Natur, zum Theil in den wildesten Schweizer-Landschaften aufgenommene Zeichnungen, unter ihnen eine des Lago Maggiore mit den paradiesischen Borromäischen Inseln übersandt. Zwei derselben malte hierauf der Vater in Oel auf Kupfer. Seine Abbildung des Rheinfalls bei Schaffhausen stellt Hüsgen über die des berühmten Ch. H. Vernet.

Johann Georg Schütz, der Bruder des Vorhergehenden, wurde den 16. Mai 1755 zu Frankfurt geboren und widmete sich früh dem Portraitiren und der historischen Malerei. Von 1776 bis 1779 studirte er auf der Malerakademie zu Düsseldorf, verweilte dann längere Zeit bei seinem Vater in Frankfurt und von 1784 bis 1790 in Rom, wo er sehr glückliche Tage verlebte, namentlich im Jahr 1787, wo er sich der besonderen Gönnerschaft der kunstsinnigen Herzogin Amalie von Weimar und des vertrauten Umgangs mit Göthe zu erfreuen hatte. Letzterer äußert sich über ihn so: „Georg Schütz, ein Frankfurter, geschickt, ohne eminentes Talent, eher einem gewissen anständigen Behagen, als anhaltender künstlerischer Thätigkeit ergeben, weßwegen ihn die Römer auch il Barone nannten, begleitete mich auf meinen Wanderungen und ward mir vielfach nützlich." Als eines Abends im Freundeskreise davon geredet wurde, daß an dem sonst so trefflichen Haupte des Apollo von Belvedere die Ohren nicht sonderlich gearbeitet wären, ersuchte Göthe seinen Landsmann Schütz, „der wegen seiner hübschen Ohren bekannt war", ihm alsbald so lange zu sitzen, „bis er das vorzüglich gut gebildete, es war ohne Frage das rechte, sorgfältig abgezeichnet hatte." — Nach seiner Rückkehr aus Italien lebte er eine Zeitlang bei seinem Gönner La Roche in Offenbach. Er starb im Jahre 1813 zu Frankfurt.

Christian Georg Schütz, der jüngere dieses Namens, auch Schütz der Vetter oder der Neffe genannt, zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Oheim, wurde 1758 zu Flörsheim geboren. Seine Eltern ernährten sich dort als ehrliche Landleute vom Acker- und Weinbau. Er selbst hatte eine so große Vorliebe für den Ort seiner Geburt, daß er lebenslang einen Theil seines dortigen väterlichen Erbes behielt, obgleich die ansehnlichen Bau- und Kriegeskosten nicht selten den geringen Ertrag wieder verzehrten. Frühzeitig kam

er zu seinem Oheim in Frankfurt, in dessen Familienkreise ein seltener Geist des Frohsinns, der Geschicklichkeit und Kunstliebe herrschte. Man malte, las, musicirte, führte Possen auf, wobei denn besonders Georg Schütz sich auszeichnete, indem ihm die Gabe der Nachahmung reichlich zu Theil geworden war. Einheimische und fremde Künstler und Kunstfreunde, z. B. Niklas Vogt, Hirt, Chandelle, Hüsgen, Donnet, Günther, waren die täglichen Hausfreunde.

Unter solchen Umgebungen entwickelte sich sein Künstlertalent zu schönen Blüthen und herrlichen Früchten. Schon früh an die malerischen Ufer des Rheines und Maines, wohin den Oheim theils Kunstsinn, theils Broterwerb führte, versetzt, öffnete der Jüngling Augen und Herz der ewigen Schönheit der gütigen Mutter Natur. Es erwachte in ihm ein neues Leben, das sich bald seinen Bildern mittheilte, wo das Schauerliche der Felsen und der auf sie gethürmten Ruinen im Vordergrunde, die Auen, Fluren, Haine, blühende Felder und weinreichen Hügel im Mittelgrunde, die bläulichen Berge im Hintergrunde, sogleich an die hohe Schule erinnern, in welcher der Kunstjünger seine ersten Versuche machte; an jenes deutsche Eden, in welchem späterhin der vollendete Künstler seine schönsten Triumphe feierte.

Helvetiens für den Landschafter klassische Boden war es demnächst, welcher unsern Schütz anzog und einige Zeit festhielt. Bereichert mit Studien kehrte er von den schneebekränzten Alpen, den Wasserfällen und den Hirtenthälern zum freundlichen Rhein zurück. Dieser wurde ihm fortan (obgleich er von Zeit zu Zeit auch Kunstreisen in andere Gegenden Deutschlands unternahm, und nie ohne Früchte seines Fleißes zurückkam) der vornehmste Gegenstand, nicht des künstlerischen Talents allein, sondern auch des wissenschaftlichen Forschungsgeistes. Bekanntlich ist kein Strom auf dem Erdenrunde so reich an romantischen Sagen, an Alterthümern römischen, gallischen und germanischen Ursprungs, und an den merkwürdigsten ge-

schichtlichen Erinnerungen, als Vater Rhein. Schütz erfaßte mit dem ihm eigenthümlichen Eifer das Studium der rheinischen Geschichte; jede Reise, die er dem Strom entlang machte, führte zu neuer Beute, nicht nur für die Kunst, sondern auch für sein Wissen; und als erst sein Vetter eine reiche Sammlung von Handschriften aus dem Nachlasse des um die rheinische Geschichte so verdienten Weihbischofs Würdtwein ererbt hatte, da sah man Schütz oftmals in tiefes Nachdenken verloren an seiner Staffelei sitzen, um in seinen Handschriften der Geschichte einer Ruine nachzuforschen, die eben sein Pinsel auf die Leinwand hinzauberte.

Durch seine mannichfaltigen Gemälde feierte Schütz die schönsten Triumphe. Ueberhaupt standen damals die Schütz in der Reihe der deutschen Landschafter oben an, und namentlich Schütz den Vetter bezeichnete man als den treuen, geist- und herzvollen Maler der Natur. Doch auch als Zeichner war derselbe berühmt, hauptsächlich wegen der Blätter, welche er in Gouache und in Sepia ausgearbeitet hatte. Das Urtheil Göthe's über ihn (XXVI. 281) ist so anerkennend, daß wir uns nicht enthalten können, es hier wörtlich folgen zu lassen: „Seine Zeichnungen in Sepia sind von bewundernswürdiger Reinheit und Fleiß, die Klarheit des Wassers und des Himmels unübertrefflich. Die Darstellung der Ufer an beiden Seiten, der Auen und Felsen und des Stroms selbst ist so treu als anmuthig, und das Gefühl, das den Rheinfahrenden ergreift, wird uns bei Betrachtung dieser Blätter mitgetheilt oder wieder erweckt. Die Oelgemälde dieses Künstlers geben ihm Gelegenheit, die Abänderung der Farbentöne, wie sie die Tags- und Jahreszeiten, nicht weniger die atmosphärischen Wirkungen hervorbringen, auf eine glückliche Weise nachzubilden."

Schütz der Vetter war einer der Begründer des Frankfurter Museums. Kaum war diese Anstalt unter seiner thätigen Mitwirkung entstanden, so verschaffte er ihr von dem Fürsten Primas reiche Geschenke theils an Geld, theils an Kunstwerken. Auf seinen Betrieb

wurden alle in den aufgehobenen Kirchen und Klöstern Frankfurts vorgefundenen Bilder, die zum Theil, namentlich für die altdeutsche Schule von großem Werthe waren, gereinigt, geordnet und dem Museum geschenkt. Als der hohe Gönner des Museums, Karl von Dalberg, von Frankfurt wieder geschieden war und die Anstalt wieder zerfallen zu wollen schien, da verstand Schütz durch Geist und Beharrlichkeit dieselbe zur Zierde Frankfurts zu erhalten.

Was den Künstler seinem sittlichen Charakter nach betrifft, so bezeichnet ihn Anton Kirchner in einer bei der Todtenfeier des Geschiedenen im Museum am 25. April 1823 gehaltenen Vorlesung als harmlos, fleißig, einfach, bieder, von Hohen und Geringen, von Reichen und Armen, von Fürsten und vom Volk, von Künstlern und Gelehrten, geliebt, geehrt, gesucht, als Mensch und als Künstler Vielen theuer.

Georg Fuentes.

Dieser ausgezeichnete Dekorationsmaler war zwar in Mailand geboren, lebte aber, wie aus Göthe's Werken (XXV. 24. 25. 31) bekannt ist, längere Zeit in Frankfurt. Sein Hauptfach war die Scenenmalerei, der er einen außerordentlichen Fleiß widmete. Zuerst erwarb er sich durch die Arbeiten für das große Theater seiner Vaterstadt einen rühmlichen Namen, weßhalb er 1796 nach Frankfurt berufen wurde, wo er 9 Jahre lang blieb. Göthe, der im Jahr 1797 bei seinem Aufenthalt in der Vaterstadt viel mit ihm verkehrte, bezeichnet ihn als einen „kleinen, wohlgebildeten, stillen, verständigen, bescheidenen Mann." Kirchner sagt von demselben (Ansichten von Frankfurt I. 311): „Ihm verdankte unsere Bühne in ihren goldenen Tagen die täuschendsten Darstellungen. Hob sich der Vor-

hang, so staunte das trunkene Auge auf Palmyrens Tempel oder den Circus der alten Roma hin. Ein Gegenstand, den Fuentes aus der Nähe ergriff, die Zeil, ward sein Triumph. Da sie zum ersten Male ausgestellt wurde, wollten die Zuschauer nur sehen, nicht hören. Man nannte nur seinen Namen und vergaß Bühne und Schauspiel. Aber der blöde, anspruchslose Mann ließ die Menge umsonst rufen und blieb verlegen hinter seiner Leinwand." Nagler fällt in seinem Künstlerlexikon folgendes Urtheil über ihn: „Fuentes hatte die Architektur von Grund aus studirt, und als Zeichner und Kolorist hatte er nicht weniger Vollkommenheit erlangt. Er malte Landschaften in gediegenem Stile mit besonderem Fleiße und mit Zierlichkeit. In ihm erschien sein Lehrer, der berühmte Gonzaga, in noch größerer Vollkommenheit. Dieser und Galliani waren seine Muster."

Von Frankfurt aus ging Fuentes zuerst nach Paris, wo er für das große Opernhaus mehrere Dekorationen malte. Dann kehrte er in sein Vaterland zurück und verharrte dort bis an's Lebensende in der Ausübung seiner Kunst. Er starb 1821 im 65. Lebensjahre.

Joh. Friedr. Heinrich Schlosser.

Johann Friedrich Heinrich Schlosser, der ältere Sohn des Hieronymus Peter und Neffe des Johann Georg Schlosser, wurde am 30. December 1780 in Frankfurt a. M. geboren. Nachdem er seinen Vater schon als Gymnasiast durch den Tod verloren hatte, widmete er sich zu Halle, Jena und Göttingen der Rechtswissenschaft, advocirte dann 3 Jahre lang in der Vaterstadt, und wurde bereits 1806 bei Beginn der großherzoglichen Regierung in Frankfurt Stadtgerichtsrath. Bald nachher veröffent-

lichte er auf Grundlage des französischen Code de Commerce sehr schätzbares Material zu einem Handelsgesetzbuch für Frankfurt. Noch in demselben Jahre verzichtete er wieder auf sein Richteramt und trat als Rath in die damals errichtete Oberschul- und Studiencommission, indem er zugleich die Oberaufsicht über das neugeschaffene Lyceum übernahm. Allein mit dem Sturze Napoleon's und der Auflösung des Großherzogthums Frankfurt hörten auch diese Einrichtungen sehr bald wieder auf, und Schlosser bekleidete fortan kein öffentliches Amt mehr. Vielmehr widmete er sich in dem nun folgenden zweiten Hauptabschnitte seines Lebens als rechtskundiger Geschäftsmann der inneren Umbildung seiner Vaterstadt und der Betreibung mehrfacher ihm anvertrauter Reclamationen bei den höchsten Behörden. Gleich im Anfange des Jahres 1814 hatte er als Mitglied einer von dem damaligen Generalgouvernement der verbündeten Mächte niedergesetzten Commission an der Bearbeitung einer neuen Verfassung Frankfurts so wesentlichen Antheil genommen, daß der Entwurf dem Inhalte nach größtentheils, der Fassung nach ganz sein Werk war. Allein dieser Entwurf kam nicht zur Ausführung. Bald darauf wurde Schlosser von mehreren Kapitalisten und Banquiers in Frankfurt, die den von Napoleon dem Großherzog überlassenen Rest der Domainen Fulda's und Hanau's erkauft und bereits 1812 ihn zu ihrem Rechtsbeistand erwählt hatten, veranlaßt, zur Erledigung ihres durch die politischen Ereignisse in's Stocken gerathenen Geschäfts, sich zum Wiener Congresse zu begeben. Während des dortigen Aufenthalts erhielt Schlosser's Leben dadurch eine neue Richtung, daß er am 21. December 1814, dem Beispiele seines jüngeren Bruders folgend, zugleich mit seiner Gattin, einer gebornen du Fay, zum katholischen Bekenntnisse übertrat. Von jetzt an nahm sich Schlosser, der sich bereits vorher für Gleichberechtigung der drei christlichen Confessionen in Frankfurt ausgesprochen hatte, der Angelegenheiten der katholischen Gemeinde

daselbst lebhaft an, so daß der betreffende Art. 46 der Wiener Congreß-akte wesentlich auf seine Vorstellungen verfaßt wurde. Nach seiner kurz vor der Mitte des Jahres 1815 erfolgten Rückkehr in die Heimath legte er in einer eigenen Schrift sein gehaltvolles Votum über das Verhältniß der Justizverwaltung zum Ganzen der öffentlichen Verwaltungszweige in Frankfurt nieder und geißelte die Mängel der im Jahr 1816 zur Einführung gelangten Verfassung in einem längeren Aufsatze (im Neuen rheinischen Merkur vom 21. bis 25. Juli 1816), während er zugleich die Rechte der katholischen Gemeinde fortwährend vertheidigte, bis sie endlich in einem 1822 zu Stande gekommenen Vergleiche gesichert zu sein schienen. Bei dem mittlerweile eröffneten Bundestage war ihm die Vertretung einer Anzahl der wichtigsten bei demselben anhängig gemachten Angelegenheiten anvertraut, der er sich bis zum Jahre 1823 eifrigst unterzog. In diesem Jahre endete seine juristisch-amtliche Thätigkeit für immer.

Bereits in den Jahren 1808 und 1809 hatte sich Schlosser an den Unterhaltungen des damals in Frankfurt errichteten Museums (eines Vereins für Literatur, bildende Kunst und Musik) lebhaft betheiligt, hatte dann 1811 in Daub's und Creuzer's Studien auf den genialen Giordano Bruno durch gelungene Uebersetzung einiger seiner ausgezeichneten Gedichte aufmerksam gemacht und war seit 1818, auf Veranlassung des mit ihm eng befreundeten Freiherrn v. Stein, Mitstifter der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde geworden. Dem geschäftlichen Zustandekommen und Aufrechthalten dieses vaterländischen Unternehmens hat er Jahre lang Arbeit und Mühe gewidmet, bis er es endlich in jenen Händen gesichert sah, aus welchen Deutschland das Meisterwerk der Monumenta Germaniae historica empfängt. Diese und ähnliche Arbeiten hatten den von geschäftlicher Thätigkeit, wie bereits bemerkt, entlasteten dritten Hauptabschnitt seines Lebens gleichsam vorbereitet. Mit Ausnahme einer in den Jahren 1834 bis 1836 nach Italien unternommenen

Reise lebte Schlosser nun des Winters in Frankfurt, des Sommers auf seinem seit 1825 erworbenen reizenden Landsitze, Stift Neuburg bei Heidelberg, an der Seite seiner trefflichen Gattin und im Kreise treuer Freunde und zahlreicher Bekannten aus allen Ständen der Gesellschaft, auch den angesehensten, in glücklicher Muse. Diese war neben aufmerksamer Beobachtung aller wichtigeren Erscheinungen des öffentlichen Lebens und der Fortschritte in Wissenschaft und Kunst, womit insbesondere auch die Anlegung und Vermehrung einer reichhaltigen Bibliothek und anderer wissenschaftlichen und Kunstsammlungen verbunden war, vielfacher Thätigkeit auf dem kirchlichen und poetischen Gebiete gewidmet, vorzüglich da, wo beide sich berühren. Als Früchte davon erschien unter andern schon bei seinen Lebzeiten die deutsche Erneuerung der tiefsinnigen Gedichte des heiligen Franciskus von Assisi, dann eine Darlegung der Zustände der griechischen Kirche Rußlands. Sehr groß ist die Zahl anonymer Aufsätze in Journalen und Zeitungen, sowie kleinerer Werkchen, die Schlosser nur für einen engeren Kreis abdrucken ließ. Obschon seinem Ende keine Krankheit, kein ernstes Unwohlsein warnend voranging, und sein Tod ein unerwarteter war, so überraschte ihn derselbe bei seiner ernsten, religiösen Stimmung doch gewiß nicht unvorbereitet. Eben war ihm die Freude zu Theil geworden, seine Bibliothek mit der kostbaren Ausgabe des Sängers des befreiten Jerusalems zu bereichern; er hielt das schöne Buch in der Hand, als der Todesengel ihn am 22. Januar 1851 plötzlich von der Erde abrief.

Schlosser war in seinem Aeußern die personificirte Ordnung und Sauberkeit; Jedes, das Größte wie das Kleinste, hatte bei ihm seine Stelle und seine Zeit; alles Unberichtigte, Unbereinigte und Ungeordnete war seinem Gefühl in der Seele zuwider; ein Stäubchen auf seinem Kleide, der kleinste Flecken auf dem Einbande seiner Bücher oder eine Falte in einem Blatte that ihm weh. Er hatte keine

Ruhe, bis Alles nett und richtig war. Und diese äußere Ordnungsliebe und Säuberlichkeit war das Sinnbild seiner innern Reinheit und gewissenhaften Pflichterfüllung, die sich jeden Augenblick bereit hielt, den Schlüssel des wohlbestellten Hauses in die Hand des Herrn zurückzugeben. In seinem zartgebauten, leicht verletzbaren Körper wohnte ein zartfühlender, jede Ungebühr, ja jede Formlosigkeit schmerzlich empfindender, sanfter und milder Geist, der aber darum nicht minder in entschiedenen Momenten seines Lebens und in den Prüfungstagen des Kampfes und der Gefahr, die stärkere Naturen nicht selten zu Boden wirft, eine unerschütterliche Festigkeit, ja selbst eine heitere Ruhe bewies. So bei seinem Uebertritte zur katholischen Kirche, welcher Schritt in seinen Lebensverhältnissen, in verwandtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen, von dem stets so rücksichtsvollen, feinfühlenden Manne schwere Opfer erheischte. Auch während den politischen Bewegungen des Jahres 1848 lebte er in ungetrübtem inneren Frieden seinen geräuschlosen Beschäftigungen, seiner wohlthätigen Nächstenliebe und seinem engbegrenzten, aber erheiternden, geselligen Verkehre. Galt es zum Besten seiner Kirche, des Vaterlandes, der Wissenschaft und Kunst ein gemeinnütziges Werk zu fördern, so ließ er sich keine Mühe verdrießen und scheute kein Opfer. Nicht nur leistete er zur Vollendung des Kölner Dombau's einen beträchtlichen Beitrag, sondern auch manche arme, unbekannte Kirche erstand, unterstützt von seinem verborgenen Almosen, oder wurde durch seine milde Freigebigkeit geschmückt. Kein Nothleidender, kein Bedrängter klopfte vergeblich an seine Thüre, er empfing Rath und Trost aus seinem Munde und bereitwillige Unterstützung von seiner Hand. Mit uneigennützigem, unverdrossenen Fleiße verbrachte er manche Nacht bis zu den ersten Morgenstunden am Schreibtische, sei es für ein öffentliches Interesse, sei es um einem Einzelnen zu seinem Rechte zu verhelfen oder ihm Theilnahme zu gewinnen. Als sich zu den Zeiten politischer Erregt-

heit Niemand um die Kunst kümmerte, und die Künstler sich daher oft dem härtesten Loose preisgegeben sahen, verwandte er jährlich eine festbestimmte Summe für die Kunst. Da er jede Ostentation mied und ohne die dringendste Nothwendigkeit selbst seine besten Freunde nicht in das Geheimniß seiner Wohlthaten zog, so wurde nur der kleinere Theil seines wohlthätigen Wirkens bei seinen Lebzeiten bekannt. Sein wissenschaftliches Leben und Streben trug denselben edlen Charakter. Er liebte die Wissenschaften um ihrer selbst willen. Die strenge Gewissenhaftigkeit, die seinem Leben in allen Beziehungen zur Richtschnur diente, bewährte sich auch bei seinen Studien in dem unermüdlichsten Streben nach möglichster Gründlichkeit, Vollständigkeit, Treue und Ordnung. Zu einer Arbeit, die ihm nicht genügte, die er noch glaubte verbessern zu können, kehrte er immer wieder mit der gleichen unverdrossenen Liebe zurück, ohne Mühe und Anstrengung zu scheuen. Die Meisterwerke der Literatur aller Völker fanden Zutritt zu seiner Bibliothek und in ihm einen sorgfältigen Pfleger und entzückten Bewunderer. Einen nicht unbeträchtlichen Theil derselben schenkte er noch während seines Lebens der Ritterakademie zu Bedburg, zum Besten der dort aufwachsenden Jugend. Und diese Bibliothek selbst, die nach der Schenkung noch 16000 Bände zählte, gesammelt mit dem sorgfältigsten Fleiße und keine Kosten scheuenden Aufwande, mit ihren kostbaren Seltenheiten, ihren schönen Ausgaben, ihren saubern Einbänden, ihrer wohlgeordneten Aufstellung, war ein schönes Abbild und Zeugniß seines ganzen Wirkens und Wesens. In diesen Räumen saß er oft, umgeben von Gemälden und Zeichnungen Steinle's, Veith's und Overbeck's und andern selbst gesammelten Kunstschätzen alter und neuer Zeit, mit freudeglänzendem Auge in einem seiner geliebten Dichter lesend. Daß er selbst weniger produktive Kraft eines mächtigen, selbstschöpferischen Dichtergeistes, als die Gabe des innigsten Verständnisses und eines glücklichen, eben so getreuen als gewandten Nachbildens fremder Geistes-

werke besaß, darüber täuschte ihn die Selbstliebe nicht. Uebertragungen waren daher schon eine Lieblingsbeschäftigung des Jünglings, und wie sich früh bereits sein ernster Geist dem Höchsten und Heiligsten zukehrte, so wandte er auch schon auf der Hochschule seine Liebe der Uebersetzung jener heiligen Lieder und Hymnen der katholischen Kirche zu, denen er mit unverbrüchlicher Treue auch noch in den letzten Tagen seines irdischen Lebens anhing. Sein Talent beschränkte sich hierin nicht auf das bloße Verständniß fremder Sprachen und die vollendete Bewältigung der eigenen deutschen, um das in jenen Gedichtete in dieser treu und lebendig wieder zu geben; er wußte selbst die fremden Sprachen sich so lebendig zu eigen zu machen, daß er mit nicht minderem Glücke auch aus der deutschen in sie übersetzte oder auch kleinere Gedichte in ihnen verfaßte. So hat man z. B. einige sehr schöne italienische Sonette von ihm, ferner einige Nachahmungen alter Hymnen in lateinischer Sprache, die sich so natürlich an Geist und Form des Originals anschmiegen, daß sie auch geübten feinen Ohren als von alter Zeit herstammend erscheinen. Schlosser's dichterische Muse diente ihm als edelste Unterhaltung und Würze der geselligen, gastlichen Kreise, die er so oft um sich versammelte und so freundlich zu beleben und zu erheitern wußte. Viele oder selbst die meisten seiner Gedichte, theils ernsten, theils scherzhaften Inhalts, entstanden so aus der Eingebung des Augenblicks für den nächsten Kreis; er dachte dabei nicht an eine Veröffentlichung, es genügte ihm, die Zuhörer zu erfreuen; erst nachher erschienen sie zerstreut in Zeitschriften. —

Außer den bereits genannten Schriften besitzen wir von Schlosser noch Folgendes: De imitatione Jesu Christi. Editio nova. Francof. 1823. (3. Aufl. 1838. Die schönste Ausgabe neuerer Zeit.) — Bekenntnisse aus dem Leben der heiligen Theresia von Jesu. In's Deutsche übertragen. Ebds. 1827. — Auswahl belehrender und erbauender Stellen aus den Schriften der heiligen

Theresia. In's Deutsche übertragen. 2 Bde. Ebds. 1829. — Briefe und andere ausgewählte Schriften der heiligen Theresia. Ebds. 1832. — Die Nachfolgung des armen Lebens Jesu Christi von Joh. Tauler. Neu herausg. Ebds. 1833. — Der Herzogin von Duras Betrachtungen und Gebete. Aus ihrem Nachlaß. In's Deutsche übersetzt. Ebds. 1842. — Joh. v. Louvigni, das verborgene Leben mit Christo in Gott. Aus dem Französ. Ebds. 1843. — Zu Laurent's Ausgabe vom Nekatomus himml. Palmgärtlein (1842) bearbeitete er die meisten Lieder. — Nach seinem Tode erschien von ihm „Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte.“ Mainz. 1. Bd. 1851. 2. Bd. 1852. (Letzterem ist Schlosser's kurze biographische Schilderung von Beda Weber vorgedruckt.)

Schlosser vereinigte in seiner Persönlichkeit mit dem festen Kerne biederer Gesinnung, wie sie unsern Vätern eigen war, zugleich die reichste Bildung der Neuzeit. Aechte Religiosität und Kirchlichkeit waren Grundzug seines Charakters, den er auch praktisch durch Wohlthun und Wohlwollen in weitem Umfange zur Geltung brachte. Reich an Wissen und Erfahrung, wohlunterrichtet über Zustände und Personen — wie er denn mit einer großen Anzahl der edelsten und ausgezeichnetsten Zeitgenossen in Verkehr stand — war Schlosser zugleich gegen seine Freunde bereit zu jeglicher belehrenden Mittheilung und in dem ansehnlichen Kreise, den seine Freundlichkeit und seine Gastfreiheit um ihn versammelte, waren seine Aussprüche gar Vielen ein Maßstab und Wegweiser für das eigene Urtheil. In dieser gesellschaftlichen Stellung bestand vielleicht Schlosser's größte Wirksamkeit, die ihm um so mehr zur Ehre gereichte, als sie ein Ergebniß seiner persönlichen Eigenschaften war.

Die Brüder Senckenberg.

Als Einleitung zu einer kurzen biographischen Schilderung dieser merkwürdigen Männer dürfte wohl eine Stelle aus Göthe's unschätzbarem Werke „Aus meinem Leben" besonders passend erscheinen. Es heißt dort:

„Noch einer bedeutenden Familie muß ich gedenken, von der ich seit meiner frühsten Jugend viel Sonderbares vernahm und von einigen ihrer Glieder selbst noch manches Wunderbare erlebte; es war die Senckenbergische. Der Vater, von dem ich wenig zu sagen weiß, war ein wohlhabender Mann. Er hatte drei Söhne, die sich in ihrer Jugend schon durchgängig als Sonderlinge auszeichneten. . . . Der Vater wohnte an der Ecke der Hasengasse, die von dem Zeichen des Hauses, das einen, wo nicht gar drei Hasen vorstellt, den Namen führte. Man nannte daher diese drei Brüder nur die drei Hasen, welche Spitznamen sie lange Zeit nicht los wurden. Allein, wie große Vorzüge sich oft in der Jugend durch etwas Wunderliches und Unschickliches ankündigen, so geschah es auch hier. Der älteste war der nachher so rühmlich bekannte Reichshofrath von Senckenberg. Der zweite ward in den Magistrat aufgenommen und zeigte vorzügliche Talente, die er aber auf eine rabulistische, ja verruchte Weise, wo nicht zum Schaden seiner Vaterstadt, doch wenigstens seiner Collegen in der Folge mißbrauchte. Der dritte Bruder, ein Arzt und ein Mann von großer Rechtschaffenheit, der aber wenig und nur in vornehmen Häusern prakticirte, behielt bis in sein spätestes Alter immer ein etwas wunderliches Aeußeres. Er war

immer sehr nett gekleidet, und man sah ihn nie anders auf der Straße als in Schuhen und Strümpfen und einer wohlgepuderten Lockenperrücke, den Hut unterm Arm. Er ging schnell, doch mit einem seltsamen Schwanken vor sich hin, so daß er bald auf dieser bald auf jener Seite der Straße sich befand und im Gehen ein Zickzack bildete. Spottvögel sagten: er suche durch diesen abweichenden Schritt den abgeschiedenen Seelen aus dem Wege zu gehen, die ihn in grader Linie wohl verfolgen möchten, und ahme diejenigen nach, die sich vor einem Krokodil fürchten. Doch aller dieser Scherz und manche lustige Nachrede verwandelte sich zuletzt in Ehrfurcht gegen ihn, als er seine ansehnliche Wohnung mit Hof, Garten und allem Zubehör, auf der Eschenheimergasse, zu einer medicinischen Stiftung widmete, wo neben der Anlage eines blos für Frankfurter Bürger bestimmten Hospitals, ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater, ein chemisches Laboratorium, eine ansehnliche Bibliothek und eine Wohnung für den Director eingerichtet ward, auf eine Weise, deren keine Akademie sich hätte schämen dürfen."

Der Vater der Brüder, der Doctor der Medicin Johann Hartmann Senckenberg, stammte aus Friedberg in der Wetterau und starb nach achtundvierzigjähriger ärztlicher Praxis in Frankfurt als erster Stadtphysikus am 26. September 1730 im 76. Jahre seines Alters. Er gehörte zu den ausgezeichnetsten Frankfurter Aerzten und war consultirender Leibarzt mehrerer benachbarter Fürsten.

Sein ältester Sohn, Heinrich Christian, war geboren zu Frankfurt am 19. October 1704. Schon im dritten Lebensjahre überließen ihn die Eltern ihren Verwandten in Gießen auf deren Bitten zur Pflege und Erziehung, welche ihm auch in ausgezeichnetster Weise zu Theil ward. Von 1719 bis 1722 studirte er in Gießen die Rechtswissenschaft, wobei ihn sein Vater nur mit Mühe pecuniär unterstützen konnte, weil er bei dem großen Frankfurter

Brande am 26. Juni 1719 einen beträchtlichen Theil seines Vermögens verloren hatte. Von einem Fieber befallen kehrte Senckenberg im Jahre 1722 nach Frankfurt zurück und verwandte hier ein Jahr theils auf die Pflege seiner Gesundheit, theils auf das Privatstudium der juristischen und historischen Fächer. Von 1723 bis 1725 setzte er diese Studien abermals in Gießen eifrigst fort, ebenso dann wieder ein Jahr lang in der Vaterstadt, wo ihm der durch seine reiche Bibliothek bekannte Gelehrte Zacharias Konrad von Uffenbach in seinen Arbeiten auf das Förderlichste unterstützte. Im Jahr 1726 bezog er die Universität Halle, wo damals Thomasius, Gundling, Ludwig und Böhmer lehrten, deren Unterricht und Umgang er auf das Weiseste zu benutzen verstand. Nach zweijährigem Aufenthalt in diesem Musensitz begab er sich noch für ein Semester nach Leipzig, machte dann eine wissenschaftliche Reise in das nördliche Deutschland und kehrte zu Anfang des Jahres 1729 nach Frankfurt zurück, wo er sogleich in die Zahl der Advocaten aufgenommen wurde und folglich keinen geringen Beifall fand. Doch sein Aufenthalt in der Vaterstadt sollte nur kurze Zeit währen. Bereits im folgenden Jahre berief ihn der Graf Manderscheidt nach Daun (einem Flecken auf der Eifel), als seinen ersten Rath. Hier verlebte Senckenberg fünf glückliche Jahre theils in vielfältigen und bedeutenden processualischen Geschäften, theils in wissenschaftlichen Studien und schriftstellerischen Arbeiten. Im Jahre 1735 erhielt er einen Ruf als Syndikus und Professor der Rechte nach Göttingen an die dort zu errichtende Universität, dem er als seiner Neigung entsprechend, gern folgte. Schon nach dreijähriger eifriger und ersprießlicher Wirksamkeit berief ihn der Landgraf von Hessen-Darmstadt mit dem Range eines Regierungsraths als Professor der Rechte nach Gießen. Auch hier war seine akademische Thätigkeit sowohl, wie seine schriftstellerische sechs Jahre lang, von 1738 bis 1744, sehr bedeutend. Doch der frühe Verlust seiner Gattin verleidete ihm den

längeren Aufenthalt in dieser ihm sonst so lieben zweiten Heimath. Da ihm nun gerade um dieselbe Zeit von vielen Seiten Auszeichnungen der ehrenvollsten Art zu Theil wurden, indem ihn der Markgraf von Ansbach zum Hofrath, der Fürst von Nassau-Oranien zum Geheimen Justizrath ernannte und viele Grafen und Stände des Reichs ihn zu ihrem Canzleidirector, Hofrath und Kreisgesandten bestellten, so wählte er im Juli 1744 Frankfurt zum Aufenthaltsort. Doch sein Verweilen sollte abermals nur von vorübergehender Dauer sein. Bereits nach fünfzehn Monaten ernannte ihn Kaiser Franz I. zum Reichshofrath, was natürlich seine Uebersiedelung nach Wien zur Folge hatte. 1751 erhob der Kaiser ihn und seine Nachkommen in den Reichsfreiherrnstand. 1752 ernannte ihn die Königliche Societät der Wissenschaften in Göttingen (wohin er bereits 1744 zum zweiten Mal einen Ruf erhalten hatte) zu ihrem Mitgliede. 1764 begleitete er den Kaiser nach Frankfurt zu der von Göthe geschilderten Krönung des römischen Königs Joseph. Am 30. Mai 1768 unterlag er einem längeren Körperleiden. Sein marmorner Grabstein wurde später von Wien nach Frankfurt gebracht und hier neben dem seines Bruder's Johann Christian aufgestellt.

Senckenberg besaß eine seltene Gelehrsamkeit im weiten Gebiete der Geschichte und Rechtswissenschaft, außerordentliche Belesenheit und ungemeine Erfahrung. Seine Schriften sind überaus zahlreich. Ein vollständiges Verzeichniß derselben, viele Seiten lang, findet sich bei Meusel (Lexikon &c.) und Hirsching (Histor.-liter. Handbuch.) Die bedeutendsten seiner Werke sind wohl:

1) Seine Selecta juris et historiarum tum anecdota tum jam edita et rariora, 6 Bde., Frankfurt 1734—42.

2) Das Corpus juris feudalis germanici, Gießen 1740, und

3) Das Corpus juris german. publici, 2 Bde., Frankfurt 1760—68.

Als Probe seiner zum Theil originellen Schreibweise möge nach-

folgende Stelle aus der Vorrede zu dem zweiten dieser Werke, zu seiner „Sammlung der deutschen gemeinen Lehensgesetze", dienen. „Da mein Vornehmen ganz neu ist" sagt er, „so wird es an allerlei Urtheilen bei hohen und niederen Standesbedienten derer Musen nicht fehlen. Herr Alleinweise, wohlbestellter Microscopien-Putzer auf dem Parnaß, wird seine Gedanken auf mich richten, Herr Scharfseher, unterster Nabelen-Putzer bei der Calliope, Herr Muckensauger, verlorne Schildwacht zu unterst an dem Helicon, Herr Ordnungsmeister, der geringste unter Apollons Pferde-Knechten und Stroheschneidern, und andere ihres Gleichen, werden meinen, zum Urtheile, gleichwohl eben so gut, als der Obrist von Apollons Leib-Wacht, geboren zu sein. Herr Wortmackeler, ein großer Mann, läßet kein Teutsches Wort seinen Gang gehen, als welches man zu Leipzig auf der Messe geholet u. s. w." (Die letzten der angeführten Worte deuten auf die zu jener Zeit von Gottsched geübte sprachliche Gewaltherrschaft hin.)

Was Senckenberg's Charakter betrifft, so wird seine Frömmigkeit, Thätigkeit und strenge Rechtlichkeit gerühmt. In letztrer Beziehung erwähnt Hirsching, er habe einst die Summe von 12,000 Gulden zurückgewiesen, mit der man seine richterliche Gunst habe gewinnen wollen.

Sein ältester Sohn Renatus Karl, ein ebenfalls berühmter und in vieler Rücksicht origineller Mann (1751—1800) ist besonders auch durch sein Testament merkwürdig geworden, in welchem er namentlich die Universität Gießen sehr reichlich bedachte.

Sein jüngerer Sohn Karl Christian Heinrich v. Senckenberg, geb. 1760, war österreichischer Hauptmann und starb im hohen Alter, am 14. März 1842 zu Eßlingen. Mit ihm erlosch, da weder einer seiner beiden Oheime, noch sein Bruder einen Sohn hinterlassen hatte, der Name Senckenberg im Mannsstamm, um lediglich in der preiswürdigen Stiftung zu Frankfurt fortzuleben.

Johann Christian Senckenberg, der zweite unter den Brüdern, war zu Frankfurt den 28. Februar 1707 geboren. Leider besitzen wir über sein Jugendleben, über seine Studien und Reisen nur kärgliche Nachrichten; denn „er liebte es nicht, viel von sich selbst zu sprechen, nicht einmal gegen seine Freunde; in rastloser Geschäftigkeit nur dem ernsten Dienste der Menschheit, der Pflege der Wissenschaften und der Vervollkommnung für die Ewigkeit lebend, die er mit frommem Sinne in allem Thun und Denken stets vor Augen hatte, verfolgte er prunklos und ohne Anmaßlichkeit seine Bahn.“ — Er besuchte das Frankfurter Gymnasium und verlebte dann noch drei Jahre in der Vaterstadt, theils mit philologischen und philosophischen, theils mit anatomischen und botanischen Studien beschäftigt. In seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre erst bezog er die Universität Halle, wo er namentlich den berühmten Friedrich Hoffmann zum Lehrer hatte, den der Kurfürst von Brandenburg bei Gründung der Universität als ersten Professor dahin berufen und mit der Bildung und Einrichtung der medicinischen Facultät betraut hatte, neben Boerhave den größten Arzt seiner Zeit. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Halle begleitete er zunächst einen vornehmen Patienten auf einer Reise und kehrte dann nach Frankfurt zurück, wo er sehr bald zu einer bedeutenden Praxis gelangte. Nach ehrenvoll bestandener Prüfung und einer de lilii convallium ejusque inprimis baccae viribus gehaltenen Disputation, wobei er sich zugleich in einer Rede über die Frömmigkeit des Arztes verbreitete, erhielt er am 18. September 1737 bei dem Einweihungsfeste der Universität Göttingen feierlichst die Doctorwürde.

Senckenberg war von schöner Gestalt, frischer Gesichtsfarbe, ausdrucksvollen Zügen und lebhaftem durchdringendem Blicke. Verheirathet war er dreimal; die erste Frau starb gleich im ersten Jahre der Ehe wenige Tage nach ihrer Niederkunft und hinterließ ein bedeutendes Vermögen, das nach dem frühen Tode des Kindes auf

dessen Vater überging. Der Sitte jener Zeit gemäß ließ dieser eine „Nachricht von dem christlichen Leben und seligen Tode seiner Ehefrau" drucken, welche von ihrem beiderseitigen gemüthlichen, stillen und frommen Leben zeugt, und in der er ausführlich und zuversichtlich mittheilt, daß am Abend vor ihrer Beerdigung, während die Leiche unverändert im offenen Sarge von ihm selbst und seinem jüngeren Bruder gesehen wurde, es dreimal kurz nach einander jedesmal dreimal an der Zimmerthüre, an einem Schrank und am Sargdeckel so deutlich klopfte, daß sie beide nebst dem anwesenden Gesinde es hörten; beim zweiten Klopfen sei zwischen den beiden mitten im Zimmer gestandenen Brüdern etwas durchgegangen, nicht dem Gesicht, sondern dem Gefühle nach, und sie „überliefe, ohngeachtet wir ohne Furcht und leere Einbildung waren, auf gleiche Zeit ein Schauer, der uns nicht schreckhaft, sondern vielmehr fröhlich machte. Was nachher weiter geschehen, behalte ich vor mich, weil es mich allein angehet."

Mit einer sich auf das Allergeringste erstreckenden Genauigkeit führte Senckenberg, besonders in jüngern Jahren, Tagebücher, von denen noch große Päcke mit der Ueberschrift: „Beobachtungen zur Erkenntniß meiner selbst und Andrer" vorhanden, leider aber wegen undeutlicher Schrift schwer zu lesen sind. Ueber Alles, was ihm den Tag hindurch im Leben begegnete, scheint er sich etwas niedergeschrieben zu haben; durcheinander finden sich hier Witterungsbeobachtungen, ärztliche Bemerkungen über seine Kranken, besonders wie dieß oder jenes Mittel, dieses oder jenes Verhalten und die Lebensweise auf den Einzelnen gewirkt habe. War er in Gesellschaften mit interessanten Menschen zusammengetroffen, oder hatte ihn ein Fremder besucht, so bemerkte er sich richtig, was er Neues oder Merkwürdiges dabei erfahren, setzte auch manchmal ein Urtheil über die Personen selbst bei. Ein großer Theil dieser Bemerkungen betrifft seine eigene Person, die er freilich, was ihren körperlichen

Zustand anging, mit einer den Hypochondristen eigenen ängstlichen Sorgfalt und Genauigkeit ins Auge faßte; jedes körperliche Unbehagen ist weitläufig beschrieben, wie er sich gefühlt, was er gegessen, wie er verdaut u. dgl., zuweilen sind höchst lächerliche Dinge berührt; auch verschmähte er es keineswegs, die unbedeutendsten Stadtneuigkeiten, welche man ihm erzählte, getreulich niederzuschreiben.

So kleinlich Senckenberg von dieser Seite erscheinen mag, so groß, so herrlich, so achtungswerth steht er da, wenn man in sein wissenschaftliches und gemüthliches Leben blickt. Er war ein Geist von ungemeiner Tiefe, der, für alle Zweige menschlichen Wissens Sinn habend, einige derselben recht tüchtig in sich ausgebildet hatte. Eifrig bestrebt, das Gebiet der Heilkunde nach deren damaligem Standpunkte ganz zu durchforschen, waren doch Naturwissenschaften und Gottesgelährtheit die Lieblingsgegenstände seines Studiums. Schriftliche Arbeiten hat er, kurze Auszüge aus gelesenen Büchern und einzelne aufgezeichnete Bemerkungen abgerechnet, nicht hinterlassen; aber seine trefflichen Sammlungen an Naturkörpern und Büchern zeugen durch musterhafte Anordnung und inneren Gehalt von dem tiefen Sinne des Sammlers; man sieht es ihnen beim ersten Blick an, daß es dem Besitzer nicht darum zu thun war, eine, wenn auch ungeregelte Masse von tausenderlei Dingen sinnlos zusammenzubringen, nur um sie haben und das Staunen der gafflustigen Menge hervorzurufen. Seine Bibliothek ist reich an kostbaren Kupferwerken, wichtigen Abhandlungen, in einzelnen Zweigen vollständig, und man wird inne, der Eigenthümer hat sie benutzt, er schätzte sie nicht bloß nach der Zahl der Bände oder ihrem Geldwerthe. Senckenberg hinterließ gute, meist selbst gearbeitete anatomische Präparate, eine für ihre Zeit vollständig sortirte Mineraliensammlung und eine Sammlung von Versteinerungen, die durch Menge, Pracht und Seltenheit der Stücke sowohl, als durch Reichthum der Gattungen ein wahrer Schatz zu nennen ist. Wüßten wir von ihm nichts

Weiteres, hätte er uns kein anderes Zeichen seines Vorhandenseins hinterlassen, als seine Sammlungen, an ihnen allein wäre zu erkennen, welcher Geist sie zusammenbrachte.

Am liebsten scheint sich Senckenberg mit Chemie beschäftigt zu haben, die freilich auch bei ihm, der Richtung jener Zeit gemäß, eines stark alchymistischen Anstriches nicht ermangelte. Er laborirte viel, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit den bedeutendsten Chemikern und Alchymisten, und oft wurde auch die Kasse des sparsamen Mannes von solchen Herren in Contribution gesetzt; bald fehlte es an Retorten, bald sollte dieses, bald jenes durch den gutmüthigen Freund besorgt werden, weil — es in Frankfurt am besten zu haben sei; aber Erfahrung mochte ihn vorsichtiger und zurückhaltender machen; einem gewissen Stierlein, der früher Jurist war, dann Medizin und als Gehülfe von dem bekannten Dippel insbesondere Alchymie studierte, wollte es selbst durch die kläglichsten Briefe nicht gelingen, den wohlhabenden Senckenberg zu einem Beitrage zu bewegen, um nach Dippel's hinterlassener Vorschrift Gold machen zu können. Selbst auf dessen endliches Anerbieten, ihm die kostbaren Recepte, mit denen unermeßliche Reichthümer erworben werden könnten, für zwölf Louisdor zu verhandeln, scheint Senckenberg nicht eingegangen zu sein. Dieser interessirte sich ferner stark für die Medicina magica. Weitläufige Mittheilungen von Geistererscheinungen, Traumgeschichten, Teufelsbeschwörungen, Wunderkuren finden sich in seinem Nachlasse vor, mit genauer Bezeichnung, von wem und wann sie mitgetheilt wurden; theils sind sie aus verschiedenen von ihm gelesenen Schriften ausgezogen, meist aber unmittelbare Mittheilungen von auswärtigen Correspondenten, welche oft naiv hinzusetzen, die Sache sei keinem Zweifel unterworfen, denn dieser oder jener ihm wohlbekannte Mann habe es selbst erfahren. Wie Senckenberg selbst hierüber dachte, ob er gläubig dieses Alles für Wahrheiten aufnahm und darum sich so genaue und

weise Notizen über diesen Gegenstand sammelte, oder ob es ihn bloß vorzugsweise als eine besondere Geistesrichtung in psychologischer Hinsicht interessirte, ist nicht deutlich erkennbar; das Letztere aber ist wegen seiner Liebe zur Naturforschung das Wahrscheinlichere.

Von theologischen Büchern fand sich nach seinem Tode eine große Zahl in seiner Bibliothek; auch scheint er einer mit der Herrnhuter Brüdergemeinde verwandten Sekte, die hauptsächlich in Büdingen ihren Sitz hatte, nicht fern gestanden zu haben. Deßgleichen unterhielt er mit dem bereits erwähnten Dippel eine sehr genaue Verbindung, unterstützte ihn vielfach und beabsichtigte sogar nach dessen Tode eine Gesammtausgabe seiner Schriften nebst Biographie des Verfassers, welcher Plan jedoch nicht zur Ausführung gelangte. Senckenberg war übrigens kein Frömmler; er war ächt fromm; die Religion hatte sein ganzes Wesen durchdrungen, sein Herz geläutert, ihm die wahre Liebe eingeflößt, die der Bestimmungsgrund seiner ganzen menschenfreundlichen Handlungsweise wurde. Wie sorgsam er bei sich über seinen sittlichen Zustand nachdachte, wie eifrig er um seine eigene Veredelung bemüht war, geht aus seinen Tagebüchern hervor. „Das gegen 200 eng geschriebene Bogen starke und mit einem alphabetischen Inhaltsverzeichniß, so ordnungsliebend war er, versehene Tagebuch vom Jahr 1733 versetzte mich (berichtet Mappes in seiner biographischen Schilderung Senckenberg's) manchmal in Rührung, wenn ich las, wie streng dieser Mann sein Thun und Denken vor dem Richterstuhl seines Gewissens prüfte, wie er sich Vorwürfe machte, wenn er glaubte seine Pflichten nicht erfüllt zu haben, wenn er hart war gegen Nebenmenschen, wie er in Gebeten zu Gott klagt über sein Wanken im Glauben, über seinen Mangel an guten Werken." Durch vier Seiten hindurch gehen die Betrachtungen, mit denen der damals erst sechsundzwanzigjährige junge Mann einsam auf seiner Stube wachend das Jahr 1733 schließt und das neue beginnt; theils in lateinischer, theils deutscher Sprache, dem Stile der

damaligen Zeit gemäß. Es heißt da unter anderm: „Ich sehe, daß die Sünde weniger in mir wird, und ich durch Gottes Geist ernstlicher werde, dem Guten nachzujagen, und daß zu Ende dieses Jahres sonderlich daher Hoffnung habe, erlöst zu werden aus allen Sünden und Uebel, so mich drücken, und mit Gott vereinigt und also hier schon selig zu werden."

Senckenberg hatte im Jahre 1737 seine ärztliche Wirksamkeit in Frankfurt begonnen, 1744 ward er Physikus extraordinarius, 1751 Landphysikus, 1755 Stadtphysikus und 1757 Hessen-Kassel'scher Hofrath und Leibarzt. Ueberhaupt erstreckte sich seine Praxis nicht bloß auf Frankfurt, er wurde auch von andern Orten her in wichtigen Krankheitsfällen vielfach befragt. Daneben stand er mit vielen auswärtigen Gelehrten, insbesondere mit den Lehrern der Universität Gießen in lebhaftem Verkehr. Bemerkenswerth ist die Aeußerung seines berühmten Zeitgenossen Albrecht v. Haller in dessen „Iter helveticum", es sei ihm eine wichtige Angelegenheit gewesen, seinen hochgeschätzten Freund Senckenberg zu besuchen. In der innigsten Verbindung endlich lebte dieser mit seinen beiden Brüdern.

Und so sind wir denn schließlich zur Darstellung dessen gelangt, wodurch Senckenberg's Andenken in Frankfurt für alle Zeiten gesichert bleiben wird, und sein Name zugleich weithin durch Deutschland nicht bloß, sondern durch die ganze gebildete Welt getragen worden ist — seine Stiftung.

Senckenberg hatte ein ansehnliches Vermögen, aber keine Kinder. Er beschloß deßhalb, nachdem er sich zuvor bei seinem Bruder, dem Reichshofrath v. Senckenberg, Raths erholt und zugleich dessen brüderliche Zustimmung erhalten hatte, all' sein Besitzthum dem Gemeinwohl zu widmen. Am 18. August 1763 errichtete er seine „wohlbedächtliche Willensverordnung und unwiderrufliche Stiftung." Mehr als 100,000 Gulden baares Geld, ohne die Gebäulichkeiten und die übrigen bereits oben gewürdigten Samm-

lungen, vermachte er darin seinem einzigen Erben, dem Gemeinwesen der Stadt Frankfurt; zwei Drittheile von dieser Summe sollten zur Errichtung einer der Natur- und Heilkunde gewidmeten Anstalt bestimmt sein, das übrige Drittel zur Unterstützung armer Kranken dienen, und wenn das Vermögen wachse, „insbesondere der Aerzte Witwen und Waisen, so wie alte, schwache und bedürftige medici nicht außer Acht gelassen", selbst talentvollen Jünglingen zum Studium der Medicin Unterstützung gereicht werden.

Unverzüglich schritt er zur Ausführung seines Vorhabens, und schon zwei Jahre darauf, am 16. December 1765, errichtete er einen Nachtrag zu seinem Testamente, in welchem er seinen Plan noch mehr entwickelte und genauere Anordnungen traf; aber vor Allem arbeitete er, nachdem er den großen noch jetzt seiner Stiftung gehörigen Bezirk erkauft hatte, an Errichtung der wissenschaftlichen Anstalt und der Verbesserung des Medicinalwesens. Als sich Einige wunderten, daß er nicht zuerst das Nothwendigste und Nützlichste, die Errichtung eines Krankenhauses vornehme, antwortete er in weiser Vorsicht: „Wenn der Tod mich überraschen sollte, ehe mein Werk ganz vollendet ist, so wird das Krankenhaus nicht dabei leiden, aber desto eher möchte man vergessen, daß ich der Wissenschaft hier einen Tempel gründen wollte." (Senckenberg hatte sich in der Erwartung, daß sein Beispiel der Mildthätigkeit noch größere Nachahmung finden werde, als seine Fürsorge für Pflege der ärztlichen Wissenschaften, nicht getäuscht. Von seinem Tode an bis zum 30. Juni 1859 betrug die Summe der sämmtlichen Geschenke für das Senckenbergische Hospital 567711 Gulden 20 Kreuzer, während für das Senckenbergische medicinische Institut bloß 65161 Gulden 8 Kreuzer gespendet wurden.)

Als der botanische Garten, der Bibliotheksaal, die Anatomie und das chemische Laboratorium der Vollendung nahe waren, begann Senckenberg auch den Bau des Krankenhauses; doch noch nicht

weit war dieser vorgeschritten, als der zwar 65jährige, aber noch lebenskräftige Greis am Abend des 15. November 1772 über das Gebälke des zu errichtenden Gebäudes hinschreitend und die Arbeit betrachtend das Unglück hatte, auf ein locker liegendes Brett zu treten. Indem dieses aufkippte, stürzte er von einer beträchtlichen Höhe herab und starb unter fürchterlichen Schmerzen schon nach wenigen Stunden, ohne vorher im Stande gewesen zu sein, den von ihm ernannten Administratoren der Stiftung seine noch etwaigen Wünsche mitzutheilen.

Senckenberg's Leichnam war der erste, welcher in dem schönen, von ihm erbauten anatomischen Theater secirt wurde. Als sollte es nicht an seltsamen Erscheinungen und Anzeichen bei dem Tode desjenigen fehlen, welchem die Mystik in der Natur so viel galt, erzählte man sich, sein Diamant, den er statt des Knöpfchens im Kragen des Hemdes trug, sei am Morgen seines Todestages aus der Einfassung ihm an die Füße gefallen, und sein gewöhnliches großes Trinkglas habe man am Abend auf dem Tische in zwei Theile zersprungen gefunden.

Schon im Jahr 1767 hatte Senckenberg vom Frankfurter Rath die besondere Erlaubniß erhalten, sich in seinem an dem Stiftshause gelegenen Garten beerdigen zu lassen. Die von ihm selbst verfertigte Grabschrift lautet:

D. O. M. S.
Conditum hoc in sepulcro
terrenum corpus
Joannis Christiani Senckenberg,
Dei miseranti benignitate,
Dum hic viveret,
boni civis,
Medici fidelis,
cui terra exilii locus,
coelum patria,
quam repetiit laetus,
cum placide moriendo libertatem
assequeretur
Anno MDCCLXXII. Die XV. Novembr.
Natus MDCCVII. d. XXVIII. Februarii.

(In diesem Grabe liegt verwahret der irdische Leib des Johann Christian Senckenberg, der in seinem Leben durch Gottes erbarmende Güte ein redlicher Bürger und treuer Arzt gewesen, der die Erde für den Ort der Verweisung, den Himmel aber für sein Vaterland gehalten, dahin er mit Freuden zurückgekehrt ist, als der Tod ihm die Freiheit verschaffte.)

Der Titel seines auf der Frankfurter Stadtbibliothek befindlichen Stiftungsbriefes lautet so: „Joh. Christian Senckenberg, medicinae Doctoris et Physici ordinarii zu Frankfurt a. M. Stiftungsbriefe zum Besten der Arzneykunst und Armenpflege; sammt Nachricht wegen eines zu unternehmenden Bürger und Beysassen Hospitals zum Behufe der Stadt Frankfurt. Nebst Vorbericht Renat Leopold Christian Carl Freiherr von Senckenberg, mit Beiträgen und zween Kupfer Tabellen. Folgt das Senckenbergische Wappen mit dem Motto:

Ehrlich von Geblüt,
Aufrichtig von Gemüth,
Und von Herzen treu,
Das ist mein Liberey.

(Gedruckt mit Brönner'schen Schriften. 1770. gr. Fol. S. 76.)

Johann Erasmus Senckenberg.

Ueber Johann Erasmus Senckenberg, den jüngsten der drei Brüder, haben wir hier nur wenig zu sagen. Die Akten über ihn, wenn solche überhaupt noch vorhanden sind, werden wohl früher oder später einer historischen Sichtung unterworfen werden. Dann wird es sich herausstellen, ob die Urtheile über ihn ganz der Wahrheit gemäß, oder zu streng sind. Er war geboren zu Frankfurt am 30. April 1717, studirte gleich seinem ältesten Bruder die Rechtswissenschaft und kam bereits am 5. September 1746 — also noch vor dem vollendeten dreißigsten Lebensjahre — in den Rath. Im

Jahr 1761 wurde er (wie Kirchner berichtet: „eines bereits 1749 begangenen Falsi wegen“) suspendirt; 1769 führte man ihn zu enger Verwahrung auf die Hauptwache, wo er am 21. Juni 1795 starb. Kirchner sagt über ihn: „Seiner Schriften sind viele; ihr Gepräge, das der Einseitigkeit, verräth den Rabulisten. Sein Gedächtniß zwar umfaßte die halbe Vergangenheit; sein Scharfsinn durchblickte das feinste Gewebe diplomatischer Schlauheit; in beißender Ironie war ihm keiner gleich; aber sein Herz war schlecht; in den Händen des Ruchlosen ist die Wissenschaft ein zweischneidiges Schwert.“ J. C. v. Fichard, der bekanntlich die Kirchner'sche Geschichte der Stadt Frankfurt einer sehr strengen Kritik unterzogen hat, stimmt in diesem Punkte mit Kirchner überein.

Als Merkwürdigkeit ist zu erwähnen, daß Johann Erasmus Senckenberg, obschon er sein Leben als Staatsgefangener hinbringen mußte, doch eine lange Reihe von Jahren hindurch bis zu seinem Tode im Frankfurter Staatskalender als ältestes Mitglied der zweiten Rathsbank aufgeführt wurde.

Johann Christian Gerning.

Johann Christian Gerning, geboren zu Frankfurt a. M. den 8. December 1745 und der Sohn des Handelsmanns Peter Florenz Gerning, ist merkwürdig wegen seiner Sammlungen. Schon als neunjähriger Knabe fing er Schmetterlinge im Frankfurter Walde, später im männlichen Alter sandte er Reisende aus, um Exemplare fremdländischer Gattungen dieser Thiere zu kaufen oder einzutauschen. In Frankreich, Holland und England, in Ost- und Westindien hielt er dahin abzweckende Verbindungen. Er sammelte 48 Jahre lang, bis er zuletzt 50—60,000 Stück besaß und seinen Zweck, die größte und vollständigste Schmetterlingssammlung zu besitzen, erreicht hatte, was natürlich nur durch Aufwendung namhafter Summen — Kirchner spricht von mehr als 50000 Gulden — möglich gewesen war. Außerdem besaß Gerning noch eine reichhaltige Sammlung von andern Naturalien, insbesondere von Insekten, deßgleichen eine beträchtliche Anzahl der schönsten Kupferstiche und Handzeichnungen, eine bedeutende Sammlung Frankfurter Münzen und viele andere Frankfurter Merkwürdigkeiten. Die Zugänglichkeit und Bereitwilligkeit, mit der Gerning Besuchenden, besonders aber Kennern und Sammlern, seine reichen Schätze zeigte, wird mit Recht sehr gerühmt. Hirsching sagt in seinen Nachrichten von sehenswürdigen Sammlungen (Erlangen, 1789): „Herr Gerning genießt zwar jetzt in seinem 43. Jahre einer vollkommenen Gesundheit; jedoch, sollte ihn ein unvermutheter Zufall frühzeitig sterben lassen: so würde sich seine Gattin erwähnte Natur- und Kunstsammlungen vielleicht,

wie zu befürchten, sobald als möglich vom Halse schaffen; es sei denn, daß sein einziger Sohn, ein hoffnungsvoller braver Jüngling von 21 Jahren, der seit einigen Jahren Kupferstiche alter berühmter Meister sammelt, Mittel dagegen vorzukehren wüßte. Möchte er sich doch auch in dem reizenden Felde der Entomologie einige Kenntnisse verschaffen, damit er bei dem vielleicht unvermuthet erfolgenden Tode seines würdigen Herrn Vaters diese herrliche Insektensammlung, die größte in ganz Deutschland, zuverlässig auch in Europa, wo nicht vermehren, doch wenigstens erhalten und dazu aufheben könnte, bis sie etwan ein Monarch der künftigen Zerstreuung entreißt."

Dieser Wunsch ging in Erfüllung; der Sohn trat wirklich in die Fußstapfen seines Vaters, der Sinn für das Sammeln war ihm als schönes Erbe zu Theil geworden.

Johann Isaak,
Freiherr von Gerning.

Johann Isaak Gerning, der einzige Sohn des Vorstehenden, wurde zu Frankfurt a. M. den 14. November 1767 geboren. Pathenstelle vertrat bei ihm sein Großvater von mütterlicher Seite, der damalige Schöff und nachherige Stadtschultheiß Moors (dessen Sohn Wilhelm Karl Ludwig Moors, ein Jugendfreund Göthe's, mit diesem an gleichem Tage, dem 28. August 1749 geboren war und im Jahre 1806 ebenfalls als Stadtschultheiß starb). Nachdem er seine Vorbereitung auf dem Gymnasium der Vaterstadt vollendet hatte, studirte er in Jena hauptsächlich Geschichte und Staatswissenschaften. Er verstand sieben Sprachen; auch hatten die Sammlungen

seines Vaters in ihm schon früh den regen Sinn für Natur und Kunst erweckt. Entscheidend für den Gang seines Lebens und seiner Bildung wurde das Jahr 1790. Es waren nämlich damals bei der Kaiserwahl und Krönung Leopolds II. der König und die Königin von Neapel in Frankfurt anwesend und wohnten im Gerning'schen Hause. Der lebhaft aufstrebende, schon mannigfach gebildete Jüngling gewann die Zuneigung des Monarchen und seiner geistreichen Gemahlin; sie luden ihn nach Neapel ein, wohin er den Weg, von Göthe dazu veranlaßt, dem er enthusiastisch anhing und dessen Freundschaft er erworben hatte, über Weimar nahm, nachdem er schon vorher die Schweiz, Holland, England und Frankreich durchwandert hatte. Während seines Aufenthalts in Italien erwarb er sich eine vertraute Bekanntschaft mit den klassischen Werken der bildenden Kunst, so wie er in Neapel bald das volle Vertrauen des Königs und der Königin gewann. Er trat förmlich in neapolitanischen Staatsdienst und erwarb sich durch umsichtige Thätigkeit mehrfaches Verdienst. Daher sandte man ihn auch 1798 als Vertreter Neapels auf den Congreß zu Rastadt. Bald jedoch empfand Gerning einen Widerwillen an der staatsmännischen und diplomatischen Thätigkeit; er zog sich ganz in die Stille des Privatlebens zurück und beschäftigte sich einzig mit Kunst und Wissenschaft. Nicht lange so folgte er einer Einladung an den Musenhof zu Weimar und verbrachte daselbst bis zum Jahre 1802 jedesmal die Wintermonate. Dort schrieb er auf Göthe's und Herder's Veranlassung seine „Reise durch Oestreich und Italien" (3 Bde., Frankfurt a. M. 1803), ein Werk, das von seiner vielseitigen Bildung und richtigen Beurtheilung der Verhältnisse zeugte. Sein treffliches „Säculargedicht" war bereits 1800 erschienen. Nach seines Vaters Tode wohnte er meist in Frankfurt; theilweise aber auch in Homburg oder in Kronberg am Taunus. Im Jahre 1804 ernannte ihn der Landgraf von Hessen-Homburg, der ihn seines besonderen Vertrauens würdigte, zu seinem

Geheimen Rath und 1809 ertheilte ihm der Großherzog von Hessen dieselbe Würde, worauf er ihn auch 1818 in den Freiherrnstand erhob. Schon früher hatte er vom Kaiser das Reichsadelsdiplom erhalten. Im Jahre 1816 ernannte ihn der Landgraf von Hessen-Homburg zu seinem Bundestagsgesandten und beauftragte ihn zwei Jahre später mit einer Gesandtschaft an den englischen Hof. Doch entfremdeten diese abermaligen diplomatischen Beschäftigungen ihn nicht der Kunst und Wissenschaft. Außer einzelnen trefflichen Gedichten in Zeitschriften erschienen von ihm: „Die Heilquellen am Taunus“ (Leipzig 1813 und 1814 mit Kupfern), ein Gedicht, das in der didaktisch-lyrisch-malerischen Gattung neben Neubeck's Gesundbrunnen eine der ersten Stellen einnimmt und sich eben sowohl durch die Fülle der Gedanken und den Reiz der Darstellung, als durch technische Vollendung auszeichnet. Ferner: Ovids erotische Gedichte (1815), deren Verdienst von mehreren kritischen Blättern anerkannt wurde; dann „die Rheingegenden“ (London 1821), ein Prachtwerk mit kolorirten Kupfern nach Zeichnungen von Schütz, durch John Blake ins Englische übersetzt; „die Lahn- und Maingegenden“ (Wiesbaden 1821). Beide Werke enthalten nicht nur eine getreue Schilderung der herrlichsten Gegenden des deutschen Vaterlandes, sondern auch einen reichen Schatz gründlicher historischer Forschungen aus den Quellen. Manche seiner Poesien sind ungeachtet ihres Werthes nicht im Druck erschienen, so z. B. seine Uebersetzung der Horazischen Oden. Außerdem ist noch von ihm herausgegeben worden: Frankfurts Erhaltung und Rettung. Frankfurt 1795. — Siegeshymne, Ebd. 1796. — Kantate zur Vermählungsfeier des Kronprinzen beider Sicilien und der Erzherzogin Klementine von Oesterreich. Offenbach 1797. — Skizze von Frankfurt. Frankf. 1800. — Auch lieferte er viele Beiträge zu Archenholz Minerva, dem Genius der Zeit, zur Zeitung für die elegante Welt, zum Neuem deutschen Merkur, dem Göttinger Musenalmanach, Böttiger's Griechischen Vasengemälden u. s. w.

Zur thätigen Förderung jedes schönen und guten Werks war v. Gerning stets bereit. Auch waren seine reichen Sammlungen von Gemälden, Handzeichnungen, Kupferstichen, Majolikas, Antiken aller Art und hauptsächlich griechischer Münzen jedem Gebildeten zugänglich. Seiner Vaterstadt, zu deren staatlichen Wiederherstellung er möglichst beitrug, war er ein getreuer Bürger, seinen Freunden ein erprobter Freund, und in einem vielfach thätigen Leben, in mancherlei oft verschlungenen Verhältnissen bewährte sich stets sein richtiger Blick, seine Welterfahrung, sein rechtlicher Sinn und sein theilnehmendes Gemüth.

v. Gerning blieb unverheirathet. Frau Belli-Gontard erzählt (Leben in Frankfurt, XI. 81): Dem am 12. April 1807 erfolgten Aufgebote mit einer Witwe Soldan sei keine Copulation gefolgt; als die Verlobten im Begriffe gewesen waren in die Kirche zur Trauung sich zu begeben, sei in beiden Reue über ihr Vorhaben entstanden, worauf sie sich denn in aller Freundschaft wieder getrennt hätten.

Familie Passavant.

Zufolge der allgemein verbreiteten Tradition bei den Nachkommen des aus Hochburgund nach Basel ausgewanderten Ahnherrn dieser geachteten Familie: Nicolaus, stammte derselbe aus der Familie der Seigneurs de Passavant in der Franche Comté. Indessen weiß man nur zuverlässig, daß Nicoles de Passavant im Juni 1559 zu Luxeuil geboren wurde; daß ihn sein Vater, als er 13 Jahr alt war, nach Thann im Elsaß gesendet, um die deutsche Sprache zu lernen; daß er Frankreich und die Niederlande bereist

und 32 Jahr alt im Jahr 1591 sich mit Nicole de Marteleur verehelichte. In dem vierten Jahre seiner Ehe, im Herbste 1594, verließ er mit seiner Frau und seinem Söhnchen Claudius die Heimath wegen der zunehmenden Kriegsunruhen und begab sich nach Basel. (Um sich, wie Herr v. Passavant-Passenburg berichtet, den Basler Republikanern, welche keine Adelsgeschlechter unter sich dulden, angenehmer zu machen, verzichtete er auf das Epitheton de.) Nachdem er und seine Frau zur reformirten Kirche übergetreten waren, erhielt er am 8. März 1596 das Bürgerrecht in jener Stadt und lebte als Handelsmann bei wechselndem Glück, zuletzt jedoch in großem Ansehen.

Sein Enkel Rudolph Emanuel wurde zu Straßburg (wo sein Vater Claudius eine Zeitlang lebte) am 21. Oktober 1641 geboren. Um das 25. Jahr seines Alters kam er nach Frankfurt und ehelichte 1667 Jeanne de Bassompierre. Es scheint, daß ihre Eltern diese Verbindung anfänglich nicht zugeben wollten, wie sich dieses aus dem sorgfältig aufbewahrten und noch vorhandenen Brief von ihm an seine Braut zu ergeben scheint. Er lautet wie folgt:

Edle und tugendsamste herzallerliebste Jungfer Baß.

Daß die Freiheit die Feder in die Hand zu nehmen mich getraue, ist O! allerliebste Jungfer allein hiemit zu bezeigen mit was für einem traurigen Gemüth und Herze ich dieser Tagen von ihr abgeschieden, indeme ich Sie meine Allerschönste von Angesicht zu verlassen gezwungen worden. — Aber ach! obzwar äußerlich derselbig beraubt, so bleiben dennoch meine innerlichen Herzensgedanken stets bei Ihr, denn Sie allein O! tugendsamste Jungfer ist die mein Herz eingenommen, Sie allein ist die dasselbige beherrscht und soll auch nimmermehr daraus abgezogen werden, denn ich ohne Sie, meine Allerliebste nicht eine Minute, ja keinen Augenblick vergehen lassen, noch zubringen kann, daß nicht derselbig jederzeit gedenke. Derohalben O! Allerliebste Jungfer, komme ich nochmalen mit diesem zwar geringen um mehrers

zu bezeigen meine gegen Ihr so große Liebe und unauflößliche Affektion, die sonder allem Zweifel von dem höchsten Gott mir eingegeben worden, mit tröstlicher Hoffnung und demüthiger Bitte, es wolle dieselbige mich in Ihrem Herzen ebenmäßig beharrlichen einschließen und gleicher Affection continuirlich einverleiben bis uns der Allerhöchste und große Gott die Gnade gönnen und verleihen wird, daß wir beide durch Willkür der geliebten Eltern und Freunde zusammen die Zeit unsers Lebens in Liebe und Freundlichkeit enden und zubringen möchten. — Und weilen diese Stunde nach Ortenberg verreise, so schließe mit diesem und bitte den allmächtigen Gott, deme mein Herz und Gedenken bekannt sein, daß doch dies mein desiderirend Wunsch ehestens könne und möchte vollzogen werden, in welchen Schutz und gnädiges Befehlen ich Sie meine liebe Seele nebst tausend freundlicher Begrüßung mit ewiger Vergewisserung versichere daß ich bis in Tod, ja Ewigkeit sein und verbleiben werde

Meiner herzallerliebsten Jungfer Baß

Ganz gehorsamster und allergetreuster Diener

R. E. Passavant.

Aus dieser Ehe stammt die ältere Linie der Frankfurter Familie Passavant, aus der zweiten Ehe mit Agata Schombardt die jüngere, jetzt zahlreichere, die dritte Ehe mit Anna Margaretha Jordis war kinderlos. Anfangs wollte sich Rudolph Emanuel mit seiner jungen Frau in Hanau niederlassen, er entschied sich jedoch bald für Frankfurt, wo er als Handelsherr nach einem sehr thätigen Leben und Zurücklassung einer zahlreichen Familie (4 Söhne, 4 Töchter und 30 Enkel) in gutem Wohlstande am 7. December 1718 gestorben ist. Das Familiengrabmal auf dem Petrikirchhofe hat er noch bei seinen Lebzeiten im Jahr 1696 in grauem Marmor errichten lassen. Es ist in neuerer Zeit auf Veranlassung seines Ur-Urenkels Philipp Passavant restaurirt worden und also eins der am besten erhaltenen. Die Inschrift lautet:

Wo ist Jemand der da
Lebet und den Tod nicht sehe
Psalm 89, v. 19
Darumb bedenke o Mensch
Deine Sterblichkeith
Und wise
Das die Sterbens Kunst ist die beste Kunst
Die wurd gelehret von dem besten Lehrer
Welcher Gott selbsten ist
Der lehret in seiner heyligen Schule
Wie man soll seine Tage zählen
Auff das man klug werde
Und durch Erinnerung des Todes
Jesu seines Erlösers
Des Todes Bitterkeit vertreibe
Und endlich im Herrn selig scheide
Aus diesem Jammerthal
Nachdehme mann den guten Kampff
Gekämpffet den Lauff vollendet
Und den Glauben gehalten
Solches wünschet und in Errinnerung seiner
Und der Seinigen Sterblichkeit hat dieses
Grabmahl anno MDCXCVI
zurichten lassen
Rudolff Emanuel Passavant
Burger in Frankfurth.

Sein Urenkel Jakob Ludwig ist der aus Göthe's Schriften wohlbekannte, vgl. Göthe's Werke XXII. 353—368, wo sie die Schweizerreise zusammen machen und S. 409. Er hatte Theologie studirt, mit Lavater war er sehr befreundet; auf dem Thurm des Straßburger Münster steht sein Name mit denen von Herder, Göthe,

u. A., welche sie zum Gedächtniß ihres gemeinschaftlichen Besuches auf eine Tafel hatten einhauen lassen. Zuerst war er Pfarrer in Detmold, dann in seiner Vaterstadt, und in beiden Städten ist sein liebevolles Wirken noch in lebhaftem Andenken. Er starb 1827. Ein Sohn von ihm Karl Wilhelm, ebenfalls hervorragend, war Pfarrer in Bremen.

Ein Ur-Urenkel von Rudolph Emanuel und Neffe des Jakob Ludwig war

Johann Karl Passavant.

Dieser ebenso durch seinen liebenswürdigen und edlen Sinn und Charakter, wie durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichnete Arzt war geboren am 22. April 1790 und der Sohn trefflicher, sehr gebildeter Eltern. Seine Mutter, eine de Bary, zeichnete sich durch einen edlen Sinn und eine besondere Anmuth in ihrem ganzen Wesen aus. Er verlor sie schon im Jahr 1805, ihre Heiterkeit jedoch war auf ihn übergegangen. Dieser Heiterkeit ungeachtet war aber Passavant schon als Knabe einer höheren Richtung zugewandt. Als solcher sann er bereits viel über die heiligsten Angelegenheiten des Menschen nach. Besonders gern überließ er sich solchen Betrachtungen in der Einsamkeit des Waldes, namentlich an einer von hohen Bäumen beschatteten Quelle, dem sogenannten Kaiserbrunnen, wo er öfters auf seinen Spaziergängen der Ruhe pflegte. Hier betete er mit Inbrunst zu Gott, daß er ihn in seinem Dienste etwas Tüchtiges auf Erden möge leisten lassen und bereitete und stärkte sich also zu einer würdigen Lebensthätigkeit. Ein Tagebuch, welches er als siebenzehnjähriger Jüngling begann und bis an das Ende seines Lebens fortführte und worin er Alles verzeichnete, was ihm innerlich oder äußerlich Merkwürdiges begegnete, eröffnete er mit den Worten: „Heiligkeit ist der Endzweck des Menschen. Selbstkenntniß ist nur das Mittel, diesem großen Ziele sich zu nahen. In dieser Absicht

beginne ich dies Tagebuch. Möge nie Selbsttäuschung, aus welcher Quelle sie auch entspringe, hier etwas von mir sagen, was nicht ist. Rein sei stets mein Blick auf mein Inneres und auf die Gottheit gerichtet, wenn ich mich oder etwas, das auf mich Bezug hat, schildere."

Als Passavant diese Worte schrieb, aus welchen deutlich genug erhellet, daß sein Leben gleich anfänglich die religiöse Weihe hatte und daß er seinen Wandel zu einem ununterbrochenen Gottesdienste zu gestalten beabsichtigte, befand er sich bereits auf der Universität zu Heidelberg, wo er sich nächst dem Studium der allgemeineren wissenschaftlichen Fächer hauptsächlich dem der Medicin widmete und die Vorlesungen von Ackermann, Kastner, Creuzer, Daub, Schelver, Görres u. A. besuchte. Von da begab er sich 1808 nach Tübingen, wo ihn ganz vorzüglich die Lehrvorträge und Anweisungen Kielmeyers, Autenrieth's und des älteren Gmelin anzogen. Im Jahre 1810 erlangte er daselbst auf Grund eines glänzenden Examens die medicinische Doctorwürde. Er unternahm sodann verschiedene Reisen, zunächst nach Wien, wo er noch die Bekanntschaft des alten Peter Frank machte, täglich von früh 6 Uhr an das große Hospital besuchte und unter Leitung der berühmten Augenärzte Beer und Jäger auf's Fleißigste der Augenheilkunde sich widmete. Später traf er hier auch mit Veith zusammen, der nachmals zum geistlichen Stande übertrat und durch seine Kanzelberedtsamkeit einen großen Ruf erlangte. In London, wohin sich Passavant nun wandte, kam er mit dem Dr. Green, so wie mit dem Phrenologen Spurzheim in Verbindung; nach der Heimkehr ins Vaterland fühlte er sich in Landshut durch die Ansichten des Dr. Röschlaub über die Entstehung der Krankheiten mächtig angeregt.

Nachdem er hierauf noch eine Reise nach Italien unternommen, wurde er im Jahre 1816 für die ärztliche Praxis in seiner Vaterstadt unter Andern vom Professor Dr. Neef examinirt und erwarb sich hier-

bei die Achtung und Liebe dieses Mannes in solchem Grade, daß derselbe ihm von da an beständig als innigster Freund zur Seite stand. Passavant widmete sich aber auch seinem Berufe mit der vollsten Hingebung und mit ausgezeichnetem Glück. Sehr bezeichnend für die Gesinnung, mit welcher er in denselben eintrat, sind die Worte, welche er kurz vorher in sein Tagebuch eingeschrieben hatte: „Hier wird sich nun mein Schicksal entwickeln. Wache, bete, arbeite! Der da Oben wird und muß das Andere thun. Ein theoretischer und praktischer Hauptsatz muß mich in Allem leiten: Der Glaube an die Nähe und die Vorsehung Gottes und — das Wandeln vor Gott. So kann es denn doch nicht übel gehen." Hiermit in Uebereinstimmung, faßte er auch das Erforderniß einer würdigen Haltung im Leben in den zwei, nicht selten von ihm wiederholten Worten zusammen: „Demuth und — Zuversicht!" Er scheute keine Anstrengung und kein Opfer für diejenigen, welche seine Hilfe in Anspruch nahmen, und war ihnen nicht bloß Arzt, sondern auch Freund, Berather, Wohlthäter. Selbst durch das schlechteste Wetter ließ er sich nicht abhalten, seinen Kranken auf den Dörfern um Frankfurt Arzneien, Kleider und was sonst ihre Nothdurft erfordern mochte, zu überbringen. Nicht selten wurde auch seine in weite Ferne hin kund gewordene Herzensgüte auf sehr eigenthümliche Art in Anspruch genommen, wie denn z. B. eines Tages Bauern aus der Rheinpfalz auf einer Tragbahre eine schwer kranke, ganz mit Geschwüren überdeckte Frau vor seinem Hause unter den Worten absetzten, sie hätten gehört, er sei ein guter Mann, er solle nun der Frau helfen; worauf er dann für dieselbe ein Zimmer in der Nachbarschaft miethete, auch in anderer Beziehung für ihre Pflege sorgte und ihre Gesundheit auch wirklich wiederherstellte. In dem, bald nach seiner Aufnahme unter die Zahl der Frankfurter Aerzte, eröffneten Versorgungshause für alte gebrechliche Leute wirkte er beinahe ein halbes Jahrhundert ununterbrochen als Arzt, und als die Cholera in seiner Vaterstadt zu erwarten war,

begründete er selbst mit einigen Freunden, namentlich mit Jean Andreä, eine Suppenanstalt für die ärmere Klasse der Bevölkerung. Am Krankenbette zeichnete er sich durch ungemeine Ruhe und Würde, große Umsicht in der Würdigung aller Umstände und eine seltene Zartheit in der psychischen Behandlung aus. In dem bereits erwähnten Versorgungshause befanden sich in einem Zimmer 5 oder 6 alte, kränkliche und sehr verdrießliche Frauen, welche die Geduld der Wärterin auf schwere Probe setzten, so daß diesem Zimmer der Name: „Zimmer des Zornes" gegeben wurde. Passavant aber sagte: „O nein, so nennen wir es nicht; wir nennen es: das Zimmer der Geduld." Das wirkte; die Frauen suchten dem Namen Ehre zu machen, wurden ruhig und empfanden bald den wohlthätigen Einfluß dieses ruhigeren Verhaltens auf ihren eigenen körperlichen Zustand. Ueberall, bei Armen und Reichen, bei Vornehmen und Geringen war er Arzt nicht nur für leibliche, sondern auch für Seelenleiden, und bei aller Ueberlegenheit seines Geistes mit solcher Milde, mit solchem Eingehen in die individuellen Verhältnisse eines Jeden, daß er sich bei Allen das höchste Zutrauen erwarb und nach seinem Dahinscheiden Mehrere sich gar nicht dazu entschließen wollten, wieder einen Arzt anzunehmen.

Passavant besaß einen so weit reichenden und so tief eindringenden Geistesblick, daß er dasjenige, was auf dem Gebiete der Medicin Neues auftauchte, wenn es ihm auch noch so paradox entgegentreten mochte, gleichwohl nicht auf den Grund bloßer Schulmeinungen hin unbeachtet und ungeprüft auf die Seite warf. In Folge seines Verkehrs mit Dr. Malfatti, den er in Wien kennen gelernt hatte, so wie mit dem Philosophen Schelling, welchem er in München näher getreten war, und mit dessen Bruder, der als Arzt in Stuttgart lebte, wendete er dem Magnetismus ein eifriges und anhaltendes Studium zu, wovon er später die Resultate in ein weiter unten erwähntes Werk zusammenfaßte. Ebenso ließ er sich nicht,

wie so mancher andere, sonst schätzenswerthe Arzt dazu hinreißen, die Homöopathie ohne Weiteres für Unsinn zu erklären. Wenn er sich auch mit ihrem Hauptsatze: Similia similibus curantur (Aehnliches wird durch Aehnliches geheilt) nicht zu befreunden wußte, und noch manches Andere an ihr auszusetzen fand, so erkannte er doch freudig die Vortheile an, welche sie z. B. durch Anbahnung eines genaueren Studium's specifischer Heilmittel und durch sorgfältige Beobachtung der Wirkung kleiner Dosen gewähre. Nur selten, sagt Dr. Mettenheimer in einem Vortrage über Passavant als Arzt (Frankfurter Museum, Jahrg. 1857, S. 296), „nur selten und nie in bedeutenden Fällen und stets nur mit dem größten Ernst und mit der äußersten Vorsicht, die seiner Gewissenhaftigkeit und seiner Besonnenheit gleich viel Ehre machte, unternahm er magnetische Curen." Ueberhaupt, so reichhaltig und vielfältig der Schatz von Heilmitteln war, der ihm zu Gebote stand, ebenso so sparsam erwies er sich in deren Anwendung, und enthielt sich durchaus jener ärztlichen Vielgeschäftigkeit, so wie alles rohen Eingreifens, wodurch oft mehr geschadet als genützt wird, und war also auch hierin den glücklichen Fortschritten der neueren Zeit vorangeeilt. Er operirte im Allgemeinen mit verhältnißmäßig sehr kleinen Gaben von Arzneimitteln und empfahl wie zur Erhaltung, so auch in sehr vielen Fällen zur Wiederherstellung der Gesundheit, ganz besonders Dreierlei: frisches Wasser, frische Luft und frische Gedanken. Unablässig bemüht, in ärztlicher Beziehung sich weiter zu vervollkommnen, unternahm er längere Zeit nach seinem Eintritte in die ärztliche Praxis noch verschiedene Reisen. So begab er sich 1821 nach Paris, wo er die Spitäler mit größtem Fleiß besuchte, die Bekanntschaft mit Deleuze machte, mit welchem er viel über Magnetismus verhandelte, auch mit Dr. Gall, mit Magendie u. A. in Verbindung trat. Im Jahr 1823 unternahm er eine Rheinreise bis nach Cöln, besuchte in Trier das Bürgerhospital und kam in nähere Bekanntschaft mit Windisch-

mann, Walther und Nasse. Im Jahr 1829 nahm er an der Versammlung der Naturforscher in Heidelberg Antheil, wobei er sich innig mit Justinus Kerner befreundete. Endlich begab er sich 1832 nach Wien, um hier die mit großer Wuth ausgebrochene Cholera zu beobachten. Neben seiner bedeutenden Praxis verwandte Passavant die übrige Zeit auf schriftstellerische Arbeiten. Theils schrieb er medicinische Aufsätze, wie z. B. über die Behandlung der Wassersucht, auch der Gehirnentzündung bei Kindern u. s. w., theils begann er ein Werk über Physiologie oder schrieb über die Seelenkrankheiten, unterließ jedoch die Veröffentlichung aller dieser Ausarbeitungen. Letzteres gilt auch von einem sehr interessanten, 1844 entstandenen Aufsatz „über die Mängel der Civilisation und ihre Abhilfe", worin viele das sociale und öffentliche Leben, besonders die Gesundheitspflege der ärmeren Klassen betreffende Fragen, wie namentlich deren Wohnung, Kleidung, Suppen-, Speise- und Badeanstalten mit Geist und Wärme erörtert werden. Außerdem kamen aber aus seiner Feder noch mehrere andere Werke und Abhandlungen, welche mit seiner praktischen Thätigkeit entweder in gar keiner oder doch nur in einer sehr fernen Beziehung standen, und in denen sich Passavant als Philosoph, nicht selten mit den tiefsten Problemen menschlichen Sinnens und Forschens beschäftigt, darstellt. Von diesen Partien seiner schriftstellerischen Thätigkeit hat er Mehreres, doch bei weitem nicht Alles im Druck erscheinen lassen. Die „Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen", worüber er 1818 in Frankfurt vor einem sehr zahlreichen, aus den verschiedensten Ständen zusammengesetzten Zuhörerkreise Vorlesungen gehalten hatte, erschienen 1821 in erster, 1837 in völlig umgearbeiteter zweiter Auflage. Im Jahr 1835 erschien seine Schrift „Von der Freiheit des Willens und dem Entwickelungsgesetze des Menschen" und 1857 seine letzte Arbeit, die Betrachtung über „das Gewissen." Mehrere Aufsätze, z. B. über die Unsterblichkeit der Seele, über das Böse und

die Befreiung von demselben und über das Abendmahl und den geistigen Leib sind nicht gedruckt worden, ebensowenig seine im Winter von 1829 auf 1830 gehaltenen reichhaltigen „Vorträge über Psychologie."

Passavant stand mit vielen bedeutenden Männern, die er auch persönlich kennen gelernt hatte, kürzere oder längere Zeit hindurch in einem zum Theil sehr engen geistigen Verkehr. Darunter waren Friedrich Schlegel, Adam Müller, Clemens Brentano, Johann Friedrich Schlosser, Gotthilf Heinrich v. Schubert, F. H. Jacobi, Schelling, Jung Stilling, Gustav Schwab, Fichte (der Sohn), Trendelenburg, J. F. v. Meyer, Tiedemann, Johann Michael Sailer, Diepenbrock u. a. In Gemeinschaft mit seinem Freunde Neef gründete er 1824 den physikalischen Verein zu Frankfurt. Passavant besaß auch einen regen Sinn für Kunst, der durch das Zusammenleben mit andern Kunstfreunden, namentlich mit seinem Vetter J. D. Passavant, Inspector des Städel'schen Instituts und Verfasser der trefflichen Monographie über Raphael Urbino genährt wurde. Mit einem anderen Vetter, Philipp Passavant, machte er 1816 eine Reise nach Italien, die sich bis nach Neapel erstreckte. Während eines mehr als zweimonatlichen Aufenthaltes in Rom verkehrte er lebhaft mit Cornelius, Overbeck, Phil. Veit, Rumohr, so wie auch mit Niebuhr. Unter den Dichtern widmete er Dante und Göthe ein ernstliches Studium. Aus den Werken des letzteren gab er 1850 eine kleine Blumenlese heraus und über Dante äußerte er, daß er ihn mehr als zwanzig Mal durchgearbeitet habe.

Passavant zeichnete sich durch eine seltene Ruhe und Milde in seinem Wesen und in seiner ganzen Erscheinung aus, was um so anerkennungswerther sein mußte, als er eigentlich von Natur heftig, rasch, ja leidenschaftlich war. Er zeigte sich daher nicht minder als ein Mann von Kraft und Energie, der z. B. den Ruhm des besten Fechters und Schwimmers sich zu erwerben gewußt hatte, wie er

denn von Rüdesheim nach Bingen über den Rhein ohne Anstrengung hinüberschwamm und dabei oft so lange unter dem Wasser blieb, daß die am Ufer Stehenden ihn verloren glaubten. Alles Gewaltthätige kam indessen bei ihm nur insoweit zum Vorschein, als es zu einer wohlthätigen sittlichen Wirksamkeit erforderlich war. So fuhr er einst von Venedig aus in einem kleinen Boote mit zwei Schiffern. Als diese mit einander zu hadern anfingen und nach italienischer Art die Messer gegen einander brauchen wollten, rang er dem Einen das Messer aus der Hand und schalt sie zur Ruhe, indem er versicherte, dem Ersten, der sich bewege, mit dem Messer zu Leibe zu gehen. Seine Sanftmuth und Herzensgüte, seine Freundlichkeit und Wohlthätigkeit zeigte sich im Verkehr mit Untergebenen, mit Kranken und Armen, mit jüngeren Berufsgenossen u. s. w. Im Verein mit dem schon genannten Jean Andreä und einigen andern Menschenfreunden wurde er der Gründer der Kleinkinderschule in Frankfurt.

In religiöser Beziehung gehörte er zu den ächten, frommen Christen, die sich von dem unter den Protestanten sowohl wie unter den Katholiken in den letzten Jahrzehnden hervorgetretenen strengen Confessionalismus nicht mit fortreißen ließen, sondern nichts inniger wünschten, als die Wiedervereinigung beider Kirchen. Deßwegen gehörten zu seinen Lieblingsschriftstellern Hugo Grotius und Leibnitz, von denen er rühmend bemerkte, daß sie, wenn gleich ihre Zeiten für ihre Entwürfe noch nicht reif waren, doch bei ihrer Mitwelt wie bei den nachfolgenden Generationen den Sinn und den Muth für die dereinstige Lösung jener großen Aufgabe zu erwecken oder lebendig zu erhalten wußten. Von dieser seiner Denkweise zeugen mehrere in der allgemeinen Zeitung von ihm veröffentlichte Abhandlungen: „Ueber die Theologie der Zukunft" vom Jahr 1842, „Zum kirchlichen Frieden" und „Die religiöse Bewegung der Gegenwart", beide vom Jahr 1844. (Diese und ähnliche Abhandlungen sind vereint in der nach des Verfassers Tod erschienenen Schrift: „Sammlung ver-

mischter Aufsätze von Dr. J. C. Passavant. Herausgegeben von Dr. Franz Hoffmann. Frankfurt a. M. und Erlangen. 1857.)

Passavant starb am 14. April 1857. Mit seiner Gattin, einer gebornen Lessing und Verwandtin des großen Schriftstellers und Dichters, hatte er 25 Jahre lang in einer sehr glücklichen, jedoch kinderlosen Ehe gelebt.

Achilles August von Lersner.

Unter den um Forschung auf dem Gebiete der Geschichte Frankfurt's verdienten Männern nimmt der Mann die erste Stelle ein, welcher die Bahn gebrochen hat zu der Beschreibung der Geschichte seiner Vaterstadt und dessen Werk ungeachtet aller seiner Mängel noch jetzt zu dem Studium dieser Geschichte unentbehrlich ist: der Chronist Achilles August v. Lersner. Derselbe entstammte einem sehr ehrenwerthen Geschlechte, dessen Angehörige sich im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts im Frieden wie im Kriege rühmlichst hervorgethan hatten. Der Ur-Ur-Urgroßvater des Chronisten, Ludwig Lersenmacher genannt, war Kammermeister und Landschreiber Philipps des Großmüthigen von Hessen. Er begleitete seinen Herrn im Jahr 1521 auf den bekannten Reichstag nach Worms, wo er von Kaiser Karl V. einen Wappenbrief erhielt und unter Veränderung seines Namens in „Lersner" zu einem Wappen- und Lehengenossen des Heiligen Römischen Reichs ernannt wurde. Sein Sohn Heinrich, hervorragend an Geist und Kenntnissen, stieg bis zur angesehenen Würde eines hessischen Kanzlers und stand bei Philipp dem Großmüthigen in hoher Gunst. Dessen Sohn Hermann, Professor der Rechte und Vicekanzler der Universität Marburg, ver-

heirathete sich mit einer Frankfurter Patrizierstochter. Sein Sohn Jakob that ein Gleiches und lebte auch in Frankfurt, das von nun an der bleibende Aufenthalt dieser Familie wurde. Im Jahr 1681 erhob Kaiser Leopold I. den Großoheim des Chronisten, Philipp Christian, und den Vetter desselben Heinrich Ludwig, in den Adelstand. Letzterer starb als Stadtschultheiß zu Frankfurt. Sein Sohn Achilles August war geboren am 29. April 1662. Die biographischen Nachrichten über ihn sind sehr dürftig; von seiner Kindheit und Jugend ist gar keine Kunde auf uns gelangt, und wir können nur aus einer Bemerkung in der Vorrede zu seiner Chronik den Schluß ziehen, daß er eine Zeit lang im Auslande (vielleicht der Sitte jener Zeit gemäß in Frankreich) sich aufgehalten hatte. In Folge seiner zweiten Verheirathung mit der Tochter eines reichen Handelsherrn kam er mit der adeligen Gesellschaft Altlimburg, welcher er durch seine Geburt angehörte, in langjährige Mißhelligkeiten, ein Umstand, der von dem Verfasser dieser Gallerie in einer kleinen Schrift über den Chronisten zu dessen vom Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt in diesem Jahre als Neujahrsblatt ausgegebenen Bildnisse ausführlicher erörtert worden ist. Im Jahr 1715 trat v. Lersner in den Frankfurter Rath ein und wurde bald ein ausgezeichnetes Mitglied desselben. Bereits im Jahr 1706 war der erste Band seiner Chronik erschienen. Die Veranlassung zu diesem Werke war folgende. Er hatte sich, wie bereits oben bemerkt worden ist, einige Zeit in der Fremde aufgehalten. Wenn er da nach Einzelheiten aus der Geschichte und Topographie von Frankfurt befragt worden war, hatte er aus Unkenntniß keine Antwort ertheilen können. „Meine Unwissenheit", sagt er, „machte, daß ich Niemanden, wie ich billig hätte thun sollen, die geringste Vergnügung geben konnte, sondern ich mußte mit entfärbtem Geblüt und Stillschweigen meine Schand bekennen." Aber gerade das häufige Befragtwerden erweckt in ihm die angeborne und nur bis dahin noch schlum-

mernde Liebe zur Vaterstadt; er kommt zur Ueberzeugung, „wie übel er gethan, anderen Orten sich zu erkundigen, bevor er sich seines Vaterlandes erkundigt hätte“; er fühlt und spricht es offen aus „es seie einem Patricio eine Schande, wo er die Gesetze und geschehene denkwürdige Begebenheiten in seinem Vaterlande nicht wisse.“ Und als er nach Hause zurückgekehrt ist, da beschließt er alsbald „sich mit allem Fleiß in historischer Wissenschaft seines Vaterlandes zu üben, und wofern er durch die Hülfe Gottes was Denkwürdiges mit guten Fundamenten finden könne, wolle er solches in gewisse Capita oder Materien, diese hingegen wiederum per modum Annalium, nach den Jahren also eintheilen, daß auch dieses angefangene Werk leichtlich könne continuirt werden.“ — Und nun sammelt er und sammelt, bis seine Arbeit zu beträchtlichem Umfang angewachsen ist, und so erscheint endlich im Jahr unseres Herrn 1706 in einem Bande von 180 Druckbogen (in Folio) der „Weitberühmten Freien Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt a. M. Chronik.“ — Aber jetzt legt v. Lersner die Hände nicht träge in den Schoos; nein! er sammelt und sammelt fort, und trägt das Gesammelte ein in sein dickleibiges Exemplar. Und selbst als seine goldene Muße durch seinen Eintritt in den Rath beschränkt worden ist, fährt er neben seinen Amtsgeschäften fort zusammenzutragen, zu excerpiren, zu ordnen. Und als der Tod ihn aus einer geregelten und unermüdlichen Thätigkeit hinwegrafft, da hinterläßt er dem Sohne das Material für den stärkeren zweiten Band von nicht weniger als — — 274 Druckbogen.

Und, neben diesem unsäglichen Fleiße, wie bescheiden tritt Lersner vor die Oeffentlichkeit. „Also ist dieses Werk nicht sowohl eine ausführliche historische Chronik, wie von einem Historico will erfordert werden, als vielmehr eine Einleitung zu einer solchen Chronik.“ Er spricht es offen aus, wie er die kleine Frankfurter Chronik des Gebhard Florian seiner Arbeit zu Grunde gelegt, und wie er die Vorarbeiten des Johann Friedrich Faust von Aschaffen-

burg, des Authäus und anderer Schriftsteller, so wie verschiedene Handschriften und Briefe zu seinem Zwecke benutzt habe. Dabei hält er sich frei von gehässigen Persönlichkeiten, indem er, wie er sich ausdrückt, „keine Privatübereilung einer oder der andern Person mit einmengte.“ — Er ist ferner im Abdruck seiner Auszüge, um keine andere und falsche Deutung des Erzählten durch Veränderung der Worte zu verschulden, buchstäblich genau, und behält die eigenen Worte der Schriftsteller bei, „obwohlen solche“, wie er sagt, „leichtlich mit heutiger zierlicher Schreibart hätten gegeben werden können.“ Auch erbietet er sich zu jeder Verbesserung, sobald man ihn nur des begangenen Fehlers gütlich erinnere und eines Besseren gründlich überzeuge. Wie sehr ehren sie nicht den Mann, die Worte: „Habe ich Einem oder dem Andern etwan zu viel oder zu wenig gethan, ist es mir nicht bewußt und wahrhaftig vorsätzlich von mir nicht geschehen: ich bitte auch, man wolle mir solches nicht verargen, sondern denken, daß Niemand so gescheidt, so fleißig, noch aufmerksam jemals gewesen seie, der es auch nicht in etwas versehen.“

Was aber dem Chronisten vornämlich zu einem unvergänglichen Ruhme gereichen dürfte, was ihn als einen ächten Edelmann, als einen Patrizier von rechtem, altem Schrot und Korn erscheinen läßt, das ist die Gesinnung, die ihn leitet, sein Werk zu veröffentlichen. Daß er das nicht aus Eigennutz, nicht aus kaufmännischer Speculation gethan haben könne, würde jedem Sachkenner von selbst einleuchten, wenn auch Lersner unerwähnt gelassen hätte, daß er außer dem auf das Werk gewendeten Fleiß „sich es ein Merkliches habe kosten lassen.“ Die Veröffentlichung der Chronik geschah vielmehr aus den reinsten Beweggründen; sie geschah in der Absicht zu unterhalten und zu belehren, und aus aufrichtiger Zuneigung zur Vaterstadt. Am Schlusse der Vorrede zum ersten Bande ist es groß und deutlich gedruckt und zu lesen, daß die Veröffentlichung erfolgt sei

Aus Aufrichtiger Lieb Vor Frankfurt

und der Sohn des Chronisten hat dies im Vorwort zum zweiten Theile ausdrücklich bestätigt.

Nachdem nämlich Achilles August von Lersner am 29. December 1732 gestorben war, übernahm sein Sohn Georg August (geb. 1701, gest. 1749) die weitere Herausgabe der vom Vater fortgesetzten Chronik, wobei ihm ein auf Schreibpapier gedrucktes und mit breitem Rand versehenes Exemplar des ersten Theils, das sein Vater mit vielen Bemerkungen und Nachträgen ausgefüllt hatte, als Grundlage diente. In der Vorrede erklärte er seinen Entschluß, später noch einen dritten Theil nachfolgen zu lassen, der seine eigenen weiteren Sammlungen über die Geschichte Frankfurts enthalten sollte. Dieses Versprechen ist jedoch unerfüllt geblieben. Zwar hatte er, gleich seinem Vater, auf den Rand seines Handexemplars Bemerkungen zu schreiben den Anfang gemacht, aber auch nur den Anfang. Diese beiden Bände, mit den Zusätzen vom Vater (in I.) und vom Sohn (in II.) befinden sich jetzt im Besitz der Frankfurter Stadtbibliothek. Die wenigen oft sehr schwer lesbaren Bemerkungen zum II. Bande sind von dem Verfasser dieser Gallerie genau abgeschrieben und dann gedruckt dem oben genannten Neujahrsblatte beigegeben worden.

v. Lersners einziger Enkel, Christian August Maximilian, Kammerjunker und Lieutenant in gräflich Hachenburgischen Diensten, wurde 1767 in dem jugendlichen Alter von 22 Jahren auf der Jagd erschossen. Mit ihm erlosch die direkte männliche Nachkommenschaft des Chronisten. Das v. Lersner'sche Geschlecht blüht aber noch in den Nachkommen seines Bruders Friedrich Maximilian (1671 — 1739), dessen Sohn Friedrich Maximilian (1697 — 1753), Schöff zu Frankfurt, einer der ausgezeichnetsten Frankfurter Gelehrten seiner Zeit war und mit vielen auswärtigen Gelehrten und Staatsmännern, besonders dem hannover'schen Minister v. Münchhausen, dem Gründer der Universität Göttingen, in Briefwechsel stand.

Johann Fichard.

Johann Fichard, bekannt als einer der ersten Rechtsgelehrten des 16. Jahrhunderts, war zugleich als Staatsmann der Erste seiner Zeitgenossen in Frankfurt. Seinem richtigen Blick und den guten Rathschlägen, welchen er dem Rathe ertheilte, ist der für seine Vaterstadt so vortheilhafte Ausgang der öffentlichen Verhandlungen in den gefahrvollen Zeiten der Religionskriege unter Kaiser Karl V. und Ferdinand I. hauptsächlich zuzuschreiben.

Der Vater dieses Mannes, ebenfalls Johann Fichard, geboren 1470, hatte studiert und wurde in Mainz, wo er sich lange aufhielt, magister artium et philosophiae, weßhalb er in mehreren Urkunden Meister Johann genannt wird. Er widmete sich dem öffentlichen Unterricht und wollte sich in Mainz bleibend niederlassen, hatte auch daselbst schon ein Haus und einen Garten gekauft, als er von dem Liebfrauenstift zu Frankfurt zum Lehrer an die Schule dieses Stifts berufen wurde, welches Amt er zwei Jahre lang ehrenvoll bekleidete. Im Jahr 1509 wurde ihm vom Frankfurter Rath die Stelle eines Gerichtsschreibers angetragen, die er auch auf unbestimmte Zeit übernahm, aber bis an sein Lebensende behielt, was er jedoch bereute, weil er sich dadurch den Weg zu höheren Aemtern verschlossen zu haben glaubte. Er war eifrig dem katholischen Glauben zugethan, was ihm nach Beginn der kirchlichen Bewegung viel Anfeindung von seinen Mitbürgern zuzog.

Sein Sohn Johann, geboren den 23. Juni 1512, erhielt frühzeitig einen guten, wissenschaftlichen Unterricht. Daß er die Schule

Mycill's besuchte und dessen Freundschaft gewann, hat bereits Classen in seiner classischen Schrift über den genannten Rector des Frankfurter Gymnasiums erwähnt. Schon in dem jugendlichen Alter von 16 Jahren bezog Fichard die Universität Heidelberg um die Rechtswissenschaft zu studiren, zwei Jahre später, 1530, die Hochschule zu Freiburg im Breisgau und hierauf die zu Basel, ging 1531 wieder nach Freiburg, wo er Doctor der Rechte wurde und kehrte 1532 nach Frankfurt zurück. Hier begann er zwar sogleich seine advokatorische Thätigkeit, blieb aber nur kurze Zeit, weil er sehr bald kaiserlicher Kammergerichtsadvokat in Speier und bereits 1533 Kammergerichtsprocurator wurde. Aber noch in demselben Jahre erhielt der einundzwanzigjährige junge Mann den Ruf als Syndikus in seiner Vaterstadt, welches Amt er auf 4 Jahre annahm, jedoch bereits nach zwei und einem halben Jahr mit Einwilligung des Rathes wieder niederlegte, weil er seiner Reiselust und der täglich steigenden Sehnsucht, Italien zu sehen, nicht länger widerstehen konnte. Ueber Speier, Ulm, Augsburg, Insbruck begab er sich nach Mailand und Genua, hielt sich einige Zeit im Gefolge des Reichsvicekanzlers Matthias Held bei dem Heere Karls V. in Piemont auf, reiste dann über Mailand, Pavia, Piacenza, Parma, Mantua, Bologna, Ferrara, Venedig nach Padua und von da über Ancona nach Rom und Neapel, und wandte sich hierauf wieder nach Padua zurück, um sich auf dieser damals so berühmten Universität geraume Zeit den Studien zu widmen. Im Jahre 1537 kehrte er nach Frankfurt zurück, ging dann nach Speier, und nachdem er verschiedene Dienstanträge abgelehnt hatte, nahm er 1538 die Stelle eines Syndikus in Frankfurt abermals auf 4 Jahre an, behielt sie aber von jetzt an bis zu seinem Tode. Im folgenden Jahre verheirathete er sich mit der Patrizierin Elisabeth Grünberger — Brautwerber waren die Patrizier Adolph Knoblauch und Justinian von Holzhausen — und wurde dadurch Mitglied der adeligen

Genossenschaft Altlimburg. Schon vor seiner Reise war Fichard 1535 vom Rath als Mitabgeordneter nach Heidelberg gesandt worden, wo eine gütliche Verhandlung zwischen dem Frankfurter Magistrat und der Frankfurter katholischen Geistlichkeit Statt fand. Im Jahr 1541 erhielt er eine Mission zu Kaiser Karl V. nach Speier, der ihn bei dieser Gelegenheit in den Adelstand erhob. So wurde er denn der Ahnherr einer edlen Familie, die von 1541 bis 1771 in Frankfurt ihren bleibenden Aufenthalt behielt. Von 1541 an wurde Fichard immer zu den wichtigsten Gesandtschaften gebraucht. So z. B. 1543 erst auf eine Tagsatzung zu Pfalzgraf Ludwig nach Heidelberg und hierauf nach Schmalkalden auf den Tag der einigungsverwandten Stände. Im Jahr 1546 war es hauptsächlich Fichard, der den Rath zu bestimmen wußte, sich dem Kaiser zu unterwerfen, welche kluge Nachgiebigkeit der Stadt zum Vortheil gereichte. Er ließ es dabei nicht bloß bei rathenden Worten bewenden, sondern brachte auch das persönliche Opfer, als er 1547 zum Kaiser nach Heilbronn gesendet wurde, die Abbitte im Namen der Stadt vor demselben knieend zu leisten. Sein Hauptbestreben war dahin gerichtet, es durch ein kluges und vorsichtiges Benehmen zu erreichen, daß Frankfurt unter dem besonderen Schutz des streng katholisch gesinnten Kaisers doch den protestantischen Gottesdienst fortsetzen durfte. 1548 überbringt Fichard in Begleitung einiger Rathsmitglieder dem Kaiser das Geschenk des Raths nach Mainz (vgl. Lersner I. 163 und II. 46), nachdem er schon im Mai desselben Jahres als Abgeordneter der Stadt dem Reichstag zu Augsburg beigewohnt hatte und räth zur Einführung des Interims, der sich die lutherischen Prädikanten eifrig widersetzten. 1549 war Fichard bei der Gesandtschaft, die der Rath nach Speier zur Bewillkommnung des Infanten Philipp von Spanien abschickte (Lersner II. 47), 1551 vertrat er die Stadt auf dem Reichstage zu Augsburg (nicht Joh. Völcker, wie es bei Lersner I. 543 irrthümlich heißt). Er wirkte da-

selbst von dem päpstlichen Legaten eine förmliche Bestätigung der früheren Cession des Barfüßerklosters von dem ehemaligen Convent dieses Klosters an den Rath aus, da es der früheren Cession an den nöthigen Formalitäten fehlte. Diese Einwilligung ward bewirkt, weil Fichard bewies, daß der Rath dieses Kloster und dessen Gefälle nicht in eigenen Nutzen, sondern zu frommen Zwecken (ad pios usus) verwendet habe (vgl. Lersner I. II. 90. Ritter's evangel. Denkmal S. 412). Im Jahr 1554 nahm Fichard Antheil an einer Gesandtschaft nach Wien, um die Aussöhnung des Rathes mit König Ferdinand zu bewirken (s. Kirchner's Geschichte der Stadt Frankfurt II. 218). Noch in den späteren Lebensjahren zeigt sich seine einflußreiche Thätigkeit unter andern, als er 1576 durch seinen Rath die Besetzung des damals seit längerer Zeit erledigten Schultheißenamtes beförderte, um den Bewerbungen Auswärtiger um dasselbe an dem kaiserlichen Hofe zuvorzukommen (Kirchner II. 279), ebenso 1577, wo er sich als Abgeordneter der Stadt bei einem hier gehaltenen Kreistage an den Berathungen über Moderation der Reichsmatrikel betheiligt (Kirchner II., 285).

Außer seinen Amtsgeschäften leistete Fichard mehreren Reichsfürsten und Ständen den gesuchten Rechtsbeistand. Er erscheint 1548 als gräflich nassauischer Rath und entwarf für die Grafen von Solms eine Gerichts- und Landordnung, welche 1571 vom Grafen Philipp von Solms in seinem und seiner Agnaten Namen eingeführt und durch den Druck veröffentlicht wurde. Diese Landordnung wurde hierauf wegen ihrer Vorzüglichkeit in der Grafschaft Hanau sowohl als im Gebiet der meisten Wetterauischen Reichsstände als Gesetz angenommen. Dieß veranlaßte den Rath, dem Johann Fichard die Umarbeitung der alten Stadtreformation oder des statutarischen, 1509 bekannt gemachten und gedruckten Gesetzes, dessen Mängel täglich fühlbarer wurden, 1571 aufzutragen. Er arbeitete mit Zuziehung des römischen Rechts und aller damals gedruckt erschienenen

reichsständischen und städtischen Statutensammlungen diese aus und unterwarf dieselbe 1573 einem von dem Rath verordneten Ausschuß zur Revision, die sich 1578 endigte, worauf sie noch in dem letztgenannten Jahre durch Publikation Gesetzeskraft erhielt.

Fichard war ein großer Kenner der lateinischen Sprache und stand mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit in Briefwechsel. Er besaß eine sehr reichhaltige Bibliothek, die er seinen liebsten Schatz nannte und in Betreff deren er die Bestimmung traf, daß sie beisammen bleiben und das ausschließliche Eigenthum seines Sohnes Raimund Pius werden solle, dem er die Verpflichtung auferlegte „seine Mannserben sonderlich mit Fleiß zur Jurisprudenz zu erziehen." In der That wurde dieser Sohn (geb. 1540) ebenfalls Syndikus (1576), starb aber schon 1584.

Durch seine ausgedehnte Thätigkeit hatte sich Fichard ein für jene Zeiten bedeutendes Vermögen erworben. Er kaufte mehrere Häuser, Höfe, Gärten und Weinberge, und besaß viele kostbare Pretiosen, die er von auswärtigen Clienten bei einzelnen Veranlassungen erhalten hatte.

Das Verzeichniß der von ihm herausgegebenen Schriften ist seiner von Henricus Petrejus verfaßten Lebensbeschreibung beigefügt. Mehreres im Manuscript Verbliebene hat J. C. v. Fichard in seinem Frankfurtischen Archiv für ältere deutsche Literatur und Geschichte abdrucken lassen. Es enthält einen reichen Stoff für die Bearbeitung der Geschichte seiner Jugend und seiner Reisen, so wie manche Beiträge zur Schilderung seiner Zeit.

Fichard starb am 7. Juni 1581. Bei der Beerdigung trugen die Buchdrucker seinen Leichnam (humandum efferebant moestissimi et dolorem suum lugubri habitu profitentes Typographi universi) und die lebhafte Betheiligung der Bürger aller Stände an dem Trauerakte ließ erkennen, wie sehr man seinen Tod als einen großen Verlust für das Gemeinwesen betrachtete (ad cohonestandas funeris

exequias magna omnis ordinis civium conveniente frequentia et lugente non tam mortem Fichardi quam Reipublicae Francofordiensis detrimentum).

Sein Sohn Raimund Pius v. Fichard starb, wie bereits erwähnt, 1584, sein Enkel Johann Christian v. Fichard † 1627, sein Urenkel Johann Christian v. Fichard † 1661, sein Ur-Urenkel Johann Maximilian v. Fichard † 1718 und sein Ur-Ur-Urenkel Johann Karl v. Fichard † 1771, als der letzte seines Geschlechts. Vier Jahre vor seinem Tode bestimmte er testamentarisch sein Vermögen zu einem Fideicommiß und setzte seinen Vetter und Pathen Johann Karl Baur v. Eyßeneck zum Erben ein, mit der Bedingung den Namen v. Fichard fortzuführen.

Johann Karl v. Fichard,
gen. Baur v. Eysenek.

Johann Karl v. Fichard, gen. Baur v. Eyßeneck, war der Sohn des von seinem Pathen, dem letzten Sprossen des v. Fichard'schen Geschlechts, 1767 adoptirten Johann Karl Baur v. Eysenek (geb. 1736, gest. 1775) und wurde am 16. April 1773 zu Frankfurt geboren. Von seinem Vater schon in frühester Kindheit zum Staatsmann bestimmt, besuchte er nach geschehener Vorbildung auf dem Gymnasium zu Frankfurt mehrere Universitäten und machte dann Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien, von denen er einen reichen Schatz von Beobachtungen und eine gesteigerte Liebe zu den Wissenschaften zurückbrachte. Nach seiner Heimkehr in die Vaterstadt erhielt er sogleich ehrende öffentliche

Aemter, kam den 16. October 1797 in den Rath und wurde am 9. Juli 1798 zum Schöffen ernannt. Um aber seinen Studien, den historischen Forschungen, zumal in der Geschichte Frankfurts, mit ungetheilter Liebe leben zu können, trat er schon am 25. September desselben Jahres wieder aus dem Rathe und zog sich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Die ersten Resultate seiner Arbeiten legte er in seinem Frankfurtischen Archive für ältere deutsche Literatur und Geschichte, von welchem 1811 bis 1815 drei Bände erschienen sind und kostbare Schätze aus den Fundgruben der Geschichte enthalten, nieder. Sein Werk „Die Entstehung der Reichsstadt Frankfurt a. M. und der Verhältnisse ihrer Bewohner", das 1819 erschien, bleibt, trotz mancher darin enthaltenen Irrthümer, ein Denkmal eines bewundernswerthen Fleißes, gründlicher Kenntniß und wahrhaft historischen Scharfsinnes, das seinen Namen unter den Geschichtsforschern stets geachtet erhalten wird. Der gänzliche Verlust des Augenlichts hinderte den emsigen Forscher leider an der Ausführung der schönsten Entwürfe, schwächte aber seinen Eifer und seine Liebe zu den Studien nicht. Wöchentlich versammelten sich ein Reihe von Jahren hindurch die Freunde historischer Studien um den Blinden, in der Absicht, sich gegenseitig das Resultat ihrer Forschungen mitzutheilen, ihre Arbeiten zu besprechen, ihre Ideen auszutauschen. Die Ergebnisse der Fichardischen geschichtlichen Studien waren bei seinem Tode — am 16. October 1829 — bis zu einem sehr bedeutenden Umfange angewachsen, aber noch ungedruckt. Diese Manuscripte sollten jedoch der Vaterstadt und der gelehrten Welt überhaupt erhalten bleiben, indem nach Ableben des Verfassers das gesammte Material — einschließlich des an Fichard übergegangenen Batton'schen Manuscripts zusammen nahe an 4000 Bogen umfassend — durch den Senat der freien Stadt von der Erbin erkauft wurde. Die Handschriften bilden die Grundlage zweier Werke, an deren Vollendung und Veröffentlichung v. Fichard eben durch sein Erblinden

verhindert worden war. Das eine, die örtliche Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M. von den ältesten urkundlichen Nachrichten an bis zum Jahr 1790 (nach Batton'schen Aufzeichnungen und Abhandlungen, nebst v. Fichard's Bemerkungen) wird gegenwärtig durch den Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt nach bereitwilligst gebotener pecuniärer Unterstützung von Seiten des Staats allmälig zum Abdruck gelangen. Der andere Theil der Handschriften umfaßt die umfänglichen Abhandlungen und kürzeren Notizen über mehr als 300 Frankfurter Geschlechter, deren Inhalt hauptsächlich dadurch ein besonderes Interesse hat, weil die meisten dieser angesehenen Familien ausgestorben sind. Ein vollständiges Verzeichniß dieser auf der Stadtbibliothek zu Frankfurt befindlichen v. Fichard'schen Manuscripte, mitgetheilt von Dr. v. Boltog, ist enthalten im Archiv für Frankfurt's Geschichte und Kunst, 8. Heft, S. 123—130. Frankfurt a. M. 1858.

v. Fichard war dreimal verheirathet: 1) mit C. A. v. Ernsthaußen (seit 1795), 2) mit C. C. C. S. v. Boltog (seit 1808) und 3) mit C. F. v. Sinn (seit 1820).

Philipp Buttmann.

Philipp Karl Buttmann, einer der vorzüglichsten Philologen der Neuzeit, wurde am 5. December 1764 zu Frankfurt geboren. Er stammte von einer hugenottischen Familie ab, die sich aus dem französischen Flandern nach der Pfalz geflüchtet, und deren Name Boudemont dort allmälig die Umwandlung in Buttmann erhalten hatte. Sein Vater Jakob, der sich auch so zu schreiben an-

fing, verheirathete sich nach Frankfurt und wurde Besitzer einer Papierhandlung. Da dessen zwei älteren Söhne sich dem kaufmännischen Berufe widmeten, so sah sich der dritte, Philipp, nicht gehindert seiner Neigung zum Studiren Folge zu leisten. Er besuchte daher das Gymnasium der Vaterstadt, und es dürfte wohl für die Frankfurter Leser dieser Gallerie nicht uninteressant sein, zu vernehmen, welches Urtheil er über den damaligen Zustand dieser Bildungsanstalt als Mann von reiferen Jahren (1806) gefällt hat. Er sagt: „Das Gymnasium zu Frankfurt am Main befand sich damals (d. h. in der Zeit vor 1782) in einem Zustande, der mit seinem jetzigen den auffallendsten Contrast bildet. Doch bin ich weit entfernt, den Tadel seiner damaligen Einrichtung in den altsittlichen beschränkten Lehrplan, in die Uebergebung des gesammten Unterrichts für gewisse Stufen an einzelne Lehrer, und dergleichen, zu legen. Die Erfahrung mag abwägen, was an Gelehrsamkeit und Bildung aus den Schulen jener Form und was aus denen neuerer Zeiten hervorkam. Der schlaffe, nichts, was besteht, anrührende Geist, der so manche reichsstädtische Verwaltung von jeher gedrückt hat, war es, der damals auch auf diese Schule, und in ihr wirkte. Candidaten, die eine wenig über den Zufall erhabene Wahl, hergab, rückten von den unteren Lehrstellen hinauf; eine Jugend, die in der kaufmännischen Stadt von den großen Vorzügen wissenschaftlicher Bildung nicht viel gewahr ward, war ihnen übergeben; und so war es kein Wunder, daß der größte Theil dieser Lehrer, welchen weder von Seiten dieser Jugend, noch von den eben so erwachsenen Eltern einige Ermunterung ward, von der allwaltenden Trägheit auch ergriffen wurden. Nur Ein ächt gelehrter Mann stand an der Spitze, der Rector Purmann. Aber die Unmöglichkeit, unter solchen Umständen etwas zu wirken, hatte auch ihn früh muthlos gemacht. Er mußte es als Verschwendung ansehen, auf einen so undankbaren Acker den Samen besserer Ausbildung, der ihm wohl würde zu Gebote gestanden haben, aus-

zusäen. Doch verdank' ich den Keim, den ich späterhin besser auszubilden strebte, den Stunden, die ich, obgleich sie gemeinschaftlichem Unterricht bestimmt waren, häufig mit ihm ganz allein in der Klasse zubrachte. Auch der Geist der Ordnung, der in dem Vortrage des, wirklich vor den übrigen thätigen, Conrectors Rambach herrschte, würde von fühlbarerem Erfolge gewesen sein, wenn nicht die, auch dem Jüngling unverborgene, Beschränktheit seiner Ansichten dieser Wirkung Eintrag gethan hätte."

Sehr früh äußerte sich bei Buttmann die besondere Anlage und Liebe zu sprachlichen Studien. Doch behauptet er selbst, er habe in jener Zeit in der lateinischen und griechischen Sprache keine ausgezeichneten Fortschritte gemacht, sondern nur das Hebräische etwas eifriger getrieben. Hingegen habe es für ihn viel Anziehendes gehabt, eine schwierige Sache ohne förmlichen Unterricht zu erlernen, und diesen Reiz hätten ihm die neueren Sprachen gewährt. Da einer seiner Brüder die Handlung in Kopenhagen erlernt und von dort die Kenntniß der dänischen und englischen Sprache mitgebracht hatte, auch in beiden Sprachen einige Bücher besaß, so erfaßte Buttmann „schnell genug" mit Hülfe derselben und des Bruders (statt des ermangelnden dänischen Wörterbuches) beide Sprachen bis zum Verständniß des Gelesenen. Etwas später gesellte sich auf gleiche Art zu diesen Sprachen die italienische.

Im Frühlinge des Jahres 1782 bezog Buttmann die Universität Göttingen. Von der ursprünglichen Idee, sich der Theologie zu widmen, kam er sehr bald ab und wählte die Philologie zu seinem ausschließlichen Studium. Damals glänzte in Göttingen in Bezug auf die Unterweisung in den altklassischen Sprachen als Stern erster Größe der berühmte Heyne, an dessen Vorlesungen er sich vier Jahre lang regelmäßig betheiligte und den er sich, namentlich auch in seiner Vielseitigkeit, zum Vorbild wählte. Im Jahr 1786 kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er aber seiner reformirten Confession halber zu

keiner Anstellung gelangen konnte. Er begab sich deßhalb für einige Zeit nach Straßburg, wo der Vater seines Schwagers, des Dr. med. Johann Christian Ehrmann, ebenfalls als geachteter Arzt lebte. Hier verbrachte er acht Monate und genoß vor allem den bildenden Umgang mit dem ausgezeichneten Philologen Schweighäuser, der ihm auch einigen Antheil an seinen gelehrten Arbeiten gestattete.

Mittlerweile war sein Universitätsfreund Hugo — der nachmals so berühmte Rechtsgelehrte (1764—1844) — Lehrer des Erbprinzen von Dessau geworden. Auf Empfehlung desselben erhielt auch Buttmann einen Ruf dahin, um den Prinzen in Geographie und Statistik zu unterrichten. Bei sehr mäßigen Berufsgeschäften benutzte er in dieser Stellung seine Mußezeit in sehr ersprieslicher Weise zur Lektüre des Sophokles, Plato und anderer altklassischer Werke. Als im Jahr 1788 seine pädagogische Aufgabe in Dessau vollendet war, besuchte er vor der Rückreise nach der Vaterstadt noch Berlin, und dieser Besuch wurde für ihn entscheidend. Nachdem er nämlich noch ein Jahr im Kreise seiner Angehörigen zu Frankfurt verlebt hatte, erhielt er auf Hugo's und Biester's Empfehlung bei der Königlichen Bibliothek zu Berlin eine Anstellung, die seiner Neigung völlig zusagte. Aber so gewissenhaft und unermüdet auch seine Berufsthätigkeit war, so wenig ermattete in seiner freien Zeit bei ihm der wissenschaftliche Eifer, dessen Früchte für die gelehrte Welt so erfreulich wurden. Seine erste Arbeit — die zugleich seinen Namen für lange Zeiten unvergeßlich gemacht hat — war die griechische Grammatik, welche in den späteren Ausgaben immer vervollkommnet, die Einführung einer bessern Methode in der Behandlung der alten Sprachen bewirkte. Ueber die Veranlassung zu diesem seinem Erstlingswerk und die Entstehung desselben äußert sich Buttmann so:

„Die Mylinsische Buchhandlung wünschte eine kleine griechische Grammatik im Auszug, nach dem Zuschnitt der kleinen lateinischen

und französischen, die Gedike als Anhang seiner Lesebücher ausgearbeitet hatte. Seine Amtsgeschäfte verstatteten ihm nicht, auch diese Arbeit, wozu weniger brauchbares vorgearbeitet war, selbst zu übernehmen. Sie ward mir, wenn ich des Ausdruckes mich bedienen darf, auf den Kopf zugesagt, und ich ward griechischer Grammatiker. Zeitlebens erinnere ich mich des Winters 1791 bis 92, während welchem ich jene 7 Bogen mühsam aus den Angaben der ganz gewöhnlichen Grammatik und den fragmentarischen Resultaten eignen Nachdenkens über eine, damals besonders noch sehr sparsame, Lesung der Alten, zusammensetzte. Zeitlebens gedenke ich der kopfbrechenden, in meinen Träumen selbst mich verfolgenden, Sorgen, die mir die erste Abfassung der dritten Declination machte; an welcher auch mein ganzes Vorhaben, meiner natürlichen Disposition gemäß, richtig gescheitert sein würde, wenn nicht dießmal mein förmliches Uebernehmen und der begonnene Druck mir den Rücktritt unmöglich gemacht hätten."

Von nun an fühlte sich Buttmann durch die griechische Literatur und Grammatik vorzugsweise festgehalten. Er verabredete mit seinem Freunde Spalding eine gemeinschaftliche Lesung griechischer Werke, welche beide eine lange Reihe von Jahren regelmäßig fortsetzten. Zugleich begann er, das ganze große Feld der griechischen Grammatik nach eignen Ideen auszuarbeiten. Da die Schranken eines Schulbuchs die reichhaltigen Ergebnisse seiner Forschung nicht in sich aufzunehmen gestatteten, so legte er dieselben später in zwei anderen Werken nieder, die als Erläuterungsschriften anzusehen sind, in dem „Lexilogus, oder Beiträge zur griechischen Worterklärung, hauptsächlich für Homer und Hesiod" (Berlin 1818 und 1825) und in der „Ausführlichen griechischen Sprachlehre" (Berlin 1819 und 1825—27, 2. Aufl. von Lobeck, 1838—39).

Im Jahr 1796 wurde Buttmann zum Secretär der Königlichen Bibliothek ernannt und im Jahr 1800 übernahm er eine

Professur am Joachimsthal'schen Gymnasium, mit dessen Bibliothek er sich ebenfalls vielfältig beschäftigte. Zur Ausarbeitung mehrerer seiner früheren mythologischen Schriften veranlaßte ihn theils die Berlinische Monatsschrift, die damals Biester herausgab, theils die Aufnahme in die zu jener Zeit bestehende Philomathische Gesellschaft und im Jahr 1806 die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften, welche ihn später zum Secretär ihrer historisch-philologischen Klasse ernannte. Neben den Geschäften, welche mit diesen Aemtern verbunden waren, besorgte er seit dem Jahre 1803 fast neun Jahre lang die Redaction der Haude- und Spener'schen Zeitung. Seine Lehrstelle am Joachimsthal'schen Gymnasium gab er 1808 auf, um ausschließlich seinen Geschäften an der Königlichen Bibliothek sich zu widmen und wurde im Jahr 1811 zum Bibliothekar ernannt. Eine große Aufmunterung fand er um diese Zeit in dem ehrenvollen Auftrage, den Kronprinzen (nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV.) in den alten Sprachen zu unterrichten. Im Jahr 1814 erhielt er die Auszeichnung des rothen Adlerordens 3. Klasse, sowie ihn auch mehrere auswärtige Akademien, z. B. zu München, Neapel und Moskau, in die Zahl ihrer Mitglieder aufnahmen. Die Betrübniß um den Verlust einer geliebten erwachsenen Tochter erschütterte im Jahr 1820 zuerst die Gesundheit des sonst stets rüstigen Mannes, und wiederholte apoplektische Zufälle zerstörten seit dem Jahr 1824 allmälig seinen kräftigen Organismus. Seine letzte Arbeit war die Herausgabe einer Sammlung seiner zerstreuten mythologischen Abhandlungen unter dem Titel „Mythologus" (2 Bde. Berlin 1828—29), an dessen Schluß er wehmüthig seine Ahnung eines baldigen Todes ausspricht. Letzterer erfolgte am 21. Juni 1829. Bei der Beerdigung sprach sein Freund Schleiermacher in tiefer Bewegung ebenso ergreifende als erhebende und belehrende Worte.

Buttmann vereinigte in seltenster Weise sehr verschiedene

Talente, und diese Vereinigung bildete eine eben so eigenthümliche als liebenswürdige Individualität. Mit bewunderswürdigem Scharfsinne wußte er an jedem wissenschaftlichen Gegenstande, welchem er seine Aufmerksamkeit zuwandte, irgend eine unbeachtete Seite zu entdecken, und der heitere Witz, welcher ihm in den ernstesten wissenschaftlichen Forschungen eben so sehr zu Gebote stand, als in der gesellschaftlichen Unterhaltung, verlieh allen seinen gelehrten Arbeiten eine höchst anziehende und heitere Eigenthümlichkeit. Mit einer höchst beweglichen Lebendigkeit des Geistes war ein oft auffallender Mangel an Leichtigkeit des Erfassens verbunden, aber in eben diesem Mangel lag für ihn die Veranlassung, manchen wissenschaftlichen Gegenstand, über welchen sein lebhafter Geist außerdem schnell hinweggeeilt sein würde, tiefer und nach allen Richtungen zu ergründen; denn Alles, was er seiner Betrachtung würdig hielt, wollte er bis zur hellsten Klarheit erkennen, und er fand in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen nicht eher Ruhe und Befriedigung, als wenn er jenes Ziel erreicht hatte.

Johann Karl Brönner.

Johann Karl Brönner, einer der verdienstvollsten Bürger Frankfurts, war daselbst geboren am 4. Juni 1738, und der jüngere von den beiden Söhnen des aus Wertheim stammenden Heinrich Ludwig Brönner, welcher sich im Jahr 1727 in erster Ehe mit der Wittwe des Buchdruckers Bauer in Frankfurt und nach deren Tode mit einer Jungfrau Dinger verheirathet hatte. Aus letzterer Verbindung entsproß Johann Karl. Nachdem sich derselbe die nöthigste

Schulbildung erworben hatte, trat er in dem Jahr 1753 in die alte berühmte Buchhandlung der Gebrüder Gleditsch zu Leipzig als Lehrling ein. Er verstand seine Lehrzeit weise zu benutzen und begab sich dann nach Lyon; von da reiste er nach Italien und später nach Paris, was zusammen eine Zeit von mehreren Jahren umfaßte.

Nachdem er im Jahr 1761 diese seine Bildungsreisen vollendet hatte und in die Vaterstadt zurückgekehrt war, übernahm er mit seinem älteren Halbbruder Heinrich Remigius die väterliche Buchdruckerei und Buchhandlung und betrieb sie mit einem Eifer, der seinen Namen bis in die entferntesten Länder trug und ihm selbst als Frucht seiner mannichfachen Bemühungen ein äußerst ansehnliches Vermögen verschaffte. Unverheirathet, einfach in seinem Wesen, sich zurückziehend von den Zerstreuungen der Welt, allein lebend für seine Zwecke und seinen bürgerlichen Beruf, widmete er sich nur dem Umgange weniger geprüfter Freunde, und bereitete sich so eine sehr unabhängige Existenz, die ihm später, als er im Jahr 1792 zum Mitglied des Bürgerausschusses der 51er gewählt ward, erlaubte, sich der Sorge für das Wohl der Stadt gänzlich hinzugeben, ohne wegen seiner Privatverhältnisse irgendwie besorgt sein zu müssen. Der Eifer und die Thätigkeit, womit er sich diesen Geschäften ergab, machte, daß er bei dem Tode eines Rathsmitgliedes am 30. Septbr. 1793 zum Senator der Reichsstadt Frankfurt erwählt wurde. Von diesem Augenblicke an wurde sein bis dahin so zurückgezogenes, bescheidenes Dasein eigentlich erst seinen Mitbürgern erkennbar. Er scheute es nicht, die Sorge für seine Vaterstadt mit andern trefflichen Männern zu einer Zeit zu übernehmen, wo Ehrenämter bedenklich waren, und wo nur Klugheit und weise Mäßigung Verderben abwenden konnten. Obschon er unverehelicht, kinderlos und reich, vom Staate nichts bedurfte, auch unter damaligen Verhältnissen nichts zu erwarten hatte, unterzog er sich doch bereitwilligst tausenderlei Beschwerden für das Glück und die Ruhe seiner Mitbürger.

Ohne alle Eitelkeit ganz dem Gemeinwohl hingegeben sah man ihn nicht allein ganze Tage, sondern auch manche stürmische Nacht hindurch, oft in höchst schwierigen und gefahrvollen Lagen, in eben so unermüdeter als ersprießlicher Thätigkeit. Der in Frankfurt zu allen Zeiten rege Sinn für's Gemeinwohl, welcher aber damals durch bedrohliche Verhältnisse von außen mächtig erstarkt war, bekundete sich an ihm in herrlichster Entfaltung.

Doch mit diesen angestrengtesten Bemühungen für Frankfurt im Allgemeinen noch keineswegs zufrieden, schenkte er, wie jeder wahre Bürgerfreund, seine vorzügliche Aufmerksamkeit den Wohlthätigkeitsanstalten und milden Stiftungen der Vaterstadt, zu denen er aus dem Schooße des Senats als Pfleger verordnet worden war. In Bezug auf Ordnung und Verwaltung derselben wirkte er so förderlich, daß die Folgen seiner Bemühungen noch nach vielen Jahren erkannt und dankbar anerkannt wurden. Aber nicht zufrieden mit dieser nützlichen Thätigkeit, wollte er auch, wenn ihm die unmittelbare Einwirkung durch den Tod versagt sein sollte, in dieser Beziehung noch fortdauernd Hülfe spenden. Und so bestimmte er denn in seinem Testamente neben ansehnlichen Vermächtnissen für verschiedene milde Anstalten, die Summe von 100,000 Gulden dem Senckenbergischen Hospital zu dem Zwecke, „daß von deren Zinsen wenigstens sechs ehrbare, bedürftige, nicht unter 60 Jahr alte, unbeweibte, in Frankfurt verbürgerte Männer, die auch Wittwer sein können, in das Stift als Pfründner aufgenommen und bis an ihr Lebensende erhalten und versorgt werden sollen."

Als Buchhändler vereinigte er mit dem eifrigen Bemühen sein Geschäft immer weiter emporzubringen zugleich die aufrichtigste Pflege der Kunst und Wissenschaft. Beispielshalber erwähnen wir wenigstens Einer seiner Verlagsunternehmungen, der in ihrer Art einzigen Haasischen Karten, welche nur mit großen Geldopfern zu machen war und für welche Brönner keine andere Vergütung

erhielt und suchte, als die lebhafte Freude, die er selbst für die gelungene Ausführung empfand.

Zunächst nach den öffentlichen Angelegenheiten und den eigentlichen Berufsgeschäften war es die Kunst, der Brönner mit besonderer Liebe zugethan war. Mit größtem Eifer und bedeutenden Geldopfern sammelte er nach und nach eine seltene Anzahl von Kupferstichen, nach welchen er die Kunstgeschichte studirte, und um sich die verschiedenen Schulen, in die man jene einzutheilen pflegt, und die vorzüglichsten Meister desto besser einzuprägen, ordnete er sie selbst und schrieb den weitschichtigen Katalog mit den nöthigen Bemerkungen eigenhändig nieder. Bei seinem Tode vermachte er diese Kupferstiche dem Frankfurter Museum, nebst einem Kapital von 2000 Gulden, um von den Zinsen desselben die Sammlung fortwährend zu vermehren. Gegenwärtig befindet sich diese auf der Stadtbibliothek, an welche sie mit dem andern artistischen Eigenthume des Museums übergegangen ist. Ueber das Schicksal verschiedener Brönner'scher Kupferstiche, welche dieser Sammlung angehörten, vergleiche man Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, VII. Heft S. 52.

Insbesondere dachte Brönner auch daran, dem Mangel abzuhelfen, welchen damals Frankfurt an einem eigenen Bibliothekgebäude für seinen reichen öffentlichen Bücherschatz litt. Er bestimmte deßhalb die Summe von 25,000 Gulden zur Verwendung für die Herstellung einer solchen Räumlichkeit und knüpfte an dieses Vermächtniß die Bedingung, daß der Bau vor Ablauf der nächsten zehn Jahre nach seinem Tode begonnen werden müsse, widrigenfalls jenes Kapital nebst Zinsen zu vier Fünftheilen dem Haupterben, zu Einem Fünftheil der Bibliothek mit der Bestimmung zufallen solle, um neue Werke aus der Brönner'schen Buchhandlung anzukaufen. Die Erbauung des Bibliothekgebäudes wurde im Jahr 1820 begonnen und bis zum Jahr 1825 vollendet.

Brönner war sanft und mild von Charakter. Bei seinen ernsten und in ihm kräftig hervortretenden Bestrebungen blieb er zwar sein ganzes Leben hindurch von der freundlichen und heiteren Umgebung des weiblichen Geschlechts fern, fühlte sich aber mit der ganzen Gewalt der Freundschaft zu einigen auserwählten Männern hingezogen, mit denen er in alter, ächt deutscher Treue bis an sein Ende zusammen verkehrte. Mit Innigkeit umfaßte er alle seine Umgebungen, mit Freundlichkeit nahm er Antheil an dem Wohl auch des Geringsten unter denen, die er um sich zu sehen gewohnt war und wohl mit Recht konnte von ihm gesagt werden, Er sei von Vielen geliebt worden, von Keinem gehaßt.

Brönner starb am 22. März 1812, nachdem in der letzten Zeit seines Lebens eine völlige Umwölkung der geistigen Fähigkeiten bei ihm eingetreten war, die wenigstens das Gute für den rastlos thätigen Mann hatte, daß sie ihm den schmerzlichen Abschied von einem theueren Wirkungskreise und die herbe Bitterkeit des Todes ersparte.

Johann Christian Ehrmann.

Von diesem Originalmenschen cursiren bekanntlich in Frankfurt noch immer viele launige, dem größeren Theile nach freilich mehr oder minder cynische Anekdoten, und dürften sich wohl noch längere Zeit bis zum gänzlichen Aussterben der jetzigen älteren Generation erhalten. Am bekanntesten ist der Scherz, den er einst mit seinem Freunde Anton Kirchner als Gegenscherz getrieben hat, und den wir hier nicht wieder zu erzählen brauchen, weil er jedem Frankfurter

aus mündlicher Ueberlieferung bekannt ist, für andere Leser dieser Gallerie aber nur ein geringeres Interesse bieten würde.

Johann Christian Ehrmann war im Jahr 1749 zu Straßburg geboren und erhielt 1779 die Aufnahme unter die Zahl der ausübenden Aerzte in Frankfurt. 1796 übertrug man ihm die Stelle eines Garnisonsarztes, so wie 1804 die eines Arztes am Rochushospital, doch wurde er bereits im Jahr 1808 unter der Großherzoglichen Regierung als Medizinalrath emeritirt. Er lebte hierauf noch bis 1821 in Frankfurt und von da an bis zu seinem Tode, den 13. August 1827, bei einem Adoptivsohne in Speyer. Seine innig geliebte Gattin, eine Schwester des Philologen Philipp Buttmann, hatte er bereits 1810 durch den Tod verloren, und von seinen zwei Söhnen war der jüngere schon im Kindesalter verstorben, der ältere, der zu großen Hoffnungen berechtigte, als Jüngling von achtzehn Jahren im Zweikampf gefallen. So stand er denn am Abend seines Lebens bis auf den an Kindesstatt Angenommenen ganz verwaist.

Ehrmann barg unter einer sehr rauhen Außenseite ein edles Herz, namentlich einen regen Sinn für Freundschaft und inniges Mitgefühl für fremdes Elend. Er zeigte sich äußerlich hart aus Grundsatz und sprach seine Meinung stets rückhaltslos aus, wodurch er sich freilich viele Feinde zuzog, wie er denn unter andern auch mit seinen Berufsgenossen in stetem Zwiste lebte. Was seinen Witz und Humor betrifft, so stiftete er z. B. die Gesellschaft der verrückten Hofräthe, fertigte Diplome dafür aus, die indessen nur von ihm an geistreiche Männer gesendet wurden. Bekanntlich wurde auch Göthe dieser Ehre von ihm gewürdigt. Dieser berichtet in seiner Reise am Rhein, Main und Neckar, er habe von Ehrmann aus dessen antiquarischem Reichthume eine Sammlung von Urkunden und Nachrichten über die Steinmetzen-Brüderschaft erhalten, bei welcher Gelegenheit er denselben den „würdigen geistreichen Veteran“ nennt. — Zu Ehrmann's Eigenheiten gehörte ein unbegrenzter

Haß gegen die Juden, der ihn zu manchen auffallenden Handlungen verleitete. So kaufte er z. B. einst einen öffentlich feilgebotenen Frauensitz in der Synagoge und setzte sich den nächsten Sabbath darauf. Auf sein durch Kauf erworbenes Recht fußend wollte er sich nicht entfernen und verzichtete auf den Besitz erst dann, als man ihm für Abtretung des Platzes eine beträchtliche Summe auszahlte, die er dann den christlichen Armen zuwandte.

Als Arzt war Ehrmann sehr geschätzt, auch gab er verschiedene medizinische Schriften heraus, die sich in Stricker's Geschichte der Heilkunde in der Stadt Frankfurt S. 265 verzeichnet finden. Deßgleichen interessirte er sich sehr für die Gründung des Senckenbergischen naturgeschichtlichen Museums, (im Jahr 1820) besuchte fast täglich die Anatomie, wo damals noch die zoologischen Arbeiten vorgenommen wurden, verschaffte den Sammlungen manches schöne Stück und wußte viele Männer zur Theilnahme an der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu gewinnen. Noch von Speyer aus versäumte er nicht, dem Museum seine thätige Aufmerksamkeit zu schenken.

Marie Sophie Luise Jassoy.

Maria Sophie Luise Jassoy, die Tochter des Ludwig Daniel Jassoy, geboren zu Frankfurt den 20. Juli 1797, ist in diese Gallerie aufgenommen, weil ihre Gedichte — deren sie uns freilich, bei ihrem frühen Dahinscheiden, nur wenige hinterlassen hat — in Form und Inhalt ausgezeichnet sind. Ueber eines derselben „Klagen einer Ephemere" ist das Urtheil gefällt worden, daß es an Tiefe und

Zartheit des Gehalts, wie an edlem Wohllaut zu den besten lyrischen Produkten deutscher Dichterinnen gehöre. Es ist zuerst in dem Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt a. M. 1840 abgedruckt und soll, da es Vielen noch nicht bekannt ist, ebenfalls hier eine Stelle finden. Die sanfte Schwermuth in dieser Dichtung scheint eine wehmüthige Deutung durch den frühen Tod der Verfasserin zu erhalten, die bereits am 23. November 1822 in ihrem 26. Lebensjahre starb.

Von Sophie Jassoy wird gerühmt, daß sie viele treffliche Eigenschaften in seltener Weise in sich vereinigt habe. Von hoher Genialität sei sie doch daneben in häuslichen Dingen eben so erfahren als praktisch gewesen. Beseelt von wahrer Herzensgüte habe sie zugleich den Kreis ihrer Befreundeten durch originelle und heitere Scherze zu unterhalten verstanden, unter Anderen den Dr. Ehrmann durch einen derselben zur Abfassung einer humoristisch=gelehrten Schrift über die Pasteten veranlaßt. Viele schöne Hoffnungen gingen mit ihr zu Grabe.

Klagen einer Ephemere.

Nur einen Tag und eine Nacht zu leben,
Ward mir vom Schicksal zugedacht;
Der Tag brach an, von keinem Glanz umgeben,
Von keinem Morgenroth umlacht. —
Der Tag vergeht und — weh' mir! mich umschweben
Gewitter, Sturm und Wolkennacht!
Mir ward kein Blick, kein einz'ger Strahl der Wonne
Aus deinem Lichtquell, ewig reiche Sonne.

Es kam die Nacht; auf Sterne stand mein Hoffen,
Auf Himmelslicht, zum Troste mir gesandt;
Doch nirgends war der schwarze Himmel offen!
Der Lyra Pracht, Orions Strahlenband,

Mein sehnend Auge hat euch nie getroffen,
Dich nicht geseh'n, du süßes Vaterland!
Mit Thränen blickt' ich in die ew'ge Ferne;
Doch meine Nacht — sie hatte keine Sterne.

Gerechtigkeit! soll das ein Leben gelten,
Was kaum des Lebens Nothdurft mir erwies:
Wo soll ich mich mit meiner Ford'rung melden,
Die mir ein freudenvolles Sein verhieß?
Was that ich Dir, Du großer Herr der Welten,
Daß mich Dein Wink in diese Zeit verwies,
Die unter Sturm und qualerfüllten Stunden
So schnell, so leer, so freudenarm entschwunden.

In anderer Art und vielleicht noch mehr ansprechend ist ihr Gedicht:

Zum Geburtstage meiner geliebten Mutter.

Süß ist die Rose im mailichen Duft,
Hell schimmert der Stern in bläulicher Luft,
Mild strahlet die Lilie in heiliger Pracht,
Reich webet das Meer
Der Perlen Heer,
Tief in des Grundes schäumender Nacht!

Wie groß, o Natur,
Auf leuchtender Spur,
Du auch einhertrittst im Sternengewande;
Ich kenne Süßeres als deine Bande,
Ich kenne Blühenderes als Rosen im Kranz,
Ich kenne Wärmeres als Sternenglanz,
Ich kenne Heiligeres als Lilienpracht,

Was Reicheres sehr
Als das stolze Meer,
Das die Perlen webt in schäumender Nacht.

O Mutterliebe! du heiliger Frieden!
Dein Zauberhauch
Er locket auch
Aus Eis hervor die rosigen Blüthen.
Nicht Wolken umhüllen dich, seligen Stern;
Die Saat deiner Lilien durchhaucht jede Fern',
Und still in dem Grund, unerschöpflich, stets neu,
Von Engeln gesegnet,
Der Perlenstrom regnet,
Gebildet aus Lieb' und aus himmlischer Treu'.

O göttlich Gebild!
So warm und so mild,
So zart, wie wenn Strahlen in Kelchen sich netzen,
Und zittern, den blühenden Staub zu verletzen.
Zwar jeder nicht schaut deine seligen Au'n,
Denn Inneres nur darf das Innere schaun;
Drum halt mein Gemüth
Fromm innig erglüht,
Und bleibe du ewig in Lieb' und Glaube
Dem Haupte des Kindes die schwebende Taube!

Johann Georg Neuburg.

Dieser ausgezeichnete Mann, dessen Kenntnisse, Thätigkeit und Wohlwollen sich nach Göthe's Ausspruch über ihn einer allgemeinen Anerkennung erfreuten und den Göthe selbst als einen Mann von unermüdlichem Eifer bezeichnet, war der Sohn eines armen Juden und am 25. Oktober 1757 in Frankfurt geboren. Der frühzeitige Verlust seiner Eltern gab ihm einen grämlichen Großvater zum Erzieher, den er in anhaltender Krankheit zu pflegen hatte. So auf sich selbst beschränkt ergab er sich mit der ganzen ihm innewohnenden Kraft den talmudischen Studien, zu welchen der fromme Großvater ihn anhielt. Sein ausgezeichnetes Gedächtniß bewahrte ihm die Früchte desselben durch sein ganzes späteres Leben hindurch; Kenner rühmten seine tiefe Einsicht hierin, und häufig führte er auf mannichfache Verhältnisse sich beziehende herrliche Stellen aus dem Talmud an, die er selbst noch in der Ursprache mit warmem Gefühle vortrug. Sein Eifer zog ihm manche Strafe zu, weil er jene Studien nebst den sprachlichen und den verbotenen philosophischen zu seiner einzigen Beschäftigung machen wollte; hinter dem Rücken des schlummernden Alten zog er das versteckte Buch hervor, und halbe Nächte durchwachte er bei heimlich erworbenem Lichte über den von zurückgelegtem Taschengelde heimlich erkauften Büchern. Einst kam ein ausgezeichneter jüdischer Gelehrter zum Besuche; in die Unterredungen der Alten mischte sich der Jüngling mit tiefem Ernste ein, und wie der Fremde über sein Wissen und seine Einsicht, so staunte der Großvater über die ihm selbst bisher fremd gebliebenen Beschäftigungsgegen-

stände des Enkels. Den vielversprechenden Aufforderungen des Gelehrten folgte die großelterliche Eitelkeit gern, und von diesem Augenblick an war ein offenes, von geeigneten Lehrern geleitetes Studieren gestattet. Dieses setzte ihn bis zum Mai 1780 in den Stand, die damals vorzüglich blühende Universität Göttingen zu beziehen; seine durch die philosophischen Schriften geweckte Vorliebe zu freiem Forschen hatte ihn für Medizin und die damit verknüpften Naturwissenschaften entschieden. Ausgezeichnete Männer, welche damals auf jener Hochschule glänzten: Baldinger, Murray, Richter, Wrisberg, Gmelin, Strohmeyer, Lichtenberg waren seine Lehrer, deren Vorträge er emsig benutzte. Dem Wohlwollen und dem günstigen Urtheile Richter's, in jener Zeit fast des einzigen wissenschaftlichen Wundarztes in Deutschland, welcher von sehr vielen Orten, namentlich auch von Frankfurt aus, häufig berathen wurde, verdankte Neuburg die vortheilhafte Meinung, welche man gleich bei seinem ersten Auftreten in der Vaterstadt, bald nachdem er am 28. Oktober 1783 zur Erlangung der medizinischen Doctorwürde mit Ehren disputirt hatte, von ihm fasste. Aber dennoch hob diese vortheilhafte Meinung von seiner Person die Vorurtheile nicht ganz auf, welche damals noch allzu schwer auf seiner Nation lasteten. Um so verdienstlicher war es für ihn, um so erhebender in den erlittenen Kränkungen, daß die Werthschätzung, welche man ihm persönlich zollen mußte, die allgemeine Voraussetzung besiegte. Als er zu seiner Aufnahme unter die Aerzte von dem Sanitätsamte geprüft wurde und als Jude der Sitte gemäß mit „Ihr" angeredet stehen mußte, brachte er, von wissenschaftlichem Sinne erfüllt und durchdrungen von mancher neuen Lehre, mehrere Examinatoren, die das Licht der Wissenschaft eben nicht sehr hell erleuchtet haben mochte, in die Verlegenheit der offenbar gewordenen eigenen Unwissenheit, so daß der vorsitzende Bürgermeister ihm bald freundlich zusprach: „Setzen Sie sich doch, Herr Doctor"! und

daß Ein Examinator, der als gelehrter und ausübender Arzt vortheilhaft bekannte Dr. Pettmann, ihm Beifall und Anerkennung ertheilte, des folgenden Tags einen persönlichen Besuch machte und von der Zeit an rathender, empfehlender Freund wurde.

Nachdem er sich bereits eine angesehene und einträgliche Stellung als Arzt verschafft hatte, sagte er sich aus innerer Ueberzeugung öffentlich von dem mosaischen Bekenntnisse los. Sein ärztliches Wirken war mit glücklichem Erfolge gesegnet und daher vom öffentlichen Vertrauen begleitet. Er verdiente dieses Loos wegen seines tüchtigen Wissens, seines scharfen und richtigen Blickes, seiner unermüdeten Thätigkeit, seiner sorgsamen Theilnahme an den Leidenden, wegen seines heiteren, lebendigen Geistes, seines milden gefälligen Sinnes, seines edlen Herzens. Leicht faßte er auf, was er beobachtet, gedacht, erfahren hatte. Während er zwar mit besonderer Vorliebe in den Werken der Alten las und sich von ihnen bilden ließ, schritt er doch auch in der Kenntniß der neueren Literatur ununterbrochen fort. Später erst, als glückliche äußere Verhältnisse ihm erlaubten, sich ein ruhigeres, weniger geschäftsvolles Leben zu bereiten, ergriff er auch wieder das Studium der Naturkunde, wobei ihm die Gabe leicht und unbefangen zu beobachten und ein vortreffliches Gedächtniß gut zu Statten kamen. Die physischen Erscheinungen der Erde und ihrer Atmosphäre interessirten ihn sehr. In der Botanik zogen ihn besonders die Lebensäußerungen der Pflanzen an, die er mit Liebe im eigenen Garten cultivirte. So stellte er z. B. eine Reihe Versuche über die Wirkungen verschiedener mit den Pflanzen in Berührung gebrachter Gifte an. Eine ererbte Mineralien- und Conchylien-Sammlung machte er durch emsiges Studium dieser Fächer und eine ausgewählte Bibliothek durch fleißige Benutzung erst recht zu seinem wahren Eigenthum. Viele von ihm niedergeschriebene ärztliche und naturkundliche Bemerkungen, Beobachtungen und Excerpte zeugten von seiner regen Aufmerksamkeit und seinem scharfen

Denken. Neuburg liebte den persönlichen wissenschaftlichen Verkehr mit gleichgebildeten und gleichgesinnten Männern, und wurde darum ein Mitstifter sowohl der Wetterauischen als auch der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft. Der letzteren widmete er ganz besondere Sorgfalt. Von ihrem Ursprunge im Jahr 1817 an bis zu seinem Tode war er ihr erster Director. Mappes schildert in der zu seinem Andenken gehaltenen Rede seine Verdienste um die Gesellschaft in folgenden Worten: „Was diese Gesellschaft, deren Mitstifter er war, ihm verdankt, wie trefflich er seine Stellung als Mitadministrator der ursprünglichen Stiftung Senckenbergs zum wahren Wohle der alten, zum Segen der neuen Anstalt benutzte, wie er das große öffentliche Vertrauen, die allgemeine Achtung und Liebe, welche er genoß, zur Emporbringung dieses seines Lieblings im kräftigen, wahrhaft jugendlichen Alter geltend machte, wie er als der erste Director nur die Sache im Auge, die eigene Persönlichkeit und deren Ansprüche ihr unbedenklich zurücksetzend und jede fremde ehrend, mit mildem Ernst und vermittelnder Freundlichkeit verschiedenartige Elemente zu Einem Zwecke zu verbinden, die Uebelwollenden unschädlich zu machen, die Allzubedenklichen zu beruhigen, die Aufwallenden zu besänftigen, die Gleichgültigen zu gewinnen wußte, wie er bei jeder Veranlassung reiche Gaben gespendet, bedarf bei den Zeugen seiner schönen Wirksamkeit keiner weiteren Entwickelung. In dem Herzen seiner Freunde, in unserer Aller Gedächtniß wird sein Andenken fortleben."

Neuburg hat viele seiner Erfahrungen theils in verschiedenen Zeitschriften, theils in der besonderen Schrift: „Klinische Bemerkungen über einige chronische Krankheiten", Frankfurt, 1814, niedergelegt. (Vgl. Stricker, Geschichte der Heilkunde in Frankfurt, S. 310.)

Trefflich und wahrhaft edel war sein Charakter. Seine vielen wohlthätigen Handlungen gingen aus einem wahrhaft wohlwollen-

den Herzen hervor, weßhalb er es auch nicht leicht bekannt werden ließ, was er für Andere that und spendete. „Könnten sie jetzt," sagt Mappes, „Zeugniß davon geben, all die Vielen, die sein gutmüthiges Wesen im Kummer aufgerichtet, seine anspruchslose, schonende Freigebigkeit in Noth beschützt, gerettet, denen seine verständige Hülfe das Lebensglück begründet, denen er kaum aufgefordert und in zarter Schonung manchmal Summen hingegeben, ohne ängstliche Sorge oder engherzige Sicherstellung vor Verlust, es müßte jedes weitere Wort zu seinem Lobe verstummen. Wie freundlich und anspruchslos er den jüngern Collegen empfing, wie er den Schüchternen ermuthigte, dem Verkannten das Wort geredet, wie aufrichtiges Vergnügen es ihm gewährte, jedem recht angelegentlich förderlich zu sein, der vertrauensvoll seinen dargebotenen Umgang pflog, das haben so Viele empfunden. Weil er stets jugendlichen Sinnes geblieben, gern und ohne die Autorität des Aeltern geltend machen zu wollen mit den Jüngern lebte, haben auch die Jüngern fast mehr noch als die eigenen Altersgenossen seinen Verlust zu betrauern."

Als ihn mitten im heitern Genusse eines glücklichen Alters am 19. März 1830 plötzlich eine schmerzhafte Krankheit ergriff und ihn den nahen Tod erblicken ließ, sah er demselben ruhig ins Auge, und mit Besonnenheit alle seine Angelegenheiten ordnend, erwartete er sein Ende mit Fassung. Indem er sein Leben noch einmal im Zusammenhang überblickte, sprach er in tiefer Rührung: „Ich habe des Glückes viel genossen, und bei allem Irren habe ich doch stets nach dem Guten gestrebt, habe doch manches Gute gewirkt."

Seinem wohlwollenden Gemüthe war auch die Idee zur Stiftung einer ärztlichen Wittwenkasse für Frankfurt entkeimt, was für ihn selbst gar nicht von persönlichem Interesse sein konnte. Er wandte dieser Kasse, die am 1. Mai 1820 ins Leben trat, bei seinem Tode ein besonderes Vermächtniß zu.

Samuel Christian Lucä.

Dieser gelehrte Mediciner und ausgezeichnete Arzt war geboren zu Frankfurt a. M. am 30. April 1787 und der Sohn des Apothekers Justus Lucä, welcher anfänglich die Hirschapotheke gepachtet hatte, später aber (1796) die jetzige Brückenapotheke errichtete. Lucä beschreibt seine erste Jugendzeit selbst, wie folgt:

„Ich, Samuel Christian Lucä, wurde am 30. April 1787 Abends um 7 Uhr in der Hirschapotheke auf dem Markt geboren und am 2. Mai getauft, wobei mir Herr Apotheker Buch den Namen Samuel und mein Onkel, der Stadtbaumeister Herr Johann Georg Christian Heß, den Namen Christian gegeben. Im sechsten Jahre meines Lebens wurde ich zum Unterricht in den ersten Elementen der öffentlichen deutschen Schule des Herrn Ph. C. Gollhard und der Unterweisung eines gewissen Gottlieb Feldstrauch, eines guten, fidelen, rechtschaffenen und sehr gebildeten Mannes (und späteren Freundes meines Vaters) der sich Alters halber in das Senckenbergische Stift eingekauft hatte, übergeben. Im achten Jahre begann ich das Gymnasium meiner Vaterstadt zu besuchen, wo ich neun Jahre lang verblieb, und wo der Unterricht eines Fresenius, Poppe, Kühne, Mosche, Rambach und Purmann mir die Kenntnisse der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache, der Geschichte und anderer Disciplinen beibrachte. Besonders verdanke ich Mosche durch seinen philosophischen Unterricht beim Studium der römischen Classiker viel, und ich darf gestehen, daß das eigene Talent dieses Mannes, die

Köpfe seiner Schüler gleichsam zu öffnen und schlafende Fähigkeit zu wecken, sehr viel zu meiner wissenschaftlichen Tendenz beitrug.

„Zu dieser Zeit besuchte ich auch den öffentlichen Religionsunterricht des Dr. Hufnagel, eines Mannes, dessen Herz und Talent in dem schönsten Einklange standen, um die Religion der Liebe in Allen lebendig zu machen, und wurde von diesem trefflichen Manne zu einem Gliede der christlichen Gemeinde durch eine feierliche Confirmation öffentlich eingeweiht.

„Ein Hauslehrer meiner Brüder, Herr Carl Stürmer, ein Mann von Geist und Herz, unterrichtete mich damals in der Musik, einer Kunst, zu der in meiner Familie von jeher viele Anlage geherrscht hatte, und erweckte so in mir ein Talent, dessen Ausbildung in der Folge ohne Lehrer ein höchst anziehendes Studium über die natürlichen Gesetze der Harmonie und über die große Aehnlichkeit und Verwandtschaft der Musik mit Redekunst und Poesie in Bezug ihres Einflusses auf unser Gefühl für mich wurde. Ein Streben, worin ich zwar durch Ermangelung äußeren Beistandes noch nicht sehr weit gekommen bin, welches ich aber durchaus nicht aufgegeben habe.

„Nach dem Wunsche meiner Eltern war ich zur Erlernung der Apotheker-Kunst bestimmt, und mein Vater, dem meine Ausbildung sehr am Herzen lag, hatte in dieser Hinsicht schon früher jede Gelegenheit benutzt, um mir manche nützliche Vorkenntnisse aus seinem Fache beizubringen, allein nun, in meinem sechzehnten Jahre, wo ich nach beendigtem Gymnasialcurs mich über meine künftige Bestimmung erklären sollte, behielt das Streben nach der Natur- und Heilkunde in mir die Oberhand, und da mein Vater meinen Wünschen gerade keinen Zwang anthat, so erklärte ich mich nun förmlich für das medicinische Studium.

„Da ich aber in diesem Zeitraum als ein sechzehnjähriger Jüngling zur Universität noch nicht selbstständig genug war, so verblieb ich vom Frühjahr 1803, wo ich dem Gymnasium valedicirte, bis

bis zum Herbste 1805 noch im elterlichen Hause, um mich zum akademischen Studium vorzubereiten. Ich erlernte damals die französische Sprache und arbeitete mit großem Eifer täglich einige Stunden in Humanioribus und Philosophicis. Der verstorbene Dr. Scherbius, nachher Professor der Botanik an der medicinischen Schule, machte damals häufige botanische Excursionen, ich gesellte mich diesen bei und erwarb mir so nach und nach einige botanische Kenntnisse, ohne jedoch Sinn für Botanik zu gewinnen. Wäre damals ein Kielmeyer mein Lehrer gewesen, die Pflanzenkunde würde mich sicherlich heftig angezogen, nicht zurückgestoßen haben! —

„Mehr als Botanik fesselte mich in dieser Periode das Studium der Anatomie, zu welcher ich von Jugend auf eine ganz besondere Neigung fühlte, so daß ich schon als Secundaner in verschiedenen alten anatomischen Büchern, deren ich habhaft werden konnte, insgeheim mir eine oberflächliche Kenntniß verschiedener Theile des menschlichen Körpers verschaffte, und, genau genommen, eigentlich blos aus Liebe zur Anatomie mich dem medicinischen Studium bestimmt hatte.

„Unter Anleitung meines nachherigen Collegen Behrends fand ich in dem anatomischen Theater des Senckenbergischen Instituts zur Ausbildung in diesem Fache eine schätzbare Gelegenheit. Behrends hatte damals noch große Liebhaberei an Anatomie und kam meiner Lernbegierde und meinem Eifer freundlich entgegen; wohlwollend bot er mir jede Gelegenheit zur Befriedigung meiner Wißbegierde und gewann mich dadurch immer mehr für diese Disciplin. Ich erwarb mir durch diese Gelegenheit manche theoretische Kenntnisse des anatomischen Faches und verschaffte mir zugleich durch die tägliche Uebung in der practischen Zergliederungskunde eine Fertigkeit, die mich zu den schwierigsten Geschäften in diesem Fache fähig machte, so daß mir derselbe ganz die Verfertigung aller Präparate für das anatomische Cabinet übertrug, und ich auch auf solche Weise

von 1803 bis 1805 fast jeden Tag unausgesetzt unter Leichen mit Zergliederungen und Präparationen zubrachte. —

„In eben diesem Zeitraum benutzte ich noch zwei Jahre lang die öffentlichen Vorträge des Dr. Joh. Valentin Müller über medicinische Encyclopädie und Methodologie, Physiologie des Menschen, allgemeine Pathologie und Therapie, materia medica, wodurch ich mir manche nicht unwichtige physiologische und ärztliche Vorkenntnisse zu Wege brachte.

„So vorbereitet bezog ich nun im Spätjahre 1805, wenige Tage nach dem Tode meines Vaters, zum Anfange meines akademischen Studium's die medicinische Specialschule zu Mainz, wo damals Köler, Metternich, Molitor, Wedekind, Weidmann und Joseph Wenzel Lehrer waren. Ich verweilte hier bis zum Frühling 1807 und trieb während dieser Zeit unausgesetzt unter Wenzel's und des damaligen Prosector Leydig's Leitung Anatomie, indem ich die große Fülle von Leichen des dasigen anatomischen Theaters und Wenzel's uneigennützige Freundschaft auf die zweckmäßigste Weise benutzte, um mich ganz zum praktischen Zergliederer auszubilden.

„Daß Wenzel mir in dieser Zeit mehr als bloßer Lehrer, daß er mir wirklicher Freund war, habe ich bereits im Angesichte des Publikums in der von mir verfaßten biographischen Skizze Joseph Wenzel's hinreichend ausgesprochen. Bei Wenzel hörte ich Anatomie und Physiologie, bei Molitor Chemie und Pharmacie, bei Köler Botanik und materia medica, bei Metternich allgemeine Pathologie, bei Leydig Chirurgie, bei Weidmann hörte ich Geburtshülfe und trieb dieselbe zuletzt auch praktisch in dem trefflich eingerichteten Entbindungshause; bei Wedekind hörte ich eine allgemeine Propädeutik der Heilkunde. Des Letzteren freier, ungezwungener, eleganter Vortrag zog mich sehr zu diesem Manne hin.“

(So weit dieses Manuscript.)

Im Frühjahre 1807 bezog Lucä die Universität Tübingen, welche durch den Ruhm ihrer Lehrer ihn vor andern besonders anzog. Hier benutzte er die schätzbare Gelegenheit des Unterrichts und selbst zum Theil des Umgangs mehrerer in ihren Sphären wahrhaft außerordentlicher Männer. Bei Plouquet studirte er die generelle und specielle Pathologie und Therapie und die Semiotik. Autenrieth lehrte damals neben der Clinik auch Anatomie und Physiologie, und Lucä benutzte bei seiner großen Liebe zu diesen letztgenannten Fächern die Gelegenheit, sich in denselben vorzugsweise auszubilden. Sein eifrigstes Studium in Autenrieths Schule war aber die Clinik, die er unter den Augen des großen Meisters ein ganzes Jahr hindurch übte. Das Glück, diesen ausgezeichneten Naturforscher, Beobachter, Arzt und Lehrer kennen gelernt, lehren gehört und handeln gesehen zu haben, schlägt er für seine eigene Ausbildung als das höchste und erfolgreichste Ereigniß in seiner ganzen akademischen Laufbahn an.

Auch der treffliche Kielmeyer war damals in dem Sonnenglanze seiner Größe. Lucä benutzte dessen Vorträge der vergleichenden Anatomie und Botanik, und hörte bei demselben einen Theil der Chemie, nach seiner eigenen Erklärung in jeder Lehrstunde zur tiefsten Verehrung und Bewunderung dieses großen Naturweisen hingerissen. Außerdem hörte Lucä bei Gmelin Mineralogie und Arzneimittellehre, bei Hiller Chirurgie, und bei dem ehrwürdigen Bohnenberger Experimentalphysik. Mit mehreren andern Fächern machte er sich durch Privatstudium bekannt. Den 14. und 16. Junius 1808 bestand er die gesetzliche Prüfung bei der Facultät und erhielt am 2. November nach vorhergängiger öffentlicher Vertheidigung seiner Thesen, wobei sein Freund und späterer College Bayrhofer sowie der Prosector Baur ihm opponirte, unter Autenrieths Vorsitz und aus dessen Händen die Doctorwürde. Nach seiner Promotion blieb er, im lehrreichem Umgang mit Autenrieth und Plouquet,

behufs der Ausarbeitung seiner Inauguralschrift, über die den Arterien am Menschen angehörenden Nerven bis zum Februar 1809 in Tübingen, und begab sich sodann voll der dankbarsten Erinnerungen an die dort verlebten glücklichen Tage und genossenen zahlreichen Wohlthaten nach Mainz, um auf dem mit Leichen so reich versehenen anatomischen Theater daselbst jene Untersuchungen zu Ende zu bringen. Als er im April desselben Jaores nach Frankfurt zurück gekehrt war, um zur Unternehmung einer literärischen Reise nach Wien und Italien Anstalten zu treffen, ward er an der Ausführung derselben durch den zwischen Oesterreich und Frankreich ausgebrochenen unseligen Krieg verhindert, und unterwarf sich, um wenigstens vor der Hand sich in seiner Vaterstadt aufhalten zu können, dem praktischen Examen, in Folge dessen er am 12. Mai die Licenz zur Praxis erhielt. Zu den gleich anfangs nicht unbedeutenden Berufsgeschäften (denn Lucä hatte nach einem damals bestehenden Gesetze die zwei an Stadtarmen reichsten Bezirke in Sachsenhausen, in welchem gerade ein Petechialfieber beinahe epidemisch herrschte, übernommen und hier eine höchst schätzbare Schule zu seiner technischen und ethischen Ausbildung gefunden) gesellte sich eine Brotpraxis, die für ihn eine recht ergiebige Nahrungsquelle abgegeben haben würde, wofern er sich hätte überwinden können, seinen Zweck und sein höchstes Glück in solcher Beschäftigung zu suchen und seine wissenschaftliche Thätigkeit, seine ganze Zeit, seine volle Freiheit und einen Theil seines Charakters diesem zu opfern. Aber der älteren Liebe zum innigen Umgange mit seiner Wissenschaft getreu und dieser letztern alles aufzuopfern bereit, theilte er seine Zeit und seine Kräfte zum Dienste der Wissenschaft und des Publikums und gewann so einerseits in sich selbst, was er andererseits außerhalb freiwillig in die Schanze schlug. Seiner Armenpraxis widmete er sich mit warmem Eifer und benutzte sie zum eigenen Unterricht; von einem größeren ärztlichen Wirkungskreise hielt er sich jedoch freiwillig

zurück, um zu seinen häuslichen Studien Zeit, Kraft und Gemüthsruhe zu behalten und sich vor Einseitigkeit zu bewahren. In dieser Zeit erschien von ihm seine erste literärische Arbeit, die Nerven der Arterien und die Untersuchung über die Thymus, und der beinahe tägliche Umgang mit dem berühmten und hochverdienten Arzt C. Wenzel, einem würdigen Bruder seines unvergeßlichen Lehrers, welcher ihn in jeder Beziehung mit Güte und Freundschaft überhäufte, war ihm eine sehr schätzbare Quelle lehrreicher Unterhaltung und Aufklärung über Gegenstände seiner Wissenschaft.

Doch immer einengender und schmerzlicher regte sich allmälig in ihm das Gefühl der Abhängigkeit und Gebundenheit des praktischen Arztes einer Stadt, in der die Meinungen, Ansichten und Anforderungen der Mehrzahl seinem inneren Streben oft geradeswegs entgegengesetzt waren, und wo sein Streben weder Aufmunterung noch Schutz fand, ja, wo damals außerdem eine stete Spannung zwischen einem zwar hochherzigen und humanen, aber durch Alter und den Druck der eisernen Zeit gelähmten, nicht selten durch seine Umgebung irre geleiteten Fürsten und zwischen einer ihrer vormaligen republikanischen Freiheit nicht entwöhnten und darum sich unglücklich fühlenden Bürgerschaft die Gemüther beschäftigte und das Leben selbst verbitterte. So kam es, daß er, obwohl selbst ein Sohn dieser Stadt, ein Genosse ihrer Bürgerschaft und ein Unterthan ihres Fürsten, sich in Frankfurts Mauern immer mehr ein Fremdling fühlte.

In dieser für ihn höchst peinlichen Lage richtete er seine Blicke auf das akademische Leben, dessen stille, prunklose Ruhe und ungestörte wissenschaftliche Thätigkeit ihm die süßeste Entschädigung für den bisher erlittenen Zwang versprach. Er suchte, von seinen Gönnern Ackermann und Nägele wiederholt eingeladen, deßhalb um die Erlaubniß nach, sich auf der Universität zu Heidelberg als Privatdocent niederlassen zu dürfen, und erhielt auf Vorschlag der medicinischen Fakultät daselbst von der Regierung die Genehmigung.

Nachdem er im Frühjahr 1812 sich durch seine Schrift de facie humana habilitirt hatte, machte er seinen ersten Lehrversuch mit dem Vortrag der Physiologie des Menschen. So schwer nun auch dem jungen Anfänger wegen Mangel an Tact und Uebung und wegen übergroßer Aengstlichkeit dieser erste Versuch im freien, öffentlichen Vortrage war, und so sehr derselbe noch zahlreiche Mängel hatte, so wurde er doch von mehreren jungen Männern ersucht, auch Osteologie in diesem Semester zu lesen, welchem Verlangen er unter Einerntung von Beifall entsprach.

Unter solchen Umständen verlebte er in Heidelberg eine ihm unvergeßliche Zeit froh, heiter und zufrieden, was einen sichtbar wohlthätigen Einfluß auf seine Gesundheit übte. Allein eine Berufung als Lehrer der Physiologie und der vergleichenden Anatomie an die in diesem Sommer zu Frankfurt entstandene medizinische Specialschule machte dem Aufenthalt in Heidelberg ein baldiges Ende. So ungern er diesen Ort verließ, weil Studenten sowohl als Professoren ihn lieb gewonnen hatten, so überwogen doch die leidigen pekuniären Rücksichten. Als Collegen traf er bei dieser neuen Anstalt seine hochgeschätzten Freunde Wenzel und Behrends. Ersterer war vom Großherzog zum Director genannt, und da Lucä als jüngstes Mitglied das Secretariat erhielt, so gewann er doppelte Gelegenheit seinem freundschaftlichen Umgange mit Wenzel nachzuleben. Da die Schule keine besondere Anstalt für Zergliederung und Unterricht in der vergleichenden Anatomie hatte und keine erhielt, so mußte Lucä seine Lehrvorträge auf Physiologie des Menschen und der Thiere und auf einzelne Theile der Anatomie des Menschen beschränken, welche letztere Behrends vollständig vortrug. Zugleich unterstützte er diesen bei den Secirübungen an demselben Orte, wo er selbst einst als dessen Zögling einen Theil seiner Bildung erhalten hatte. Um seine physiologischen Studien auch von pathologischer Seite ferner zu betreiben, begab er sich wieder in den Wirkungskreis eines praktischen

Arztes, und seine auch jetzt übernommene Besorgung der Armenclinik in den früheren Stadtquartieren gab ihm hierzu hinreichende Gelegenheit, während seine Mußestunden zu schriftstellerischen Arbeiten verwendet wurden.

Unter solchen angenehmen und nützlichen Beschäftigungen, die durch seine im Junius 1813 erfolgte Verheirathung nicht gestört wurden, lebte er vom Spätherbst 1812 bis zum Spätherbst 1813 ruhig, thätig und glücklich. Aber mit dem Winterhalbjahre 1813—14, dem dritten Semester der Schule, wurde diese Ruhe durch die politischen Stürme und den damals am heftigsten wüthenden Typhus vielfach gestört. Die Nahrungsquellen der Schule versiegten, die Auszahlung der Gehalte stockte, die Hörsäle wurden theilweise mit Einquartierung belegt, ausländische Studirende entfernten sich, und von den Professoren wurden diejenigen, welche treu auf ihren Posten aushielten, mit Gewalt und Grobheiten zur Besorgung der Lazarethe gezwungen, während der Typhus in der Stadt die dreifachen Anstrengungen nöthig machte. Dieses Schicksal traf denn auch Lucä. Gemeinschaftlich mit Wenzel und wenigen Andern bemühte er sich durch Fortsetzung der Vorträge die Lehranstalt im Gange zu erhalten, aber er mußte in seinen Anstrengungen nachlassen, da ihm die Behandlung einer Anzahl kranker österreichischer Soldaten, sowie die Direction eines preußischen Lazarethes übertragen wurde. Außerdem ward er durch eine drei- bis vierfach vermehrte Armenpraxis in seinen Stadtdistricten, sowie durch Behandlung der Armen in andern Quartieren, deren Aerzte theils gestorben, theils durch Lazarethdienst verhindert waren, und endlich durch eine sehr vermehrte Privatpraxis in Anspruch genommen. Trotz der ihm dadurch auferlegten Anstrengungen, trotz Kummer und Verdruß setzte er seine Bemühungen für die Schule fort, hielt seine Lehrvorträge, und leitete gemeinschaftlich mit Behrends die Secirübungen nach wie vor; und der gütige Himmel, der ihm gerade

in dieser mißlichen Zeit das Glück einer verhältnißmäßig dauerhaften Gesundheit und gleichsam eine gewisse Sicherheit vor Ansteckung verlieh, gab ihm die nöthige geistige Kraft, Ruhe und selbst Gleichgültigkeit bei der Ausübung seines Berufes.

So verstrich jener kritische Winter von 1813—1814 und mit demselben die mörderische Typhusepidemie nebst dem größten Druck der damaligen Zeitläufte. Die für ganz Deutschland beginnende neue und hoffnungsreiche Zeitepoche, welche die Opfer, mit denen sie erkauft worden war, bald vergessen machte, erweckte auch bei Lucä manche Hoffnungen, zu denen die bessere Zeit und besonders die bessere Lage Frankfurts allerdings berechtigen durfte. Unter diesen Hoffnungen war die vorzüglichste die auf den Fortbestand der medicinischen Lehranstalt, da es bei den ausgezeichneten Mitteln, welche die Localverhältnisse Frankfurts darboten, und bei dem Patriotismus und der Uneigennützigkeit, welche wenigstens einen Theil der Lehrer beseelten, von Seiten der Stadt eines unbedeutenden Kostenaufwandes zur Erhaltung des Instituts bedurft hätte. Aber jene Hoffnung blieb unerfüllt. Die Anstalt hatte gleich von ihrem Ursprunge an zahlreiche Gegner gehabt. Jetzt wurde sie schlechtweg unter die Unannehmlichkeiten und Fatalitäten der großherzoglichen Zeiten gerechnet; ja es gab Leute, welche sie für etwas dem Medicinalwesen Nachtheiliges verschrieen, und dieses führte im Frühjahr 1814 das Aufhören derselben herbei. Lucä, obgleich nunmehr durch Familienbande an Frankfurt geknüpft, richtete seine Blicke und Hoffnungen nochmals, wie schon 1811 auf das Ausland. Er widmete sich jetzt wieder mit größerem Zeitaufwande der ärztlichen Praxis, besorgte täglich die Behandlung der Stadtarmen in vier Districten, trieb zu Hause mit Eifer das Studium der Physiologie und Pathologie und bearbeitete einzelne Gegenstände dieser Fächer speciell, bis ihm im Spätjahr 1815 die ordentliche Lehrstelle der Pathologie, Therapie und medicinischen Clinik an der Universität

Marburg angetragen wurde. Obgleich nicht durch wissenschaftliche Reisen und den Besuch großer Krankenanstalten gebildet, obgleich im ärztlichen Fache nicht als Schriftsteller bekannt, und auch in Frankfurt als Arzt nicht besonders gesucht, hatte er dennoch sogleich Muth und Lust jenen Antrag anzunehmen, da seine bedeutende Armenpraxis und die Art, wie er diese zu seinem Selbstunterrichte angewendet hatte, ihm manchen schätzbaren Vorsprung gewährte. Er nahm die ihm dargebotene Stelle an, und bezog 1815 seinen neuen Wohnort. Kurz vor seinem Abgang nach Marburg erhielt er noch für seinen gemeinnützigen Eifer und seine großmüthige und thätige Theilnahme an der ärztlichen Pflege der hiesigen Armen ein Danksagungsschreiben der allgemeinen Armencommission.

Lucä war damals erst 28 Jahre alt. Die Berufung nach Marburg als Professor ordinarius und Director der Clinik, und zwar als Nachfolger Conradi's deutete also auf ein großes Vertrauen, das man in seine Befähigung setzte. Doch erregte der durch die Zartheit seiner Gestalt noch jünger erscheinende Mann bei seiner Ankunft in Marburg hier und da die Befürchtung, daß er seinem Posten schwerlich gewachsen sein möge; ja, als er am Tage der festbestimmten Einführung in sein Amt durch eine Hämarrhogie aus den Lungen zu erscheinen verhindert war, schüttelte der damalige Universitäts-Administrator Hausmann den Kopf und meinte: der junge Professor (welcher einen wissenschaftlichen Vortrag in lateinischer Sprache zu halten hatte) habe wahrscheinlich das Kanonenfieber. Diese Befürchtungen rechtfertigte Lucä jedoch durchaus nicht; er war sehr bald ein würdiges, ja ausgezeichnetes Mitglied der alma Philippina, und ein großer Liebling seiner Schüler. Die Anatomie zog ihn sogleich zu Bünger und Herold, und sein Herz zu dem Chemiker Wurzer, mit welchem er in innigen Verkehr trat. Seine Liebe zur Physiologie veranlaßte ihn, neben seinen clinischen Vorträgen und seinen Vorlesungen über allgemeine und specielle

Pathologie und Therapie, neben welchen er zugleich eine ambulatorische und Polyclinik besorgte, auf Ersuchen auch noch Physiologie zu lesen, so daß er täglich 5 bis 6 Stunden Vorträge zu halten hatte. Leider ward er hierbei schon in den ersten Jahren manchmal durch Unwohlsein oder gar durch Blutergüsse aus den Lungen heimgesucht*). Dennoch war er neben jenen anstrengenden Arbeiten auch noch als Schriftsteller unausgesetzt thätig. So schrieb er seine Entwickelungsgeschichte des Menschen (wohl sein bestes Werk) und den ersten Band seiner Anthropologie nebst verschiedenen Programmen und Aufsätzen. Zu gleicher Zeit unterhielt er eine sehr lebhafte Correspondenz nach allen Seiten hin, die um so mehr zunahm, als ihm, nachdem durch seine Bemühungen ein Austausch der Dissertationen an den Universitäten Deutschlands und der benachbarten Länder in's Leben gerufen worden, die obere Leitung dieses Austausches übertragen wurde. Ganz besonders vermehrten sich aber seine Anstrengungen, als er im Jahre 1819 zum Prorector der Universität ernannt worden war. Neben den mit diesem Amte ohnedieß verbundenen Beschäftigungen übernahm er es auch noch, das

*) In einem Briefe vom 19. Mai 1816 aus Marburg an seine Frau in Frankfurt heißt es: „Was mich betrifft, so befinde ich mich immer noch auf dieselbe Weise. Katarrh, Schnupfen, Kopfweh, Sinnestäuschungen, Gliederschmerzen, Wallungen, Fieberbewegungen, Unterleibsbeschwerden, zuweilen Uebelkeiten und Ohnmachten wechseln fast alle Stunde mit einander ab. Der lästigste Umstand ist, daß ich Nachts keine Ruhe habe, sondern gewöhnlich von Abends 10 Uhr bis Morgens 3 Uhr ohne alle Fieberhitze phantasiere und erst des Morgens einschlafe, wenn die Vögel sich hören lassen und die Sonne aufgeht. Wie mir das den Kopf angreift, vermag ich nicht zu beschreiben. Ich erkenne die Sache sehr gut für Hypochondrie, allein wer meine Arbeitsliebe kennt und bedenkt, daß gerade jetzt alle meine Geschäfte im besten Gange sein sollten, der wird einsehen, daß mir und Andern die Sache sehr unangenehm sein muß. Ich habe meine Vorlesungen zwar angefangen, sie sind auch alle zahlreich besucht, mußte sie aber wieder aussetzen; morgen will ich sie wieder einmal anfangen. Arnoldi, Robert, Wurzer rc. haben mich alle besucht und mir Enthaltung von Geschäften und Zerstreuung aller Art vorgeschlagen; aber ich kann von allen diesen Vorschlägen keinen Gebrauch machen, denn ich gehöre auf meinen Posten.

in verwahrlostem Zustande befindliche Universitätsarchiv zu ordnen, und besorgte dabei öfters Arbeiten, welche eigentlich Unterbeamten oblagen. Er stand aber jenem Amte nicht bloß mit außerordentlicher Thätigkeit, Pünktlichkeit und Energie vor, sondern auch mit großer Humanität. So übernahm er damals für viele arme Eltern die Vormundschaft über ihre Söhne, suchte nicht bloß die Studenten vor Uebervortheilungen seitens der Bürger, sondern auch diese vor leichtsinnigem Schuldenmachen seitens der Studenten zu schützen, und ging in seiner Herzensgüte sogar so weit, Studenten, von denen ihm angezeigt worden, daß sie Duelle beabsichtigen, in der Dunkelheit zu sich kommen zu lassen und zu versöhnen, damit sie nicht durch die erfolgende Strafe an ihrem Fortkommen gehindert wurden. Bei einer solchen Thätigkeit konnte jedoch sein kränklicher Körper nicht lange aushalten. Nachdem er am 10. September 1820 sein Prorectorat niedergelegt und zu seiner Erholung eine Ferienreise nach Frankfurt gemacht hatte, verfiel er in ein ernstliches Siechthum und vermochte nicht wieder nach Marburg zurückzukehren. Geheimrath Wenzel, dessen Schwiegersohn Dr. Wilhelm Sömmering, Dr. Mappes und Dr. Wolf besuchten den Leidenden täglich mit der innigen Theilnahme, welche der drohende Verlust eines so geist- und gemüthvollen Mannes erzeugen mußte. Zehn bis zwölf Tage vor seinem Abscheiden ließ er seinen letzten Willen niederschreiben und machte hierbei so genaue und klare Angaben über die geringsten Umstände, daß man auf's deutlichste erkennen mußte, wie die Kraft seines Geistes durch die Abnahme der Körperkräfte nicht im mindesten beeinträchtigt ward. Nachdem ihm noch auf eigenes Verlangen der ihm gleichfalls innig befreundete Pfarrer A. Kirchner den Trost des Evangeliums gereicht hatte, befreite ihn am 28. Mai 1821 im fünfunddreißigsten Lebensjahre der Tod von den Leiden der tuberkulosen Lungensucht, die er geduldig und standhaft getragen hatte. Als Arzt waren ihm natürlich die Eigenheiten dieser Krankheit, den

Leidenden mit falscher Hoffnung zu täuschen, nur zu bekannt, und er hatte sich auch schon oft vorher mit Bestimmtheit über sein nahendes Ende ausgesprochen, dennoch aber war er in den letzten Wochen seines Lebens jenen Täuschungen selbst nicht entgangen, und von der Hoffnung belebt worden, daß sein hectisches Fieber eine Intermittens, oder sein Lungenleiden versteckte und noch in Gang zu bringende Hämorrhoiden seien. Jene Krankheit war übrigens in seiner Familie einheimisch; denn nicht allein einer seiner Brüder, seine Mutter, deren Eltern und Geschwister, sondern auch sein Vater waren daran gestorben.

Lucä war mittlerer Statur, hatte dunkelbraune, lockige Haare, fein geschnittenes, sehr regelmäßig gebildetes Gesicht, weiße Haut, hochrothe, scharfbegrenzte Wangen. Der Gesammtausdruck seines Gesichts deutete auf Feinheit, Verstand, Geist und Wohlwollen. Sein Gang war rasch, seine Haltung steif, sogar eckig. Seine Kleidung war einfach, aber sorgfältig und sauber. Alles Auffallende war ihm verhaßt, und es zog ihm sogar bei Gelegenheit der Eröffnung der medicinischen Schule folgende Antwort Wenzels zu: „So wahr Ihre Bemerkung ist, daß ein Kleid den Gelehrten, Sie hätten noch zusetzen können, den Mann nicht mache, so trivial ist sie, und hätte in einem Actenstück, das ich in einiger Beziehung vorzulegen gemüßigt sein könnte, keine Stelle finden sollen. Da ich das Kostüm der Herrn Professoren am Tage der Eröffnung der Schule nicht angeordnet habe, so kann ich Ihnen auch nicht die Ausnahme, welche Sie eigenmächtig machen wollen, zugestehen, und Sie haben die Bewilligung derselben bei dem Generalcurator nachzusehen.“ Ebenso einfach war Lucä in seinem Zimmer und dessen Möblirung, immer aber nett und sehr accurat. Auch im Essen und Trinken machte er keine Ansprüche. Er bedurfte sehr wenig Nahrung, und genoß meist Vegetabilien und Mehlspeisen. Er hatte ein sanguinisch cholerisches Temperament, und war über allen Begriff regsam. In

seinen Handlungen war er rasch und hastig, und seine Unternehmungen mit Lebendigkeit und Feuer begonnen, führte er mit Energie und Festigkeit durch. Er besaß einen hohen Grad von Ehrgeiz. Schon auf dem Gymnasium in Secunda und Prima wußte er sich dadurch, daß er „die Schwächeren schützte, den Stärkern aber mit einer gewissen Vorsicht" entgegen trat, die vollkommenste Herrschaft zu erwerben, und schon frühe verstand er in hohem Grade seine Talente und Fähigkeiten geltend zu machen, und wohl überlegt an den Mann zu bringen. Obgleich aber sein Auftreten und sein Urtheil viel Bestimmtheit und Schärfe hatte, so erkannte doch oft der Menschenkenner eine ihm vielleicht unbewußte Nachgiebigkeit und selbst Schwäche besonders gegen seine nächste Umgebung. Von Untergeordneten erduldete er manches Widerwärtige längere Zeit, ohne sich zu äußern. Streit mied er auf jede Weise, so lange es nur immer möglich war. Er war gegen Jedermann, oft sogar bis zur Schwäche gefällig und hülfreich, und konnte nicht leicht Jemanden, selbst wenn es ihm Unbequemlichkeiten verursachte, oder der Bittende ihm unangenehm war, im gewöhnlichen Verkehre etwas abschlagen, vermochte dagegen andererseits wieder, sich unumwunden bis zur Unvorsichtigkeit zu äußern. Er war in seiner Jugend wegen seines Hangs zum Necken bekannt, und hatte sich dadurch nicht selten in Verlegenheiten verwickelt. Gar oftmals war er von seinen Mitschülern, worunter namentlich Cretzschmar und Gallus, nach Hause geleitet worden, damit er unterwegs keine Schläge bekomme. Diese neckische Natur zeigte sich aber selbst in seinen späteren Jahren noch bei ihm, wie er denn z. B. in der Apotheke seines Vaters mit großem Vergnügen ein Recept entwarf zu einer mixtura Halluncorum. In früherer Zeit liebte er sehr, nach strenger Erfüllung seiner Berufspflichten, gesellige Unterhaltungen aufzusuchen. In Frankfurt z. B. stand er mit geistreichen und gebildeten jungen Männern in heiterem Verkehr, und die Wallfahrten nach Bornheim mit Lux, Leisring,

Kloß, Bayrhofer, Stein u. a. zu geistigem Austausche waren manchmal an der Tagesordnung. Später in Marburg nahm er nur wenig an geselligen Vergnügungen Theil. In der Unterhaltung war er sehr lebhaft, oft witzig, sprach viel und leicht mit Affekt. Musik liebte er in hohem Grade; er war im vollen Besitze musikalischer, wohl ausgebildeter Talente.

Lucä war höchst uneigennützig, sogar über seine Kräfte. Sein mäßiger Gehalt in Marburg von 400 Thalern wurde erst dann (1819) auf 600 Thaler erhöht, als er einen Ruf nach Erlangen als Professor der Physiologie und Pathologie (mit einem Gehalt von fl. 1200) und bald darauf einen zweiten nach Freiburg (mit einem Gehalte von fl. 1500) erhielt. Einer seiner Schüler, Dr. Eiser in Frankfurt, schreibt über ihn: „Jedem seiner Schüler war er Lehrer und Freund. Das unbeschreiblich Liebreiche, welches in allen seinen Zügen sich deutlich aussprach, fesselte einen jeden, wenn er ihn nur einmal erblickt hatte, auf immer an ihn. Wer eines Rathes und Beistandes bedurfte, fand diese bei Lucä. Wer auf irgend eine Art vom Schicksal gebeugt war, ging auch jedesmal gestärkt von ihm weg. Den Unbemittelten war er, wo er nur konnte, ein Wohlthäter im Stillen. Von den wenigsten seiner Zuhörer nahm er ein Honorar für Collegien. Die wenigsten ließ er in Betreff freier Collegien dazu kommen, daß sie ihn darum ersuchten, sondern kam ihnen auf's Schonendste mit diesem Anerbieten entgegen. Zum wahren Entzücken gereichte es ihm, unbemittelten Zuhörern, bei welchen er Eifer und Talente fand, nach Kräften die Hand bieten zu können."

Zum Lehrfache besaß Lucä eine ganz vorzügliche Befähigung. Sein Vortrag war frei, gewandt und glänzend und bewies eine vollkommene Herrschaft über die deutsche Sprache sowohl als über die lateinische. Er hatte eine sonore Stimme und konnte mehrere Stunden nach einander mit steigender Lebhaftigkeit reden. Seinen Schülern lieferte er nicht allein die Literatur zu ihren Dissertationen und stand

ihnen zur Seite bei Bearbeitung derselben, sondern er besorgte selbst für sie, damit sie nicht durch Aufenthalt an Ort und Stelle zu größeren Geldausgaben genöthigt wären, die Correctur. Viele derselben schickten ihm aus ihrer Praxis Krankengeschichten und fragten in schwierigen Fällen um seinen Rath.

Auf seine schriftstellerische Thätigkeit tiefer einzugehen, ist hier nicht der Ort; es genüge die Bemerkung, daß die ebenso zahlreichen als gediegenen Arbeiten seines kurzen Lebens bei den ausgezeichnetsten Meistern in der medicinischen Wissenschaft, wie Autenrieth, v. Sömmering, Merkel, Lauth, Lobstein, Blumenbach u. a. die rühmlichste Anerkennung fanden.

Das Verzeichniß von Lucä's Schriften befindet sich im Anhange.

Lucä war ein zärtlicher Gatte und Vater. Von seinen beiden Söhnen ist der ältere, Dr. Joh. Christ. Gustav Lucä, durch sein ärztliches Wirken sowohl, wie durch seine eifrige Thätigkeit als Lehrer der Zoologie bei der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft rühmlichst bekannt; der jüngere, Dr. jur. Friedrich Karl August Lucä, geb. 16. Juli 1815, unterlag, wie sein Vater, einem hektischen Leiden und starb am 28. Februar 1859. Er war neben seinen Berufsgeschäften im Gebiet der Dichtung und Schriftstellerei vielfach und nicht ohne anerkennenswerthen Erfolg thätig. Als Frucht seiner sprachlichen und historischen Studien erschien z. B. von ihm das „Hermannslied". Frankfurt a. M. 1851, und „die deutschen Kaiser in erzählenden Dichtungen zu den Gemälden des Frankfurter Kaisersaales". Frankf. 1854. Ferner: Der Chronist Friedrich Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Frankf. 1854. — Sein Nekrolog befindet sich in dem 3. Hefte der Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M., S. 194—196.

Karl Wenzel.

Dieser ausgezeichnete Arzt war am 25. April 1769 in Mainz geboren. Zwar verlor er seinen Vater, welcher Professor der Chirurgie und ausübender Arzt war, schon im siebenten Lebensjahre, fand aber Ersatz in einer vortrefflichen Mutter. Nachdem er seine Vorbildung im Jesuitencollegium der Vaterstadt erhalten hatte, ging er gemeinschaftlich mit seinem, nur ein Jahr älteren Bruder Joseph zum Studium der Medicin auf der damals herrlich blühenden Mainzer Universität über, wo beide in Weidmann, Sömmerring und Wedekind treffliche Lehrer fanden. Gleich nach ihrer gemeinsamen Promotion im August 1791 wurden sie als Assessoren unter die Mitglieder der medicinischen Facultät aufgenommen und erhielten zugleich vom Kurfürsten die Zusicherung einer geeigneten Anstellung, sobald sie von ihrer eben anzutretenden wissenschaftlichen Reise wieder zurückgekehrt sein würden. Sie begaben sich zunächst über Würzburg und Bamberg nach Salzburg und Wien. Als sie hier ihre mehrseitigen Untersuchungen, z. B. über Cretinismus, Gehirn, Wasserscheu &c. vollendet hatten, reisten sie nach Italien, besuchten die Städte Mailand, Venedig und Padua, und wandten sich dann nach Pavia, dem damaligen Vereinigungspunkte aller strebsamen Jünger der Heilkunde und Naturwissenschaft. Wie angenehm und ersprießlich ihr Aufenthalt in dieser Stadt für sie sein mußte, erkennt man aus den Namen ihrer dortigen Lehrer und Studiengenossen. Sie erfreuten sich des Unterrichts eines Peter Frank, Scarpa, Volta, Spallanzani, und der jugendlichen Genossenschaft eines Joseph und Franz Frank,

Hartmann, Phil. Michaelis, Barthel von Siebold, Autenrieth und Döllinger, die sich später sämmtlich als practische Aerzte oder als akademische Lehrer auszeichneten. Die damaligen politischen Unruhen nöthigten sie, die beabsichtigte Reise nach England und Frankreich aufzugeben und die Rückkehr nach Deutschland zu beschleunigen. Im Juni 1793 verließen die Brüder mit tiefem Leidwesen ihr geliebtes Pavia und kehrten über die Schweiz und Stuttgart nach der Vaterstadt zurück, welche mittlerweile viele traurige Veränderungen erfahren hatte. Im Jahr 1795 ging Wenzel nach Frankfurt, zunächst bloß in der Absicht, seiner hier verheiratheten Schwester ärztlich beizustehen; da es sich aber mit der verheißenen Anstellung als akademischer Lehrer zu Mainz in die Länge zog, ließ er sich nach längerem Verweilen endlich bleibend in Frankfurt nieder, und gewann seinen neuen Wohnort allmälig so lieb, daß er später ehrenvolle Berufungen an die Hochschulen zu Königsberg, Berlin und Bonn ablehnte. Seine körperlichen Vorzüge — er imponirte durch eine hohe und schöne Gestalt — gepaart mit gediegenen Kenntnissen und vom Glücke begleitet, führten ihn nach und nach in die angesehensten Familien, und bald wurde er ein sehr beliebter Geburtshelfer und Frauenarzt, zumal da er mit den ausgebreitetsten Kenntnissen und mit sicherem Blick, der bei den verwickeltsten Krankheitsfällen so oft den Sitz des Uebels zu finden wußte, die größte Bescheidenheit, den liebenswürdigsten Eifer mit Rath und That an die Hand zu gehen und ein in jedem Leid stets theilnehmendes Herz verband. Ein emporstrebender Geist, der stets seinen Ruf im Auge hatte, eine rastlose Thätigkeit und eine bis zur Verschwendung getriebene Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende waren Grundzüge seines Charakters, die ihm auf seiner ärztlichen Laufbahn stets zur Seite gingen. Nach den Anstrengungen der täglichen Praxis ruhete er zwar mit dem Körper, aber nie mit dem Geiste aus. Der Abend und ein Theil der Nacht wurden darauf verwendet, den gelehrten

Sinn zu befriedigen, seine gemachten Beobachtungen zu ordnen und mit möglichster Sorgfalt in Hinsicht auf Inhalt und Form niederzuschreiben. So arbeitete er fast täglich in seinem Bette bis nach Mitternacht und genoß nur eines kurzen Morgenschlummers, um dann wieder von neuem an das Krankenlager zu eilen. — Ein Mann dieser Art, der in Frankfurt die größte Popularitat besaß und sich bereits durch die mit seinem (im Jahr 1808 verstorbenen) Bruder gemeinschaftlich herausgegebenen Schriften einen ausgezeichneten gelehrten Ruf erworben hatte, konnte der Aufmerksamkeit des Fürsten Primas, dem damals Frankfurt zu Theil geworden war, nicht entgehen. Karl von Dalberg ernannte ihn zum Leibarzt und Geheimenrath, sowie zum Director über die von ihm in Frankfurt gegründete medicinisch-chirurgische Spezialschule, welche Anstalt Wenzel am 9. November 1812 mit einer Rede über Natur und Kunst in der Arzneiwissenschaft eröffnete. Zu seiner großen Betrübniß verkümmerte aber dieses Institut in Folge der veränderten Verhältnisse, noch ehe es zur Blüthe hatte gelangen können.

Wenzels Eifer bei Besorgung der in den Jahren 1812—1814 in Frankfurt errichteten französischen, preußischen und russischen Feldspitäler wurde durch Orden und andere Auszeichnungen belohnt. Im Jahr 1824 erhielt er die Ernennung zum Stadtgeburtshelfer. Leider wurden seine letzten Lebensjahre durch empfindliche Körperleiden getrübt, die ihm nicht nur die Kraft zur gewohnten Thätigkeit, sondern auch die Heiterkeit der Seele raubten, so daß er den Tod als einen Befreier ersehnte. Er starb am 18. October 1827.

Wenzel war ein großer Verehrer der Musik und der Dichtkunst. Göthe's und Schiller's Werke lagen fast beständig auf seinem Pulte aufgeschlagen. Geschätzt als Menschenfreund, als ärztlicher Vater und treuer Freund, als ein edler Mann in der vollsten Bedeutung des Wortes wurde sein Verlust tief beklagt und sein Todestag war

für Frankfurt, dem er dreißig Jahre als Bürger angehört hatte, ein wahrer Trauertag.

Seine theils in Gemeinschaft mit seinem Bruder, theils allein verfaßten Schriften sind folgende:

Diss. inaug. de comparatione inter forcipes Levretianam, Smellianam, Leakianam et Johnsonianam. 1791. 51 S. 8. — Vorschläge zur Verbesserung der chirurgischen Anstalten auf dem Lande (im Verein mit seinem Bruder). 1794. — Prodromus eines Werks über das Hirn der Menschen und Thiere (mit dem Bruder). 4. Stuttgart. 1806. — Bemerkungen über die Hirnwassersucht. 4. Stuttgart. 1807. — Ueber die schwammigen Auswüchse auf der äußeren Hirnhaut. Mit 6 Kupfern. Mainz 1811. Fol. — Ueber Natur und Kunst in der Arzneiwissenschaft. Einladungsprogramm rc. Frankfurt, 1812. — De penitiori structura cerebri hominis et brutorum. Cum 30 tab. aen. Fol. Stuttg. 1812. — Ueber die Induration und das Geschwür in indurirten Theilen. 8. Mainz. 1815. — Ueber die Krankheiten des Uterus, vorzüglich in Beziehung auf die Induration und die Geschwüre desselben. Mit 12 Kpf. und 12 Lineartaf. Fol. Mainz 1816. — Allgemeine geburtshülfliche Betrachtungen und über die künstliche Frühgeburt. 4. Mainz. 1818. —

Philipp Jakob Cretzschmar.

In dem Kreise älterer und jüngerer Aerzte und Freunde der Naturwissenschaften, welche in den Jahren 1816 und 1817 fast täglich in dem Hause, dem botanischen Garten und anatomischen Saale der Senckenbergischen Stiftung in Frankfurt zu freund-

schaftlich-wissenschaftlichem Verkehr zusammentrafen, ragte unter Allen hervor ein schöner, schlank und kräftig gebauter junger Mann, frisches, feuriges Leben ausdrückend, der die ihm rasch zuströmenden Gebilde einer übersprudelnden Phantasie, einer geistvollen Auffassung, einer scharfsinnigen Beobachtungsgabe in den glänzenden Schmuck der Beredtsamkeit einkleidete, der den ernsten Mann der Wissenschaft durch ein, wenn auch nicht gelehrt gründliches, doch sehr vielseitiges und ihm stets in seiner ganzen Fülle gegenwärtiges Wissen anzog, die unternehmende Jugend unwiderstehlich mit sich fortriß durch die Kühnheit seiner Ideen, das Weitumfassende seiner großartigen Pläne, den selbst leichtfertigen Muth, mit welchem er unaufhaltbar zu ihrer Verwirklichung schritt, der mit Talent und Geschmack für verschiedene Zweige der schönen Künste auch hierin Vielen eine erfreuliche Erscheinung war, Allen aber, die in seine Nähe kamen, durch herzliche Gemüthlichkeit, offenen redlichen Sinn, unversiegbaren Frohsinn und köstlichen Humor, Zuneigung und Liebe einflößte. Dieß war Philipp Jakob Cretzschmar. Er wurde am 11. Juni 1786 in dem unweit Soden gelegenen Dorfe Sulzbach geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Da Autobiographien jederzeit den Vorzug vor anderen Lebensschilderungen verdienen, so theilen wir hier vor Allem das mit, was er in der Einleitung zu seinem Werke „Beiträge zu der Lehre vom Leben" über seine Jugendzeit und geistige Entwickelung aufgezeichnet hat.

„Da mich mein Vater zum Gelehrtenstande bestimmte, war er auch eifrig bemüht, mich sorgfältig in den Sprachen des klassischen Alterthums zu unterrichten. Im 11. Jahre bezog ich das Gymnasium zu Frankfurt a. M. und verließ dasselbe nach einem Aufenthalte von 4 Jahren, um zu dem Vaterhause zurückzukehren, wo mich mein Vater durch weiteren Unterricht in die Logik und Philosophie einführte, welchen Wissenschaften er selbst mit großer Vorliebe zugethan war. Alle diese ernsten Beschäftigungen vermochten nicht, die schon

sehr früh in mir rege gewordene Neigung zur Naturgeschichte zu unterdrücken. So lange ich in dem väterlichen Hause lebte, war ich immer von einer Menge lebendiger Thiere umgeben. Ich wußte mir Säugethiere, Vögel ꝛc. zu verschaffen und war meistens in der Zähmung derselben so glücklich, daß sie in der That meine Gesellschafter wurden und mir viel Unterhaltung gewährten. Bald hatte ich alle Thiere kennen gelernt, welche in der ganzen Umgegend lebten, wußte Manches von ihrer Lebensweise zu erzählen und wurde darum nicht wenig von meinen gleichalten Freunden und Verwandten gepriesen. Unter diesen befanden sich nämlich einige, die von gleicher Neigung angetrieben waren. Sie hatten Bücher, aus denen sie ihre Kenntnisse schöpften; ich entbehrte derselben, während ich die Thiere in ihrem freien Naturleben beobachtete. Diesem beiderseitigen Mangel wurde abgeholfen; denn als ich in Frankfurt wohnte, vereinigten wir uns mit Zuziehung anderer gleichgesinnten Jugendfreunde zu gemeinschaftlichem Einsammeln von Naturkörpern aus den drei Reichen und hatten in wenigen Jahren ein kleines Museum zusammengebracht, welches nach Linne's System der Natur geordnet war. Diese von jugendlicher Begeisterung und gleichen Neigungen zum Forschen im verjüngten Maßstabe angetriebene Corporation mußte sich auflösen, als die Mitglieder anfingen, sich dem Berufe ihres zukünftigen Lebens zu widmen. Einige unter uns haben jedoch die Liebe zu den Naturwissenschaften bewahrt und sich in dem mit kindlichem Sinne erwählten Fache ausgebildet. Der durch seine Reisen und Sammlungen ehrenvoll gekannte Wilhelm Freyreiß (s. S. 311 bis 320) hat die Laufbahn, welche ihn nicht ohne Erfolg nach Brasilien geführt, die er aber zu früh geendet, in unserm kleinen Kreise begonnen. Ein im Leben geachteter Forstmann ist als Autodidakt aus demselben hervorgegangen, und als die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft dahier in dem Jahr 1817 gegründet ward, zählte sie unter ihren 11 stiftenden Mitgliedern 3 derselben,

welche in unserm jugendlichen Vereine thätig waren. Auch ist noch zu dieser Stunde in dem Senckenbergischen Museum unter andern unbedeutenden Gegenständen eine Sammlung von Vogeleiern und Nestern ausgestellt, welche einst als eine besondere Zierde unserer Naturschätze angesehen wurde. — Unentschlossen, welches Studienfach ich zu meiner Bestimmung wählen sollte, kam ich im Jahr 1804 nach Würzburg. Ich besuchte die Hörsäle, in denen allgemeine Wissenschaften gelehrt wurden, und wurde von Schellings Vorträgen so sehr ergriffen, daß mir seine Naturphilosophie die Richtung gab. Ich entschied mich für das Studium der Heilkunde. Durch den bei dem väterlichen Lehrer vorher genossenen Unterricht an metaphysische Betrachtungen gewöhnt, war ich zwar bald mit der für mich neuen Totalitäts- und Identitätslehre befreundet; allein es regte sich in mir ein Sehnen nach der Kenntniß des physischen und organischen Lebens auf so mächtige Weise, daß ich eine wahrhaft beglückende Freude empfand, als es mir klar geworden, daß beide Tendenzen, die ideale und die reale, sich nur in dem Studium des Arztes vereinigen lassen. Die Umstände waren zu jener Zeit durchaus günstig, und alle Fächer der heilkundigen Wissenschaft auf der Würzburger Hochschule mit ausgezeichneten Lehrern besetzt (Spindler, Barth, v. Siebold, Friedrich). Ich eilte von einem Gegenstande zu dem andern; doch immer in geordneter Stufenfolge fortschreitend und die in jedem Fache erworbenen Kenntnisse sorgsam klassificirend — so daß ich am Ende meines zweiten Studienjahres mein Heft über die specielle Therapie schon fertig hatte und mich zum Besuche der Klinik vorbereitete. Jetzt folgte ich dem Rathe meines mir innigst befreundeten Lehrers Spindler und zog im Frühjahr 1806 nach Halle, um die praktische Anwendung meines Wissens unter der Leitung des geistig großen Reil zu beginnen. Dieser Arzt war ein unermüdlicher Forscher in allen Elementarwissenschaften der Heilkunde. Das Wesen aller Erscheinungen der gesunden und krankhaft geänderten

Zustände des Menschen zu ergründen, war seine tägliche Arbeit; dieses Bestreben hatte er zur Aufgabe seines Lebens gemacht. Allen seinen dankbaren Schülern wird sein Unterricht am Krankenbette unvergeßlich sein; denn Reil besaß die seltene Gabe, den angehenden Arzt dem Kranken gegenüber denken zu lehren. Er wußte jeden seiner klinischen Zuhörer praktisch zu überzeugen, daß die Erkenntniß des der Krankheit zu Grunde liegenden Princips vor Allem erforderlich, daß die Anwendung der Mittel die letzte Handlung des Heilkünstlers sei So war er am Krankenbette, wie auf dem Katheder in gleicher Bedeutung philosophischer Arzt und übertrug mit großem Erfolge die Grundzüge seiner hohen Wissenschaft und seiner mächtigen Kunst auf diejenigen, welchen er als nachahmungswürdiges Beispiel vorleuchtete. — Meine ganze ärztliche Laufbahn steht mit der durch Reil erhaltenen Anleitung in einem so unzertrennbaren Zusammenhange, daß ich nicht umhin kann, des Lehrers hier mit aufrichtiger Verehrung zu gedenken, dessen Vorbild ich gefolgt bin. Obgleich ich mich nur während eines Semesters seines Unterrichts erfreuen konnte, so habe ich doch die durch ihn erhaltene Richtung niemals wieder verlassen; denn diesem fortwirkenden Einflusse muß ich es zuschreiben, daß meine geistige Anschauung der Heilkunde die Oberhand behielt, als ich, kaum mit der Doktorwürde bekleidet, auch schon in eine, alle meine Jugendkräfte in Anspruch nehmende militärische Thätigkeit versetzt wurde. Auf die Schlacht bei Jena folgte am 17. Oktober die vor den Thoren von Halle, und wenige Tage später wurden alle Studenten ohne Ausnahme relegirt und nach ihrer Heimath gesendet. Die Sieger waren der Meinung, daß die Studenten sich schlagfertig gehalten und auch an dem Kampfe sich betheiligt hätten. Von allem dem weiß ich nichts anzugeben; denn ich war kurz zuvor von einer Reise nach den Hansestädten zurückgekehrt und war während und nach der Schlacht mit dem Verbande der Verwundeten auf dem Rathhause beschäftigt. — Wir

verließen die Universität, hatten meistens unsere Bücher und Kleider eingebüßt und wendeten uns in Menge nach Würzburg. Dort angelangt bereitete ich mich in Gemeinschaft mit meinem Freunde Spix, dem Reisenden in Brasilien, zum Examen vor. Wir wurden auch beide an einem Tage, am 23. März 1807, geprüft und promovirt. Ich verweilte jedoch noch bis zu Ende des Jahres zu Würzburg und arbeitete in der medicinischen und chirurgischen Klinik des Juliusspitals, wozu das Wohlwollen meines Lehrers Elias von Siebold mir in dem Gebärhause die Gelegenheit verschaffte. — Nach meiner Zurückkunft nach Frankfurt wurde ich mit dem vollbrachten Staatsexamen in die Zahl der ausübenden Aerzte aufgenommen und befand mich am Ziele meines Lebensplanes. Allein ich war ein junger Mann von 22 Jahren, hatte nur soviel von der Welt gesehen, als hinlänglich ist, um die Lust zum Reisen zu erwecken und entbehrte der Mittel dazu. Diesen Wunsch zu befriedigen und zugleich meine praktische Ausbildung zu bezwecken, nahm ich Dienst bei der französischen Armee und wurde demgemäß den Hospitälern zugetheilt, welche unter der Leitung des damaligen Chirurgien en chef Percy, in Deutschland errichtet waren. Nicht lange hatte ich mich der neuen Beschäftigung hingegeben, als ich vom Hospitaltyphus befallen wurde und nur mühsam siegte mein kräftiger Körper über die Heftigkeit der Krankheit. Der Feldzug der Franzosen gegen Oesterreich wurde im Jahr 1809 eröffnet, und ich folgte der Armee bis in die Schlacht von Wagram, nach welcher ich noch einige Zeit in den Hospitälern zu Wien mit Anstrengung arbeitete, sodann nach Paris einer weitern Bestimmung entgegengesandt wurde und für die 10. Militärdivision (Toulouse) eine definitive Anstellung erhielt. Dieser Weg führte mich nach Spanien. Ich traf bei der katalonischen Armee ein, sah alle Greuel, welche ein Vernichtungskrieg in seinem Gefolge hat, und erschöpfte meinen Muth und meine Kräfte in der Behandlung der verheerenden Seuchen, von denen meine

Landsleute (bei der katalonischen Armee befanden sich 18,000 bis 20,000 Deutsche) hingerafft wurden. — Doch genug von Schrecknissen, die bekannt sind. — In einen unbeschreiblichen Wirrwarr von Dienstgeschäften verwickelt, wurde ich durch die Ernennung der großh. Würzburgischen Regierung zum Regimentsarzt überrascht und von den französischen Behörden in dieser Eigenschaft an das in Katalonien stehende Würzburger Regiment für die Dauer des Feldzuges abgegeben. Diesem Umstande verdanke ich meinen Austritt aus dem französischen Dienste. Am Schlusse des Jahres 1813 wurde ich mit denselben Truppen als Gefangener nach dem nördlichen Frankreich abgeführt, als nämlich die Fürsten des rheinischen Bundes die Sache Napoleon's verlassen hatten. — Fest entschlossen, die militärisch ärztliche Laufbahn aufzugeben, suchte ich nach meiner Rückkehr in das Vaterland meine Entlassung bei der königl. baier. Regierung nach und erlangte sie kurz vor der Rückkehr Napoleon's nach Frankreich. Ich hatte nun meinen festen Wohnsitz in Frankfurt aufgeschlagen und fing an, mich der Privatpraxis zu widmen. Die Verwaltungsbehörden ertheilten mir jedoch auch hier eine Beschäftigung in den mit dem neu auflodernden Kriege wieder errichteten Militärspitälern. Die meisten der Unterchirurgen, die mir zum Dienste beigesellt wurden, waren aber so unwissend, daß ich es für nöthig hielt, ihnen im Bandagiren rc. Unterricht zu geben, wozu ich in der französischen Armee schon oft die Hand geboten hatte. Meine ärztlichen Freunde, die mir zur Seite standen, machten mir daher später den Vorschlag, die erledigte Lehrerstelle am anatomischen Theater des Senckenbergischen Instituts zu übernehmen. Sie glaubten in mir eine besondere Vorliebe für das Lehrfach entdeckt zu haben und hofften meinen Neigungen Befriedigung zu gewähren. Ich nahm diese Stelle an, die mir um so ehrenvoller erschien, da sie mir eine schöne Gelegenheit darbot, sowohl meine müßigen Stunden auszufüllen, als auch meinem Hange zu unausgesetzter Thätigkeit

zu genügen. Mein Vorfahrer hatte nämlich alle von ihm zum Behufe seiner Vorträge gefertigten Präparate mitgenommen, als er sein Amt niederlegte. Bei meiner im Frühjahr 1816 erfolgten Uebernahme der Anatomie fand ich nichts vor, als eine Embryonensammlung und pathologische Präparate, welche von den Aerzten dahin verehrt worden. Es war daher keine geringe Aufgabe, helfende Schüler heranzubilden und die erforderlichen Präparate für die Vorlesungen anzufertigen, die schon im Herbste desselben Jahres eröffnet wurden. — Damals hielt ich das Schwerste für ausführbar; ich war in meinem vorangegangenen Militärleben und durch die mit meiner Stellung verbundenen Anstrengungen daran gewöhnt worden, mit stetem Willen die Mühen zu ertragen und die Hindernisse zu beseitigen. Das einmal begonnene Werk mußte ausgeführt werden, und wenn der Tag nicht zureichte, wurde die Arbeit bis spät in die Nacht fortgesetzt. So war es möglich, daß ich das Nöthigste zusammenbrachte, um meine anatomischen Vorträge nach Präparaten schon im ersten Jahre meiner Anstellung halten zu können. Kaum war den dringendsten Bedürfnissen abgeholfen, so fühlte ich auch wieder die unwiderstehliche Anregung zu zoologischen Studien. Bei meinem letzten Aufenthalte zu Paris hatte ich die in dem Jardin des plantes aufgestellte Sammlung der Präparate für die vergleichende Anatomie mit Aufmerksamkeit gesehen und dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß jeder Anatom sich mit der Zergliederung der Thierkörper befassen müsse, wenn er auf die eigene Ausbildung bedacht sein und den Anforderungen der Wissenschaft entsprechen will. Jetzt hatte ich das Messer in der Hand und fühlte mich sowohl aus Neigung, als aus Ueberzeugung berufen, dasselbe nicht weniger für Thierzergliederung, als für die Zerlegung der menschlichen Leiche zu gebrauchen. Ich sammelte Präparate. Thierskelette wurden verfertigt von Allem, was vorkam. In meinen hierzu herangezogenen und sich immer mehrenden Gehilfen fand ich kräftige Unterstützung

und so wurde der Grund zu der Skeletensammlung gelegt, welche jetzt in dem naturgeschichtlichen Museum aufgestellt ist und fortwährend vermehrt wird, auch durch die Anschaffungen und Beiträge von Dr. Rüppel zu einer nicht unbedeutenden Größe angewachsen ist. — Ich hatte aber auch die jugendlichen Freunde wiedergefunden. Diejenigen unter ihnen, in welchen die Liebe für die Naturgeschichte sich erhalten hatte, besuchten mich in der anatomischen Werkstätte und in ihrem Umgange erwachte auch wieder die Erinnerung an unsere früheren Bestrebungen, Naturforscher zu werden. Noch Andere fanden sich ein, die wir früher nicht gekannt, in denen wir aber mit lebhafter Freude praktische Naturforscher erkannten. So gesellten sich die Gleichgesinnten zu einander, und wir wurden immer vertrauter mit dem Gedanken, einen naturforschenden Verein zu gründen, zu dessen Mittelpunkt das Senckenbergische Institut zu erwählen sei, weil der botanische Garten, das anatomische Theater, ein chemisches Laboratorium, die der Stiftung angehörige Bibliothek und eine von Senckenberg hinterlassene mineralogische Sammlung einen gediegenen Anhaltpunkt für unser Vorhaben bildeten. Wir erachteten es gleichsam für eine heilige Pflicht, die Absicht des hochherzigen Stifters der vorhandenen Anstalten auf jede mögliche Weise in Erfüllung zu bringen, da er diese ad augendam rem patriae medicam gegründet hatte. Der zu diesem Zweck entworfene Plan wurde der Administration der Senckenbergischen Stiftung vorgelegt, von dieser Behörde gebilligt und am 22. November 1817 die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft gegründet, welche an diesem Tage aus 11 Mitgliedern bestand, die den unerschütterlichen Entschluß gefaßt hatten, zu gegenseitiger Belehrung im engern und weitern Kreise den Naturwissenschaften einen Tempel in dem Vaterlande zu erbauen. Was diese Gesellschaft bis jetzt geleistet hat, ist zur Genüge bekannt. In wie weit ich aber an ihrem Entstehen, ihrem Gedeihen und ihren Erfolgen betheiligt bin, muß der Dar-

stellung Anderer überlassen bleiben. Von der Geschichte dieser Anstalt kann auch hier insbesondere nur erwähnt werden, was mit meinen speciellen Arbeiten in einer Beziehung steht, nämlich die Umstände, welche diese veranlaßt haben. Unmittelbar nach der Stiftung unserer Gesellschaft hatten wir den von ihr entworfenen Plan unsern verehrten Mitbürgern vorgelegt und einen so allgemeinen Anklang und eine so thätige Unterstützung gefunden, daß wir zur Erbauung eines Lokals schreiten konnten. Der Betrieb dieser Angelegenheit nahm mich so sehr in Anspruch, daß ich meine Wirksamkeit zwischen der Anatomie und der neuen Anstalt theilen mußte. Die letztere war mir sogar eine vorherrschende Lieblingsaufgabe geworden, da ich so Vieles nachzuholen hatte, um meine lückenhaften Kenntnisse in der naturwissenschaftlichen Systematik und der klassificirenden Methode zu ergänzen. Dieses mußte geschehen, und bald erhielten wir Sendungen von Freyreiß aus Brasilien, von Rüppel aus Italien und später die reichhaltigsten Sammlungen, die er auf seinen Entdeckungsreisen im nördlichen Afrika angelegt hatte und der Gesellschaft verehrte. Ich hatte mich an die Spitze der zoologischen Sektion gestellt und war daher genöthigt, in das Specielle aller dahin einschlagenden Fächer, so weit es möglich war und die Zeit es gestattete, einzugehen, während mich die Naturgeschichte der Säugethiere und Vögel, wie früher, so auch jetzt vorzugsweise ansprach. So füllten sich die Säle unseres großen, neu errichteten Baues bald mit den verschiedensten Naturkörpern aus den drei Reichen und aus allen Theilen der Welt. Die Zahl der Theilnehmer an unsern Arbeiten, sowie der Gönner, welche die Anstalt mit reichen Gaben unterstützten, vermehrte sich mit jedem Jahre, und jeder Zweifel an ihrem Bestande war geschwunden. Längst schon hatte ich mich, von dem inneren Berufe angetrieben, dazu bestimmt, meine Kräfte und Fähigkeiten für die Dauer meines Lebens den Senckenbergischen Anstalten im Allgemeinen und dem naturhistorischen Museum insbe=

sondere zu widmen; allein über den für meine Leistungen zu wählenden Gegenstand war ich noch nicht mit mir einig geworden. Bei jeder Musterung der naturwissenschaftlichen Fächer, welche ich in solcher Absicht vornahm, mußte ich mich überzeugen, daß ich mich wie der lernbegierige Schüler zu den Meistern verhalte, die jene bearbeitet hatten. Endlich war der Gegenstand gefunden, für dessen Untersuchung ich mich besonders befähigt hielt und dem ich von den frühesten Zeiten meines Lebens bis dahin immer mit vorgefaßter Neigung zugethan war."

So weit Cretzschmar's eigene Worte. Im folgenden Verlauf seiner Darstellung berichtet er, wie nahe ihm bei der Betrachtung der Hausthiere die Frage gelegt worden sei: „Wie und wodurch hat der Mensch ihre Zähmung bewirkt?" Die Beantwortung derselben habe ihn auf die Triebe der Thiere zurückgeführt und ihn genöthigt, die Seelen derselben zu studiren. Sie zwang ihn aber auch in die Tiefen der Urgeschichte hinab zu steigen und den Einfluß des menschlichen Geistes auf die Zähmung der Thiere zu untersuchen. Alles dieses führte ihn zuletzt auf das Leben überhaupt, und so entstand der Gedanke zur Herausgabe eines Werkes über das Leben, welches den Titel hat: „Beiträge zu der Lehre von dem Leben." Frankfurt a. M. 1. Theil: das materielle Leben. 1840. Leider ist nur noch der 2. Theil von diesem wichtigen, die tiefen Studien Cretzschmar's beurkundenden Werkes erschienen. Die Vollendung des angefangenen dritten Theiles wurde durch den Tod des Verfassers verhindert.

Um das Senckenbergische Museum in Frankfurt haben sich besonders zwei Männer ganz außerordentliche Verdienste erworben, die der Nekrolog Cretzschmars eben so wahr, als würdig anerkennt, wenn er sagt: „Rüppel wirkte mit Riesenkraft und eiserner Beharrlichkeit fern von Frankfurt für dasselbe; er opferte ihm seine ganze Zeit, sein ganzes Vermögen und setzte sich nicht selten offen-

barer Lebensgefahr aus. Cretzschmar besorgte das Innere, leitete durch herangebildete geschickte Arbeiter das Ausstopfen und Aufstellen, klassificirte, bestimmte, machte Tauschgeschäfte, übernahm den Briefwechsel u. dgl." In einer Schilderung Cretzschmar's von F. E. E. Meisinger sagt dieser von ihm: „Was er, neben seiner ärztlichen Wirksamkeit, erst eine lange Reihe von Jahren als Docent der Anatomie am Senckenbergischen medicinischen Institute, später bis zu seinem Ende als Lehrer der Zoologie am Institute der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft, besonders durch seine Forschungen in dem Leben der Hausthiere, durch seine Vorträge über Thierseelenlehre geleistet hat, darüber hat die Wissenschaft entschieden. Und in wie fern er hauptsächlich durch diese Thätigkeit das Interesse für Naturwissenschaft in Frankfurt geweckt, gefördert, das haben sowohl die zahlreichen Schüler, die er in verschiedenen wissenschaftlichen Kreisen, besonders dem ärztlichen, bildete, und welche theils hier, theils im Auslande ehrenvolle Stellungen und Wirkungskreise gefunden, als auch seine Mitarbeiter auf das Dankbarste gewürdigt. Nicht bloß das theatrum anatomicum verdankt seinem unermüdlichen Fleiße im Präpariren, so wie dem Eifer, womit er Andere dazu anregte, Erweiterung seiner Sammlungen, Cretzschmar ist auch thatsächlich der Gründer der naturforschenden Gesellschaft, in sofern er nicht nur die Idee zu deren Richtung in Anderen anregte, sondern auch die materiellen Mittel zur Errichtung des Museumsgebäudes in den Spenden reicher Mitbürger zu erhalten verstand, und zur Sammlung und Erweiterung des Kabinets fortwährend auf die mannigfaltigste Weise mit großen Opfern von Geld und Zeit thätig blieb. Er hatte ein Arbeitszimmer im Museumsgebäude; aber er wohnte gleichsam hier, und wer ihn sprechen wollte, mußte ihn hier suchen. Welche große Opfer hatte Cretzschmar gebracht, um für die Zwecke der Gesellschaft Arbeitsgehülfen zu gewinnen; Jahre lang verköstigte er diesen und jenen in dem

eigenen Hause. Ueber seine Bedeutung für die Naturwissenschaft und seine Stellung zur Senckenbergischen Gesellschaft hat das gelehrte Ausland gerichtet: Cretzschmar war von 26 gelehrten Gesellschaften Europa's, Nordamerika's und Südafrika's wirkliches, correspondirendes oder Ehrenmitglied."

Cretzschmar war, neben dieser wissenschaftlichen Thätigkeit, zugleich ein sehr gesuchter Arzt, der z. B. während seiner nicht ganz dreißigjährigen Praxis ungefähr 4000 Entbindungen vollzogen hat. Seine Patienten bediente er mit eifriger Sorgfalt und gewinnender Freundlichkeit.

Aber auch in anderen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens erschien er stets als ein begeisterter, unermüdlicher und uneigennütziger Beförderer des als wahr und gut Erkannten, der sich durch sein gemeinnütziges Wirken bei seinen Mitbürgern, insbesondere bei dem intelligenten und vermögenden Mittelstande, einer großen Popularität erfreute. Galt es, Menschen, an denen er Talent erkannte, anzufeuern, ihnen fortzuhelfen, sie zur Anerkennung ihrer Fähigkeiten und ihres Werthes zu bringen, gegen die Kränkungen maßloser Protection, die ungerechterweise für Andere geltend gemacht wurden, zu schützen, da scheute er kein Opfer an Zeit und Mühe, da setzte er entschieden jede Rücksicht bei Seite. Bei vielen jungen Männern legte er nicht nur durch seinen trefflichen Unterricht, sondern namentlich auch durch seine seltene Fähigkeit, die Anlagen seiner Schüler wahrhaft zu entwickeln, den Grund zu späterer Meisterschaft.

Im häuslichen Leben war er ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer und dienstfertiger Freund, ein unterhaltender, gastfreier und heiterer Gesellschafter. Eine bedeutende Stelle nahm er im Orden der Freimaurer ein; sieben Jahre lang verwaltete er das angesehene Amt eines Meisters vom Stuhle und wirkte für die Zwecke der Maurerei aufs Eifrigste in Rede und Schrift. (Von seinem Buche „Religionssysteme und Freimaurerei" erschien das 1. Buch 1838,

das 2. Buch 1844). Seine Aufnahme in den Orden war in einer französischen Feldloge in Katalonien während des spanischen Krieges erfolgt.

Cretzschmar's Lebensende sollte ein sehr schmerzensreiches werden. Im Februar 1845 hatte sich bei ihm eine Hypertrophie des Herzens ausgebildet, von der eine Heilung nicht zu erwarten war. Doch gelang es der ärztlichen Kunst, die Entscheidung bis zum 4. Mai des genannten Jahres hinzuhalten. Seltsames Zusammentreffen. Der Jahrestag der Stiftung der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft, der Tag, dessen Wiederkehr er alljährlich auf das Freudigste begrüßt hatte, sollte sein Todestag werden. Um die dritte Nachmittagsstunde, während seine wissenschaftlichen Genossen ihr festliches Mahl durch geistvolle Reden würzten, endete sein monatelanges schmerzenvolles Leiden. Den ganzen Verlauf der Krankheit hindurch hatte er, zwar an das Zimmer gebannt, doch fortwährend sich mit Studien beschäftigt und allen wichtigen Ereignissen seine Aufmerksamkeit geschenkt. Noch in der letzten Nacht vor seinem Tode las er die Zeitungen, und zwei Stunden vor seinem Verscheiden verschrieb er sich selbst noch eine Arznei. Klares Bewußtsein, männliche Kraft und Ergebung verließen ihn nicht bis zum letzten Augenblicke.

Bei seinem Begräbniß gab die zahlreiche Betheiligung der verschiedensten Stände für die ausnehmende Hochachtung und Verehrung, die man gegen den Verstorben gehegt, das sprechendste Zeugniß.

Justinian von Adlerflycht.

Der Urgroßvater dieses Mannes, Christoph Biörckmann (geb. 1650, gest. 1729), war der Sohn eines schwedischen Amtmanns auf Tompta bei Westeras und kam im Jahr 1672 als Secretair in die Dienste eines v. Arendt zu Frankfurt, schwedischen Residenten am Schwäbischen und Oberrheinischen Kreise. Als dieser im Jahr 1689 starb, trat er in dessen Stellung ein, wohnte ebenfalls in Frankfurt, wurde 1692 von König Karl XI. wegen seiner verdienstvollen Thätigkeit unter dem Namen von Adlerflycht nobilitirt und heirathete 1698 ein Fräulein Sophie Magdalene v. Günderrode. Dadurch wurde er in Frankfurt einheimisch. Sein Enkel Johann Christoph (1729—1786) wurde 1766 Mitglied des Raths und 1771 Schöff. Auch er verheirathete sich mit einem Fräulein v. Günderrode, aus welcher Ehe der obengenannter Justinian v. Adlerflycht stammte. Er war geboren den 30. Januar 1761, machte seine juristischen Studien in Leipzig, wurde dann Regierungsassessor in Homburg, trat später in Hessen-Kassel'sche Dienste und erhielt 1797 die Ernennung zum Hessen-Kassel'schen Geheimen Legationsrath und Gesandten am Oberrheinischen Kreis, welche Stellung aber 1806 mit Vertreibung des Kurfürsten und Auflösung des deutschen Reiches endigte. Im Jahr 1808 trat er in das Oberappellationstribunal des Großherzogthums Frankfurt als Mitglied ein, 1816 wurde er Senator, 1819 Schöff und starb als solcher den 20. Januar 1831. — Im Jahr 1824 erschien sein „Privatrecht der freien Stadt Frankfurt" in 4 Theilen. Ein Nachtrag dazu, den er

erst wenige Tage vor seinem Tode vollendet hatte, erschien unter dem Titel: „die Darstellung des Gerichtswesens und Proceßrechtes der freien Stadt Frankfurt" als 5. Theil des vorhergehenden. — v. Adlerflycht verheirathet mit einem Fräulein v. Riese, starb ohne männliche Erben, weßhalb der Name des Geschlechts mit ihm erlosch.

Friedrich Joseph Cleynmann.

Dieser um das Gemeinwesen Frankfurts sehr verdiente Mann erhält in unserer Gallerie eine Stelle nicht sowohl wegen seiner bürgerlichen und amtlichen ausgezeichneten Thätigkeit, als vielmehr wegen dem, was er als Schriftsteller im kaufmännischen Fache geleistet hat. Seine Schrift über Wechselduplikate ist nach dem Ausspruch eines der sachkundigsten Beurtheilers „in ihrer Art classisch" zu nennen.

Friedrich Joseph Cleynmann war am 13. März 1764 zu Frankfurt geboren. Er widmete sich der Handlung und wurde nach dem Tode seines Vaters Inhaber eines ansehnlichen Geschäftes. Im Jahr 1807 wurde er zum Handelsassessor bei dem Stadtgericht erwählt und 1808 vom Fürsten Primas zum Commerzienrath ernannt, auch zugleich der damals im Großherzogthum Frankfurt bestehenden Generalcommission aufgegeben, in Sachen, die Münz- und Handelsverhältnisse beträfen, jederzeit ihn zu den Deliberationen zuzuziehen und seine Abstimmung dem zu erstattenden Gutachten beizulegen. Schon im folgenden Jahre ward er Senator, 1811 Maire der Stadt Frankfurt, doch letzteren Amtes auf sein dringendes

Bitten noch vor Ablauf desselben Jahres wieder enthoben, um sich ungestört den seine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmenden Beschäftigungen als Commerzienrath und Handelsassessor widmen zu können. In diese Zeit (1812) fallen die von ihm erstatteten höchst interessanten, aber nicht im Druck erschienenen, amtlichen Begutachtungen der „Materialien zu einem Handelsgesetzbuch für die Stadt Frankfurt.“ 1811. Als im Jahr 1816 die Stadt in ihre früheren unabhängigen Verhältnisse trat, ward er von dem Senat zum jüngeren Bürgermeister erwählt. 1818 wurde er Schöff. In allen Verhältnissen der damals so wechselvollen Zeit bekundete Cleynmann seinen edlen und bestimmten Charakter durch Einsicht, Rechtlichkeit und Thatkraft. Ein hervorstechender Zug in demselben war der Widerwille gegen alles Trachten nach falschem Schein. Im Senat war seine Stimme eine geraume Zeit hindurch wo nicht entscheidend, doch stark in die Wagschale fallend. Seine sämmtlich anonym erschienenen Schriften über Wechsel- und Merkantilverhältnisse, auch über Münzgesetzgebung bewähren die umfassenden Kenntnisse und die reiche Erfahrung ihres Verfassers und geben den schönen Beweis, daß auch die überhäuftesten Berufsgeschäfte den regen Sinn für Wissenschaft nicht zu hindern vermögen.

Cleynmann's Schriften sind folgende: Aufsätze in der Zeitschrift der Illuminat, Märzheft 1788: Actienspiel. — Juliheft: Von dem Handel und den Pflanzstädten der Spanier in den Philippinischen Inseln und Amerika. — Augustheft: Neueste Beschreibung vom Vorgebirge der guten Hoffnung. — Ueber das Münzwesen 1802. — Ueber Wechselduplikate etc. 1807 (sehr vollständig und gut). — Zusammenstellung einzelner Abhandlungen das Münzwesen betreffend. 1811. — Uebersicht der Kurszettel-Rubriken: Briefe, Geld; im v. Fahnenberg'schen Magazin für die Handlung, 6. Heft. — Der Typus zur Wechselungsweise zwischen zwei Handelsplätzen; ebendaselbst und besonders erschienen. 1812. —

Aphorismen aus dem Fache der Münzgesetzgebung und des Münzwesens vergangener und gegenwärtiger Zeit. 1817. — Mehrere Recensionen in diesem Fache in der Halle'schen Literaturzeitung vom Jahr 1818 und 1822. — Prüfung der in dem neuesten Entwurf einer interimistischen Instruction für die Rheinschifffahrt enthaltenen Vorschläge das Münzwesen betreffend. 1818. — Nachweisung einiger der neueren auffallendsten Münzvalvationsdivergenzen. 1821. — Materialien für Münzgesetzgebung. 1822. — Ueber Kurspari. 1823. — Momente zur Würdigung des Projektes zur Errichtung eines Frankfurter Bankinstituts. 1824. (Cleynmann gehörte freilich noch zu den Gegnern des Projekts). — Außerdem hat er zu der 1825 in Frankfurt erschienenen Schrift von Handlungsgesellschaften 2c. und zu den 1827 ebendaselbst von Schulin herausgegebenen niederländischen und großbritannischen Wechsel und Münzgesetzen wesentliche Beiträge und Erläuterungen geliefert.

Johann Friedrich von Meyer.

Ueber diesen berühmten Frankfurter enthält der IX. Band der sehr empfehlenswerthen Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche von Professor Herzog in Erlangen (Stuttgart und Hamburg bei Rudolf Besser) folgenden trefflichen Artikel aus der Feder des geistvollen und beredten Georg Eduard Steitz (des Doctors der Theologie und lutherischen Pfarrers zu Frankfurt a. M.):

Johann Friedrich von Meyer, einer der wenigen Juristen und Staatsmänner neuester Zeit, die sich auf dem Gebiete der

Theologie durch originelle Richtung und selbstständige Leistungen hervorgethan haben, wurde den 12. September 1772 zu Frankfurt a. M. geboren. Sein Vater Johann Anton, mit seinen Brüdern von Kaiser Joseph geadelt, hatte sich von Hildesheim nach Frankfurt übergesiedelt und mit der Tochter eines angesehenen Hauses daselbst vermählt. Selbst Handelsmann, bestimmte er seinen jüngsten Sohn zu einem wissenschaftlichen Berufe. Zarte Ergebenheit für das Schöne, leichte Auffassung, sinniges Wesen zeichneten bereits den Knaben als glückliche Naturanlagen aus und wurden durch frühen Fleiß und sorgfältige Erziehung sein freier, bewußter Besitz. Die alten Klassiker waren der Gegenstand seiner ersten Liebe; da der Gymnasialunterricht in der griechischen Sprache damals nicht über die Lektüre von Gesners prosaischer Chrestomathie hinausführte, las er privatim mit dem gelehrten Rector Purmann den Homer und mehrere griechische Tragödien; seinen Kunstsinn bildete er durch fortwährende Uebungen im Zeichnen, Malen und Harfenspiel. 1789 bezog er siebenzehn Jahr alt die Universität Göttingen. Obgleich er sich mehr nach dem Willen des Vaters und dem Gebote der Verhältnisse als nach eigner Wahl und Neigung für die Jurisprudenz entschieden hatte, verfolgte er doch dieses trockene Studium so ernst und beharrlich, daß er mit der Abhandlung Commentatio de eo, quod interest inter tutelam et curam aetatis 1792 den akademischen Preis errang. Aber auch seine Lieblingswissenschaften pflegte er mit gleichem Eifer; mit Fleiß besuchte er Heyne's Vorlesungen; oft stand er selbst an dem Interpretenpult dem Katheder des Meisters gegenüber und erläuterte die hellenischen Dichter; schon 1790 publicirte er eine Abhandlung Commentatio de diis ac deabus Graecorum et Romanorum δᾳδούχοις cum VI. tabulis aeneis; nicht bloß für die eigentliche Kunst der Auslegung lernte er bei dieser Beschäftigung Vieles, auch die durchsichtige Klarheit, edle Einfalt und anmuthige Gewandtheit des Gedankens und der Form waren eine Errungen-

schaft, die er vorzugsweise der Schule der Alten verdankte. Nach Vollendung seiner akademischen Studien begab er sich 1793 nach Leipzig, um hier einige Zeit in ungestörter Muße und vielseitigen persönlichen Anregungen den schönen Wissenschaften zu leben; auch die Philosophie und Naturwissenschaften fingen hier an, sein Interesse zu fesseln: eine Reihe von Aufsätzen archäologischen, philosophischen und belletristischen Inhalts, die er 1793 in Heerens Bibliothek und 1794—95 in Wielands Merkur veröffentlichte, sowie ein zweibändiger Roman, Kallias, Leipzig 1794, waren die Früchte dieser ersten vorzugsweise ästhetischen Periode seines Lebens und Schaffens. Mit der ihm eigenen Energie riß er sich auf den Wunsch seines Vaters von diesen lieben Beschäftigungen los und trat seiner Bestimmung gemäß in die praktische Uebung seiner eigentlichen Wissenschaft ein; das Reichskammergericht in Wetzlar wurde darin seine Schule: hier lernte er auch seine Gattin, die Tochter des nachmaligen baierischen Geheimraths von Zwackh, kennen und knüpfte mit ihr den Bund der Ehe. Die erste Stellung, welche ihm der Einfluß seines Schwiegervaters verschaffte, war die eines fürstlich Salm-Kyrburgischen Hof- und Domainenraths — er verlor sie bald durch die französische Occupation des linken Rheinufers. Nach kurzem Verweilen in seiner Vaterstadt, wo er die Laufbahn eines Rechtsanwaltes antrat, wurde er als pfalz-baierischer Appellationsrath nach Mannheim gerufen — aber auch hier fand er keine Ruhe: die Veränderung der Territorialverhältnisse hatte abermals seine Entlassung zur Folge. Durch das väterliche Erbe im Genusse einer selbstständigen Lage, ließ er sich darum 1802 dauernd in Frankfurt nieder, kaufte ein Haus und begann wieder frei der wissenschaftlichen Muße zu leben. So vorwiegend neigte auch jetzt noch seine Geistesrichtung nach dem Aesthetischen und Künstlerischen, daß er im folgenden Jahre die Leitung der Frankfurter Bühne übernahm: außer dem Drängen seiner Freunde hatte ihn zu diesem Entschlusse

der persönliche Wunsch bestimmt, die dramatische Kunst in der Vaterstadt zu der Höhe ihrer Aufgabe zu erheben und ihr dadurch zugleich eine wahrhaft sittliche Wirksamkeit zu sichern; allein diese Hoffnungen scheiterten an den spröden Bedingungen der Wirklichkeit, und ihr Untergang beschleunigte die Wendung, welche bereits im innern Leben des Mannes sich vorbereitet hatte. Auch in seinem äußeren Leben traten von jetzt an entscheidende Veränderungen ein: 1807 ernannte ihn der Großherzog von Frankfurt, Fürst Primas, zum Stadtgerichtsrath, nach der Wiederherstellung und Erneuerung der städtischen Verfassung trat er 1816 in den Senat; 1821 rückte er auf die Schöffenbank; vier Wochen später wurde er Syndikus, 1837 Gerichtsschultheiß (Präsident des Appellations- und Criminalgerichts); in demselben Jahre übernahm er als Gesandter die Vertretung der freien Städte beim Bundestag; dreimal, 1825, 1839 und 1843 hat er das Amt des älteren Bürgermeisters bekleidet.

Meyer huldigte in der früheren Periode seines Lebens entschieden dem Rationalismus; die Bibel war ihm zwar von Kindheit an ehrwürdig, aber es war nur ihre ästhetische und poetische Seite, welche ihn fesselte. Sein Epos Tobias in sieben Gesängen bekundete 1800 noch ganz diesen Standpunkt. Allein der Ernst der Ereignisse, der in seinen äußeren Lebensgang so tief und fühlbar eingriff, verfehlte auf ihn seine Wirkung nicht; er fing an in der Bibel nicht mehr bloß nach poetischer Schönheit, sondern nach religiösem Troste zu suchen; überraschende Aufschlüsse lehrten ihn die Offenbarung in ihrer Nothwendigkeit und Weisheit beweisen. Ich wußte nun gewiß, sagt er, daß die Lehre von der Erlösung das auszeichnende und unumstößliche Symbol des Christenthums sei und daß das Kreuz dem Gläubigen zum Stern werde, der in ungemessene Tiefen der Weisheit und Herrlichkeit leuchte. Es ist charakteristisch, daß er seit dieser inneren Umwandlung die weltliche Wissenschaft und ihre Kenntnisse keineswegs geringschätzte, er glaubte vielmehr, sie seien

ihm von früh an gegeben, um sie im Dienste des Heiligthums zu verwerthen. Gerade in dieser Zeit, in den Jahren 1806 und 1807, gab er eine Uebersetzung der theologischen Schriften Cicero's von der Natur der Götter, von der Weissagung und vom Schicksal heraus: sie lieferten ihm nach seinem eigenen Geständniß einen großen Beitrag zu der von ihm gewonnenen Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft, für sich das Göttliche zu erkennen. Noch 1813 erschien von ihm eine Uebersetzung der Cyropädie Xenophons, welche 1823 in zweiter Auflage gedruckt wurde. In dieser Zeit stand er mit Friedrich Christoph Schlosser in enger Verbindung, der als Professor der Geschichte am Gymnasium Karl Ritters Vorgänger war und in dem Hause von Meyer's Bruder die Erziehung der Kinder leitete. In der ersten Ausgabe „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung" (Frankfurt 1815) traute sich Schlosser nicht den frommen Sinn seines gelehrten Freundes zu, um für die Geschichte des Volkes Israel die zutreffenden Gesichtspunkte zu finden, und bat daher diesen, an seiner Statt (Bd. I., S. 25—44) diesen Abschnitt zu entwerfen.

Wenn Meyer bei seinen Bibelforschungen das neue Testament griechisch las, so ging ihm dagegen für das alte Testament die ausreichende Kenntniß des Hebräischen ab. Nur zum Buchstabiren und zur Einübung der Formenlehre hatte er es auf den Schulen gebracht. Auf den Rath eines jüdischen Gelehrten, Namens Büschenthal, der ihn auf der Durchreise besuchte, entschloß er sich 1807 noch in seinem 35. Lebensjahre, das Hebräische gründlich zu erlernen; es beginnt damit die zweite, vorwiegend exegetische Periode seines Lebens. Bald las er mit Leichtigkeit die historischen Bücher, dabei verglich er ältere und neuere Uebersetzungen nebst Commentaren und legte sich einen vollständigen Apparat an. Schon als er die prophetischen Bücher las, fühlte er sich den Exegeten gewachsen, eben so sehr benöthigt, von ihnen zu nehmen, als befähigt, ihnen zu geben. Die

Beschreibung der Stiftshütte und des Tempelbaues gab ihm Gelegenheit, seine archäologischen Kenntnisse; die Rechtsbestimmungen des mosaischen Gesetzes, seine juristische Gelehrsamkeit zu verwenden; es war, als ob alle nach so verschiedenen Seiten auseinandergehenden Bestrebungen seines Lebens nun ihren Einheitspunkt gefunden hätten. Schon 1812 gab er seine „Bibeldeutungen" heraus, an denen die Exegeten nicht sowohl seine grammatischen Erklärungen, als das von ihm vertretene der Zeitbildung fremde Glaubenssystem und die Schärfe tadelten, womit er die gangbaren theologischen Auffassungen bekämpfte; allein in der Bitterkeit seines Tones klang nur der Schmerz über seine eigenen früheren Verirrungen und der Unmuth über die Blindheit der herrschenden Exegese nach; je länger desto mehr „zog er das polemische Schwert ein und und dachte darauf im Frieden ein Neues zu bauen." Sein nächster Plan war eine würdige Verdeutschung der Schrift. In Luthers Bibelübersetzung sah er ein geistliches Kunstwerk, in welchem der Kirchenstil seine höchste und unantastbare Würde entfaltet; so entschieden er jede Modernisirung verwerfen mußte, so wenig konnten ihm die aus Unkunde der Sprachen entsprungenen Fehler verborgen bleiben, welche theils schon Luthers ursprünglicher Uebersetzung anhafteten, theils durch willkürliche Veränderungen in dieselbe erst hineingetragen waren. Schon bei dem Beginne seines Studiums des Grundtextes hatte er in seinem durchschossenen Exemplare der lutherischen Bibel Fehler oder unangemessene Ausdrücke berichtigt und kurze Anmerkungen dazu geschrieben. Jetzt wurde er sich klar, daß er das ihm verliehene Pfund nicht im Schweißtuche verbergen dürfe; die Liebe gab ihm den Muth, noch einmal den mühsamen Gang vom Anfange bis zum Ende zurückzulegen, alle vorhandenen Hülfsmittel von Werth wurden abermals sorgfältig verglichen und ein ganz neues Manuscript der berichtigten lutherischen Bibel ausgearbeitet, versehen mit fortlaufenden erklärenden Anmerkungen,

deren gedrängte Kürze kaum errathen läßt, welch' ein gründliches, alle Hülfsquellen umfassendes Studium seine Resultate darin niedergelegt hat und jedem Bibelleser, ohne ihn zu verwirren, eine Fülle belehrender und verständigender Winke darbietet. Im Jahr 1819 erschien das „Bibelwerk" in erster, 1823 in zweiter Ausgabe (die letztere ohne Anmerkungen). Eine Ausgabe letzter Hand hat im Jahr 1855 die Zimmer'sche Buchhandlung in Frankfurt mit Anmerkungen veranstaltet. Marheineke, der sich für dieses Werk ungemein interessirte, veranlaßte Meyer bei einem Besuche in Frankfurt zu einer Mittheilung über die Geschichte desselben, die dieser in den Berliner Nachrichten vom 3. December 1818 als Darlegung seines theologischen und exegetischen Bildungsganges veröffentlichte. Die theologische Fakultät zu Erlangen aber übersandte ihm in Anerkennung seiner Verdienste um die Schrift 1821 die theologische Doctorwürde und seit 1837 trat der gewiß unerhörte Fall ein, daß ein Doctor der Theologie, nicht der beiden Rechte, in dem Appellations- und Criminalgerichte den Vorsitz führte. Seit 1816 stand er als Präsident der Frankfurter Bibelgesellschaft vor.

Meyer war indessen nicht bloß biblischer Theologe, er war Mystiker und Theosophe in der edelsten Bedeutung des Wortes. Als solchen erkennen wir ihn besonders in der dritten Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit. So wenig als die seichte Aufklärerei des Rationalismus konnte ihn die mechanische Weltanschauung des transcendenten Supranaturalismus oder gar das starre Rechtsprincip und die formale Correktheit der scholastischen Orthodoxie befriedigen. Natur und Bibel waren ihm nur zwei zusammengehörige, sich gegenseitig erklärende Urkunden einer und derselben Offenbarung; zwei harmonisch zusammenklingende Sphären, in denen sich die eine unsichtbare Welt Gottes in tiefsinniger Symbolik reflektirt. In der Schrift war ihm das helle Licht aufgegangen, das seine Strahlen über alle Kreise der Schöpfung, über Gegenwart, Ver-

gangenheit und Zukunft verbreitet. Wie er darum bemüht war, glaubend, betend und wachsend in der Heiligung in ihre Geheimnisse einzudringen, so war es ihm auf allen Gebieten um lebendiges organisches Verständniß zu thun: er suchte im Buchstaben den Geist, in dem Keime die zukünftige Entwickelung, in dem Endlichen die Typen des Unendlichen; Zahlen und Figuren waren ihm die Formen ewiger Wahrheiten, die sichtbaren Dinge ein Bilderbuch voll Hieroglyphenschrift, die Erscheinungswelt eine Sphäre, in welcher nicht nur die Mysterien einer höheren Welt sich spiegeln, sondern auch ihre Kräfte wirksam eingreifen und dem sich kundgeben, der ihre Realität mit frommem Sinne erfaßt hat. Seine Schrifterklärung geht darauf aus, den Tiefsinn des göttlichen Wortes, der sich hinter dem grammatischen Sinne eben so verbirgt als verräth, zu ergründen, und wenn er auch darin nicht selten gespielt hat, so sind es doch meist tiefsinnige Griffe des einfältigen Glaubens, die er als Gotteskind spielend in die Schätze des Vaters that. Mit Vorliebe wandte er sich den Lehren von den letzten Dingen und der Apokalyptik zu; aus diesem Streben ging schon 1810 seine Schrift über den „Hades, ein Beitrag zur Theorie der Geisterwelt" hervor, die ihn als Geistesverwandten Jung Stillings charakterisirt, ferner sein „Schlüssel zur Offenbarung Johannis, von einem Kreuzritter, Karlsruhe 1833" und sein letztes Schriftchen: „Blicke in den Spiegel des prophetischen Wortes, Frankfurt 1847." Mit warmer Theilnahme folgte er, obgleich er nie magnetisirt hat, den Erfahrungen und Verhandlungen über den Magnetismus: er bezeichnet diese räthselhaften Zustände als „Psychopompos in die unsichtbare Welt des Ernstes und deren Reinigungen, in den Himmel des Glaubens und der Weisheit," allein er fürchtet davon seelenverderblichen Betrug, wenn diese Erscheinungen ohne höhere Glaubensinnigkeit und Ernst nur der unlauteren Wißbegierde oder der gemeinen Neugierde dienen sollen. Von hoher Wichtigkeit war ihm das

Symbol, in welchem er für das intuitive Denken die Momente der Idee in einheitlicher geschlossener Totalität zusammengefaßt sah, während sich der reflektirende Verstand ihrer nur successiv und vereinzelt bemächtigen kann; diese Liebe zur symbolischen Lehrart, die mit seiner Denkungsart innig zusammenhing, leitete ihn nicht bloß auf die Mysterien der alten Welt zurück, sondern führte ihn auch in die Grade der höheren Maurerei ein. Er gehörte der dem rektificirten Systeme zugethanen altschottischen Loge Karl zur aufgehenden Sonne in Frankfurt bis zu ihrer Auflösung (im Jahr 1845) an und erfreute oft die versammelten Meister durch geistreiche Arbeiten. Aus dieser Richtung floß „das Buch Jezira, die älteste, kabbalistische Urkunde der Hebräer," das er hebräisch und deutsch mit Anmerkungen und Glossen 1831 in neuer Ausgabe bearbeitete, ferner die Schrift: „zur Aegyptologie 1840" und sein Aufsatz über die Culdeer. Das Hauptwerk aus seiner Feder aber sind die „Blätter für höhere Wahrheit aus älteren und neueren Handschriften und seltenen Büchern mit besonderer Rücksicht auf Magnetismus," eilf Sammlungen 1819—32, an welche sich als zwölfter Band sein „Inbegriff der Glaubenslehre" 1832 reiht. Besondere Hervorhebung verdienen seine „Hesperiden, prosaische Schriften" in zwei Sammlungen. 1836. In seinen Gedichten leuchtet, wie Albert Knapp (evangelischer Liederschatz 2. Aufl. S. 1317) sagt: „ein ganz eigenthümlicher duftiger Geistesglanz, den man die Romantik Israels nennen könnte." Eine Reihe von Recensionen hat er unter der Chiffre J. M. D. von 1811—1818 in die Heidelberger Jahrbücher geliefert. (Unter andern hat Meyer in den Heidelberger Jahrbüchern 1813, Nr. 50 den ersten Band von Friedrich Heinrich Jacobi's Werken, Hegel dagegen (1817, Nr. 1 und 2) mit seiner vollständigen Namensunterschrift den vierten Band recensirt. Obgleich beide Recensionen sich deutlich als das Werk zweier verschiedener Verfasser kennzeichnen und sich ebenso wohl durch den darin dargelegten Standpunkt als durch

ihren Stil schon auf den ersten Blick unterscheiden, wurde doch auch Meyer's Recension später für eine Arbeit des großen Philosophen gehalten und von Förster und Baumann in die Gesammtausgabe seiner Werke aufgenommen XVI. 203. Einem namhaften Theologen ist es begegnet, daß er mittels dieser Recension die christliche Weltanschauung Hegels zu erweisen suchte.)

Meyer war ein ächt theologischer Charakter. Die Schärfe, womit er in jüngeren Jahren, seines festen Grundes in Gottes Wort unumstößlich gewiß, den theologischen Verkehrtheiten der Zeit entgegengetreten war, verklärte sich im Alter zu sanfter Milde. Sein offenes Auge mit dem geistreichen Blick, seine edlen, feingeschnittenen Züge, der von tiefem Frieden zeugende Ausdruck seines Angesichts, die gottinnige Heiterkeit, die über sein ganzes Wesen ausgegossen lag, spiegelte ein Seelenleben, das tief von Christi Wahrheit und Gnade durchdrungen war, und kündigte schon bei der ersten Begegnung eine bedeutende Persönlichkeit an. Als Familienvater, Gelehrter, Richter und Staatsmann hat er in christlicher Gesinnung und nach christlichen Grundsätzen gehandelt. Sein Wirken zeugte auf allen Gebieten von fester Entschiedenheit und sicherem Maß. Selbst Gegnern seiner Richtung nöthigte er persönliche Achtung ab.

Das verhängnißvolle Jahr 1848 war das letzte, das er hienieden beendigen sollte. Der Sturm der Revolution, der ihn in den angehenden Mannesjahren aus einem Wirkungskreis in den andern geschleudert hatte, brach noch einmal über Europa herein, erschütterte Deutschland, löste den Bundestag auf, aus dem er kaum ausgeschieden war, und rüttelte mit brechenden Stößen an der Verfassung der ehemaligen Reichs- und Wahlstadt, aber der ehrwürdige Greis wurde von seinem Brausen nicht mehr berührt; mit der Ruhe des Weisen, der seinen Standort über der Region des Wechsels hat, blickte er fast lächelnd in das wüste, zerstörungssüchtige Treiben und in den leidenschaftlichen Kampf der Parteien; es war, als hinge der

nach der Heimath verlangende Geist nur noch durch lose Bände mit dem wegemüden Gefährten der langen Wanderung zusammen. Das Ende des Jahres fand ihn bereits mit völlig erschöpften Kräften auf dem Krankenlager, von dem er nicht mehr erstand, aber auch unter den heftigen Schmerzen, welche seiner Auflösung vorangingen, ruhte ein stiller Abglanz seliger Klarheit und Friedens auf seinen Zügen und gab Zeugniß von dem Troste, an dem sich seine Seele labte. Am 27. Januar 1849 verschied plötzlich Abends seine Gattin; 13 Stunden später folgte auch er ihr in das Land des Schauens. Am 31. Januar wurden beide Leichen von einem protestantischen und katholischen Geistlichen zum Friedhofe geleitet. An demselben Tage wurde vor dem Appellationsgerichte, dessen Präsidium er seit dem Jahr 1837 geführt hatte, zum ersten Male statt des bisher üblichen Prozesses das öffentliche mündliche Verfahren geübt. Meyer's Bedeutung wird vielleicht erst von der Zukunft ganz unbefangen gewürdigt werden; viele seiner Schriften verdienen aber auch eine größere Beachtung der Gegenwart, als sie ihnen zu Theil geworden ist.

Michael Creizenach.

Dieser ausgezeichnete und hochverdiente israelitische Volks- und Jugendlehrer wurde am 16. Mai 1789 in Mainz geboren. Seine Eltern bestimmten ihn bereits in frühester Kindheit zum Rabbinen, besonders hierzu durch den Umstand bewogen, daß schon mehrere hochgerühmte Schriftgelehrten aus der Familie hervorgegangen waren. In einem sogenannten Chedor (talmudistische Lehranstalt)

zeigte der Knabe bald einen rastlosen Fleiß und ungewöhnlichen Scharfsinn, zugleich aber auch jene zarte Bescheidenheit, die ihn noch im Mannesalter zierte. Seinen Vater schmeichelte die Hoffnung, in ihm einen großen Dialektiker zu erziehen; zartere Anregungen erhielt er von der Mutter, einer durch Schönheit und tiefe Gemüthlichkeit ausgezeichneten Frau. Als in Folge der französischen Revolution in den Städten am Rhein große Befürchtungen ausbrachen, flüchtete die Familie nach Aschaffenburg. Die dumpfe, beschränkte Atmosphäre, in welcher der talentvolle Knabe aufwuchs, wurde bei Gelegenheit dieser Reise und durch die Unstätigkeit des Aufenthalts von einem frischeren Luftzuge durchweht. Doch arbeitete der siebenjährige Schüler mit heiligem Eifer in seinen Büchern fort. Die unbedingte Hingebung an dasjenige, was ihm als religiöse Wahrheit erschien, zeichnete ihn aus. In jener Zeit geschah es, daß er einmal aus Unvorsichtigkeit in Gesellschaft eines Spielkameraden am Sabbath ein Glas zerbrach. Die beiden Knaben beschlossen einander zur Strafe die rechte Hand abzuschneiden. Creizenach reichte die seinige zuerst hin, und der Freund — später Rabbiner in einer der größten Gemeinden Deutschlands — schnitt darauf los, bis jener in Ohnmacht fiel, und Leute herbeikamen. Die Narbe behielt er sein ganzes Leben hindurch. Als er nach Mainz zurückgekommen war, wurden die Studien eifrigst fortgesetzt. In der Schule disputirte er tüchtig, doch liebte er mehr die Einsamkeit und verlangte nach höherer Erkenntniß. Da ihm aber andere Zweige derselben, bei dem traurigen Zustande der damaligen jüdischen Kultur, nicht blühen konnten, so verfiel er auf die Mathematik. Seinem geraden Verstande sagte die Strenge dieser Wissenschaft zu; auch geben manche Partien der rabbinischen Literatur Veranlassung, den Sinn für Form und Berechnung zu bilden. Man kann bemerken, daß für gar viele Juden, die ihre Kindheit in der dumpfen Schwüle des Rabbinismus verbrachten, die Mathematik ein Anknüpfungs-

punkt war, um sich in die freie Region geistiger Kenntniß zu erheben; man denke an Maimon, Bendavid und andere. Das Schönheitsgefühl dagegen wurde allerdings in den talmudischen Schulen mehr unterdrückt, als gefördert; und wer wie Creizenach tiefes Gefühl und rege Phantasie besaß, der kam in Gefahr, für dieselben keinen Ausgangspunkt zu finden, als kabbalistische Schwärmerei. Es war im Jahr 1804, als der fünfzehnjährige Jüngling durch sein ernstes Streben und durch sein mathematisches Talent die Aufmerksamkeit einiger Mainzer Gelehrten auf sich zog. Die französische Gesetzgebung hatte den Juden am Rhein bürgerliche Rechte gewährt. Die Jahrhunderte lang zurückgehaltene Kulturfähigkeit brach in ihnen hervor in den Kriegsjahren, wie junge Knospen nach einem Märzsturme. Creizenach erinnerte sich noch spät mit inniger Freude jener Zeit, wo unter seinen Glaubensgenossen die Geister zuerst erwachten. Er stand im 16. Jahre, als er das deutsche A B C lernte. Der Vater war diesen Studien abgeneigt und riß ihm mehrmals das Buch weg; auch war die Nachhilfe, die er sich verschaffen konnte, sehr kümmerlich. Der rühmlich bekannte Bibliothekar Lehné (1826), ein Mann von freier, tüchtiger Gesinnung, wandte zuerst dem Jünglinge freundliches Interesse zu. Bisher hatte er an den Romanen von Spieß, die ihm ein Buchhändler verabreichte, seine Kenntniß geübt; jetzt lenkten ihn einige Gönner auf philosophische Lektüre; er lernte Französisch, las Rousseau und die Encyclopädisten. Manche Juden, die denselben Weg machten, wurden durch die letztgenannten Schriftsteller zu Extremen oder zur Frivolität geleitet. Der streng sittliche Ernst jedoch, der in Creizenach lebte, machte ihn schon im Jünglingsalter jedem Versuche abgeneigt, hohe Dinge unter einem andern Lichte, als unter dem der absolutesten Wahrheitsforschung zu betrachten. Bald wendete er sich zu tieferen Studien und griff mit Eifer nach den Schriften des Mannes, der so vielen Juden in jener Zeit ein Führer zu höherer Wahrheit wurde

— nach den Schriften Kant's. Mittlerweile jedoch war er durch Verwendung gebildeter Glaubensgenossen in das damals in Mainz bestehende französische Lyceum aufgenommen worden, dessen sämmtliche Klassen er in dritthalb Jahren durchmachte. Die Professoren Anchelle und Terquem erkannten die ungemeinen Talente Creizenachs; der letztere, nachmals Custos am depôt de l'Artillerie in Paris, wurde sein intimster Freund. Daß bei einem solchen Bildungsgange seine Ansichten über das Judenthum eine wesentliche Veränderung erleiden mußten, versteht sich von selbst. Im Umgange mit gleichgesinnten Freunden faßte er den Plan, seine tiefgesunkenen Glaubensbrüder zu besserer Sitte und Erkenntniß zu leiten. Die Kriegsjahre waren vorüber und das nahende Mannesalter drängte zur Wahl eines festen Berufs. Mehrere Jahre lang hatte er bereits seine Eltern durch den Ertrag von Unterrichtsstunden ernährt. Großer Sinn für wissenschaftliche Ausbildung war in seiner Umgebung noch nicht; von manchen Leuten erhielt er für 30 Lektionen als Honorar einen Kronenthaler. Doch schreckte ihn das Mühevolle und Glanzlose der pädagogischen Wirksamkeit nicht ab. Einen Ruf nach Luxemburg, wo er eine ehrenvolle Stelle als Professor der Mathematik erhalten sollte, schlug er aus, um sich ganz der Bildung der deutschen und zunächst der rheinhessischen Juden zu widmen. Verbesserung des Gottesdienstes und sittliche Veredlung der Generation war sein vorzügliches Augenmerk. „Die Jugend", pflegte er zu sagen, „ist unsere schönste Hoffnung; darum sei sie auch der theuerste Gegenstand unserer Sorgfalt." Unter unsäglichen Mühen und Kämpfen gegen ein wüstes Herkommen gründete er seine Volksschule, besoldete Unterlehrer und hielt am Sabbath religiöse Vorträge. Den Glaubensgenossen, so dumpf und starr sie waren, imponirte er sowohl durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, als durch die reine Uneigennützigkeit seiner Unternehmungen; selbst der streng orthodoxe Rabbiner konnte ihm seine Achtung nicht versagen.

Um den neuen Ansichten, die sich damals im Judenthume Bahn brachen, einen literarischen Anhaltspunkt zu geben, stiftete er die erste jüdische Zeitschrift, nicht um verwerflichen Partikularismus zu huldigen, sondern um eine Vermittlung mit der deutschen Bildung und Gesittung zu erstreben. Die Monatschrift erschien, von jüdischen und christlichen Gelehrten durch Beiträge unterstützt, unter dem Titel „Geist der pharisäischen Lehre". Die erschienenen Hefte geben ein Zeugniß von der makellosen Reinheit der Absicht und von der Lebhaftigkeit, mit der man die neugewonnene allgemeine Kultur zur Veredlung des Judenthums anwandte. Der Grundgedanke, an den sich auch Creizenach's späteres Wirken in jüdischen Angelegenheiten anlehnte, ist der, daß das Judenthum einer beständigen Fortentwickelung fähig sei. Dieses Princip suchte er als gelehrter Rabbinist auf die älteren talmudischen Schriften zu stützen. Dieß die Seele seiner Aufsätze, die er mit großer Klarheit und Wärme, mit eben so viel Freimuth als Sachkenntniß schrieb; doch fehlte denselben vielleicht hier und da journalistische Gewandtheit. Creizenach war weit entfernt, das Verwerfliche des Rabbinismus leugnen zu wollen; er protestirte beständig gegen das fortwährende Bestreben, jene spitzfindigen Auseinandersetzungen und jene verworrene Anhäufung von Vorschriften in unbedingter Autorität zu erhalten. Diese Tendenz brachte ihn mit seinem geraden und hohen Sinn oft in eine unangenehme Stellung. Unter den gelehrten Kennern des Talmudismus stand er eine Zeitlang fast allein auf der Seite der Vernunft und des Fortschrittes; die meisten Andern hatten ihr Wissen zu lieb, um irgend etwas, das einer Skepsis oder Bezweiflung ähnlich sah, zu begünstigen.

Creizenach's angestrengte Thätigkeit wurde in Mainz fast sprüchwörtlich; neben seinem mühevollen Berufe fand er Zeit zur Fortsetzung seiner mathematischen Studien. Außer einem Versuch über die Paralleltheorie schrieb er noch einen Grundriß der dar

den Geometrie, in welchem er sich das Verdienst erwarb, die géométrie déscriptive zuerst auf deutschen Boden zu verpflanzen. Allmälig wendete sich die Aufmerksamkeit vieler Freunde des Guten auf den bescheidenen Mann. Durchreisende Israeliten besprachen mit ihm das große Werk der Versittlichung ihrer Glaubensbrüder, der Annäherung an deutsche Kultur, besonders auch die Einführung der vaterländischen Sprache in den Gottesdienst. Im Jahr 1825 erhielt er den Ruf als Lehrer und Prediger an die israelitische Realschule zu Frankfurt. Mit bangem Herzen trat er in die erweiterte Laufbahn; er verließ ungern eine Stadt, wo er nun erst den Segen seines Wirkens vor sich zu sehen begann. Auch hatte er daselbst, trotz der übermäßigen Last der Arbeit, manche stille Freude genossen. In vielen Kreisen, besonders in der Lesegesellschaft, zeichnete er sich durch gemüthliche Heiterkeit, durch den liebenswürdigsten Humor aus. Mit den Geistlichen zu Mainz stand er in freundlichem Verhältnisse, er, der dem Mosaismus mit so warmer Ueberzeugung zugethan war. Denn in diesem sah er eine Religion des Geistes, aus der jede höhere göttliche Wahrheit hervorgehen könne und solle. Gleichwohl war ihm der ehrwürdige Bischof Colmar als Freund zugethan und die Herren von Geissel, Räs und Weis, später Bischöfe von Köln, Straßburg und Speyer gehörten zu Creizenachs Schülern. In Frankfurt trat er in bequemere und günstigere Verhältnisse ein. Im Wirken für das Judenthum stand er nicht allein, sondern an der Seite erprobter, tüchtiger Männer. Die Realschule, geleitet durch den helldenkenden und geistvollen Dr. Heß, erhielt seit seinem Hinzutreten einen neuen Schwung und erhob sich bald zu einer normalen, in ihrer Art einzigen Anstalt. Besonders aber machte sich Creizenach um den mit dieser Schule verbundenen „Tempel der Andacht" verdient. Es ist bekannt, wie oft bei modernen jüdischen Predigern das Flache und Seichte hart neben der Aufklärung liegt, wie gern sie, von allem Positiven sich

abwendend, mit trockenen Moralien und phrasenhafter Künstelei die Lücken des Inhalts zu stopfen suchen. Anders Creizenach. Seine Rede wirkte mächtig, weil sie aus der wärmsten Theilnahme für das Judenthum floß, aus dem Bestreben, dasselbe zu lebensfrischer Selbstthätigkeit zu erwecken. Oft improvisirte er und war zur Veröffentlichung seiner Reden schwer zu bewegen. Nicht selten richtete er Zornworte gegen den prahlerischen Indifferentismus und den flachen Bildungstrieb vieler Glaubensgenossen. Der Höhepunkt seiner Wirksamkeit in dieser Beziehung war sein Confirmationsunterricht, wohl mit das Vorzüglichste, was die neueren Veränderungen im Judenthume gestaltet haben. Ein Glaubensbekenntniß, das äußerlich von der Philosophie des Zeitgeistes angefochten, innerlich von Skepsis durchwühlt und von bedenklichen Krisen bedroht ist, als Grundlage zu wahrhafter Erhebung und ungekünstelter Erbauung zu machen, war keine leichte Aufgabe. Die glänzende Lösung derselben erklärt sich weniger aus Creizenach's allerdings höchst klarer und trefflicher Katechetik, als vielmehr aus seinem Charakter, der die ihm innewohnende sanfte Wärme und sinnige Erleuchtung auch den behandelten Gegenständen mitzutheilen wußte. In dieser Wirksamkeit erwarb er sich großen Ruf; fremde Gemeinden erbaten sich seine Mitwirkung bei feierlichen Gelegenheiten, und seine Mitbürger zu Mainz übersandten ihm einen Ehrenpokal. Den so gewonnenen Einfluß verwendete er zur Anregung nützlicher Plane und vor Allem ließ er sich es angelegen sein, die Beschäftigung seiner Glaubensgenossen mit Handwerk und Ackerbau zu fördern. Seine Thätigkeit in den mathematischen Fächern dauerte fort; er hielt vor einem gewählten Kreise Vorlesungen über Astronomie und war im „physikalischen Vereine“ ein gefeiertes Mitglied. Auch um die Frankfurter Gewerbschule erwarb er sich Verdienste durch Abfassung eines Lehrbuchs der technischen Geometrie, welchem bald ein Leitfaden in der Algebra nachfolgte. So von Christen und Israeliten

hochgeehrt, hätte er eine ruhige, neidlose Wirksamkeit und unangefochtene Vollendung seiner Bahn hoffen können. Aber so gut sollte es ihm nicht werden. Die jüdische Orthodoxie wendete ihren Groll vorzugsweise gegen den Mann, dem sie weder tiefe Sachkenntniß, noch warmes Gefühl für das Judenthum absprechen konnte, und der doch mit entschiedenem Freimuthe so manche ihrer Lehrsätze angriff und mit Eifer und Gelehrsamkeit seine Behauptungen zu verfechten wußte. Doch war Creizenach zum eigentlichen Polemiker nicht geschaffen; er hatte ein zu weiches Herz und glaubte bei seinen Gegnern denselben guten Willen voraussetzen zu müssen, dessen er sich bewußt war. Die oft hämischen Angriffe seiner Widersacher, die zahlreichen Schriften in hebräischer und deutscher Sprache, die besonders gegen seine Darstellung des rabbinischen Gesetzes geschleudert wurden, wußte er mit siegender Klarheit zu widerlegen und manchmal mit souveräner Verachtung zu bestrafen. Auch sprach der Umstand für ihn, daß er selten Antikritiken, sondern lieber neue, selbstständige Werke schrieb. Aber die Verdächtigung der guten Absicht, die Verdrehung seiner Aussprüche und Grundsätze nagte an seiner Zufriedenheit, ja an seinem Leben. Sein Hauptwerk, das in Bezug auf Kunde des rabbinischen Judenthums große Geltung erlangt hat und wohl auch behaupten wird, erschien in vier Bänden unter dem Titel: Schulchan Aruch. Dasselbe sollte eine encyklopädische Darstellung des mosaischen Gesetzes und seiner Ausbildung durch die Rabbinen geben, besonders aber für die in der Zeit nothwendig gewordenen Reformen eine historische Grundlage feststellen. (Vom ersten Theile ist eine englische Bearbeitung erschienen. Siehe Manual of Judaism, by van Oven. London. 1837. Gegen denselben erschienen vier größere Schriften.) Diesem Werke widmete Creizenach Jahre lang alle Muße, die sein angestrengter Beruf ihm ließ (er ertheilte oft täglich 12 Stunden, selten unter 10). Der entschiedenste Schritt jedoch, welchen er der Tradition gegenüber

that, war die Veröffentlichung von 32 Thesen über den Talmud, in welchen er dieses Buch als ein Werk ohne innere Nothwendigkeit, ohne Einfluß auf den wahren Mosaismus und ohne sanktionirte Geltung darstellte. Die zahlreichen und gediegenen Aufsätze, die man von ihm in Zeitschriften las, gingen aus demselben Geist hervor. Die heftigen Angriffe, die sein Schulchan Aruch hervorrief, verstimmten ihn weniger, als die Befürchtung, sein redliches Wirken fruchtlos verfliegen zu sehen. Die Jugend wollte Manches von dem, was er als würdig und heilsam erkannte, in stürmischer Hast wegwerfen; das nachwachsende Geschlecht ergriff glänzendere und belohnendere Bestrebungen, als die Vertheidigung des nach ihrer Meinung unrettbaren und zukunftlosen Judenthums. Der Indifferentismus nahm auch in Creizenachs nächster Umgebung überhand, und er betrachtete sich als einen vereinzelten Posten. Damals schrieb er an seinen Freund Stern, Docenten der Mathematik in Göttingen, er wolle sich für die nächste Zeit wieder zu mathematischen Arbeiten wenden. In der That beschäftigte er sich in der letzten Zeit sehr mit Newton und correspondirte viel mit englischen Mathematikern. Noch in seinem Nachlasse befand sich ein Manuscript über jüdisches Kalenderwesen. In den beiden letzten Jahren seines Lebens gab er im Verein mit Dr. Jost, dem rühmlichst bekannten Geschichtschreiber der Israeliten, eine Zeitschrift in hebräischer Sprache unter dem Titel „Zion" heraus. Der Zweck dieses Unternehmens war, für die höchst originellen Geistesrichtungen der ungarischen und polnischen Juden ein Archiv zu gründen, so wie auch höhere Bildung unter ihnen zu verbreiten. Creizenach schätzte die Lebhaftigkeit und geistige Kraft dieser eigenthümlichen Köpfe, und als ein wahrhafter Weiser, der unter jedem Kleide nur die Menschen sah, erfreute er sich am Verkehr mit ihnen, ohne sich durch die zuweilen etwas cynische Außenseite stören zu lassen. Durch einen sonderbaren Zufall wurde die letzte Nummer der Zeitschrift Zion, mit der ein Jahrgang

schloß, in Creizenach's Todesstunde gedruckt. Auf der letzten Seite war gerade noch so viel Raum geblieben, um die Todesanzeige hinzuzufügen.

Die angestrengtesten Arbeiten in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft hinderten Creizenach nicht, an Allem, was die Welt des Geistes bewegte, besonders an Poesie und Politik innigen Antheil zu nehmen. Gervinus's Literaturgeschichte gehörte zu seinen Lieblingsbüchern; Strauß's Dogmatik studirte er mit Eifer. Ganz besonders aber stärkte und labte ihn in den letzten Monaten, als er dem Tode rasch entgegen ging, Hoffmeisters Werk über Schiller. Das Leben des vielgeprüften großen Mannes betrachtend wurde er ruhiger, wenn er auf das seinige zurückblickte. Von Schillers Jugend sprechend, sagte er: Was können wir fordern, wenn es dem so ging?

Die rastlose, nur selten unterbrochene Thätigkeit zerstörte allmälig seine vorher außerordentlich kräftige Gesundheit. Im Frühjahr 1842 fühlte er, daß sein Körper die nöthigen Funktionen nicht erfülle. Der sonst blühende Mann fiel zusammen, und die Freunde erschraken bei seinem Anblicke. Er selbst sah seinem Schicksal mit Ergebenheit entgegen, der Geist blieb arbeitsam und kräftig bis zum Todestage, und seine Ansichten über Geistesfreiheit und religiösen Fortschritt wurden immer entschiedener und rücksichtsloser, je mehr die Bande nachließen, die ihn an die Zeitlichkeit fesselten. So verschied er denn am 5. August 1842 in seinem drei und fünfzigsten Lebensjahre und wurde am 8. August unter einer überaus zahlreichen Begleitung von Leidtragenden beerdigt.

Creizenach war von mittlerer Statur und kräftigen Zügen; sein Aeußeres anspruchslos. Das blaue Auge zeugte von Seelengüte und hoher geistiger Begabung, den Mund belebte ein Zug liebenswürdiger Ironie. Von Jugend auf selbstthätig verdankte er den größeren Theil seines Wissens seinem eigenen Fleiße und war, die

Schuljahre ausgenommen, ein Autodidakt im besten Sinne des Wortes. Selbst die hin und wieder erkennbaren Fehler, welche aus einer solchen Bildung entspringen, wurden bei ihm reichlich dadurch aufgewogen, daß er nicht, wie andere Autodidakten, sich überschätzte, sondern immer nur merkte, wo es ihm mangle, und immer weiter strebte. Er lebte in beständigem Schaffen. Eine kräftige Gesundheit erhöhte diese Lebensfülle. Der Ruhe und Erholung schien er gar nicht zu bedürfen. Vier Stunden Schlafs genügten ihm zur Neubelebung seines Geistes. Sinnliche Freuden waren ihm ganz fremd. Er aß ohne Wahl, nur um den Hunger zu stillen, oft mitten in der Arbeit, oft während des Stundenwechsels in größter Eile. An zeitraubenden Vergnügungen nahm er nie Theil; Theater, Concerte, öffentliche Belustigungen und größere Gesellschaften besuchte er höchst selten. An Vereinsmahlzeiten betheiligte er sich nur, wenn sie mit wohlthätigen Zwecken in Verbindung standen, dann aber pflegte er den Anwesenden das Verdienst edler Zeitgenossen oder beachtenswerthe Handlungen in sinnvoller Rede vorzuführen.

Obwohl er eine schwere Zunge hatte, war doch sein Rednertalent ausgezeichnet, nicht nur im religiösen, sondern auch im wissenschaftlichen Vortrage, wie er besonders in seinen trefflichen Vorlesungen über physische Geographie und über neue physikalische Entdeckungen bewies.

Mit seiner ungemeinen Regsamkeit verband Creizenach nicht bloß die reinsten Sitten, sondern auch eine zarte Rücksicht und Schonung, sowohl gegen Angehörige und Freunde, als gegen Hülfesuchende, so sehr er durch letztere oft in seinen Arbeiten gestört wurde. Seine Heiterkeit und frohe Laune machte auf jeden, der sich ihm nahte, einen wohlthuenden Eindruck, der durch längeren Umgang mit ihm nur verstärkt wurde. Die Jugend, welche er mit Strenge und Liebe zugleich leitete, war ihm mit inniger Verehrung zugethan, und die Mitglieder der Gemeinde, in welcher er so segensreich wirkte,

nahmen wiederholt Gelegenheit, ihm ihre volle Erkenntlichkeit auszudrücken.

Bei Creizenach's Tod vernahm man so manche klagende Stimme. Ein französischer Gelehrter äußerte über ihn: „C'est un deuil public pour le Judaisme éclairé; il perd en lui un de ces plus valereux champions!" Ein deutscher Gelehrter schrieb über den Verstorbenen: „Er war ein Bild der treuen Pflichterfüllung, der reinsten Menschenliebe; standhaft in seinen Grundsätzen, unermüdlich, sie zum Besten seiner Nebenmenschen ins Leben zu rufen und geltend zu machen; dabei unendlich liebevoll und wohlthätig. Sein segensreiches Wirken wird ihn lang überdauern. Multis ille bonis flebilis occidit!" Eine andere Stimme über ihn aus Göttingen lautete so: „Mit ihm ist wieder Einer und wohl der Bedeutendste aus jener älteren Kulturgeschichte der Juden dahingegangen, die ihre Bildung der Umgebung mit List und schwerem Kampfe abringen mußten und das gewonnene Gut in edler Selbstverleugnung der Bildung der Glaubensgenossen zum Opfer brachten. Ich kenne Keinen, in welchem der Dreiklang der Phantasie, der Reflexion und des Gemüths so harmonisch verbunden gewesen wäre, als in ihm."

Creizenach war auch ein glücklicher Familienvater. Er hinterließ eine trauernde Gattin, drei Söhne und eine Tochter. Als ein aufrichtiger Vaterlandsfreund und inniger Verehrer des deutschen Geistes erzog er auch seine Kinder in dieser Gesinnung. Sein zweiter Sohn Theodor widmete sich gleich dem Vater der Pädagogik und erwarb sich bald nach Vollendung seiner akademischen Studien durch seine Leistungen als Lehrer sowohl, wie als Redner und Dichter den wohlverdienten Namen eines geistvollen, gewandten und vielseitig gebildeten Mannes.

Außer einigen Elementarbüchern und einelnen Predigten sind von ihm in Druck erschienen: Versuch über die Paralleltheorie. Mainz. 1822. — Lehrbuch der darstellenden Geometrie; synthetischer

Theil. Ebendaselbst. 1822. — Geist der pharisäischen Lehre; eine Zeitschrift in monatlichen Heften. Ebendaselbst. 1824. — Lehrbuch der technischen Geometrie. Frankfurt 1828. — Gebete und Psalmen für Israeliten. Ebendaselbst. 1830. — Versuch über die Theorie der Zahlen, nach Legendre. Ebendaselbst. 1830. — Confirmationsfeier. Ebendaselbst. 1830. — Ueber die jüdische Nationalabsonderung (gegen Dr. W. E. G. Paulus). Ebendaselbst. 1831. — Zwei und dreißig Thesen über den Talmud. Ebendaselbst. 1831. — Lehrbuch der Algebra. Stuttgart. 1834. — Lehrbuch der Planimetrie. Frankfurt. 1834. (Diesem folgte ein Lehrbuch der Geometrie und der Trigonometrie). — Schulchan Aruch, oder encyklopädische Darstellung des mosaischen Gesetzes. 4 Bände, von denen der vierte die jüdische Religionsgeschichte enthält. Ebendaselbst. 1833 u. ff. — Biblisches Lehrbuch der hebräischen Sprache, nach der Hamilton'schen Interlinearmethode. Mainz. 1837. — Einige Worte zur Beleuchtung des Auerbach'schen Lehrbuchs der israelitischen Religion. 1839. — Betrachtungen für die zehn Bußtage. Frankfurt. 1840. — Jesod Mora, sive Fundamentum pietatis. Nach Aben Esra. Ebendaselbst. 1841. — Stunden der Weihe für israelitische Confirmanden. Ebendaselbst. 1841. — Zion, hebräische Monatsschrift, herausgegeben im Verein mit Dr. Jost. 1841—42. — Endlich noch viele Aufsätze in gelehrten Zeitschriften, einzelnes Pädagogische u. dgl. — Die beabsichtigte Uebersetzung des Talmud ins Deutsche unterblieb, weil (wie Jost mittheilt) einflußreiche Freunde ihm diesen Plan als nicht zeitgemäß darstellten und seine andern Wirkungskreise ihn ohnehin völlig in Anspruch nahmen.

Wilhelm Heinrich Ackermann.

Am 29. März des verhängnißvollen Jahres 1848 waren alle Straßen Frankfurts festlich geschmückt mit Fahnen und Kränzen, zum freundlichen und frohen Empfang der Mitglieder des Vorparlaments, als sich in den Morgenstunden des genannten Tages von der alten Mainzer Gasse aus über die Buchgasse, den großen und kleinen Kornmarkt, durch die Katharinenpforte, am Paradeplatze vorbei, über die große Eschenheimer Straße am Bundespalaste vorüber ein fast unübersehbarer Trauerzug bewegte, einem Leichenwagen folgend, welchem die deutschen Fahnen voranweheten und feierliches Spiel voranschritt. Und wehmüthig flüsterten sich die Leute, an denen der Zug vorüber ging, einander zu: „Ackermann wird begraben! der Lehrer Ackermann.“ Alle hatten ihn gekannt; die Meisten ihn in seinem Werthe erkannt und geliebt. Auch der Verfasser dieser Gallerie befand sich unter denen, die dem Sarge folgten; auch er hatte häufige Berührung mit dem Verstorbenen gehabt, ihn geachtet und werth gehalten. Erst zwei Jahre vorher hatte er durch seine Hände das Geschenk Blochmann's „Heinrich Pestalozzi“ erhalten, in welchem dieser über seinen Ackermann mit so gerechter Anerkennung sich ausspricht.

Ackermann wurde am 25. Juni 1789 zu Auerbach im sächsischen Voigtlande geboren, wo sein Vater das Amt des Oberpfarrers bekleidete. Nachdem dieser ihm selbst den ersten Unterricht ertheilt hatte, sandte er ihn 1802 auf das Gymnasium in Gotha. Schon hier zeichnete er sich durch seinen Fleiß so vortheilhaft aus, daß ihn

seine Lehrer nicht nur andern Schülern als Muster vorhielten, sondern ihm auch bald Unterrichtsstunden zuwiesen, durch welche er das Geld zur Erwerbung nützlicher Bücher verdiente. Mit herrlichen Kenntnissen ausgerüstet bezog er 1807 die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Zwar widmete er sich in der That mit gewohntem Eifer dieser Wissenschaft, versäumte aber dabei nicht, sich so vielseitig als möglich auszubilden. Namentlich beschäftigte er sich auch mit den neueren Sprachen. Zum Studium des Englischen veranlaßte ihn noch der besondere Umstand, daß einer seiner Oheime (der bekannte Kunsthändler Rudolph Ackermann in London) sich seit längerer Zeit in England niedergelassen hatte und mit seinem Neffen einen freundlichen Verkehr unterhielt. Als dieser 1811 seine akademischen Studien beendet hatte, wurde ihm durch Vermittelung des Oheims das Glück zu Theil, in Begleitung einiger jungen Engländer Deutschland und die Schweiz zu bereisen und sich einige Zeit in Yverdun bei Pestalozzi aufzuhalten. Bald gefiel er sich hier so wohl, daß er das Anerbieten Pestalozzi's genehmigte und sich der Anstalt als Lehrer anschloß. Den Aufenthalt in Yverdun bezeichnete er nachmals immer als die glücklichste Zeit seines Lebens. Hier war es auch, wo er mit Schacht und Blochmann den Bund unverbrüchlicher Freundschaft schloß. „Sein sanftes und lauteres Gemüth", sagt Blochmann, „sein edler und fester Charakter, seine begeisterte Vaterlandsliebe gewannen ihm mein ganzes Herz, das durch die langen Jahre der Trennung und wechselnder Schicksale mit wandelloser Treue sein Eigenthum geblieben ist." Da kam das Jahr 1813. Die Kunde erscholl nach Yverdun, daß Deutschland sich zu erheben anfange. „Es rief ihn der beginnende Freiheitskampf", fährt Blochmann weiter fort, „nur zu schnell aus unserer Mitte, und wir gaben dem Glücklichen und fast Beneideten, als er der Schaar des Lützower Freicorps begeistert entgegenzog, das Geleit bis zu den Höhen, wo die Riesenhäupter der Alpen vor uns Zeugen der Sehn-

sucht und Liebe waren, mit der wir als treue Söhne an dem erwachenden, seine schimpflichen Ketten zerbrechenden Vaterlande hingen." Pestalozzi selbst ertheilte ihm seinen Segen und rief ihm die Worte nach: „Aber hau auch tüchtig ein." Von Sachsen aus zog Ackermann mit den Lützowern an der Elbe hinunter, sich an Theodor Körner, v. Nostiz und Jänkendorf, Förster und Thümmel, die ihm gleichgesinnt waren, innig anschließend. Einen Theil seiner Erlebnisse in diesem Feldzuge hat er in dem Schriftchen „Erinnerungen aus den deutschen Befreiungskriegen 1813 und 1814", Frankfurt a. M., 1847 (Hermann'sche Buchhandlung) in den beiden Aufsätzen „Erinnerungen eines Lützower Jägers aus der Lüneburger Haide" und „das Geschwisterpaar unter der Eiche bei Wöbbelin" in anziehendster Weise geschildert. Unaufhaltsam rückte die kampflustige Schaar im Mai 1813 über die Lüneburger Haide bis vor den Wald der Göhrde, wo Alles sich zur Schlacht anschickte, wo Körner sein Bundeslied vor der Schlacht „Ahnungsgrauend, todesmuthig" dichtete. Schon bereitete man sich, durch den Wald auf die Franzosen zu stürmen, als diese, lauter junge Conscribirte, zum Theil mit Hinterlassung ihrer Gewehre zurückwichen. Bald darauf kam von der Hauptarmee der verbündeten Preußen und Russen der Befehl, wegen des Waffenstillstandes den Rückmarsch über die Elbe anzutreten. Als der Kampf aufs Neue begonnen hatte, zeichnete sich der Oberjäger Ackermann in verschiedenen Vorpostengefechten durch Muth und Umsicht so aus, daß er am Morgen des 26. Augusts zum Offizier ernannt wurde. Dieser Tag sollte für das Freicorps ein trauriges Ende nehmen. Es verlor seinen Theodor Körner, den Streiter mit Leier und Schwert. Ackermann erzählt: „Förster, Nostiz, Thümmel und ich ließen es uns als Körners Freunde und Landsleute nicht nehmen, ihm sein Grab zu machen. Feldwebel Bär (der jetzige Geheime Medicinalrath Stiebel in Frankfurt) führte den Leichenzug. Als wir den Sarg in das Grab gesenkt hatten, sangen

diejenigen, die vor Weinen singen konnten, noch einige Verse aus seinen Liedern, in denen er seinen Tod für's Vaterland wiederholt voraus verkündigt hatte, dann warfen wir vier Freunde das Grab zu, und der alte Markworth von Berlin schnitt Körner's Namen und Todestag so tief in die das Grab überschattende Eiche ein, daß diese Inschrift wohl bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz verschwunden sein wird."

Drei Wochen später lagerte die Schaar der Lützower in Zaarenthin am gleichnamigen See im Mecklenburgischen, verdrießlich wegen der eingetretenen Ruhe. Da wurden eines Abends Freiwillige zur Theilnahme an einem Zuge aufgefordert, den der russische General Wallmoden auf das linke Elbufer machen wollte. Alle meldeten sich; weil aber nur der dritte Theil erforderlich war, mußte das Loos entscheiden. Es entschied auch zu Ackermann's Gunsten. Noch Abends brachen die Auserlesenen auf, überschritten auf einer Schiffbrücke die Elbe und vereinigten sich mit den übrigen Truppen, so daß der gesammte Heereshaufen 15,000 Mann betrug. Es kam zum Kampf an der Göhrde, am 16. September. Den schwarzen Jägern ward der Auftrag, zwischen den verschiedenen durch den Wald marschierenden Angriffskolonnen die Verbindung zu unterhalten. Auf den Straßen entbrannte der Kampf zuerst; der Zug, welchen Ackermann durch das Dickicht führte, stieß dagegen erst am äußersten Waldrande auf den Feind und zwar auf dessen Tirailleurs, die einen Graben besetzt hatten und sich da zu behaupten suchten. Sie wurden zurückgedrängt, bei welcher Gelegenheit Ackermann den unerschrockensten Muth bewies. Indem man weiter vordrang, kam man an eine Anhöhe — ein altes Hünengrab — die mit zwei feindlichen Bataillonen und zwei Geschützen besetzt war. Bei dem Angriff auf dieselben kam es zum heftigen Gefechte. Ackermann befand sich mitten im dichtesten Kugelregen, erhielt aber nur einen Streifschuß am Schenkel und zwei Schüsse durch seine Kleider,

während Lützow selbst durch einen schlimmen Schuß in den Unterleib getroffen und kampfunfähig wurde. Mit Hülfe zweier anderer Jäger gelang es Ackermann die eine der beiden Kanonen dem Feinde zu entreißen. Die Schlacht wurde glorreich gewonnen, indem der französische General von seinen 7000 Mann kaum 800 Mann zusammen behielt und 2000 todt oder verwundet auf dem Kampfplatze zurücklassen mußte. Als Lohn für seine Heldenthat erhielt Ackermann den Orden des eisernen Kreuzes. Er begleitete hierauf das Corps noch auf seinem weiteren Zuge nach dem Rhein und zuletzt nach Paris. Als der Friede geschlossen war, verließ er dasselbe und begab sich nach London zu seinem Oheim, der ihn mit der deutschen Correspondenz der zwei Hülfsgesellschaften beauftragte, welche sich damals in der City und in Westminster zur Unterstützung der durch den Krieg verunglückten Deutschen gebildet hatten. Um den Engländern die Noth in Deutschland recht anschaulich zu machen, strich Ackermann, durch seinen Oheim dazu veranlaßt, auf einer Landkarte die Gegenden, die am meisten gelitten hatten, mit rother Dinte an. „Um Leipzig herum entstand so ziemlich ein rothes Meer, und von da aus ergoß sich ein rother Fluß die große Heerstraße entlang über Erfurt und Frankfurt bei Mainz in den Rhein; die vielen rothen Flecken nicht gerechnet, die hier und da auf der Karte als Sporaden figurirten. Das blutige Bild war fertig, aber jedenfalls auch ein sehr unzulänglicher Maßstab der Hülfsbedürftigkeit in Deutschland. Indeß, es hatte für die alten Herren, unter welchen mehrere Bischöfe, selbst der Primas von England, der Erzbischof von Canterbury waren, und die wohl Deutschland eben so wenig als den Krieg je mit eigenen Augen gesehen hatten, die beiden großen Vortheile: der Anschaulichkeit und der möglichsten Unparteilichkeit. Ich hatte für jede Gesellschaft ein Exemplar auf diese Weise entwerfen müssen, und in allen ungewissen Fällen, was so ziemlich alle waren, richtete man sich mit den Guineen nach der rothen Dinte.“

Es war zum Theil in Angelegenheiten dieser Gesellschaften, daß Ackermann im Winter von 1814 bis 15 eine Reise nach Deutschland, vorzüglich nach Sachsen, was bekanntlich am meisten durch den Krieg gelitten hatte, machen mußte. Auf dieser Reise kam er nach Dresden und wurde in Körners Familie mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Er lernte Körners Schwester Emma kennen, deren hohe Begabung und werkthätige Vaterlandsliebe den tiefsten Eindruck auf ihn machte, einen Eindruck, welcher ihm für das ganze Leben blieb. Mit größter Unparteilichkeit berichtete er von Deutschland aus über die Verheerungen und Nothstände, damit die Unterstützungen den Hülfsbedürftigen im richtigen Verhältnisse zugetheilt würden. Bald nach seiner Rückkehr in die englische Hauptstadt, erhielt er die betrübende Nachricht von Emma's Erkrankung am Nervenfieber. Der zweite Brief brachte ihm die Todesbotschaft. Bis in den Herbst 1815 verweilte Ackermann noch in London mit den übernommenen Arbeiten beschäftigt, doch ließ er es sich nebenbei während dieser Zeit sehr angelegen sein, den Stand der Erziehung in England, namentlich den Mechanismus der Bell-Lancaster'schen Lehrweise kennen zu lernen. Dann kehrte er mit fünf Zöglingen nach Yverdun zurück, um nochmals zwei Jahre bei Pestalozzi zu verleben. In einer am hundertjährigen Geburtsfeste dieses großen Meisters in der Erziehung, den 12. Januar 1846, gehaltene Rede spricht er sich über Bell und Pestalozzi so aus:

„Nach geendigtem Kriege führte mich mein Weg zunächst nach England und dort mein Beruf in die Lancaster'schen, dann in die Bell'schen Schulen und so zum täglichen Verkehr mit dem ersten Erfinder jenes ganzen Schulmechanismus, dem alten Dr. Bell selbst.

„Welch schroffer Gegensatz! Dieser Mechanismus, dieß rein passive Gedächtnißwerk gegen das Pestalozzische selbstthätige Entwickeln des jugendlichen Geistes von der ersten sinnlichen Anschauung bis zur höchsten geistigen Conception! Aber meine Bemühungen,

den alten, enthusiastisch für seinen Mechanismus eingenommenen Dr. Bell von diesem Gegensatz und der Richtigkeit der Pestalozzischen Grundsätze zu überzeugen, waren, wie ich das hätte voraus wissen können, alle vergeblich. Seine Antwort war gewöhnlich: „Das ist recht schön, was Sie mir da sagen; aber sehen Sie, ich gehe weiter." — So ging ich denn endlich auch weiter, zu meinem verehrten Pestalozzi nach Iferten zurück. Es dauerte nicht lange, so kam Dr. Bell nachgereist. Er wollte doch den großen Concurrenten seines Ruhmes auf dem Felde der Pädagogik kennen lernen, gelegentlich auch sehen, ob nicht Eins oder das Andere von dessen Methode für sein eigenes System zu benutzen sei. Da er weder Deutsch, noch Französisch sprach, so bat er mich, sein Dolmetscher bei Pestalozzi zu sein. Wer that das lieber, als ich, da ich so die beste Gelegenheit zu erhalten glaubte, wenn auch nicht ihn zu überzeugen, doch wenigstens die Beweise zu liefern zu meinen in England gegen ihn ausgesprochenen Behauptungen. Der Zufall begünstigte uns. In jenen Tagen wurde gerade eine öffentliche Prüfung in der Anstalt gehalten. Ich wich nicht von Bell's Seite, übersetzte, erklärte und machte ihn auf Alles aufmerksam, wovon ich glaubte, daß es ihn interessiren könne. Indeß, es schien ihn nichts anzusprechen; nur zuletzt, die militärischen Uebungen der Zöglinge entlockten ihm einige Aeußerungen des Beifalls. Da wir nun meinten, er habe doch vielleicht noch nicht die rechte Gelegenheit gehabt, in das eigentliche Wesen des in der Anstalt ertheilten Unterrichts, was bekanntlich so viel als möglich heuristisch war, einzudringen, so brachten wir einige Knaben zu ihm auf ein besonderes Zimmer und forderten ihn auf, diese selbst zu prüfen. Er verlangte, sie sollten ihm den pythagoräischen Lehrsatz beweisen. Einer der Knaben that es. Aber Bell sagte, dieser Beweis sei nicht der rechte, in den englischen Schulen habe man einen andern. Der Knabe: er könne es auch anders beweisen; und die übrigen Knaben:

sie hätten auch Beweise gefunden. Ich glaube, es waren damals zwölf verschiedene Beweise dieses Lehrsatzes von den Schülern selbst gefunden worden. Es wurden noch ein Paar Beweise gemacht, um zu sehen, ob der englische nicht vielleicht darunter sei. Indeß er fand sich nicht unter ihnen, und Bell blieb dabei, das sei der beste, den sie in den englischen Schulen hätten. — So schien es eben unmöglich, dem in seinem System befangenen Schulmann auch nur einen Begriff beizubringen von der Wahrheit; daß — statt seinen Schülern für ihr Leben eine Menge Recepte mitzugeben, — es unendlich besser sei, ihr Denken und Können so zu entwickeln, daß sie sich bei den verschiedenen Vorfällen des Lebens selbst zu helfen, selbst Recepte zu schreiben wüßten. Es wurde nun auf den folgenden Tag noch eine Zusammenkunft festgesetzt, in welcher Pestalozzi und Bell sich gegenseitig ihre Ansichten über Volksbildung mittheilen wollten, und Bell dann auch sein System praktisch darzustellen wünschte. Was von Lehrern im Schloß, von Fremden und Notabilitäten in der Stadt war, fand sich ein zu diesem merkwürdigen, vielleicht sogar wichtige Resultate verheißenden Colloquium. Pestalozzi begann seine Grundsätze zu entwickeln, mit allem Scharfsinn, der ihm zu Gebote stand, mit aller Deutlichkeit, die die Uebertragung in eine fremde Sprache erlauben wollte. Aber auch er brachte es bei Dr. Bell zu keinem andern Resultat, als zu dem schon früher mir gewordenen. Als er z. B. von der Erregung der Thätigkeit bei den Kindern sprach und unter andern sagte, daß er dazu des ohnehin im Kinde mächtigen und allzu überreizten Ehrtriebes sich so wenig als möglich bediene, sondern reinerer Motive, als der Liebe zur Pflicht, zu den Eltern, Lehrern und vor allen Dingen der Liebe zum Gegenstande selbst, durch welche das Kind durch eine seinem geistigen Standpunkt entsprechende Behandlung des Unterrichts eben gewonnen werden müsse; — so kam auch hier die alte Antwort wieder zum Vorschein: das Alles sei recht schön, aber er, Bell, gehe weiter,

indem er gerade auf diese mächtige Triebfeder — this powerful engine, wie er sich ausdrückte — sein System gründe.

„Dieß sollte nun praktisch gezeigt werden. Pestalozzi zog sich auf sein Sopha zurück, und die anwesenden Herren wurden auf den drei Seiten eines mit Kreide auf den Fußboden gezeichneten Vierecks aufgestellt, dessen vierte Seite Bell selbst und sein Dolmetscher einnahm. Und nun begann das Buchstaben- und Silbenstechen und das dazu gehörige Certiren um eine Menge sehr unwesentlicher Kleinigkeiten, z. B. wenn Jemand beim Fortfahren stockte, sein Buch nicht recht hielt, es fallen ließ, nicht nach Vorschrift stand, vorn statt hinten herumging. Auf ähnliche Weise Rechnen, endlich gar Religion, d. h. Katechisation nach dem Schema: Gott hat die Welt geschaffen; wer hat die Welt geschaffen? was hat Gott geschaffen? u. s. w.

„Ich sah mich nach meinem alten Pestalozzi um, was der wohl sage zu diesem Unterricht? — Er lag auf dem Sopha und kaute an der Schleife seines Halstuchs, wie er wohl zu thun pflegte, wenn man ihm bei feierlichen Gelegenheiten eines umgebunden hatte. Ob er es jetzt that aus innerem Vergnügen — oder aus Unmuth über solche Art von Geistesbildung? — — das weiß ich nicht! — Am andern Tage reiste Bell nach Freiburg, um des verdienstvollen Peter Girard blühende Schulanstalten kennen zu lernen. Jullien und ich begleiteten ihn. Ehe wir uns in Freiburg von ihm trennten, nahm Bell mich noch auf die Seite und sprach Folgendes: „Ich habe nun die Methode Ihres Pestalozzi kennen gelernt. Glauben Sie mir, in zwölf Jahren wird Niemand mehr von ihr sprechen; die meinige aber wird dann über den Erdkreis verbreitet sein. Kommen Sie wieder zu mir nach England, Ihr Glück soll gemacht sein. Mit Pestalozzis Lehrweise werden Sie nicht weit kommen."

„Es ist nun 30 Jahr", setzt Ackermann hinzu, „daß der alte Bell so zu mir sprach. Ueber den Erdkreis ist seine Methode noch

nicht verbreitet. In unserm Deutschland wenigstens sind, mit ein Paar Ausnahmen, die Versuche, diesen Lehrmechanismus einzuführen, an dem Bewußtsein, daß wir Besseres besitzen, glücklicherweise bisher gescheitert. Dich aber, du guter Vater Pestalozzi! wird die Menschheit auf allen Bahnen, die sie zu ihrer Erhebung und zur reineren Darstellung ihrer selbst noch betreten wird, als einen ihrer treuesten Wegweiser, als einen ihrer wohlthätigsten Genien immer wieder finden und Deinen Namen im Laufe der Jahrhunderte nicht vergessen!"

Im Jahr 1817 verließ Ackermann das Institut zu Yverdun, begleitete einige Jünglinge auf Reisen, besuchte verschiedene Erziehungsanstalten und kam 1819 nach Frankfurt. Die freundliche Aufnahme, die er hier fand, machte, daß er sich da bald so wohl gefiel, daß er den Entschluß faßte, eine ihm sich darbietende Lehrstelle an der Musterschule anzunehmen. Hier wirkte er nun von 1820 bis 1848, eine lange Reihe von Jahren hindurch mit überaus segensreichem Erfolge und gewann sich durch die Klarheit und Wärme seines Unterrichts, durch die Vereinigung des Ernstes mit der Milde in seinem Charakter, durch seinen edlen männlichen Sinn die begeisterte Liebe seiner Schüler und Schülerinnen, und die aufrichtige Achtung seiner Mitbürger. Aber wie tüchtig er auch als Lehrer war, welch wichtige Dienste er auch durch Heranbildung der Jugend seiner zweiten Heimath leistete, so anspruchslos blieb er doch allerwegen. Niemand gewahrte in ihm den tapfern Streiter für's Vaterland, den Ritter des eisernen Kreuzes, keiner den vertrauten Jünger und Genossen des großen Pestalozzi, als wer ihn genauer kannte. Ueberall, wo es für etwas Gutes und Großes zu wirken galt, war er unter den Ersten, aber stets unbemerkt. Obgleich er bereits mehrere Jahre mit heftigen zunehmenden Brustleiden zu kämpfen hatte, blieb er doch bis zu Ende des Jahres 1847 in seinem Berufe thätig. Mit Beginn des Jahres 1848 nahmen seine Schmerzen zu

und fesselten ihn bald an das Lager. Noch gelangte die Kunde von den Pariser Februarereignissen so wohl, wie von der deutschen Bewegung zu den Ohren des bald Dahinscheidenden. Noch einmal schien sich da in ihm die jugendliche Thatenlust und das Verlangen zu regen, für's Vaterland mit Manneskraft einzutreten. Bald jedoch nahte sein Ende. Er starb am 27. März 1848 mit der ruhigen Fassung eines Weisen, betrauert von Allen, die ihn im Leben gekannt hatten.

Ueber sein Wirken als Lehrer hat sich sein Amtsgenosse und Freund Scholderer in der Einladungsschrift zur Prüfung in der Musterschule so ausgesprochen: Ueber ein Vierteljahrhundert lang wirkte unser heimgegangener Freund als eine Zierde des Lehrercollegiums mit immer gleicher jugendlicher Begeisterung für die gedeihliche Entwickelung und Blüthe der Musterschule. Mit der Liebe eines Bräutigams zu seiner Braut hing er an der Anstalt, lebte er nur für sie. Ihr Wohl war sein Wohl, ihr Wehe war sein Wehe. In und außer der Schule, wo es galt, ihr Interesse zu fördern, da trat er für sie ein; für sie sprach er mit der ihm eigenen Biederkeit und Offenheit und mit männlichem Muthe, nicht rechts, nicht links schauend und unbekümmert darum, ob auch die Wahrheit gerne gehört werde. Ackermann war ein großer Kinderfreund und zum Erziehen geboren. Der Anblick einer fröhlichen Kinderschaar konnte ihn bis ins Innerste ergreifen. Im Umgange mit der Jugend fühlte er sich immer am glücklichsten, ihre Nähe war ihm ein so dringendes Bedürfniß, daß er selbst dann, wenn ihn körperliche Leiden niederdrückten, bei ihr Erholung suchte und fand. Wie wußte er aber auch die Herzen der Kinder zu erfassen und ihre Achtung und Liebe durch seine persönliche Liebenswürdigkeit zu gewinnen! Wie mächtig war der Einfluß, den er durch den sittlichen Ernst und die religiöse Weihe, die sein ganzes Wesen durchdrang, auf die jugendlichen Gemüther ausübte. Ja, wie ihn selbst bis ans Ende die Begeisterung

des Jünglings durchglühte für die höchsten Güter der Menschheit, so verstand er auch, bei Allen die ihn umgaben, den göttlichen Funken der Begeisterung für alles Edle und Große zu wecken und zur hellen Flamme anzufachen. Aber nicht nur als Erzieher, sondern auch als Lehrer steht der Verstorbene in großer Vollkommenheit vor uns. Mit dem Entwickelungs- und Bildungsgange der kindlichen Natur aufs Innigste vertraut, verstand er es, mit sicherer Hand den Lehrstoff für das wahre Bedürfniß seiner Schüler auszuwählen und ihn von denselben selbstthätig verarbeiten zu lassen. Sprach er, so war seine Darstellung unterstützt durch die ihm eigene Gewandtheit der Rede, in hohem Grade anregend, voll Klarheit und inniger Wärme. Bei solchen Eigenschaften wird es begreiflich, wie er ohne Anwendung besonderer Reiz- und Strafmittel das Interesse seiner Schüler für den Unterricht fort und fort nicht nur zu beleben, sondern auch zu erhalten wußte. Ackermann hat ein schönes Leben gelebt. Anspruchslos, wie er war, hat er in seinem hohen Berufe und in der stillen Beschäftigung mit den Wissenschaften schon hier jene innige himmlische Befriedigung gefunden, die äußerer Glanz und Schimmer, deren abgesagter Feind er war, nimmer zu geben vermögen."

Dem alten tapferen Lützower Streiter wurde nach der Beerdigung von den freiwilligen Jägern der Frankfurter Stadtwehr die dreimalige Ehrensalve gegeben, und dankbare Zöglinge schmückten sein Grab mit einem Denkmal zur Erinnerung an ihn für sich selbst und für Alle, welche noch im Laufe der nächsten Jahrhunderte einen der schönsten Friedhöfe der Erde durchwandern werden.

Ludwig Börne.

Dieser geniale Schriftsteller wurde in Frankfurt am 22. Mai 1786 in einer israelitischen Familie geboren. Sein Vater, mit Namen Baruch, ein sehr gewandter und mit einer großen Fähigkeit für das diplomatische Fach begabter Geschäftsmann, war in Allem dem Hause Oesterreich ergeben. Er besaß eine politische Ueberzeugung, welche derjenigen schroff gegenüberstand, zu der sich einst sein Sohn bekennen und die derselbe vertheidigen sollte, und vermuthete keineswegs, daß jene Aristokratie, die er als die natürliche Stütze der Staaten betrachtete, in seinem Sohne einen so entschiedenen Gegner finden würde.

Börne's Großvater war Finanzagent an dem ehemaligen kurfürstlichen Hofe zu Köln gewesen und wohnte in Bonn. Bei Gelegenheit einer Erledigung des Kurhutes entwickelte er eine große Thätigkeit zu Gunsten eines Erzherzogs aus dem Hause Oesterreich, und vorzüglich seinen Anstrengungen hatte man es zu danken, daß dieser bei der Wahl obsiegte. Maria Theresia, dankbar gegen Börne's Großvater für den Dienst, den er einem ihrer Söhne geleistet, ließ ihm eine von ihrer Hand unterzeichnete offizielle Urkunde zustellen, welche ihm jede Art von Begünstigung verhieß, in dem Falle, wenn er oder eines seiner Kinder sich in Oesterreich niederlassen würde. Diese kaiserliche Gnade machte den Schmerz noch bitterer, den Börne's Vater empfand, als er seinen Sohn eine ganz entgegengesetzte Richtung verfolgen sah.

Da sich Börne's treffliche Anlagen frühzeitig entfalteten, so bestimmte ihn sein Vater für die wissenschaftliche Laufbahn; und weil die Juden vom Staatsdienst und jedem politischen Rechte ausgeschlossen waren, so wählte er die Medizin. Börne war 14 Jahr alt, als er Frankfurt verließ, um nach Gießen zu gehen, wo er in das Haus des Orientalisten Hetzel zog. Von dort begab er sich nach Berlin und sodann nach Halle. Der Aufenthalt auf dieser letzteren Universität ließ in ihm den lebhaftesten Eindruck zurück; in seinen späteren Unterhaltungen sprach er oft mit der ganzen Wärme des Herzens von dieser glücklichen Zeit seiner Jugend. Eine dieser Schilderungen ist es schon darum werth, daß wir sie hier wiedergeben, weil sie über die geistige Entwickelung Börne's selbst eine nähere Aufklärung ertheilt. „Ich erinnere mich", sagt derselbe, „mit Entzücken jener akademischen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar ist die Jugend jedem schön, wo und wie sie ihm auch vorübergehe; aber akademischen Jünglingen ist sie es doppelt. In Halle herrschte damals ein frisches, seelenvolles, höchst bewegtes wissenschaftliches Leben. Wolf, dessen Ruhm nicht größer ist, als dessen Verdienst, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penolopens übermüthigen Freiern ganz genau bekannt. Schleiermacher lehrte die Theologie, wie sie Sokrates gelehrt hätte, wäre er ein Christ gewesen. In seinen Vorlesungen über die Ethik betrachtete er das sittliche, das wissenschaftliche und das bürgerliche Leben der Menschen. Sein Hörsaal vereinigte nicht bloß die akademische Jugend, sondern auch Männer von reiferen Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Universitätsprediger, und seine Zuhörer wurden um so andächtiger, je bedächtiger sie wurden; denn Schleiermacher schiffte, mit dem Compasse des Wissens versehen, auf dem Meere des Glaubens, nach berechneter, sicherer, zweifelloser Richtung. Reil war als Mensch, Lehrer der Arzneikunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von

ansehnlicher, Achtung gebietender Gestalt, und hatte die Augen Friedrichs des Großen. Sah man ihn lehrend unter seinen Schülern, die ihn eben so sehr liebten als bewunderten, so konnte man sich leicht in die Akademie von Athen versetzen; er wußte seinen Kranken und deren Angehörigen ein unerschütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermischte seine Vorlesungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Göthe, und die köstlichen Früchte seiner Forschung waren unter Blumen versteckt. Wer nur den ersten Stunden seiner halbjährigen Vorlesungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Professor der Moral oder der Aesthetik. Schon in den reiferen Jahren, wo das Wissen nur noch in der Breite gewinnt, aber in der Tiefe nicht mehr, und wo die welken Aehren des Geistes ihr schwaches Haupt zur Erde niedersenken, und dieses nothwendigen Naturgesetzes sich bewußt — äußerte Reil im engen Kreise von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchst liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geistes verlieren. Um sich gegen diesen Verlust zu schützen, war er immer darauf bedacht, sich mit strebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. Horkel hatte sich die Lehren Cuvier's angeeignet, und brachte die Wissenschaft der vergleichenden Anatomie und Physiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geistreiche Art mit den unmündigen Geschwistern des Menschen bekannt, und wies die Vollkommenheit der menschlichen Organisation an den Unvollkommenheiten der thierischen nach. Er war ein so höchst bescheidener Mann, daß er bis damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht, und ein so lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß, und über die Resultate seiner Forschung die Wege und Berechnungen mitzutheilen versäumte, über und durch welche er zu diesen Resultaten gelangt war. Endlich war es Steffens, der die akademische Jugend zur höchsten Begeisterung trieb.

Ein Schüler Werners, war er als Professor der Mineralogie nach Halle berufen; als Schüler Schellings brachte er die Naturphilosophie dahin. . . . . . Steffens ist ein Däne, und wenn ich mich nicht irre, war er, als er in Halle sein Lehramt begann, der deutschen Sprache, wenigstens der deutschen Aussprache noch nicht ganz mächtig. Dieses gab seinem Vortrage jenes Kindliche und Anmuthige, das an Alcibiades so wohl gefiel. Steffens las nie vom Blatte; was er im Augenblicke geschöpft, reichte er frisch und hell. Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte, was er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder, und erst am Ufer fing er zu überlegen an."

„Von solchen Lehrern angetrieben, strömte der akademischen Jugend das Blut rascher und feuriger durch alle Adern des Geistes. Es waren zu jener Zeit zwölfhundert Studenten in Halle, und deren geselliges Leben war wilder und rauher, als es je gewesen. Sitten, Sprache, Kleidung, Alles war gigantisch ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme, mit rothen, weißen, grünen oder schwarzen Federn geschmückt, je nach der Landsmannschaft, der sie sich angeschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern und von unten deutschen Postillionen. Brach aber aus dieser rohen Hülle die wissenschaftliche Begeisterung hervor, so war sie um so rührender. Ich erinnere mich, daß bei einem Schmauße, wozu die Grazien nicht eingeladen waren, zwei wilde Gesellen über die Schelling'sche Naturphilosophie in Streit geriethen. Sonderbar genug hatten sie sich über die Polaritäten verständigt, über den Indifferenzpunkt aber sich entzweit. Der Eine sagte dem Andern, er habe dumm gesprochen. Das war eine Herausforderung, und zwei Tage später floß Blut. So vergingen uns drei Jahre — eine lange Schnur von Maimonden. Ach, wie ist die deutsche akademische Jugend so glücklich! Verdorren möge die erste Hand, die dieses schöne Leben beschmutzt!"

Nach der Schlacht bei Jena rückte die französische Armee in Halle ein; die Studenten zerstreuten sich, und Börne begab sich nach Heidelberg; er war damals zwanzig Jahr alt. In dieser Zeit entschloß er sich die Medizin aufzugeben; seine Neigung für die politischen und philosophischen Wissenschaften bestimmte ihn, die Staatswirthschaft zu studiren. Im Jahr 1808 wurde er von der Universität zu Gießen, wo er seine akademischen Studien begonnen hatte, zum Doctor der Philosophie ernannt. Von 1811 an verwaltete er einige Jahre lang unter der großherzoglichen Regierung das Amt eines Polizeiaktuars zu Frankfurt, verlor dasselbe aber nach Wiedereinführung der reichsstädtischen Verfassung. Er widmete sich nun der Schriftstellerei, namentlich der Publicistik, für die er ein hervorragendes Talent hatte. Durch die Freimüthigkeit, mit der er seine Ansichten aussprach, zog er bald die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Im Jahr 1817 trat er zur evangelischen Kirche über, bei welcher Gelegenheit er seinen Namen mit dem vertauschte, unter welchem er berühmt worden ist. Er redigirte nach einander zuerst die Wochenschrift „Zeitschwingen", dann die Zeitschrift „die Wage" und das deutsche Frankfurter Journal. Ein Streit mit der Censurbehörde veranlaßte ihn endlich die Redaction aufzugeben. 1819 begab er sich zum ersten Male nach Paris. Da sein Ruf als liberaler Schriftsteller ihm nach der Hauptstadt vorausgeeilt war, beschäftigten sich die Journale mehrere Tage sehr lebhaft mit seiner Ankunft in Frankreich. Bei seiner Rückkehr nach Frankfurt wurde er festgenommen. Ein junger Mann hatte revolutionäre Flugschriften verbreitet, und weil er Börne noch in Paris glaubte, dessen Namen dabei gemißbraucht. Nach vierzehntägiger Haft löste sich jedoch das Mißverständniß und Börne erhielt seine Freiheit. 1822 machte er eine zweite Reise nach Paris und verweilte dort zwei Jahre. Während dieser Zeit suchte ihn sein Vater angelegentlichst dazu zu bestimmen, eine Stelle in der Wiener Staatskanzlei anzunehmen.

Dieser war nämlich in beständiger Verbindung mit dem Fürsten Metternich geblieben; und er hatte für seinen Sohn eine Stellung, ähnlich der des Herrn von Gentz, in Aussicht und konnte die Hartnäckigkeit nicht begreifen, mit der sein Sohn eine glänzende diplomatische Laufbahn, gegen die unbedeutende Rolle eines Schriftstellers, zurückwies. Börne verwarf, wie aus seinem Briefwechsel ersichtlich ist, alle Vorschläge des Vaters und suchte ihn durch die Erklärung zu beruhigen, daß er mit seinem Loose zufrieden sei. 1824 kehrte er nach Deutschland zurück und begab sich nach Baden-Baden, weil er glaubte, daß der Aufenthalt daselbst ihm bei seiner angegriffenen Gesundheit heilsam sein werde. Damals erregte seine „Lobrede auf Jean Paul", eine Schrift, ausgezeichnet durch Adel der Gesinnung, Tiefe des Geistes und durch den tiefempfundenen Ausdruck des Schmerzes über des Dichters Tod, großes Aufsehen. 1829 erschienen seine Werke in 8 Bänden (3. Auflage 1840). Die Revolution von 1830 machte einen so tiefen und lebhaften Eindruck auf ihn, daß er es nicht länger ertrug, sich von dem Mittelpunkt der Ereignisse entfernt zu sehen. Kaum von einer schweren Krankheit wieder hergestellt, entschloß er sich dennoch nach Paris zu reisen. Aus dieser Zeit stammen seine „Briefe aus Paris", welche in Deutschland ein ungewöhnliches Aufsehen machten und zum Theil großen Beifall fanden, zum Theil die heftigste Polemik hervorriefen. Kurz darauf, 1832, ward ihm auf einer Reise in Deutschland auf dem Hambacher Feste sowohl als zu Freiburg im Breisgau von der stürmischen Jugend eine begeisterte Aufnahme. Nachdem er noch die Schweiz besucht hatte, kehrte er nach Paris zurück, das er von da an bis zu seinem Tode am 12. Februar 1837 nicht mehr verließ. Seiner Leiche folgte ein großer Trauerzug. Er ward auf dem bekannten Friedhofe Pere la Chaise begraben.

Von den Urtheilen über Börne führen wir absichtlich das von Barthel (in seinen Vorlesungen über die deutsche Nationalliteratur

der Neuzeit) an, weil derselbe über sämmtliche unter dem Namen „das junge Deutschland" bekannten Dichter und Schriftsteller sehr streng urtheilt. Er sagt: „Börne war ein Charakter, ein entschiedener, ungebrochener, geradsinniger Charakter mit starker Einseitigkeit, als dessen Motto das Wort gelten könnte: So bin ich, und das denk' ich, und das will ich. So einseitig er in seinem strengen Republikanismus war und die Schäden seiner Zeit wie die Schwächen Deutschlands immer nur durch die schwarze Brille sah, meinte er es doch mit seinem Schmerze darüber ehrlich und trug wirklich centnerschwer an demselben. Und während Heine, längst zum Sclav seines Witzes geworden, eine wahre Lust daran hatte, alles Heilige zu zerfressen und sich in der schändlichsten Blasphemie erging, hatte Börne doch noch etwas von Religiosität, eine gewisse Ehrfurcht vor dem Göttlichen überhaupt und blieb auf diesem Gebiete immer Herr seines Witzes. Was ihn als Schriftsteller betrifft, so war er ein Vorkämpfer des Liberalismus und demokratischer Grundsätze, der sich aber mehr durch Sprachgewandtheit, stylistisches Talent und Verstandesschärfe, als durch Gedankentiefe auszeichnete. Er hatte seine Schreibart nach Jean Paul gebildet und lieferte Anfangs kleine Genrebilder, welche pikant, unschuldig genug, ja selbst leicht und spielend waren. Dahin gehört sein „Eßkünstler", ein kleines treffliches colorirtes Musterbildchen. Später aber, wo er sich immer mehr verbiß, seine Hoffnungen stiegen, und endlich die Politik in jedem Winkel seines Daseins Platz nahm, und eine immer größere Menge Galle in sein Blut trat, kehrte sein Humor die Nachtseite heraus, und sein Stil wurde blitzend und scharfschneidig, schäumend und knirschend, so daß er selbst von sich sagt, er schriebe mit Herzblut. War er schon vor 1830 Revolutionär, so wurde er es nach 1830 noch mehr, weil er in der Julirevolution die Erfüllung seiner idealen Träume zu sehen glaubte, und mit vulkanischer Glut schrieb er nun seine stürmischen

Briefe aus Paris an die deutsche Nation, deren Tendenz eigentlich war, in den Deutschen einen Nationalärger hervorzurufen. In diesen Briefen suchte er alle offenen und geheimen Schäden der deutschen Nationalität aufzudecken und zwar mit einer Erbitterung und einem so bacchantischem Patriotismus, daß man mit Recht fürchten mußte, er werde in den Wahnsinn der Selbstzerfleischung hineinstürzen. Will man den Geist dieser Briefe in Eins zusammenfassen, so braucht man sich nur des Refrains zu erinnern, der immer darin wiederkehrt: „Jetzt muß der Kampf losbrechen, jetzt muß Revolution gemacht werden!" So sehen wir denn in ihm eine wahre Jacobinernatur, die, von einem einseitigen, leidenschaftlichen Bedürfniß nach Freiheit getrieben, nicht allein alle Harmonie und Ebenmäßigkeit der Form bei sich selbst vernichtete und so in ästhetische Barbarei verfiel, sondern auch recht geflissentlich die Brandfackel der Revolution in unser deutsches Volk warf. Mochte das nun auch aus der wahrhaften Ueberzeugung bei ihm hervorgehen, daß es besser mit uns werden müßte; mochte er auch in vielen Stücken, wo er unsere Schwächen aufdeckte, vollkommen recht haben, wie z. B. in seiner Polemik gegen unsere Kleinstädterei, gegen die damals grassirende Götheanbetung u. A.: so war er doch am Ende nichts weiter als ein edler, ehrlicher Narr, der wie Don Quixote auch wohl gegen Windmühlen statt gegen Riesen kämpfte, eine bizarre, entschieden einseitige Natur, die mehr zerstörte, als schaffte und sich zuletzt im Innern selbst verkohlte. Als nun die Revolution in Deutschland immer nicht losbrach, obgleich er sie so oft mit der genauesten Angabe der Zeit prophezeit hatte, fing er an, an dem bittersten Grame zu kränkeln, und seine Schriften nahmen nun einen völlig misanthropischen Charakter, den Ton gekränkter Eitelkeit und einen bleichen, furchtbaren Ernst an, der auch seine Darstellung als ein schlotterndes Gespenst erscheinen ließ."

Zur Vergleichung dürfte das Urtheil des Literarhistorikers Heinrich Kurz über Börne von Interesse sein:

„Mit seinem politischen Scharfblick erkannte Börne gegen Ende der zwanziger Jahre, daß das Eis zu schmelzen beginne, welches die Herzen und Gemüther der Völker so lange in Erstarrung gehalten habe; er fühlte sich gedrungen, auch das Seinige beizutragen, daß der Frühling desto schneller und kräftiger erscheine. Er gab seine „Gesammelte Schriften“ (8 Bde. Hamburg 1829—31) heraus, in welchen er die in seinen und andern Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze vereinigte, und mit einigen neuen vermehrte. Es liegt schon ein unzweideutiger Beweis von der Gediegenheit dieser Aufsätze darin, daß sie, obgleich für den Augenblick geschrieben, doch auch nach Jahren noch ihre Bedeutsamkeit nicht verloren hatten. Auch brachten sie die größte Wirkung hervor, eine weit größere als bei ihrem ersten Erscheinen, da seine Zeitschriften ein nur beschränktes Publikum gehabt hatten, und sie zudem jetzt auf ein weit fruchtbareres Erdreich fielen. Noch weitaus größern Eindruck aber machten seine „Briefe aus Paris“ (3 Bde. Hamburg 1832), welchen bald darauf die „Neuen Briefe aus Paris“ (3 Bde. Paris 1833—34) folgten. Dieselben waren unter dem Eindruck der Julirevolution und der darauf folgenden Ereignisse in Deutschland geschrieben, welche jeden Vaterlandsfreund zuerst mit den schönsten Hoffnungen, dann mit Trostlosigkeit erfüllt hatten. Börne sprach Beides in kräftigen, oft schneidenden Worten aus, die manche schwache oder eitle Seele allerdings tief verwundeten, weßhalb auch bald ein gewaltiger Jammer gegen ihn ausbrach. Die Verleumdung erhob ihr Haupt gegen den trefflichen Mann, und er, dessen ganzes Wesen Liebe war, wurde der schnödesten Lieblosigkeit beschuldigt; er, der für sein Vaterland und sein Volk glühte, wurde des Verrathes an Volk und Vaterland angeklagt. Allerdings hatte er manches bittere Wort ausgesprochen, allein wer kann behaupten, daß er nicht die

Wahrheit gesprochen? Hatte er Unrecht, wenn er den Deutschen unpraktischen Sinn vorwarf, wenn er sagte, daß sie die Gelegenheit nicht zu benutzen verständen, daß ihre Neigung zur Schwärmerei sie unfähig mache, den Ereignissen klar ins Auge zu schauen, daß die Vorzüge, deren sie sich rühmten, die deutsche Treue, die deutsche Redlichkeit, die deutsche Tiefe stets mißbraucht worden wären und zu ihrem Verderben geführt hätten? Wahrlich, wer die Schwächen seines Volkes erkennt und sie ihm muthig vorwirft, der ist deßwegen kein Feind desselben, er liebt es mehr und inniger, als diejenigen, welche es mit hohlen Schmeicheleien einzuschläfern suchen, die uns von den Großthaten des Cheruskers Hermann vorschwätzen, von der Schlacht bei Leipzig vorwimmern und dabei sich geduldig unter entwürdigende Fesseln schmiegen; die von Zittern befallen werden, wenn Einer es wagen sollte, auszusprechen, daß Elsaß ein deutsches Land ist. Börne hat sein Volk wahrhaft und tief geliebt, geliebt, wie die hebräischen Propheten das ihrige, ob sie gleich dessen Schwächen unbarmherzig aufdeckten, geliebt wie Seume, der noch viel bittrer über die Deutschen geklagt hat, als er, obwohl ihn Niemand des Hasses, der Feindschaft und des Verraths gegen sein Volk beschuldigt hat."

„Börne war ein Charakter im schönsten Sinne des Wortes, aufrichtig und treu. Wahrheit war der Grundzug seines Wesens; es war ihm heiliger Ernst um die Freiheit und die Bildung seines Volkes, über dessen Herabwürdigung er blutige Thränen weinte; er war von der innigsten Liebe zu seinem Volke erfüllt, und deßhalb suchte er es aus der Selbstvergötterung aufzuschütteln, in welche es diejenigen eingewiegt hatten, die aus seiner Schwäche und Thatlosigkeit Nutzen zu ziehen strebten. Von den Völkern gilt dasselbe wie von den einzelnen Menschen: Selbsterkenntniß ist der erste Schritt zur Weisheit.

Der mächtige Eindruck, den Börne auf seine Zeitgenossen

hervorbrachte, lag nicht bloß in dem, was er sagte, sondern ganz vorzüglich auch in der Art und Weise, wie er es sagte. Denn er besaß auch ein bedeutendes und originelles Talent. In ihm verband sich das orientalische Element mit dem deutschen zur schönsten Harmonie; er besaß die glühende Phantasie des Morgenlandes und die Klarheit der modernen Bildung; er war reich an Ideen, tief und scharfsinnig, voll des lebendigsten, stets bereiten Witzes und des liebenswürdigsten Humors. Diese Seiten, die ursprünglich in ihm lagen, hatte er vorzüglich durch das Studium seines Lieblingsdichters Jean Paul zu großem Reichthum entwickelt. Diesen hatte er aber so ganz in sich aufgenommen, daß einzelne Aufsätze selbst schon in ihrem Titel von diesem eingegeben zu sein schienen, wie z. B. die „Fastenpredigt über die Eifersucht", „Ueber das Schmollen der Weiber", „die Kunst in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden" u. a. m. So unverkennbar der Einfluß Jean Pauls auf Börne ist, so war er doch im Ganzen vollkommen selbstständig, was er namentlich seinem praktischen Sinn und seiner klaren Auffassung der Wirklichkeit zu danken hatte. Seine Sprache ist reich an eigenthümlichen Schönheiten, und wenn uns auch oft Ausdrücke und Wendungen begegnen, die an Jean Paul erinnern, so ist er doch auch in der Darstellung immer originell. Die Klarheit des Ausdrucks bei dem phantasiereichen und glänzenden Stil ist ihm durchaus eigenthümlich. Seine Sprache ist von dem schönsten Wohllaut; sie bewegt sich in vollkommen schön gebildeten, abgerundeten Sätzen und ist dabei von großem Reichthum und seltener Mannichfaltigkeit: sie ist bald von der liebenswürdigsten Anmuth und bald von erschütternder Gewalt; bald lieblich einschmeichelnd und bald wieder tief einschneidend. Die „Briefe aus Paris" werden deßhalb immer musterhaft bleiben, und seine letzte Schrift „Menzel, der Franzosenfresser" wird immer als ein Meisterwerk der Satyre und der vernichtenden Ironie genannt werden."

Der Verfasser der Gallerie glaubt es schließlich aus gewichtigen Gründen sehr hervorheben zu müssen, daß dieß die Urtheile zweier Literarhistoriker sind und nicht seine eigenen. In vielen Punkten stimmt seine Ansicht mit den ihrigen überein, in andern nicht. Der Leser dieser Biographie lese seine Schriften und urtheile.

J. J. Ihlée.

Theaterdirector zu Frankfurt a. M.,
geb. im Jahr 1762, gest. den 11. Juli 1827.

Die Laufbahn dieses Mannes war eine außergewöhnliche. Zu Breina in Kurhessen auf einem von Malsburgschen Gute geboren, wo sein Vater Amtmann war, erlernte er nach vollendeten Schuljahren das Posamentiergeschäft und kam so sehr jung nach Frankfurt. Von früher Kindheit an besaß er einen regen Sinn für Naturschönheiten, der ihn bald veranlaßte zu dichten. Noch als Posamentiergesell ließ er bereits als siebzehnjähriger Jüngling seine poetischen Erzeugnisse im Druck erscheinen. Mühsam kämpfte sich Ihlée durch widrige Schicksale hindurch, erwarb sich aber durch seinen reinen, edlen Sinn viele Freunde und Verehrer seiner Muse. Unter letzteren befand sich auch der bekannte Gönner und Förderer des poetischen Talents, der Dichter Gleim. Bei dem Theater in Frankfurt trat er zuerst als Souffleur ein, wurde dann Kassirer, Oekonom und Theaterdichter, und versah diese drei verbundenen Aemter lange Jahre mit musterhafter Gewissenhaftigkeit und Liebe zu seinem Berufe. Während der Regierungszeit des Großherzogs Karl (1806—1813) überließ die Aktiengesellschaft des Theaters ihm und

dem Musikdirector Schmitt die oberste Leitung der Bühne zu gemeinschaftlichem Gewinn und Verlust. Unter der ausgezeichneten Direction beider Männer gedieh das Theater bei den damaligen Kriegszeiten so sehr, daß es ihnen bald Gewinn abwarf. Dieß veranlaßte die Aktionärs, die finanzielle Leitung selbst wieder in die Hände zu nehmen, jedoch ohne den erwünschten Erfolg, indem sich in den nun folgenden Zeiten des Friedens bei gesteigerten Anforderungen des Publikums an die Bühne jährlich ein bald größeres, bald geringeres Deficit herausstellte. Auch Ihlée, welchen Kirchner in seinen Ansichten von Frankfurt (I. 369) als einen wegen seiner edlen Gesinnung allgemein geschätzten Mann bezeichnet, hatte an zum Theil undankbare Jünger der Kunst Manches von seinem redlichen Gewinne wieder verloren und starb bei einer äußerst einfachen und genügsamen Lebensweise dennoch fast ohne Vermögen.

„Ihlée", so schließt sein Nekrolog, „zeichnete sich durch seltene Geradheit und Redlichkeit und durch einen musterhaften Lebenswandel aus. Er wurde in seiner öffentlichen Stellung oft verkannt, verkleinert und verlästert, aber er rächte sich nur durch desto treueren Diensteifer, durch Vergeben und Wohlthun. So schied er, geachtet von Allen, die ihn kannten, betrauert von Vielen, denen er väterlicher Freund und Lehrer geworden war."

Von Ihlée ist Folgendes in Druck erschienen:

Gedichte. 1. Bdch. 1789, 2. Bdch. 1791. — Kriegslieder für Josephs Heere. 1790. — Tagebuch der Einnahme Frankfurts durch die Neufranken ꝛc. 1793. — List und Liebe, ein Singspiel. 1804. — Palmira, Prinzessin von Persien. Oper. 1801. — Audiatur et altera pars. Zur gerechten Würdigung der von dem Schauspieler Fr. Werdy vertheilten Schmähschrift: Abschied. 1817.

Karl Malß.

Karl Malß, Verfasser der durch des Komikers Hassel Kunstreisen zu einer allgemein deutschen literarischen und dramatischen Berühmtheit gewordenen Hampelmanniaden und Dichter des Lustspiels „der alte Bürgerkapitän", erblickte das Licht der Welt in Frankfurt a. M. gerade an dem Tage, an welchem die Hessen diese Stadt von Cüstine's Truppen befreiten, am 2. December 1792. Seine Geburt wurde wie die eines Prinzen mit Kanonendonner begrüßt. Als Sohn eines angesehenen Kaufmanns wuchs er unter der ihm lästigen Obhut alter Tanten und Dienstboten auf, oder blieb sich selbst überlassen und seinem Hange, die Wälle und Bastionen der alten Reichsstadt zu durchstreifen und frühzeitig auf diesem an geschichtlichen Erinnerungen reichen Felde seine Phantasie zu erweitern. Das waren die ersten Vorstudien, die er zum Bürgerkapitän machte, und es kam ihm dabei einiger Maßen zu Statten, daß diese rein praktische Auffassung der lokalen Topographie von seiner Mutter (der Tochter des um die Frankfurter Specialgeschichte verdienten Moritz) eher begünstigt als behindert wurde. Wahrscheinlich mochte sich eben in seinen Streifzügen bereits ein genialer Humor bekundet haben, der um so mehr Berücksichtigung verdiente, als Malß daneben an Schulkenntnissen keineswegs hinter seinen Altersgenossen zurückblieb. Er war ein offener Kopf, dem Alles zuflog, der sich zur Noth einen klaren Begriff bilden konnte, ohne daß er zuvor die Definition mechanisch memorirt hatte. Nachdem er sich in der Kemmeter'schen Erziehungsanstalt die nöthigen kauf-

männischen Vorkenntnisse erworben hatte, trat er als Volontär in ein Lyoner Handlungshaus. Aber das trockene Geschäftsleben bot ihm zu wenig geistige Nahrung; es widerte ihn an. Ob er wie sein Landsmann Clemens Brentano die Geschäftsbriefe versifizirte, statt sie zu copiren, und den Fuhrleuten die Frachtbriefe in deutschen Jamben schrieb? — jedenfalls war's ihm in Lyon schon klar geworden, daß es ihm zum Kaufmanne zwar nicht an Kenntnissen, wohl aber an Neigung und Anlagen fehle. Darum kehrte er im Jahr 1812 nach Frankfurt zurück und beschäftigte sich hier bis zum Einzug der Verbündeten mit mathematischen Studien. Noch vor dem Aufruf an Freiwillige meldete sich Malß bei dem Prinzen Friedrich Joseph von Hessen-Homburg, ein Umstand, der ihm eine Offizierstelle in der Schaar der Frankfurter Freiwilligen erwarb. In dieser Eigenschaft betheiligte er sich an dem Feldzug von 1814 gegen Napoleon. Nach Beendigung desselben trat er in bürgerliche Verhältnisse zurück, weil er im Frieden nicht dienen wollte, zog aber 1815 abermals mit nach Frankreich. Vor den Wällen von Straßburg, wo er mit seinen Landsleuten, die meist den niederen Ständen angehörten, bivouakirte, scheint ihm die erste Idee zum Frankfurter Lokallustspiel erwachsen zu sein. Die Unterhaltung, die dort am Wachtfeuer geführt wurde, mag häufig eben so originell, wie die der Schoppengäste im Bürgerkapitän gewesen sein, die man bereits mit Shakespearischen Kneipscenen verglichen hat. Nach erfolgtem Frieden kam Malß wieder nach Frankfurt, wo er bei seinem älteren Bruder ein gastliches Dach fand. Es ist paradox, aber doch nicht anders: er war ein „lachender Philosoph", und — theils aus Kränklichkeit, theils als Mensch mit verfehlten Lebenszwecken — ein Hypochonder. Er kam nur mit der Familie seines Bruders in Berührung, und verrieth eine besondere Vorliebe für seinen kleinen Neffen; sonst aber lebte er wie ein Misanthrop völlig abgeschlossen von der Welt, ging selten aus, verpappte alle Fenster seines

Zimmers, hackte sich selbst das Holz mit seinem Säbel und studirte mit aller ihm eigenen Energie Mathematik und Latein, um sich für die Universität Gießen vorzubereiten, die er kurze Zeit darauf als angehender Architekt bezog. In Mainz fand er unter der Leitung Moller's die erste Beschäftigung bei öffentlichen Bauten, und später wurde er als Ingenieur bei dem Koblenzer Festungsbau dauernd angestellt. In diese Zeit fällt hauptsächlich seine wissenschaftliche Ausbildung. Er fühlte, wie er Manches nachzuholen hatte, und da er nichts weniger als ein einseitiger Mensch war, beschränkte er sich nicht auf sein Fachstudium, wohl aber gab ihm dasselbe Veranlassung, in die verwandten Fächer überzugreifen. So warf er sich auf das Studium der Kunst, der Naturwissenschaften und der Geschichte. Auch beschäftigte er sich mit Spezialien, die besonderes Interesse für ihn hatten, mit den Militärwissenschaften, der Costüm-Kunde ꝛc. Er bereicherte sich niemals aus Sammelwerken, er liebte das Quellenstudium nur zu sehr. An alten Chroniken, schweinsledernen Scharteken hatte er eine kindische Freude. In diesen Studien ging er völlig planlos zu Werke, sprang vom Hundertsten ins Tausendste, besaß aber ein Classifikationstalent, das Alles zu sichten wußte, und einen guten Magen, der, so viel ihm auch zugemuthet wurde, Kraut und Rüben durcheinander verdaute. So ist er ein lebendiges Conversationslexikon geworden, das keine Frage schuldig blieb, ein geistreicher, witziger Gesellschafter, dem der Stoff nie ausging, der sich jedem Alter, jedem Stand, jedem Erkenntnißvermögen seiner Zuhörer zu bequemen wußte. Großartig war seine Kenntniß der Mundarten. Er unterschied genau zwischen einem Altgässer und einem Breitengässer, — so fein war sein Gehör. Es waren ihm außer sämmtlichen deutschen auch einige französische Dialekte geläufig. Von einem Dialekt in den andern wußte er die schnurrigsten Ableitungen zu machen. Sein „Wörterbuch zum Bürgerkapitän" ist eine Art Lustspiel. Es liegt unendlich viel

Humor in diesem Antibarbarus, dieser Grammatik der Sprachverwirrung.

Das Unerklärlichste bleibt, wie und wo Malß den Mittelschlag der Frankfurter Bevölkerung, welchen er so charakteristisch zeichnete, studirt haben mag, da er an öffentlichen Orten wenig zu sehen war, niemals Wirthshäuser besuchte, auch nicht als literarischer Anekdotenjäger mit der Schreibtafel über den Gemüsemarkt ging und Bonmots notirte, die er provozirt hatte. Er war eben Menschenkenner von Haus aus. Eben so gut wie die Mittelschichten kannte er die höheren Stände und bedauerte häufig, daß es ihm durch die Verhältnisse nicht gestattet sei, die Frankfurter haute volée, in der sich doch soviele Hampelmänner bewegten, auf die Bühne zu bringen.

Indem ihm die Frankfurter Theater-Actiengesellschaft die Direction des Theaters übertrug, wurde Malß angeregt, seine schon im Felde angefangene Posse „der alte Bürgerkapitän" zu vollenden. Sie ging am 13. August 1821 zum ersten Mal mit ungeheurem Beifall über die Bühne. Es war eine durchaus originelle Erscheinung. Der Bürgerkapitän ist nicht der bekannte Maulheld, der in den Lustspielen fast aller Nationen eine stehende Figur geworden ist; er hat durchaus nichts mit dem „miles gloriosus" des Plautus, nichts mit dem „major of Garat" des Foote gemein; daß er aber diesen klassischen Werken würdig zur Seite stehe, beweisen die gleichlautenden Urtheile zweier berühmter Frankfurter, die, ob sie sich gleich fortwährend in den schroffsten Gegensätzen von einander bewegten, doch in dem Einen Punkt übereinstimmten, in der kritischen Anerkennung jener dramatischen Dichtung ihres Landsmanns: nämlich Göthe und Börne.

Elf Jahre lang stand Malß mit dem Kapellmeister Guhr, unter einer kaufmännischen Oberdirektion — einem Ausschusse der Theater-Aktiengesellschaft — artistisch und verwaltend dem Frankfurter Stadttheater vor, führte dann die Verwaltung (nachdem die artistische

Leitung dem ehemaligen Regisseur Grüner von Darmstadt übertragen worden war) und übernahm zuletzt in Verbindung mit Guhr und dem Schauspieler Meck das Theater selbst auf eigene Rechnung. Zwar war er dadurch unabhängiger geworden, dagegen lasteten aber auch um so mehr auf ihm und seinem Collegen die Chancen eines günstigen oder ungünstigen Erfolgs. Eine große Pause trat zwischen der Ausarbeitung des Bürgerkapitäns und späteren Stücken der Art, welche aber meist freie Nachbildungen fremder Stoffe waren, ein. Das praktische Bühnenleben und die damit verbundenen Dornen, welche aus dem Verhältniß zur Oberdirektion hervorwucherten, ließen ihn nur selten dazu kommen. Solche spätere Arbeiten sind: das nach dem Berliner Vaudeville „die Lokalposse" gefertigte „Stelldichein im Tivoli, oder Schuster und Schneider als Nebenbuhler" 1832, und dann die Hampelmanniaden: „die Landpartie nach Königstein", nach Dartois Vaudeville „Le bourgeois de Paris", 1833; „Herr Hampelmann im Eilwagen", 1834: „Herr Hampelmann sucht ein Logis", 1834; zuletzt 1837 „die Jungfern Köchinnen", nach der französischen Posse: Les Cuisinières). Alle diese Arbeiten erlebten mehrere Auflagen. Schon im Vorwort zu seinem Stelldichein hatte Malß über die Schwierigkeiten geklagt, welche sich dieser Gattung des Drama durch beengte Verhältnisse entgegenstellen, wo gar leicht einflußreiche Persönlichkeiten sich verletzt fühlen dürften. Noch ausführlicher und gewiß mit Grund ließ er sich darüber in der Vorrede zu den „Jungfern Köchinnen" aus. Auch machte er da in ergötzlicher Weise denen Fehde, welche seine „feuerfesten Küchen-Bayards" mit dem Bannwort „gemein" belegt hatten. Von da an schrieb er nichts mehr für die Bühne; scherzweise äußerte er wohl, daß er nur dann es wieder thun würde, wenn einen Hampelmann in angesehenster Stellung zu schreiben ihm durch die Verhältnisse gestattet wäre. Ueberhaupt gestalteten sich diese Verhältnisse mehr und mehr ungünstig für ihn. Von seinen Freunden und

seiner Familie wegen seines vortrefflichen Herzens geschätzt, von den Vornehmen wegen seiner Unterhaltungsgabe für ihre Gesellschaften gesucht, aber aus diesem Verhältnisse sich sehr bald zurückziehend, beständig thätig, achtsam bedacht, kundig wirkend in seinem Berufe (wobei ihm neben der Aufsicht über die Garderobe auch das ihm durch seine früheren Studien und seine fortgesetzte Liebhaberei dafür naheliegende Bauwesen als specielles Referat zugefallen war) und dabei leutselig und gefällig gegen Alle, konnte er doch mit allem Eifer das Institut, dem er vorstand, den ungünstigen Einflüssen der Zeit nicht entziehen. Bei einem großen Ausgabe-Etat war oft längere Zeit Ebbe in der Einnahme, die nur zuweilen durch vorzügliche Gastspiele und andere günstige Ereignisse eine erfreuliche Unterbrechung erhielt. Malß empfand diesen Uebelstand sehr schmerzlich. Zu gleicher Zeit machte sich seine Hypochondrie und eine danebenherschreitende Krankheit, welche ihn besonders Nachts den fürchterlichsten Beklemmungen aussetzte, immer mehr bei ihm geltend. Kleine Vergnügungsreisen in den Odenwald, an den Neckar und in die Schweiz brachten nur vorübergehende Erleichterung. Eine Geschäftsreise in das nördliche Deutschland, die er während des Winters unternehmen mußte, wirkte höchst nachtheilig. So verschlimmerte sich denn sein Zustand immer mehr. Der Mann, der so Vielen Heiterkeit bereitet hatte und der auch selbst, namentlich in jüngeren Jahren, oftmals so heiter gewesen war, verfiel immer mehr in Trübsinn. Nur die gewaltigen Zeitereignisse im Frühlinge des Jahres 1848 nahmen das Interesse des vaterlandliebenden Mannes noch einmal aufs Lebhafteste in Anspruch. Bald aber stieg der Schmerz der Krankheit auf das Höchste. Endlich am 3. Juni des ebengenannten Jahres erlösete ihn der Tod von seinen langen Leiden. Er starb, allgemein geachtet und bedauert. Bei der Sektion des Leichnams ergab es sich, daß das Herz die normale Größe um das Doppelte übertraf. Malß war nie verheirathet, aber ein Freund des Familienlebens und der Kinder.

Bald nach seinem Tode erschienen seine dramatischen Werke vereint unter dem Titel „Volkstheater in Frankfurter Mundart“ Frankfurt in J. D. Sauerländers Verlag. 1849; die zweite Auflage 1850. Dieser Sammlung ist auch sein wetterauer dramatisches Genrebild „die Bauern“, so wie eine seiner Borzenelle- (d. i. Polichinelle-) Komödien beigedruckt, deßgleichen einige kleinere humoristische Sachen, theils in poetischer, theils in prosaischer Form, unter andern die Rede eines 74jährigen Frankfurters, bei dem Festmahle am Tage der Enthüllung des Göthe-Denkmales vorgetragen von Hassel.

Philipp Jakob Döring.

Ein Handwerker, der trotz seiner höchst dürftigen Schulbildung es durch Eifer und Fleiß dahin bringt, nach und nach fast über ein halbes Hundert mehr oder minder lesbarer und gemeinnütziger, oder doch unterhaltender Schriften und Schriftchen zu verfassen und selbst zu verlegen, gehört gewiß zu den merkwürdigen Personen, und dieser Umstand wird somit die Aufnahme des obengenannten Mannes in diese Gallerie rechtfertigen.

Philipp Jakob Döring wurde am 2. Juni 1764 in Frankfurt geboren und genoß nur einen sehr mangelhaften Unterricht. Nach dem Austritt aus der Schule lernte er bei seinem Vater das Buchbinderhandwerk. Später begab er sich dem gesetzlichen Herkommen gemäß mehrere Jahre lang auf die Wanderschaft. Als er in die Vaterstadt zurückgekehrt war, suchte er die Lückenhaftigkeit seiner Kenntnisse, die er schmerzlich fühlte, durch Lectüre möglichst zu ergänzen. Um sich die zu literarischen Ankäufen nöthigen Geldmittel

leichter zu verschaffen, lieh er die ihm gehörigen Bücher gegen Entrichtung eines Lesegeldes an Andere und legte so den Grund zu seiner späteren bedeutenden, insbesondere auch mit wissenschaftlichen Werken reichlich versehenen Leihbibliothek. Daneben fing er einen kleinen Handel mit Schreibmaterialien, Bilderbüchern u. dergl. an. Obwohl schwächlich und kränklich, war er doch von der Natur mit einem unermüdlichen Thätigkeitstrieb und mit beharrlichem Sinn ausgerüstet, und da er mit diesen Eigenschaften strenge Rechtlichkeit und Sparsamkeit verband, so gelang es ihm, die beiden genannten Geschäftszweige allmälig immer mehr zu erweitern, so daß er das Bücherbinden für Andere aufgeben konnte. Da nun zugleich ein sehr starker Trieb zur Mittheilung ihm innewohnte, so wurde er sehr bald Schriftsteller, und indem er seine Schriften fast ohne Ausnahme selbst verlegte und verkaufte, wandte er sich nach und nach zum Buchhandel, den er auch seinen Sohn erlernen ließ. Nachdem er diesem im Jahr 1833 das ganze Geschäft übergeben hatte, starb er den 26. Februar 1841.

Bei seiner fast fünfzigjährigen Schriftstellerei beseelte ihn in nicht minderem Grade als der Gedanke an Erwerb, zugleich der ebenso lebhafte als aufrichtige Wunsch, Andern zu nützen. Daraus erklärt sich der Titel und Inhalt der meisten seiner im Anhang verzeichneten Schriften, die er meist anonym, theilweise auch unter dem veränderten Namen D. Ring erscheinen ließ. Seine letzte Schrift war: „Hausbüchlein für angehende Eheleute". Eine Anweisung, wie man eine beglückte und friedliche Ehe zu führen vermag. Frankfurt am Main. 1841.

Das Verzeichniß sämmtlicher Werke des Ph. J. Döring ist folgendes:

1) Abbildung und Beschreibung der merkwürdigsten Vögel. Ein naturhistorisches Bilderbuch zur Belehrung und Unterhaltung, mit 12 Kupfertafeln 8. geh. 36 kr. — 2) Abbildung und Beschreibung

der vorzüglichsten europäischen Schmetterlinge, mit 8 Kupfertafeln gr. 8., geh. 24 kr. — 3) Abendbetrachtungen, moralisch=philosophische, in Vorlesungen auf jeden Tag des Jahres. Ein Haus= und Familienbuch für aufgeklärte Christen. Als ein wichtiger Beitrag zur Bildung und Veredlung des menschlichen Geistes. 4 Bände. gr. 8., fl. 3. 36 kr. — 4) Anweisung, eine auf praktische Erfahrung gegründete, wie man Verarmung vermeiden und sich in Wohlstand versetzen kann, zur Beherzigung für jeden Bürger, der sich und seine Familie zu Glück und Ehre bringen will. Als Einleitungsschrift zu einem wohlthätigen rathgebenden Vereine. gr. 8., geh. 8 kr. — 5) Anfangsgründe und erste Uebungen im Zeichnen und Schreiben. 8., mit 14 Kupfertafeln zum Schreiben und 10 Kupfertafeln zum Zeichnen. Quer 8., fl. 1. 12 kr. — 6) Aufsätze und Denksprüche in Stammbücher, für edle Freunde und Freundinnen. 8., 36 kr. (5. Aufl.) — 7) D. Ring, medizinisches Hausbüchlein. Ein Noth= und Hülfsbüchlein für Alle, welche an Brustschwäche, Magenkrämpfen oder den so hartnäckigen Flechten leiden, um solche sicher zu heilen. Versiegelt 48 kr. — 8) Bemerkungen, einige höchst wichtige, über die erschienene Farce, Gräff wie er leibt und lebt; eine Lokalposse. Herausgegeben von einem Freunde der Wahrheit und des Rechts. 8., geh. 4 kr. — 9) Beschreibung, kurze, der zwölf Quartiere der freien Stadt Frankfurt. 6 kr. — 10) Bilderbuch, neues kleines, für gute Kinder mit Erklärung in viererlei Sprachen. 8., geh. 24 kr. — 11) Denk= und Sittenlehre, kleine, mit zwölf bildlichen Darstellungen. 8., geh. 24 kr. — 12) Devisenbuch, allgemeines. Eine Sammlung moralischer, scherzhafter und sinnreicher Devisen und Sprüche. Zur Unterhaltung für Gesellschaft= und Familienzirkel. 16., geh. 24 kr. — 13) Empfehlung für junge Frauenzimmer bei dem Eintritte ins eheliche Leben. 8., geh. 18 kr. — 14) Erzählungen und Charakterschilderungen zur Bildung der Jugend. Mit Kupfern. 8., geh. 36 kr. — 15) Für

junge Männer bei dem Eintritt ins eheliche Leben. 8., geh. 20 kr. — 16) Familienabende. Ein Beitrag zur Unterhaltung für Erwachsene. 8., geh. 36 kr. — 17) Früchte, goldene. Eine Sammlung moralisch=religiöser Gedanken auf alle Tage im Jahr. 8., geh. 48 kr. — 18) Können wir uns von der Unsterblichkeit der Seele überzeugen. 8., geh. 30 kr. — 19) Lebensphilosophie für alle Menschen oder die Weisheit in einer Nuß. 32., geh. 18 kr. — 20) Lieder, frohe, zur Geselligkeit und Freude. — 21) Mittel, untrügliche, in der Liebe und Ehe glücklich zu sein. Ein Geschenk für junge Personen. 12., geh. 30 kr. — 22) Mittel, sicheres, die hartnäckigsten Flechten aus dem Grunde zu heilen. Versiegelt. 24 kr. — 23) Quodlibet, oder Allerlei für allerlei Leute. geh. 24 kr. — 24) Rathgeber, der geprüfte und vorsichtige, für alle diejenigen, welche sich vor der Cholera fürchten. 2. Aufl. 8., geh. 6 kr. — 25) Rosen und Dornen oder populäre Hausphilosophie. Ein Handbuch für Alle, welche ihr Herz veredeln und ihr Lebensdasein froh genießen wollen. 3 Bdchn. fl. 1. 12 kr. — 26) Taschenkalender, immerwährender. 12., geh. 8 kr. — 27) Thiergarten, ein naturhistor. Bilder= und Lesebuch für die Jugend mit 12 Kupfertafeln. 8., geh. 48 kr. — 28) Tugendspiegel, oder Sammlung von Geschichten, Mährchen, Legenden und Erzählungen für Kinder und ihre Freunde. 2 Bde. mit 16 Kupfertafeln. 8., geh. fl. 2. — 29) Ueber den Selbstmord, zur Warnung, Beruhigung und Trost. 8., geh. 4 kr. — 30) Ueber Krieg und Frieden. Eine Rede zu seiner Zeit. 2. Ausg. 8., geh. 4 kr. — 31) Vierzig Jahre von Frankfurt am Main, oder Frankfurt im Jahr 1792, 1832 und 1872, nebst einer chronologischen Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten Frankfurts von 1700—1833. 2 Theile mit 7 Ansichten, einer Vignette und einer Karte der Umgegend. 8., geh. fl. 1. 20 kr. — 32) Wie können schwächliche und kränkliche Menschen sich gesund erhalten und dabei alt werden? 2. Ausg. 8.,

geh. 12 kr. — 33) Züge, historische, charakteristische, komische und moralische, aus dem Leben gebildeter und ungebildeter Menschen. 2 Bändchen. 12., geh. fl. 1. — 34) Ueber die Leihbibliotheken. 1789. 6 kr. — 35) Empfehlung für junge Frauenzimmer. 1793. 6 kr. — 37) Versuch eines Lotterieplanes. 1793. 6 kr. — 37) Jammerreise nach Mainz. 1794. 8 kr. — 38) Empfehlung für Jünglinge. 1795. 24 kr. — 39) Geschichtskalender von 1795 und 1796 mit 24 Kupfern. fl. 1. — 40) Geschichte des Bombardements von Frankfurt. 1796 mit 1 Kupfer. 24 kr. — 41) Waschzettel. 1798. 2 kr. — 42) Ueberfall der Franzosen am Bockenheimerthor, mit 1 Kupfer. 1799. 12 kr. — 43) Historische Berichte aus unserer Zeit. 1800. 40 kr. — 44) Haushaltungs-Küchenzettel. 1804. 8 kr. — 45) Ueber den Geist unserer Zeit. 1806 (wurde confiscirt). — 46) Beweisgründe für die Unsterblichkeit der Seele. 2 Bde. fl. 3. — 47) Geschichte des großen Christenbrandes im Jahr 1719. 12 kr. — 48) Das Buch der Andacht. 2 Bde. 1827. fl. 2. — 49) Hausbüchlein für angehende Eheleute. 24 kr. — — Außerdem erfand und verlegte Döring noch eine große Menge Gesellschaftsspiele, Bilderbögen, Neujahrswünsche, Notiz- und Stammbücher, Vignetten u. s. w.

Johann Adam Beil.

Johann Adam Beil, geboren zu Frankfurt am 2. November 1790, begann seine bürgerliche Laufbahn als Küferlehrling und endete sie, nachdem er eine Reihe von Jahren hindurch Mitglied des Senats gewesen war, als Direktor der Taunuseisenbahn, großherzoglich hessischer Geheimer Hofrath, herzoglich nassauischer Hofrath

und Ritter von zehn Orden. Ein solcher Contrast zwischen Anfang und Ende seiner Berufsstellung genügt eigentlich schon, um die Aufnahme in diese Gallerie zu rechtfertigen.

Beil hat zwei Jahre vor seinem Tode über sich selbst eine biographische Skizze niedergeschrieben, in der sich die Gesinnung und der Charakter dieses Mannes treu abspiegelt. Sie lautet so: „Ich bin im Jahr 1790 den 2. November geboren. Mein Vater war ein wohlhabender Handwerksmeister in Frankfurt am Main, welcher keine Kosten scheute, seinen vier Kindern eine gute Erziehung zu geben. Mein Bruder und ich erhielten in der deutschen, französischen und italienischen Sprache Unterricht, welcher vom zehnten Jahre an auch auf Musik ausgedehnt wurde. Meine Mutter war eine treffliche Frau von vielem Verstande, den sie mit großem Vortheile zur Ausbildung ihrer Kinder verwandte. Schon in früher Jugend entwickelten sich in mir viele Fähigkeiten zu schriftlichen Arbeiten; ich begriff Alles leicht und war deßhalb in der Schule stets in der Reihe der ersten Schüler. Ebenso entfaltete sich sehr früh ein Talent zum Zeichnen; daher ich bei mehreren Preisvertheilungen die ersten erhielt. Mein gutes Gedächtniß, verbunden mit einem sehr sonoren Organ bestimmten mich zum öfteren, bei den jährlichen Preisvertheilungen öffentliche Reden zu halten, welche stets mit vielem Beifall aufgenommen wurden, zumal es bekannt geworden, daß diese Reden auch von mir verfaßt waren! — Ich darf übrigens nicht unbemerkt lassen, daß ich einen sehr lebhaften Charakter hatte und auch da an der Spitze stand, wo ein lustiger Streich ausgeführt wurde und eben so früh schon gern in die schönen Augen der Mädchen sah. — Als die Zeit herankam, wo ich einen Beruf wählen sollte, trat in dem sonst so friedlichen Leben meiner Eltern eine Mißstimmung ein, indem Beide sich wegen meiner künftigen Lebensstellung nicht einigen konnten. Meine Mutter bestimmte mich dem Priesterstande, mein Vater für ein Handwerk, womit sich für die Folge ein Handel verknüpfen

könnte. Der Zufall, der so oft die Stellungen der Menschen feststellt, entschied auch hier, weil ein Nachbar unseres Hauses, ein reicher, kinderloser Weinhändler, mich sehr lieb hatte und zu seinem dereinstigen Erben bestimmte, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich vor Eintritt in seine Handlung das Küferhandwerk lernen müsse, um alsdann als tüchtiger Weinhändler schaffen zu können. Meine gute Mutter mußte nachgeben, und so trat ich denn in die Lehre, begriff sehr schnell, ward nach zwei Jahren schon freigesprochen und als tüchtig erkannt. Durch meinen Gönner erhielt ich nun eine sehr gute Stelle im Auslande, wo mir meine praktischen Erfahrungen trefflich zu Statten kamen und mir als Reisenden für ein bedeutendes Geschäft von großem Nutzen waren. Ich übergehe nun einen Zeitraum von mehreren Jahren, in welchen ich das Unglück hatte, meine gute, treffliche Mutter zu verlieren. Sie gab kurz vor ihrem Hinscheiden mir ihren Segen, dem ich auch gewiß Alles verdanke, womit die Vorsehung mich in der späteren Zeit so reichlich beschenkt hat. Gleich darauf verlor ich auch meine gute Schwester und mehrere Jahre darauf einen Bruder. Den Schlußstein dieser Sterbfälle bildete der plötzliche Tod meines Gönners, welchen ich dereinst beerben sollte, der es aber unterlassen hatte, hinsichtlich meiner rechtsgiltig zu testiren, so daß in Folge dessen das ganze Vermögen an entfernte Verwandte überging, und ich das Nachsehen hatte! — Die Ereignisse des Jahres 1813 und 1814 hauchten Begeisterung und Liebe zum Vaterlande in die deutsche Jugend. Es bildeten sich überall Vereine zum Eintritt als freiwillige Jäger für den Kampf gegen Frankreich, und so war auch ich bald durch Konnexionen dahingebracht, in kaiserlich österreichische Dienste als Fähnrich einzutreten; ich unterließ jedoch solches, weil mir eine günstigere Gelegenheit wurde, in königlich preußische Dienste zu treten. Meine Sprachkenntnisse und sonstige Gewandtheit im Dienste wurden bald anerkannt, daher ich in die Militäradministration gezogen ward und

darin bald von Stufe zu Stufe stieg. Mein Militärleben war reich an Abwechselungen, indem ich kurz vor der Einnahme von Paris in Gefangenschaft gerieth, in Folge einer Verwundung in Paris liegen bleiben mußte und erst nach dem Einmarsch der preußischen Truppen wieder zu meiner Brigade kam. Kurz vor dem zweiten Feldzuge, 1815, nahm ich meinen Abschied, um in meiner Vaterstadt mich häuslich niederzulassen, weil mich der von Jugend an gehegte Wunsch nicht verließ, meiner Vaterstadt nützlich zu sein und derselben meine Kräfte zu weihen. Im J. 1815 verheirathete ich mich und gründete einen Weinhandel, bei welchem ich mir viele Gönner erwarb, mich aber dabei stets mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte. Diese Neigung ging so weit, daß ich unter fremden Namen an mehreren belletristischen Blättern mitarbeitete. Schon nach den ersten Jahren meines Etablissements wurde ich zu mehreren Ehrenämtern zugezogen, bald darauf zum Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, später zur ständigen Bürgerrepräsentation und im Jahre darauf (1826) in den Senat gewählt. Jetzt war mein von Jugend an gestecktes Ziel erreicht, und alle meine Wünsche waren erfüllt. Um ganz unabhängig wirken zu können, gab ich mein Geschäft auf, lebte nun einzig und allein meinem Berufe und benutzte die wenigen freien Stunden zum fortgesetzten Studium in Kunst und Wissenschaft. Ich wirkte für meine Vaterstadt mit allen Kräften und glaube namentlich durch die Anlage der neuen Friedhöfe und Einführung einer zeitgemäßen Begräbnißordnung, so wie mehrere andere dem Gemeinwesen nützliche Gründungen im freundlichen Andenken der Frankfurter zu bleiben. Mein unruhiger Geist wurde durch meine Berufsgeschäfte nicht gestillt, daher ich noch weitere Nahrung für denselben suchen mußte und sie darin fand, daß ich ein Landgut in der Nähe Frankfurts ankaufte, daselbst eine große Dampfmühle anlegte und die Oekonomie auf eigene Rechnung betreiben lassen wollte, bis meine beiden Söhne dieses große Etablissement übernehmen könnten. Außerdem legte ich

beinahe allein die jetzige Hochstraße in Frankfurt an, indem ich in einem Zeitraume von 8 Jahren 11 große Häuser erbauen ließ und nach und nach mit Nutzen verwerthete. Mein Etablissement auf dem Gute bei Bornheim, besonders die daselbst errichtete großartige Dampfmühle und sonstige damit noch verbundene Hülfsgeschäfte entsprachen den gehegten Erwartungen nicht, daher ich rasch eine dargebotene Gelegenheit benutzte, das Gut mit allen Zubehörungen an den Baron von Rothschild zu verkaufen. Während dieser Vorgänge blieb ich eifriger Beobachter der Erfindung und Entwickelung gemeinnütziger Anstalten, mit der größten Aufmerksamkeit Allem folgend, was sich auf Kunst und Wissenschaft bezog; namentlich interessirten mich die Fortschritte, welche aus dem in England auftauchenden Eisenbahnsystem für die Industrie dieses Landes sich ergaben. Der Verkauf meiner Immobilien machte mich zum Herrn meiner Zeit, welche ich zu Reisen ins Ausland benutzte, besonders um dabei die neuesten industriellen Unternehmungen in Augenschein zu nehmen. Ebenso fuhr ich fort, meiner frühern Liebhaberei nachzugehen, namentlich Mitarbeiter mehrerer belletristischer Blätter zu sein, eine Eitelkeit, die bei mir darum Nahrung fand, weil meine kleinen Aufsätze, Novellen, Gedichte &c. gern gelesen, vortheilhaft beurtheilt und mir sehr gut honorirt wurden. Als in England das Eisenbahnwesen festen Fuß gefaßt und die Aufmerksamkeit in Deutschland erregt hatte, da wurde auch in mir die Ueberzeugung fest, daß diese neuen Schienenwege für mein Vaterland von unendlichem Nutzen sein müßten. Ich folgte deßhalb bald dem großen Publicisten List in seinen Ansichten über Eisenbahnen, indem ich deren Vortheile in öffentlichen Blättern aussprach, und als in Deutschland und Frankreich Eisenbahnen gebaut wurden, unternahm ich in meinem Eifer für diesen so wichtigen Hebel des Geschäftslebens mehrere Reisen, um mir das anzueignen, was mir nöthig schien, um darin nützen und um als gründlicher Helfer dabei wirken zu können. Bald

darauf wurde ich zum Direktor der Taunuseisenbahn ernannt und legte deßhalb meine Stelle als Mitglied des Senats nieder, um mich mit allen Kräften dem Eisenbahnwesen weihen zu können. Ich bereiste zu diesem Zweck England, Frankreich, Belgien und die meisten deutschen Staaten, knüpfte Unterhandlungen mit englischen, französischen und belgischen Ingenieuren an, trat bald als Schriftsteller im Gebiete der Eisenbahnkunde auf und zwar mit solchem Erfolge, daß ich nach Verlauf mehrerer Jahre von Rußland, Oesterreich, Preußen, Dänemark, Belgien, Sachsen, Hessen, Braunschweig, Nassau Orden und Titel als Anerkennung meines Strebens und Wirkens erhielt! Während dieser Zeit wurden mir mehrmals sehr glänzende Anerbietungen gemacht, in auswärtige Dienste zu treten, welche ich aber nicht annahm, um meine unabhängige Stellung nicht zu verlieren, die mich in so viele Berührungen mit Fürsten und deren Regierungen brachte und zu vielen ehrenden Anerkennungen führte. Ich darf hier namentlich nicht die Güte und das Wohlwollen des Fürsten Metternich unberührt lassen, der mir stets Beweise seiner Achtung gab und bei meinem alljährlichen Aufenthalt in Wien auf das Ehrenvollste bethätigte. Der Sturm des Jahres 1848 und die daraus sich ergeben habenden Folgen haben mein Ziel verrückt und mein Wirken gelähmt, weil ich nicht gleichen Schritt mit der Zeit halten und mit deren Tendenzen mich nicht befreunden kann! — Seit dieser Zeit bin ich ruhig, sehr ruhig geworden, habe mich von dem schriftstellerischen Leben zurückgezogen und arbeite noch mit schwachen Kräften an dem Schwanengesang meiner literarischen Thätigkeit, einem technologischen Wörterbuche in mehreren Sprachen. Ob ich es vollenden werde, weiß nur der, der Alles regelt!*) Mein heitrer Geist, der Drang nach Geschäften, die Eitelkeit berühmt zu werden — ist verschwunden. Es sind dafür Vorboten von Krank-

*) Es erschien, wie unten näher angegeben, bald nach Beils Tode.

heiten eingetreten und Besorgnisse entstanden, die vielleicht nicht gegründet, aber die Begleiter eines alternden Hypochondristen sind. Beglückt durch ein redliches Weib und drei gute Kinder, erfreut durch gesunde und muntere Enkel, geehrt durch viele Männer des In- und Auslandes, sehe ich nun dem Verlaufe der weiteren Zeit entgegen, hoffend und wünschend, daß sie beglückend für das deutsche Vaterland sein und mir einen ruhigen Lebensabend bringen möge!"

Kaum waren zwei Jahre vergangen, seitdem Beil am 21. Mai 1850 im Bade Soden diese Worte niedergeschrieben hatte, so sollten die am Schlusse des Aufsatzes ausgesprochenen Todesahnungen in Erfüllung gehen. Am 10. Juni 1852 vollendete er sein irdisches Dasein nach kurzem Krankenlager im 61. Jahre seines Alters. Bei seinem Begräbnisse folgten Hunderte von Leidtragenden, unter ihnen viele der angesehensten Männer Frankfurts sowohl als andrer Staaten, seinem Sarge, und eine unübersehbare Reihe von Trauerwagen begleiteten den Zug. Ein herrlicher Frühlingsmorgen strahlte vom Himmel auf die Blumen- und Blüthenwelt eines der schönsten europäischen Friedhöfe — seiner Schöpfung — herab. (Da der Erlaubnißschein zur Beerdigung vom Präsidenten der Friedhofscommission unterzeichnet sein muß, und dieser deshalb den Beamten der Friedhofscommission, zur Vereinfachung des ganzen Verfahrens und um den Leidtragenden den Gang zu ihm zu ersparen, immer eine gewisse Anzahl solcher Formulare im Voraus unterschreibt, so war natürlich der Erlaubnißschein zu Beil's Begräbniß von ihm selbst unterzeichnet). Nachdem am Grabe, dessen Umgrenzung mit köstlichen Zierpflanzen und sinnvollen plastischen Emblemen seiner erfolgreichen Thätigkeit geschmückt war, zuerst der begleitende Geistliche gesprochen hatte, gab der vieljährige würdige Genosse der rühmlichen Wirksamkeit des Verstorbenen, Commerzienrath Töpfer (Secretär des Verwaltungsrathes der Taunus-Eisenbahngesellschaft) einen Lebensabriß des Dahingeschiedenen, worin er schließlich die Ver-

dienste desselben um die Taunuseisenbahn und seine allgemein menschlichen Eigenschaften in folgender Weise treffend schilderte: „Wer ihn hier (in seinem Amte als Director) hat wirken und schaffen sehen, der weiß, mit welch ausdauerndem Fleiße er Heere von Schwierigkeiten zu überwinden wußte, mit welcher Sachkenntniß und Umsicht er thätig gewesen, mit welchem Eifer er sich seinen Berufsgeschäften hingegeben und mit welch unermüdlicher Anstrengung, von dem Verwaltungsrath auf das Nachdrücklichste unterstützt, er für das Beste der Anstalt und ihres wohlerworbenen Rufes, die ihm anvertraute wichtige Amtsführung versehen hat. Ganz geschaffen für einen solchen Wirkungskreis, besaß er bei großer Liebe zu arbeitsamer Thätigkeit einen klaren Geist, der schnell und richtig erfaßte, einen scharfen und praktischen Verstand, der immer — auch da wo es galt, rasch und entschlossen zu handeln — das Rechte zu treffen wußte, ein Organisationstalent, das zu bilden und zu ordnen verstand, und einen lebendigen Sinn nicht nur für alles Schöne und Gute, sondern auch für alles Nützliche und praktisch Anwendbare. Bei großer Leichtigkeit im Arbeiten stand ihm immer der richtige und angemessene Ausdruck ohne alle Gesuchtheit und wie von selbst aus innerem Quell hervorsprudelnd, zu Gebote; eine Gedankenfülle trug er in sich, die er bald mit Geist, oft mit einem Humor, der drastisch wirkte, bald mit graziösem Ernst mitzutheilen, als auch die verwikkeltsten Dinge mit Klarheit und Präcision darzustellen wußte. Für Achtungsbezeigungen, für Freundschaft und Vertrauen war er sehr empfänglich und auf seine Discretion und Verschwiegenheit konnte man bauen. Beleidigungen vergaß er bald; diese, pflegte er zu sagen, muß man in den Sand schreiben, damit der Wind ihre Spur recht bald verweht und nur das Gute, was uns erwiesen wird, soll man in sein Herz einschließen, zu steter Erinnerung daran. — Gegen die ihm untergebenen Beamten und Angestellten war er streng und ernst, sobald es den

Dienst galt, aber freundlich, gütig, beschwichtigend, rathend und helfend, wenn sie seines Rathes, seiner Vermittelung oder seiner Hülfe bedurften. — Im Umgange mit allen Ständen der Gesellschaft hatte er bei der Biegsamkeit seines Geistes und einem angebornen freien Takte sich eine große Gewandtheit des Benehmens und die feinen Formen des höhern geselligen Lebens zu eigen gemacht, die ihm in seinem Berufe die Berührung mit hohen und höchsten Personen nicht nur leicht machten, sondern ihm auch die Gunst und das Wohlwollen derselben erwarben."

Die Todesfeier schloß mit einer kurzen Rede eines Mitglieds der Friedhofscommission, des jetzigen Standesbuchführers Dr. Behrends. In trefflicher lebendiger Darstellung schilderte dieser die Verdienste des Verstorbenen um den Ort, auf dem man sich so eben befand, prüfend die ausgezeichneten, zweckmäßigen Einrichtungen und lieblichen Anlagen des Friedhofes, deren Entstehung und fortschreitende Entwickelung hauptsächlich der Thätigkeit Beils zu verdanken sei.

Beil hat Folgendes geschrieben: Der neue Friedhof zu Frankfurt a. M. nebst Instructionen und Plänen. 1828. — Außer kleinen technischen Schriften, von 1842 bis 1848 alljährlich „Stand und Ergebniß der europäischen Eisenbahnen" (Frankfurt, dann Wien). — Technologisches Wörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Mit Bezug auf Gewerbe, Physik, Chemie, Nautik, Bergbau 2c. Mit einem Vorwort von Director Karl Karmarsch. 4. Wiesbaden 1853.

Nicolaus Gottfried Eichhoff.

Die Aufnahme dieses tüchtigen Gelehrten und Schulmanns in unsere Gallerie dürfte um so gerechtfertigter erscheinen, als er eine in vieler Beziehung interessante kurze Selbstbiographie hinterlassen hat, und sein berühmter Schüler Karl Friedrich Hermann in höchst anerkennender Weise über ihn urtheilt. Letzterer schrieb nämlich an Eichhoffs Sohn Dr. Karl Eichhoff, Direktor des Gymnasiums und der Realschule zu Duisburg folgendermaßen: „So sehr ich mich fortwährend mit zahlreichen Banden der Pietät und der Erinnerung an Frankfurt geknüpft fühle, so steht doch daneben stets Weilburg wie meine zweite Vaterstadt, und Deines Vaters Name wie der meines zweiten Vaters in gleicher Reihe. Doch bin ich keineswegs so egoistisch, bei seinem Lobe bloß das Verdienst in's Auge zu fassen, das er sich um mich erworben hat; obgleich ich bekenne, daß es immerhin kein geringer Beweis seines pädagogischen Talentes war, das aus mir gemacht zu haben, was nun doch einmal, Gott sei Dank! aus mir geworden ist; aber auch abgesehen davon wird mich sein Bild stets als das eines Schulmannes nach dem Herzen Gottes begleiten, und in vieler Hinsicht ein Ideal bleiben, nach welchem ich schulmännische Leistungen zu beurtheilen und zu würdigen habe. . . . Bei einem Schulmanne wie er war, geht die lebendige Erinnerung seines ganzen persönlichen Wirkens und Waltens über alle Buchstaben, und wie sich Epaminondas über den Mangel leiblicher Kinder durch die großen Thaten, die er hinterließ, tröstete, so bieten bei jenem die lebenden Früchte seines Unterrichts, die sich auch,

so Gott will, nicht bloß auf die lebende Generation beschränken sollen, reichen Ersatz dafür, daß er seine kostbare Zeit mehr auf Werke des Wortes, als der Schrift verwenden konnte."

So Hermann. Die Selbstbiographie Eichhoffs aber lautet wie folgt:

„Ich bin geboren in Frankfurt am Main am 23. April 1766, und stamme auf väterlicher und mütterlicher Seite von Schullehrern. Mein Vater, Georg Peter Eichhoff (Eichhof), Bürger und Schneidermeister in Frankfurt, war der Sohn des Schullehrers an der Bürgerschule in dem Städtchen Hattingen in der Grafschaft Mark; meine Mutter aber die Enkelin des Schullehrers Roth an der Bürger- oder Quartierschule der St. Peterskirche in Frankfurt. Sehr früh verlor ich meinen Vater; die Vorsehung gab mir einen anderen Versorger (einen Stiefvater nämlich, in dem Schneidermeister C. S. Heyse, der das Geschäft des Vaters fortführte) und führte mich, als ich die Schuljahre erreicht hatte, in eine sogenannte Quartier- oder Schreib- und Rechenschule. So kam ich zu dem Quartier-Schullehrer Johann Michael Schirmer, der ein gewissenhafter und frommer Mann war, und in der Folge einen wichtigen Einfluß auf mein Leben erhielt; obgleich ich gestehe, daß ich viele schöne Jugendjahre mit Schönschreiben und Rechnen verdorben habe. Auf seinen ernsten und frommen Katechismus-Unterricht freute ich mich jedesmal; blieb aber im Ganzen unbefriedigt, und von einem dunkeln Sehnen gestachelt und umgetrieben. Daß es noch eine andere Geschichte, als die jüdische in der Bibel, und noch andere alte Sprachen geben müsse, ahnete ich. Und doch brachte ich den größten Theil des Tages, gewöhnlich vom Morgen bis 4 oder 6 Uhr Abends, in dieser Schule zu, und nach Hause gekommen, half ich meinen Eltern auf dem Handwerke. Wie die Schule und die strenge häusliche Arbeit in der Woche, so nahm Sonntags die Kirche den Knaben für sich. Da ging ich mit meinen Eltern in die Peterskirche, und schrieb mit Blei-

stift die Predigt des Pfarrers Deeken nach; was mir bei dem damals herrschenden kirchlich-religiösen Sinn der Frankfurter von Vielen hoch angerechnet wurde. So einfach und einförmig war die Erziehung, selbst in den höheren Familien, damals, als das Familienleben noch nicht in der Fluth der täglich sich drängenden Zerstreuungen auseinander floß. —

Unterdessen hatte Schirmer, der die Leere und Unruhe meines Gemüthes bemerkte, aber mich nicht weiter in Kenntnissen bringen konnte, mir die alte lateinische Grammatik von Lange gegeben, damit ich die Anfangsgründe des Lateinischen für mich lernen sollte — denn das Gymnasium war ihm und uns Schülern zu fremd und zu hoch! — Eifrig schrieb ich sie mir — als wäre dies das einzige Exemplar in der Welt — bis zum Ende der Conjugationen Wort für Wort ab. Jetzt stand ich in meinem sechszehnten Jahre, als ich mit mensa anfing; die Entscheidung drängte. Da führte eines Tages die Vorsehung das Singe-Chor des Gymnasiums in Schirmers Straße. Auf seinen Rath wartete ich das Ende des Gesanges ab, und rief mir dann den Präfecten des Chores — der ein Primaner war — schüchtern bei Seite. Zu meiner Freude nahm er den Vorschlag an, mich in etlichen wöchentlichen Stunden in der lateinischen Grammatik für einen gegenseitigen Unterricht im Rechnen — welches damals im Gymnasium nicht gelehrt wurde — zu unterrichten. Bezahlung konnte ich nicht anbieten. So hatte ich meinen ersten Lehrer im Lateinischen auf der Straße gesucht und gefunden. Aber ein anderer, ein Secundaner nahm sich nach wenigen Tagen meiner an — seitdem mein geliebter Freund, Herr Consistorialrath Dr. Theol. Benkard in Frankfurt am Main. — Jetzt stand ich im sechszehnten Jahre; für meine Eltern war bei acht Kindern das Gymnasium zu kostspielig. Da erweckte mir die Vorsehung Gottes in dem würdigen Prediger Claus einen Patron, der mir in einigen Häusern Privatunterricht kleiner Kinder im Lesen und Schreiben verschaffte. Im Vertrauen

auf diesen kleinen Erwerb meldete ich mich bei dem Rector des Gymnasiums, Purmann, und wurde den 22. April 1782 nach einer kurzen Prüfung in dem Cornelius Nepos, ohne daß ich nur die griechische Deklination gelernt hatte, als Schüler der vierten Ordnung von Secunda aufgenommen. Ausgestattet mit einem blauen Mäntelchen — die Söhne der Patricier trugen ein rothes, nach Gymnasialordnung und Gesetz — trat ich in die erste Lection des schülerfreundlichen Conrectors Rambach (des Verfassers der damals allgemein beliebten lateinischen Grammatik), wo in Ovid's erster Elegie der Klagegesänge eine neue Welt sich mir öffnete. In hoher Freude schrieb ich seine Uebersetzung des ganzen ersten Buches nach, und zu Hause den lateinischen Text dazu. Die Schulfreundschaft mit dem Secundaner Mosche (gestorb. 1815, als Director des Gymnasiums zu Lübeck) brachte mich jetzt in die Kenntniß seines würdigen Vaters, des Seniors des Geistl. Ministeriums daselbst, und öffnete mir dessen Bibliothek. Doch nur mit Mühe konnte ich von dem kleinen Ertrag meiner Hausinformationen meine Bedürfnisse bestreiten. Für den Unterricht, welchen ich einem jüngeren Mitschüler im Französischen ertheilte, hatte ich von diesem ein altes lateinisches Lexicon, Kirschii cornu copiae linguae latinae erhalten; aber die copia reichte leider nur bis zum Buchstaben M; was über diesen Buchstaben hinaus war, mußte ich für meine Vorbereitungen auf die Lectionen, jeden Abend bei meinem Schulfreunde Mosche, aus seinem Drümelii lexicon manuale lat. mir ergänzen. Wie hocherfreut war ich, als ich einst im Vorbeigehen an der Fleischer'schen Buchhandlung das Titelblatt des neuen, so eben angekommenen Schellerischen lateinischen Wörterbuchs angeschlagen sah! — Ich faßte mir ein Herz und trat schüchtern in den Buchladen ein. Der humane Greis, Johann Georg Benjamin Fleischer, der mich täglich in eine Hausinformation vor seinem Hause hatte vorbeigehen sehen, gab mir es sogleich „auf mein ehrliches Gesicht" bis zur nächsten Messe. Jetzt war ich überglück-

lich! In der Folge erhielt ich aus Privatbibliotheken, deren in Frankfurt so viele sind, manches nützliche Buch geliehen; unter andern einmal die deutsche Uebersetzung von Rollins Römischer Geschichte, deren 16 Bände ich fast verschlang. Ein für manchen unter uns Primanern und Secundanern wohlthätig anregender Umstand war, daß die Stadtbibliothek in dem Gymnasium und selbst mitten auf dem Schulgange stand, in welche wir oft im Vorbeigehen lüsterne Blicke warfen, besonders wenn wir wußten, daß gerade irgend ein bekannter Gelehrter des Auslandes sich darin umsah. Durch den lebhaften literarischen Verkehr und die vielen Buchhandlungen in der Stadt, waren wir fast alle mit den Namen berühmter Gelehrter und mit Büchertiteln ziemlich bekannt; was nicht ohne heilsame Wirkung in diesen Jahren ist. Auch hielten mehrere von uns etwas auf gute Ausgaben ihrer lateinischen Schul-Classiker. Einige hatten sich sogar die theure Ausgabe des Jani'schen Horaz angeschafft; ich freute mich, als ich einst 40 oder 50 Kreuzer für den damals erschienenen Zweibrücker Suetonius erübrigen konnte; andere Wohlhabende kauften sich die ganze Reihenfolge der Zweibrücker Ausgaben, sogar den Plato.

Während so die große Stadt uns Vieles wohlthätig anregende gewährte, war Ton und Geist in unsern obern Classen im Allgemeinen gut. Entstand bisweilen eine Unordnung, so war sie gewöhnlich durch das freilich unpädagogische, obgleich wohlgemeinte Verfahren des einen der drei oberen Lehrer veranlaßt, den man — eben nicht edel — noch nach seinem Tode öffentlich dem Gelächter ausgestellt hat. Von Unordnungen außer dem Gymnasium erinnere ich mich nicht je etwas gehört zu haben; — wir waren, bis auf einige wenige aus der Umgegend, Einheimische, und damals war noch ein stilles zusammenhaltendes Familienleben und Familienerziehung. Eben so wenig erinnere ich mich, — obgleich die Comödienzettel uns täglich im Gymnasium, im eigentlichen Sinn bis an die Thür von Secunda angeklebt wurden — daß wir uns je von der Comödie des vorher-

gehenden Abends in der Classe unterhalten hätten*); wir brauchten diese Abendstunden für unsere Schularbeiten, die ärmeren für den Unterricht kleiner Kinder; manche von uns arbeiteten bei den Mitschülern, die bessere Bücher hatten; daher fiel es uns auch gar nicht ein, Wirthshäuser zu besuchen, und so blieben wir, ohne ein Schulgesetz, durch uns selbst vor der Gemeinheit bewahrt, uns unsere Unterhaltung im Wirthshause zu suchen. Ueberhaupt hatten die eifrigen unter uns um desto mehr für sich zu arbeiten, je mangelhafter unser Unterricht war, welcher, wie wir wohl fühlten, besonders der grammatischen Interpretation fast gänzlich entbehrte, wiewohl Rambach sich noch die meiste Mühe gab, uns mit seiner lateinischen Grammatik bekannt zu machen; aber leider fehlte uns allgemein eine gute Grundlage, und Plan und Zusammenhang in den verschiedenen Lehrstunden. Am schlimmsten sah es im Griechischen aus, da in Secunda nur das neue Testament, in Prima aber Gesners griechische Chrestomathie das höchste neben dem Neuen Testament war, wobei die Hallische Grammatik gebraucht wurde. Um vorwärts zu kommen, schaffte ich mir die für jene Zeit theure Märkische größere griechische Sprachlehre an. Ueberhaupt benutzten wir Alles, was sich uns darbot und was wir wußten, die Mängel unseres Gymnasial-Unterrichts zu ersetzen. So schrieben Mosche und ich uns abwechselnd die zu jener Zeit zum ersten Mal in den monatlichen Heften der „Berliner Monatsschrift" erscheinenden Uebersetzungen einzelner Horazischer Oden von Rammler sammt den weitläuftigen Anmer-

*) Vielleicht wird mancher Leser bei dieser Stelle sagen: „Leider!" — Eine Anecdote muß hier stehen. Während ich noch Prorector an dem Gymnasium zu Weilburg war, hatte sich eine wandernde Schauspielergesellschaft dort niedergelassen. Mehrere meiner Schüler aus Prima und Secunda geriethen durch den fleißigen Besuch der Comödie in mannigfachen Verfall. Ich arbeitete, soviel ich als untergeordneter Lehrer konnte, aus allen Kräften entgegen. Da sagte einst in einer Abendgesellschaft einer dieser Schauspieler N—r, als die Rede hierauf kam: „Nein! dieser Prorector E. muß doch wahrlich ein ganzes Säkel zurück sein!" —

kungen ab; und den freiwilligen, aber besonders bezahlten Privatstunden des Rector Purmann wohnten fast alle Primaner bei, auch damals, als er uns — möge kein Primaner unserer Tage darüber erschrecken! — des alten lateinischen Kirchenvaters, Minucius Felix Apologie oder Vertheidigungsschrift für das Christenthum (Minucii Felix Octavius) nach der Lindner'schen Ausgabe erklärte, wo wir denn nicht blos Latein lernten, sondern auch manche Notizen über das christliche Alterthum erhielten.

In dieser Zeit hatten ich und Mosche den Entschluß gefaßt, uns dem Studium der Theologie und der Schulwissenschaften zu widmen, als wir beide durch eine literarische Erscheinung nicht wenig beunruhigt wurden. Durch das Campe'sche Revisions-Werk, vorzüglich durch dessen Bearbeitung des Rousseau'schen Emil und anderer Schriften der Männer der Nützlichkeit glaubten wir das Studium der Griechen und Römer und das ganze bisherige gelehrte Schulwesen gefährdet. Ein Zufall befreite uns von dieser Unruhe, die desto größer war, je weniger unsere Lehrer im Gymnasium dieser Sache erwähnten. Ich begleitete einen Primaner, den Sohn des Amtmanns H. in dem nahen R., und fand dort, als ich mich in der Bibliothek seines Vaters umsah, „Feder's (des Göttinger Professors) neuen Emil", in welchem Rousseau widerlegt war. Jetzt waren wir in unsern Herzen beruhigt und in unserm Vorsatze bestärkt; besonders seitdem wir noch von der Stadtbibliothek die Lebensbeschreibungen Semlers und Reiske's in die Hände bekamen.

Unterdessen war das Ende des gesetzlichen Schulcursus für mich gekommen. Ueberzeugt, daß ein längeres Verweilen auf dem Gymnasium mir doch das nicht geben könne, was mir fehlte, und müde meiner Lage, die mich nöthigte, um des Erwerbs willen, die nach der Schulzeit übrigen Stunden auf Privatunterricht zu verwenden, und für meine Schularbeiten die Nächte, gewöhnlich bis 12 und 1 Uhr, zu Hülfe zu nehmen — ging ich, zwar in Schul-

kenntnissen sehr unvollkommen vorbereitet, aber von Eifer und Wißbegierde entflammt, im Herbste 1785, nachdem ich von meiner Vaterstadt einige theologische Stipendien erhalten hatte, zur Universität nach Jena ab. Frankfurt's Griesbach — der mich auf ein Empfehlungsschreiben des Senior Mosche väterlich aufnahm — Döderlein, Schütz, der Philologe, der mich seines Vertrauens würdigte — Eichhorn, dessen historische Vorlesungen mich mehr ansprachen, als die exegetischen — die Philosophen Ulrich und Reinhold, und Hasse, der Orientalist, waren nun meine Lehrer. Bei Allen und überall — ich sage es jungen Studierenden — büßte ich jetzt bitter den Mangel gründlicher, besonders grammatischer Schulkenntnisse, und die Strafe des vernachlässigten Gedächtnisses. Von nun an kamen, bei einer schon geschwächten Gesundheit, neue Anstrengungen, und das Versäumte war nachzuholen. Ich nahm also nur wenige Collegia und übte jeden Morgen mein Gedächtniß, gewöhnlich durch das Memoriren einer Horazischen Ode. Gerade zu rechter Zeit fesselte mich eine Fußverletzung etliche Wochen auf meine Stube. Ich benutzte diese Zeit dazu, mich in den griechischen Vorkenntnissen festzusetzen, und — Gymnasiasten unserer Tage werden staunen — die drei Dialogen des Aeschines in der Fischerischen Ausgabe durchzuarbeiten. Ich studirte, ohne irgend etwas anderes nur anzusehen, die Märkische griechische Grammatik und Welleri gr. gr. Als nun Schütz sein philologisches Seminarium — damals nur noch seine Privatanstalt — errichtete, waren Bast, — nachher als Philolog bekannt und in Paris gestorben — Lade von Wiesbaden und ich unter denen, mit welchen er es eröffnete, und seine ersten Vorlesungen über Homer's Odyssee hielt. Seine Vorlesungen erhöhten meine vorherrschende Neigung für Pädagogik und den Schulstand.

Nachdem ich so im stillen Umgang mit meinen ehemaligen Mitschülern und mit meinen Freunden Müller aus Weilburg, — in der Folge mein College an dem dortigen Gymnasium, dann evang.

Landesbischof in Wiesbaden — und Kordes, als Professor in Kiel gestorben — drei und ein halbes Jahr vergnügt verlebt hatte, kehrte ich auf Ostern 1789 in meine Vaterstadt zurück, und bestand bald darauf 1790 die philologischen und 1791 die theologischen Candidaten-Prüfungen. Daß mein Wohlthäter, der ehrwürdige Mosche, mich auch jetzt wieder als ein Glied seiner Familie behandelte; daß ich mich nach dessen Tode des Wohlwollens Hufnagel's, seines Nachfolgers, und des für das ganze Frankfurter Schulwesen so kräftig thätigen Consist.-Directors von Günderode erfreute; daß beide bei der ersten Gelegenheit an dem Gymnasium mich anzustellen mir versprachen: Alles dies konnte mir das durch Hausinformationen, bei häufiger Aufforderung zu Predigten in der Stadt und auf den Dörfern, drückende Candidatenleben nicht erträglicher machen. Freudig nahm ich daher, empfohlen durch den biedern Pfarrer Schellenberg in Bierstadt bei Wiesbaden, einen früheren Schulmann, den 15. October 1792 einen Antrag zu der vierten Lehrerstelle an dem Gymnasium zu Weilburg unter dem verdienten Rector Schellenberg an; obgleich die Besoldung so gering war, (275 fl. jährlich als Lehrer und 25 fl. für die Predigten im Arbeitshause) daß man mich in Frankfurt nicht begreifen konnte, und von Günderode und Hufnagel mir die nahe Aussicht auf eine Anstellung in dem Frankfurter Gymnasium dringend ans Herz legten. Zu dem muthigen Entschlusse wünschte mir mein Freund Mosche in einer lat. Gratulationsschrift Glück.

Das freundliche Weilburg, in der schönen ländlichen Gegend zwischen anmuthigen Bergen und Hainen, mit seiner zu keinerlei Aufwand in Kleidung und Hausrath nöthigenden Einfachheit, erschien mir so recht als zu einer Gymnasialstadt geschaffen, und von der göttlichen Vorsehung der Nassauischen Jugend angewiesen. Ich fand hier pflichtgetreue besonnene Lehrer, — unter ihnen meinen Universitätsfreund Müller — eine wohlgeordnete, in des Rector Schellen-

bergs Schulernst und Schulzucht zusammengehaltene Schule, einen festen, aber durchaus stehenden Lehrtypus, der freilich seit den Jahren 1780 – 1790, diesen lauten Zeitweckern, bei den beengten Verhältnissen und kleinen Hülfsmitteln der Schule und bei zwiefach beamteten Lehrern in den klassischen Studien des Alterthums, besonders des Griechischen, weit hinter den Forderungen der Zeit zurückgeblieben war. In letzterer Hinsicht z. B. stellte derselbe Gesner's griechische Chrestomathie und das griechische Neue Testament, mit Ausschluß aller griechischen Dichter als höchste Lection in Prima auf. – So konnte es hier nicht bleiben.

Von Predigergeschäften weniger in Anspruch genommen, und für den Stand des Schulmannes, der damals hier noch nicht als eigenes Fach galt, fest entschieden, konnte ich Predigerarbeiten leichter ablehnen und durch Privatthätigkeit neben dem Amte einwirken, und die Schüler nach und nach heben.

Auf diese Weise gelang es mir bald mit einigen Jünglingen der oberen Ordnungen in unentgeltlichen, mehrere Jahre lang fortgesetzten Privatstunden Homers Odyssee, Köppens griechische Blumenlese, Lucians Todtengespräche und später Homer's Iliade zu lesen, deren aller in den öffentlichen Lehrstunden keinerlei Erwähnung geschah. Je weniger dies in der dortigen bis dahin gewohnten und stereotyp gewordenen Weise und je mehr es gewissermaßen eine Schule in der Schule war, so waren, wie man sich leicht denken kann, bei aller Verehrung, die der junge Mann gegen das ergraute Verdienst hegte, und bei aller wahren Freundschaft, mit welcher er demselben durch Wort und That zugethan war, unangenehme Collisionen unvermeidlich. Als nun zwei Jahre später, nach meiner Beförderung zum Conrectorate ein nach Weilburg berufener Schüler Wolfs, Collaborator Krebs, denselben Weg einschlug und die gute Sache auch durch seine Lehrbücher, besonders durch sein griechisches Lesebuch förderte, ging die Schule ganz im Stillen und sonder Geräusch einer höheren Stellung entgegen.

Doch nicht blos durch den freudigeren und lebendigen Unterricht, sondern auch durch unser väterliches Verhältniß zu den Gymnasiasten, den älteren, so wie den jüngeren und jüngsten, kam die bessere Gestaltung. Unsre Wohnungen und unsre Bibliotheken standen ihnen zu jeder Zeit offen, und sie kamen zu uns in ihren kleinen und großen Angelegenheiten, und wenn wir besonders in den Abendstunden, auf ihre Stuben kamen, so kamen sie uns freundlich entgegen, und die einzige Veränderung war, daß sie ihren Rock von der Wand herab nahmen und anzogen. Sehr oft geschah es, wenn ich gegen Abend in das Feld spaziren ging, daß sich Einer und wieder Einer der mir begegnete, zu mir gesellte und ich so von einer ganzen Anzahl begleitet, an meine Wohnung zurückkam! So holten auch manche, die sich von heimlichen Sünden, oder von andern Verlegenheiten gedrückt fühlten, bei Nacht und bei Tage Rath bei mir.

Und dies Alles war so und konnte so gehen, weil der Mangel vieler heut zu Tage für hoch wichtig gehaltener Gesetze und Beschränkungen der Lehrerpersönlichkeit freien Raum ließ. Die Behörde bemerkte es, wie sich die Schule sittlich und literarisch hob, und ließ uns gewähren, und der hochgebildete Kenner der Wissenschaft und Förderer der altklassischen Bildung, der Herr Staatsminister, Freiherrn von Gagern, würdigte uns in diesem Streben seines Beifalls.

Während dessen trat das realistische Princip wenigstens bei den Gymnasiasten immer mehr zurück, und da die von nun an die Universität besuchenden Primaner dort nicht mehr, wie früher an den historischen, philosophischen und klassischen Vorlesungen der Professoren vorüber gingen, so kam das Weilburger Gymnasium nun auch auf unsern Hochschulen zur Kenntniß und aus den entferntesten Gegenden Deutschlands strömten Schüler nach Weilburg, ohne daß wir je eine einzige gedruckte lobpreisende Zeile über unsre Schule hätten ausgehen lassen; im Gegentheil waren die in den jährlichen

Programmen erscheinenden ganz kurzen Nachrichten über das Gymnasium fast abschreckend trocken; wie denn jede Ostentation dem Charakter des Rector Schellenberg höchst zuwider war. Auf diese Art ging die Schule sonder alles Geräusch einer würdigen Stellung unter den Gymnasien Deutschlands entgegen.

„Crescit occulto velut arbor aevo.“

Unter diesen Umständen konnte der Krieg, der im Jahr 1794 die Gegend von Weilburg einigemal heimgesucht, wenig störenden Einfluß auf die Schule haben. Auch verheirathete ich mich damals 1797 mit einer Tochter des nassau-oranischen Amtmannes Creuzer in Nassau, aus dem im 16. Jahrhundert in Sachsen und von da auch in Hessen-Kassel (besonders nach Marburg) verbreiteten Geschlechte der Cruciger. Doch nöthigte mich der Druck des Krieges bei der geringen Besoldung (400 fl.) neben den Privatstunden auch noch Zöglinge zu mir zu nehmen, was ich auch als Prorector (seit dem 16. Aug. 1800) bis 1816 fortzusetzen genöthigt war.

Ausgezeichnet und merkwürdig für mich war diese Periode, — die schönste meines Schulamtes, — auch durch den allerhöchsten ehrenvollen Auftrag, nicht nur unserm damaligen Erbprinzen, unserm jetzigen Durchlauchtigsten Herzog, sowohl die Universal- als auch die Nassauische Geschichte vorzutragen, sondern auch der Prinzessin Henriette, später Gemahlin des Erzherzogs Carl von Oestreich, den Unterricht in der deutschen Sprache und Stil, Geschichte und Geographie zu ertheilen, — ein auch jetzt noch in seiner wehmüthig-heiteren Erinnerung an den klaren Geist und das edle Herz dieser hochausgezeichneten Fürstentochter lohnendes Lehrergeschäft, welches ich von ihrer Kindheit an mit Freude bis zu ihrer Vermählung fortführte, und mit der Herausgabe eines gedruckten Leitfadens der östreichischen Geschichte erst wenige Tage vor der Vermählung beschloß. Auch andere Anerkennung von außen wurde jetzt der Schule, selbst von Seiten der geachtetesten Universitätslehrer. So fand sich die unser

Gymnasium aus der Nähe beobachtende philosophische Facultät der Universität Marburg 1810 bewogen, meinem Collegen, dem damaligen Conrector Krebs und mir die Ehrendiplome der philosophischen Doctorwürde „wegen unserer Verdienste um die Blüthe des Gymnasiums" zu übersenden.

Auch der mir in den beiden obern Klassen übertragene Unterricht in der Religion und Geschichte gewann durch die statt der Dogmatik von Hutter von mir herbeigeführte Einführung eines neuen Lehrbuches der Religion und meiner historischen Tafeln, welche an die Stelle des alten Kosterischen Lehrbuches traten. Und hier will ich es nicht verschweigen, daß solche Primaner und Secundaner, welche in den damals sogenannten halben Ferien von Weihnachten bis Neujahr nicht nach Hause gingen, sich bei mir Erbauungsbücher, z. B. Predigten von Reinhardt, Rosenmüller rc. für diese Zeit ausbaten und gewöhnlich in diesen Tagen das heilige Abendmahl in der Stadtkirche gemeinschaftlich genossen.

Das Freiwillige, das Entgegenkommende, das Lebendige und Freudige der Schülerthätigkeit war es, was diese Zeit von 1810 bis 1816 zu der schönsten, zu der poetischen meines Lebens machte, und das Gymnasium zu seinem Höhepunkt emporhob. Dafür zeuge unter vielen andern ein Brief des Geheimeraths Prof. Creuzer in Heidelberg, welcher am 3. Juli 1816, als gerade einige unsrer Primaner dorthin abgegangen waren, so an mich schrieb: „In allen Beziehungen muß ich Ihnen unsre vollkommene Zufriedenheit mit den Schülern, die Ihr Gymnasium uns anvertraut hat, melden. Ich für meine Person erwartete aus Ihrer Schule gleich alles Gute. Aber meine Erwartungen sind übertroffen worden. In den Interpretationsübungen haben Ihre Schüler schöne Sprachkunde und philologischen Takt beurkundet. Auch haben sie alle das beste Lob ihres Betragens."

Aber eben diese freudige Wirksamkeit und Anhänglichkeit an diese

Schule ließ mich bei dem Herannahen der dürren Jahre (von den 50er an) den am 24. März 1815 an mich ergangenen Ruf der Hansestadt Lübeck als Nachfolger meines zu früh dahin geschiedenen Freundes, das Direktorium ihres Gymnasiums zu übernehmen, ablehnen. Ich glaubte, wohl mehr von meinem Gemüthe, als von Gründen der Klugheit bestimmt, an unserm Gymnasium zu Weilburg mehr wirken zu können.

Auf diese schönen Jahre folgte nun ein peinliches Jahr von Ostern 1816 bis Ostern 1817, in welchem ich neben dem bisherigen Rector Schellenberg, so zu sagen Vicerector war. Diese schon an sich selbst schwierige Stellung wurde es noch in höherem Grade durch die mancherlei Erscheinungen, welche gewöhnlich einer nahen Auflösung des Bestehenden, besonders unter einer zahlreichen Schuljugend vorhergehen. Und diese Auflösung trat mit dem Ende jenes Schuljahres ein. Gleichsam zusammengewachsen mit diesem Gymnasium, dem ich so manches Opfer gebracht hatte, und innigst überzeugt, daß es nur leiser Verbesserungen, daß es nur einer Entfesselung des guten Willens und der Kraft der Lehrer bedürfe, daß das bisher im Stillen Geschehene offen vor den Augen des Vaterlandes gethan werde, überzeugt auch, daß ein einziger Mißgriff betrübende Folgen haben müsse — ward ich natürlich tief erschüttert, als uns auf der berufenen Lehrerconferenz im Limburg an der Lahn am 27. März 1817 die neue Gestaltung des Gymnasiums*) vorgelegt wurde. Was wir hatten, wußte ich; was wir haben würden, war ungewiß. Unter Zufriedenen saß ich, wahrscheinlich der Einzige, wie zermalmt;

*) Diese neue Gestaltung, nach welcher die vier untern Klassen weggenommen wurden und als Pädagogien an andern Orten bestehen sollten, dem Gymnasium aber nur die vier obern blieben, gegen deren Trennung sich E. in seinem von der nassauischen Regierung abgeforderten Gutachten nachdrücklich ausgesprochen hatte, wurde gerade in seinem Todesjahre 1844 wieder umgestoßen und wieder ganze Gymnasien mit allen Klassen errichtet.

mein Geist zerarbeitete sich in furchtbarem Kampfe. Und so brachte mich mein tiefes lebhaftes Gefühl am Ende dieser langen Conferenz, in welcher uns die neue völlig abweichende Organisation vorgelegt worden war, auf der Stelle in einen, wiewohl vorübergehenden krankhaften Gemüthszustand. Als ich mich nach aufgehobener Sitzung in dem Gasthofe auf mein Zimmer begeben hatte, und an das Fenster getreten war, das auf den Hof ging, verlor ich plötzlich alle Orientirung; das Bewußtsein meiner selbst war fast gänzlich verschwunden; ich konnte mich nicht besinnen, wo ich war und glaubte endlich in Dillenburg zu sein, wo ich nie gewesen war. —

So war ich nun erster Professor der neuen Schule, die erst am 2. Juni 1817 eröffnet werden konnte, nachdem ihr Director, Dr. Snell, kurz vorher von Idstein in Weilburg eingetroffen war. Hatte ich gleich zwei liebe Lehrgegenstände, Religion und Geschichte, in der neuen Verfassung verloren, so erkannte ich doch desto dankbarer die Verfügung der hohen Landesregierung, durch welche sie mir die Lectionen im Griechischen und Lateinischen in den beiden obern Classen übertragen hatte. Plato, Sophokles, Euripides, Horaz, Tacitus, waren vom Staat in ihr Recht eingesetzt, und wurden nicht mehr in stillen Privatstunden gelehrt. Aber es war eine Veränderung in den jungen Gemüthern vorgegangen. Mein Gemüth hatte sie im März 1817 geahndet, oder vielmehr klar vorausgesehen. Die Einwanderer vom Idsteiner Gymnasium brachten zu viel fremdartige Elemente mit. An die Stelle des ruhigen Vertheidigungskampfes des klassischen Princips war der offene Kampf der Disciplin gegen die Undisciplin getreten. Es steigerte sich dies immer fort bis zum Schluß des Winterhalbjahres Ostern 1828. Von da an war ich etliche Monate interimistischer Verweser der Direction bis zum August.

Ich bin es mir selbst schuldig, zu sagen, daß sich in dieser Periode 1817 bis 1828 die Schüler der beiden oberen Klassen, welche nicht

sine pectore corpus waren, vertrauensvoll an mich anschlossen, und oft in der Dunkelheit der Nacht, von andern Mitschülern ungesehen, in ihren Angelegenheiten zu mir kamen.

Daß ich in der vorigen Periode, im Jahr 1803, meiner geliebten Vaterstadt meine heilige Schuld nicht abtrug, und den im Mai an mich ergangenen Ruf zum Conrectorate an dem dortigen Gymnasium, selbst nach den dringendsten Einladungen der edlen Männer von Günderode und Hufnagel, nicht annahm, weil ich die hier wie dort unzureichende Besoldung in Frankfurt nicht wie in Weilburg durch Privatzöglinge erhöhen konnte, mag weniger befremden, als daß ich im Jahr 1816, wo ich meine künftige Stellung an unserm Gymnasium ahnen konnte, den schon oben erwähnten, und (nach meiner Antwort) noch einmal wiederholten Ruf der freien Hansestadt Lübeck, als Nachfolger meines 1815 dahingeschiedenen Freundes, des Gymnasial-Directors Mosche, Stelle anzutreten, trotz der sehr einladenden Bedingungen, mich nicht entschließen konnte, eben so wenig, als im folgenden Jahre 1817 den gleichfalls zum zweitenmale wiederholten Ruf zum Directorium des neu errichteten Gymnasiums in Wetzlar, auf welchen noch im November desselben Jahres der abermalige Antrag der Prorectorstelle an dem Gymnasium meiner Vaterstadt, und endlich (19. Juli 1819), der letzte zum Directorium des Gymnasiums in Lemgo folgte. Mögen auch die Gründe, aus welchen ich alle diese Anträge ablehnen zu müssen glaubte, mehr in dem Gemüthe als in einer umsichtigen Berechnung gelegen haben, so bin ich nur meinem Herzen und meiner Gesinnung gegen die mir theure Schule Verantwortung schuldig. Genug, ich blieb. Als nun bald der ehrwürdige Snell auf Ostern 1828 in den verdienten Ruhestand gesetzt ward, fiel mir abermal das harte Loos, das Interims-Vicariat für den neu erwählten Director Dr. Friedemann von dem Carolinum in Braunschweig, bis zur Ankunft desselben (23. Juli 1828) zu führen. An dem Tage darauf, den 24. Juli verlor ich meinen

ältesten Sohn Theodor, Oberlehrer an dem Gymnasium in Creuznach, durch einen frühen Tod. Die Theilnahme und das herzliche Vertrauen der Schüler der beiden oberen Classen vorzüglich hielt mich in diesem Trauersemester als Lehrer aufrecht.

Am Schlusse des Winterhalbjahres 1829 — 1830 ward ich in den Ruhestand versetzt. Nun lebte ich noch ein Jahr lang in Weilburg, bis Pfingsten 1831, damit beschäftigt, die in dem Archive und in einigen Registraturen noch übrig gebliebenen Nachrichten für die Geschichte des meinem Herzen so theuren Gymnasiums und zugleich für die Nassauische Kirchenreformation zu sammeln. Jene habe ich erst vor Kurzem, seit ich mich von der Wunde geheilt fühlte, wieder aufgenommen; die kirchenhistorischen aber in Höchst (bei Frankfurt a. M.), das ich im Sommer 1831 zu meinem Wohnorte gewählt, in einem eignen Werkchen herausgegeben. Freilich konnte und kann man von beiden Arbeiten nicht sagen: copia me perdit; aber wenn ich noch so glücklich sein sollte, mit archivarischen Materialien unterstützt zu werden und Gott mir ferner Kräfte verleihen sollte, so werde ich meine Muße dazu verwenden, jene Nassauische Reformationsgeschichte durch weitere Ausführungen zu ergänzen. Und so lebe ich denn, nachdem ich drei Directoren über mir gesehen, hier geschieden von der Schule, aber nicht geschieden von dem Wirken meines Berufs, welches ich im täglichen Unterrichte in den klassischen Schriftstellern treibe. —

Ich habe Folgendes drucken lassen:

Uebersetzungen von Ovid's Heroiden, Trauergesängen und Briefen aus Pontus; Cornelius Nepos und Suetonius Lebensbeschreibungen; Textabdrücke von Cicero's 4. Verrinischen Rede und Quintilians 10. Buch (2. Aufl.); ferner Synchronistische Tafeln über die mittlere und neuere Geschichte (1808) und eine Uebersicht der Geschichte des Habsburgisch-Oestreichischen Hauses, zum Behufe der Lesung ausführlicher Werke. (Wetzlar bei Winkler 1816). Ich

schrieb dies Schriftchen zu der Vermählung der Prinzessin Henriette von Nassau mit dem Erzherzog Karl von Oestreich; Mosche's ausgewählte Aufsätze und Reden (in Gemeinschaft mit Director Matthiä); die Nassau-Weilburgische Kirchenreformation, nebst einem Nachtrage (1832); Geschichte des Landesgymnasiums zu Weilburg (1840); mehrere Schulprogramme, worunter zwei diese Geschichte betreffen, zwei andere über die Bildung der Religiosität auf Gymnasien, einige über Stellen des Livius handeln, andere Collationen neuer Handschriften des Seneca und Sallust enthalten; und endlich mehrere Recensionen in den ehemaligen Würzburger gelehrten Anzeigen und in der Darmstädter Schulzeitung."

Zu dieser kurzen Selbstbiographie Eichhoff's ist nur noch Folgendes hinzuzufügen.

Eichhoff erfaßte jeden Lehrgegenstand mit einer Hingebung, die ihm zunächst die sorgfältigste Vorbereitung zur unverbrüchlichen Pflicht machte. Seine Begeisterung für den Gegenstand des Unterrichts brachte zugleich ein Leben und Feuer in die Behandlung desselben, das den Schüler, der nicht ganz unempfänglich war, mächtig weckte, anzog und fesselte. In auffallender Wirkung trat dieß besonders in den früheren Jahren in dem Geschichtsunterrichte hervor. Mit großer Liebe umfaßte er seine Schüler und verstand es ihre Herzen an sich zu fesseln.

Die vielfachen Neuerungen, welche bald nach dem Amtsantritte des neuen Directors am Gymnasium zu Weilburg gemacht wurden, erzeugten in ihm eine große Verstimmung. Auch konnte, sagt sein Sohn Karl Eichhoff ausdrücklich, der Mangel an Zartgefühl und Schonung, mit welcher der im Dienste des Gymnasiums ergraute Schulmann von dem neuen Director behandelt und mit Conferenzen belästigt und bedrückt wurde, nicht wohl anders wirken. Auf die an die Oberschulbehörde zu Wiesbaden gelangte Kunde von der zwischen den beiden obersten Gymnasiallehrern herrschenden Mißstimmung

erfolgte denn Eichhoffs Versetzung in den Ruhestand, jedoch mit vollem Gehalt und dem Titel Oberschulrath. Da eine Veränderung des Wohnortes ihm Bedürfniß war, so beschloß er in Höchst am Main, wo sein dritter Sohn als Arzt angestellt war, in der Nähe der Vaterstadt seine Tage zu beschließen. Leider verlor er aber im Jahr 1839 rasch hintereinander eben diesen Sohn sowohl als auch seine Gattin. Er starb am 5. März 1844 an einem Hirnschlag, nachdem er noch an demselben Tage in der Lehranstalt, die sein zweiter Sohn zu Höchst errichtet hatte, mit Unterrichten beschäftigt gewesen war. Sein Leichnam wurde auf der von der Gemeinde Unterliederbach bei Höchst auf ihrem Friedhofe der Familie Eichhoff eingeräumten Begräbnißstätte unter großer Theilnahme der Umwohnenden beerdigt.

Johann Heinrich Bender.

Zolldirektionsrath Dr. jur. Johann Heinrich Bender, geboren zu Frankfurt am Main den 29. September 1797, verlor sehr frühzeitig seine Eltern und erhielt als Vormünder den nachherigen Senator Dr. Kappes und Wechselnotar Cordier. Derselbe besuchte das Institut des Herrn Kemmetter zu Frankfurt und späterhin das academische Pädagogium zu Gießen, unter der Leitung des Hrn. Professor Rumpf. Da in Gießen kein Geistlicher der deutsch-reformirten Confession war, so erhielt derselbe seinen Religions- und Confirmationsunterricht von Herrn Pfarrer Frey in Grüningen in Oberhessen. Er widmete sich nach absolvirtem Gymnasial-Examen dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, hörte in Gießen Vorlesungen bei

von Grolman, von Löhr, Arens, Marezoll, Stickel, sowie späterhin in Göttingen bei Heise, Bergmann und Anderen. — Das Handels- und Wechsel-Recht zog ihn vor allen anderen Zweigen besonders an, so daß er den Entschluß faßte, behufs wissenschaftlicher Behandlung desselben die akademische Laufbahn als Rechtslehrer zu betreten.

So hielt derselbe denn — nach rite absolvirtem Examen als Doctor juris utriusque, — in den Jahren 1819—1823 als Privatdozent Vorlesungen an der Universität Gießen über: 1) Deutsche Staats- und Rechts-Geschichte, nach seinem eignen im Druck erschienenen Plane; — 2) Handlungs- und Wechsel-Recht nach seinem eignen im Druck erschienenen Grundriß; — 3) Criminalrecht nach von Grolmans Lehrbuch, namentlich auch Geschichte und Alterthümer des gemeinen peinlichen Rechts; — 4) Französisches Handels- und Wechselrecht mit ausführlicher Erläuterung des Code de Commerce. Aus dieser Zeit stammt seine Schrift: 1) Ueber die Zulässigkeit der Einrede des nicht ganz gezahlten Wechselbetrages (Exceptio non numeratae valutae) im deutschen Wechselprozesse, 1821. — Späterhin entschloß er sich zur praktischen Jurisprudenz überzugehen und wurde nach bestandenem Examen durch großherzogliches Patent vom 25. April 1823 in die Zahl der Hofgerichts-Advokaten und Procuratoren zu Gießen aufgenommen. Er praktizirte mehrere Jahre als Advokat in Gießen, nachdem er sich inzwischen mit der Tochter des Großherzoglich Hessischen Hof- und Universitäts-Buchhändlers Georg Friedrich Heyer zu Gießen vermählt hatte. Seine Musestunden benutzte er gleichfalls zu schriftstellerischen Arbeiten; es erschienen in dieser Zeit von ihm; — 2) Grundsätze des Deutschen Handlungs- und Wechsel-Rechts in 3 Bänden 1824—1828. — 3) Der Verkehr mit Staatspapieren im In- und Auslande, als Beilageheft zum 8. Bande des Heidelberger Archivs für civilistische Praxis, 1825, wovon 1830 eine zweite umfassendere und überall berichtigte Ausgabe erschien. — 4) Die Lotterie, eine

juristische Abhandlung, Beilageheft zum 15. Bande des Archivs für civilistische Praxis 1832. Diese Werke haben seinem Namen dauernde Bedeutung im Gebiete der deutschen Jurisprudenz verschafft; sie eröffneten der Behandlung des Handels- und Wechsel-Rechts in vielen Zweigen neue Wege und gaben ihr theilweise zum ersten Male eine wissenschaftliche Grundlage. — Mehr lokalen und speziellen Charakter haben seine weiteren Schriften, von welchen wir besonders folgende hervorheben: 5) Kurze Kritik des Entwurfs einer erneuerten und erweiterten Wechsel- und Merkantil-Ordnung für die freie Stadt Frankfurt. 1828. — 6) Der frühere und jetzige Zustand der Israeliten zu Frankfurt am Main, nebst Verbesserungsvorschlägen. 1833. — 7) Sammlung Frankfurter Verordnungen aus den Jahren 1806 bis 1816. (1833). — 8) Die Verhandlungen der gesetzgebenden Versammlung der freien Stadt Frankfurt in den Jahren 1816 bis 1831. (1834). — 9) Lehrbuch des Privatrechts der freien Stadt Frankfurt. 1835.

Im Jahre 1831 siedelte derselbe mit seiner Familie nach Frankfurt am Main, seinem Geburtsorte, über und bezog das bisher durch einen Administrator verwaltete elterliche Haus zum großen Zimmerhof auf dem großen Hirschgraben. Von dem Senate unter Dispensation von dem Examen unter die Zahl der hiesigen ordentlichen Advokaten aufgenommen, praktizirte er als solcher bis zum Jahre 1836. Mehrmals war er Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, wurde später zum Mitgliede der ständigen Bürger-Repräsentation erwählt, ward Consulent der Senckenbergischen Stiftung und kam vier Mal in die Kugelung als Senator.

Im gesetzgebenden Körper war er namentlich thätig, um die Verhältnisse der hiesigen Israeliten zeitgemäß zu verbessern, insbesondere wegen Aufhebung der Beschränkung der Ehen hiesiger Israeliten, ferner beantragte er Vorlage eines Strafgesetzbuchs sowie eines Gesetzbuchs über das Verfahren in Straf- und Zucht-Polizei-

sachen, weiter Vorlage zeitgemäßer Handelsgesetze, sowie Errichtung eines Handelsgerichts.

In den Frankfurter Jahrbüchern erschienen mehrfache Abhandlungen von ihm, so namentlich 1833: 10) „Fettmilch und Consorten, oder die hiesigen Unruhen in den Jahren 1612, 1613 und 1614, nebst deren Bestrafung im Jahre 1616." – Im Jahre 1836 — als die freie Stadt Frankfurt dem deutschen Zollverein beitrat — wurde er von dem Senate zum Mitgliede der Zolldirektion unter dem Titel Zolldirectionsrath ernannt und versah diese Stelle bis zum Jahre 1859. Auch in dieser Stellung widmete er seine Muße schriftstellerischen Arbeiten, namentlich erschienen mehrfache Abhandlungen über Frankfurter Recht im Archiv für civilistische Praxis, ferner: — 11) Lehrbuch des Civilprozesses der freien Stadt Frankfurt 1837; — 12) Eine neue verbesserte Auflage des Lotterierechts 1841; 13) Eine neue Bearbeitung des oben unter 9 angeführten Werks unter dem Titel: Handbuch des Frankfurter Privatrechts 1848; — sowie 14) eine gleichfalls neue Bearbeitung des Civilprozesses unter dem Titel: Handbuch des Frankfurter Civilprozesses 1854. — Im Jahre 1857 ward er zum Mitgliede des Gerichtshofs für Competenzconflicte ernannt. — Sein thätiges Leben beschloß er allgemein geachtet und betrauert am 6. September 1859 nach langwierigen sehr schmerzhaften Leiden, nicht ganz 62 Jahre alt. —

Gediegene wissenschaftliche Kenntnisse, unermüdlicher Fleiß, klarer vorurtheilsloser Geist, seltene Berufstreue, Biederkeit des Charakters, Uneigennützigkeit, Geradheit und schlichtes prunkloses Wesen zeichneten ihn aus, die Liebe zu seiner Vaterstadt und zu seinen Mitbürgern, sowie seine liberale Gesinnung im öffentlichen Leben hat er stets bewährt; schon zu einer Zeit, wo es noch nicht Modeton und Schlagwort der Parteien war, hat er die Gleichberechtigung aller Staatsangehörigen und die Verbesserung der Gesetzgebung und Justiz angeregt und aufs Wärmste verfochten. Er war ein Ehren-

mann und rechtschaffner Bürger, ein anerkannt ausgezeichneter Gelehrter und Schriftsteller; wohlwollend und hülfereich gegen Jedermann und ein trefflicher Familienvater. Möge unsere liebe Vaterstadt noch viele Söhne aufzuweisen haben, die ihm gleichen!

Georg Kaspar Chelius.

Georg Kaspar Chelius wurde am 22. März 1761 zu Oberstedten, bei Homburg vor der Höhe geboren und war der Sohn eines Strumpfwirkers. Den ersten Unterricht erhielt er von dem Schullehrer seines Geburtsortes, später besuchte er die Schule zu Homburg. Von frühester Jugend an übte das Rechnen einen besonderen Reiz auf ihn aus, und von da an verblieb ihm die Neigung zur Mathematik bis an sein Lebensende. Als er sich seinen Beruf wählen sollte, entschied er sich für das Schulfach, und nachdem er bereits in Homburg in mehreren Familien Privatunterricht ertheilt hatte, kam er im Mai 1787 auf Empfehlung eines Freundes als Vikar eines kranken Lehrers nach Frankfurt, wo er denn im folgenden Jahre unter die Zahl der „deutschen Schullehrer" aufgenommen wurde. Neun Jahre lang verwaltete er sein Lehramt zu allgemeiner Zufriedenheit, bis er 1797 die Stelle des zweiten Recheneischreibers erhielt. Neben seinen Amtsgeschäften unterrichtete er junge Kaufleute oder verwandte die freie Zeit auf Schriftstellerei, deren Gegenstand theils die kaufmännische Arithmetik, theils das zu jener Zeit sehr im Argen liegende Frankfurter Maß- und Gewichtswesen war. Wegen seiner Sachkenntniß und pflichttreuen Wirksamkeit ernannte ihn der Großherzog Karl im November 1812 zum Inspector des Maßes und

Gewichtes für das Departement Frankfurt, obgleich er sich mündlich und schriftlich gegen die beabsichtigte Einführung eines neuen Maßes und Gewichtes erklärt hatte. Im Jahr 1818 trat Chelius in die Stelle eines ersten Recheneischreibers. Auch auf diesem neuen Posten füllten seine Lieblingsbeschäftigungen alle seine Nebenstunden aus. Im Jahr 1825 sah er sich durch eintretende Körperschwäche genöthigt, um Versetzung in den Ruhestand einzukommen. Bald nachher entwickelte sich bei ihm die Luftröhrenschwindsucht, welcher schmerzhaften Krankheit er am 8. März 1828 unterlag. Nur seiner streng geregelten und mäßigen Lebensweise hatte er es zu danken, daß er bei einem von Kindheit an schwächlichen Körper trotz seiner unabläßigen Thätigkeit das Alter von 67 Jahren erreichte.

Chelius besaß einen eisernen Fleiß und eine bewundrungswürdige Beharrlichkeit. War er mit einer Lieblingsarbeit beschäftigt, so vergaß er darüber Essen und Trinken, und setzte solche bis spät in die Nacht fort; in seinen jüngeren Jahren fand ihn oft noch der Morgen bei der am Abend begonnenen Beschäftigung. Alle seine Arbeiten zeichnen sich durch ungemeine Gründlichkeit und Deutlichkeit aus. Seine Neigung hatte er hauptsächlich der Metrologie zugewendet; fast dreißig Jahre lang half er dieses Feld des Wissens mit Liebe und Sorgfalt bebauen und erwarb sich durch seine genauen Untersuchungen und scharfen Beobachtungen, so wie schriftstellerischen Arbeiten um die Verbesserung desselben mannichfache Verdienste. In den letzten Decennien seines Lebens hatte er die Freude, daß sein Schwiegersohn, der durch seine gründlichen Schriften über Wechsel, Maße, Gewichte und Münzen rühmlichst bekannte J. F. Hauschild in seine Fußstapfen trat und die Lieblingsaufgabe seiner Thätigkeit sich zum Gegenstande unabläßiger Forschung erwählte. Von demselben wurde auch die von Chelius angefangene 3. Auflage des Maß- und Gewichtsbuches, deren Beendigung diesem nicht vergönnt war zu erleben, herausgegeben.

Joh. Ludw. Ernst Morgenstern.

Die Künstlerfamilie Morgenstern gehört nun schon seit 84 Jahren unserem Frankfurt an, in Johann Ludwig Ernst Morgenstern, in dessen Sohn Johann Friedrich Morgenstern und in dem Enkel Karl Morgenstern. Der Erstgenannte

Johann Ludwig Ernst Morgenstern

war am 22. September 1738 zu Rudolstadt geboren. Sein Vater war daselbst Portraitmaler; da aber des Sohnes Neigung einzig auf das Studium der Pferde, besonders in Feldschlachten, verfiel, so konnte er ihn dabei nur wenig unterstützen. Morgenstern zeichnete daher nach den Kupferstichen des Rugendas und malte in eignem gewählten Kolorit so gut er konnte. Undessen lag er seinem Vater an, ihn auf eine Akademie zu schicken; allein es wollte sich damit nicht fügen, und Morgenstern mußte wider seinen Willen zu Hause bleiben, bis endlich der erwünschte Augenblick erschien, wo er (1766) nach Salzdahlum bei Wolfenbüttel begehrt wurde, um daselbst unter Anleitung des geschickten Weitsch nicht allein Schlachten und Pferde zu malen, sondern Alles zu arbeiten, was man ihm vorlegte. Als er jene (nun im Carolinum zu Braunschweig befindliche) berühmte Gallerie zuerst betrat und jene Meisterwerke sah, deren ihm in seinem stillen Rudolstadt keines je zu Gesichte gekommen war, überwältigte ihn das Gefühl seiner Schwäche. Thränen traten ihm in die Augen, und er wollte sich nicht überreden lassen, daß er es je einmal durch Fleiß dahin bringen könne, unter die Künstler gezählt zu werden. In Salzdahlum waren seine ersten Arbeiten zwei große Gemälde nach seinem Lieblingsmeister Rugendas, welche sich auf

die Belagerung von Augsburg bezogen und so gut gelangen, daß er sie um 150 Thaler, eine damals für ihn bedeutende Summe, an seinen Fürsten verkaufte. Lange nachher erfuhr Morgenstern, daß diese Bilder nach dem Tode des Fürsten in Leipzig in einer Versteigerung als Originale von Rugendas zu 600 Thaler seien verkauft worden. Von Salzdahlum wandte sich der Künstler im Jahr 1768 nach Hamburg, wo er bei einem Bilderhändler zwar gute Sachen unter die Hände bekam, sein Studium aber unterbrochen sah, weil er nichts als verdorbene Gemälde auszubessern hatte. Endlich machte er dort die Bekanntschaft eines Gemäldehändlers Dorelli aus Petersburg. Dieser wollte ihn mit nach Petersburg nehmen, wozu Morgenstein auch Lust hatte. Eines Sonntags machten sie zusammen eine Spazierfahrt nach Travemünde. Hier, sagte Dorelli, hier ist der Ort, von wo aus wir nun bald die Reise antreten werden. Da erhob sich plötzlich ein Sturm, und dieser ungewohnte Anblick erschütterte den Künstler so sehr, daß er seinen Entschluß mit den Worten „Nein, ich gehe nicht mit" seinem Gönner aufkündigte. Er wendete sich lieber nach einem südlicheren Himmel und wanderte in Frankfurt ein, wo er erst bei Schütz, dann bei Rothnagel die freundlichste Aufnahme fand, und nach einer Unterbrechung (er arbeitete ein Jahr hindurch in Darmstadt bei der Wittwe des Seekaz, nach den Gemälden eines Meisters, den er späterhin weit hinter sich ließ) kehrte er nach Frankfurt zurück, um sich hier häuslich niederzulassen. Dieses geschah im J. 1776. Seitdem blieb er bis zu seinem Lebensende, trotz mancher vortheilhafter Anträge von anderen Orten her, in den Mauern seiner zweiten Vaterstadt. Von jener Zeit an folgte er auch hier seiner eigenen Richtung. Einflußreich auf ihn war der Umgang mit einem gewissen Köchlein aus Zürich, der eines Tages mit einem Schurzfelle bekleidet als wandernder Zimmergeselle bei dem alten Schütz zusprach und diesen durch sein „Grüß dich Gott" Anfangs in Verlegenheit, bald aber, als der Genius durch die Hülle

drang und er sein Portefeuille aus dem Felleisen hervorbrachte, in ein angenehmes Erstaunen versetzte. Köchlein, ein trefflicher Kirchenmaler weihte seinen Freund Morgenstern in die Geheimnisse der Perspektive und Architektur ein, ehe er nach Düsseldorf weiter wanderte, wo er erst sein Schurzfell ablegte und Professor der Kunstakademie wurde, leider aber zu früh starb. Morgenstern's stilles Wesen, verbunden mit seltnem Fleiß und unerschütterlicher Geduld eigneten ihn vor Allem zum Architekturmaler. Bald war er im Stande, die schwersten gothischen Kirchen von Innen zu zeichnen. Darauf unternahm er es, dergleichen in Oelfarbe zu malen und fand bei Kennern Beifall und Aufmunterung. Dadurch angefeuert, trieb er es in dem Kolorit, den schönsten Schlaglichtern und besonders in den steten sehr scharfen architektonischen Linien so weit, daß Auswärwärtige wie Einheimische Kirchen von ihm verlangten. Viele seiner Kirchen wanderten nach England; treffliche Arbeiten fertigte er für die Kunstsammlungen der Großherzoge von Hessen und Sachsen; einige seiner gelungensten Stücke wurden mit tausend Gulden und darüber bezahlt. Man konnte ihn zuletzt dem Steenwyk und Peter Neehs an die Seite setzen, ja er besaß noch das eigene Talent, seine Kirchen mit schönen wohlgeordneten Figuren zu beleben, die jene beiden Meister durch Andere verfertigen lassen mußten, und welche darum auch nicht immer in so harmonischem Kolorit ausfallen konnten, als da, wo Alles wie bei Morgenstern aus einem Pinsel floß. Alles ist hier an seinen rechten Ort gestellt, nichts ist mit zweckwidrigen Zierrathen überladen; das Einzelne entspricht dem Ganzen und jeder Säulenknauf beweiset eine gründliche und doch genialische Ansicht von dem Einfach-Großen der Architektur. Noch als 82jähriger Greis verfertigte er kleine meisterhaft gelungene Kirchen und Vorhallen von Gefängnissen, bei denen Kolorit und Ausführung den früheren Arbeiten nicht nachstehen; denn er, der unermüdet thätige, hatte den Grundsatz, ein alter Künstler dürfe, weil

er sich dem Tode nähere, darum so wenig nachlassen im Fleiße, als ein Wettläufer nachlasse im Laufe, weil er sich dem ersehnten Ziele nähere. Auch sein Kunstsinn blieb bis in die letzten Tage seines Lebens immer geschärft, sowie auch seine Augen, denn er arbeitete auch die feinsten Gegenstände ohne Brille. Wenn es seine Schmerzen erlaubten, unterhielt er sich immer noch am liebsten über Kunstgegenstände und sprach nicht ohne Lebhaftigkeit die Ideen aus, welche er künftig wohl noch ausführen möchte, sofern nur seine Körperschwäche es erlaubte..

Außer seinem eigenthümlichen Fache als Kirchenmaler war Morgenstern als Wiederhersteller beschädigter Bilder, selbst im fernen Auslande, geschätzt und gesucht, bei welcher mühsamen Arbeit er von seinem einzigen talentvollen Sohne unterstützt wurde.

In den letzten Jahrzehnden seines Lebens hatte Morgenstern die Gewohnheit, von den besten Bildern der berühmtesten Meister aus allen Schulen, wie sie ihm vorkamen, verkleinerte Nachbildungen zu seinem Vergnügen zu fertigen. Diese Kleinbilder sind von unvergleichlicher Genauigkeit und Schönheit, und nie ist die eigene Manier des Meisters zu verkennen. Dabei sprechen sie das tiefe Studium und die unermüdliche Geduld ihres Schöpfers aus. Sie waren in drei zierliche Schränkchen eingetheilt, welche zusammen über 200 Stück enthielten. Mit Recht wünschte Göthe, daß diese Sammlung in Frankfurt bleiben möge, was jedoch nicht der Fall gewesen ist, indem sie vielmehr später nach England verkauft worden ist. (Die Schränkchen hatte Morgenstern selbst gemeiselt und zusammengesetzt, so wie er es überhaupt in der Schreinerarbeit, die zu dem engen Kreis seiner Erholung gehörte, ziemlich weit gebracht hatte. Ueberhaupt schätzte er die Thätigkeit der Schreiner sehr hoch, so daß er sogar von Mitgliedern dieser Zunft zu Grabe getragen zu werden verlangte).

Morgenstern starb am 13. November 1819.

Johann Georg Schlosser.

Johann Georg Schlosser, der Oheim des S. 381—388 geschilderten Johann Friedrich Schlosser, wurde am 7. December des Jahres 1739 zu Frankfurt a. M. geboren. Seine Eltern waren: Erasmus Karl Schlosser, Juris utriusque Licentiatus und „Sr. Kaiserl. Majestät wirklicher Rath, auch älterer Schöff und des Rathes zu Frankfurt", und Susanna Maria, die Tochter eines angesehenen Kaufmannes und Mitgliedes der Gesellschaft Frauenstein, Namens Hieronymus Peter Orth.

Wie er in späterer Zeit selbst erzählte, so hatte er seinen Geschmack aus Gottsched's Schaubühne zu bilden angefangen, und zwar in der tiefsten Verborgenheit, weil ihm bis in sein zwanzigstes Lebensjahr nicht erlaubt wurde, etwas Anderes zu lesen, als die Schulbücher. Und wie seltsam waren diese gewählt! Cornelius Nepos, Famianus Strada de bello belgico und Cicero's officia ohne griechische, Livius ohne römische, Justin ohne allgemeine Geschichte; Virgil und Horaz ohne Antiquitäten und Mythologie; neue Geschichte aus Freyer; Philosophie aus Baumeister; Rhetorik aus — er hatte selbst den Namen jenes Pedanten vergessen; Griechisch aus dem Neuen Testamente und Isokrates. Mathematik war ihm bis in das zwanzigste Jahr kaum dem Namen nach bekannt, und die lateinische Sprache verabscheute er, bis er den Terenz zu sehen bekam. Alles war bei ihm auf die Laufbahn als Advokat in Frankfurt a. M. berechnet. Von Gottsched kam er endlich, gleichfalls ohne Wissen seiner Eltern,

zum Corneille, Racine, Voltaire. Was er von der alten Geschichte wußte, hatte er den beiden erstgenannten zu danken.

Die frühe Entwickelung seines Geistes und der männliche Ernst, mit dem er sich bereits in dem Frühling seines Lebens der Wissenschaft ergab, erinnert an Gray, von dem sein Freund, der Graf Orford, zu sagen pflegte: „er sei nie ein Knabe gewesen." — Nachdem Schlosser eine öffentliche Schule und das Gymnasium seiner Vaterstadt durchgegangen war, bezog er nacheinander die Universitäten zu Gießen, Jena und Altorf, wo er zwar zunächst die Rechtswissenschaft eifrig zu erlernen suchte, nebenbei aber mit immer mehr wachsender Vorliebe das Studium der klassischen Werke des Alterthums betrieb. In Jena erlernte er auch Englisch. Ueberhaupt arbeitete er mit rastloser, unermüdeter Thätigkeit und seltenem Eifer, oft ganze Nächte hindurch. Als er am 19. April 1762 in Altorf als Doctor der Rechte promovirte, gab ihm der vorsitzende Professor die Versicherung, „daß ihm die Achtung seiner Lehrer in einem ausgezeichneten Grade nachfolge" und einer seiner Opponenten wendete jene Worte des Horaz auf ihn an:

Cui pudor, et justitiae soror
Incorrupta fides, nudaque veritas
Quando ullum inveniet parem?

Göthe erwähnt in seiner Selbstbiographie, daß ihm der damals noch so junge Mann und sein wenige Jahre älterer Bruder Hieronymus Peter Schlosser als ausgezeichnet in Sprachen und anderen die akademische Laufbahn eröffnenden Studien gepriesen und zum Muster dargestellt worden, und daß Jedermann die gewisse Erwartung hegte, sie würden einst im Staate und in der Kirche etwas Ungemeines leisten.

Nach der Rückkehr von der Hochschule advocirte Schlosser zwar eine Zeitlang in Frankfurt, trat aber schon 1766 als Geheimsecretär in die Dienste des in Treptow an der Rega in Hinterpommern in

Garnison befindlichen Herzogs Prinz Eugen von Würtemberg, um zu gleicher Zeit den Geschäften dieses Fürsten und der Erziehung seiner Kinder vorzustehen. In dieser Stellung verbrachte er bis 1769, wo er sich wieder nach Frankfurt begab. Im Jahr 1771 trat Göthe, welcher bereits von Leipzig aus mit ihm in lebhaftem Briefwechsel gestanden hatte, nach seiner Rückkehr von Straßburg in einen lebhaften persönlichen Verkehr mit ihm, der um so inniger wurde, als sich Schlosser zu Göthe's Schwester in Liebe hingezogen fühlte. Der Wunsch sie zu besitzen, veranlaßte ihn, eine neue Anstellung zu suchen und in die Dienste des Markgrafen von Baden zu treten, der ihn zum Oberamtmann in Emmendingen ernannte und als Oberbeamten der Markgrafschaft Hochberg mit dem Prädikat eines Hofraths beehrte. Am 1. November 1773 feierte er seine Vermählung mit Cornelia Göthe, die er aber leider schon nach wenigen Jahren, am 7. Juni 1777 durch einen frühen Tod wieder verlor. Im darauffolgenden Jahre, am 24. September 1778, verheirathete er sich zum zweiten Male mit Johanna Fahlmer aus Düsseldorf. Da er sich neben seinen Amtsgeschäften durch eine ebenso gediegene als fruchtbare Schriftstellerei in weiteren Kreisen auf das Vortheilhafteste bekannt gemacht hatte, so berief ihn 1783 Kaiser Joseph II. nach Wien, um sich dort mit einigen Rechtsgelehrten über die Möglichkeit einer Verbesserung der bestehenden Gesetze zu besprechen. Auf der Reise dahin machte er in Speier, Mannheim, Stuttgart und München sehr angenehme gelehrte Bekanntschaften und in Wien selbst kam er während eines Aufenthaltes von mehreren Monaten mit Blumauer, Ratschky, Denis, Sonnenfels u. A. in persönliche Berührung. Im Herbste des Jahres 1787 fühlte er sich durch seine Amtsverhältnisse veranlaßt, seinen Landesherrn um eine Stelle zu bitten, an der er (seinem Ausdrucke nach) nicht reden dürfte, bis man ihn fragte. In Folge dieses Wunsches wurde er mit dem Charakter eines Geheimen Hofrathes nach Karlsruhe versetzt. Als er

seinen bisherigen Wirkungskreis, dem er in ausgezeichneter Weise vorgestanden, verließ, begleiteten ihn die heißesten Segenswünsche, weil er allen Ungerechtigkeiten mit strengem Ernste gesteuert und gewehrt; weil er Jeden, wes Standes er auch gewesen, in seinen Rechten geschützt; weil er sich der Armen mit Wärme angenommen und gute Anstalten zu ihrer Unterhaltung angeordnet hatte, überhaupt Jedem, der sich vertrauensvoll an ihn gewendet, mit wohlgemeintem Rath an die Hand gegangen war. Drei Jahre später ernannte ihn der Markgraf zum Director des Hofgerichts, mit dem Prädicat eines Wirklichen Geheimen Rathes und Sitz und Stimme in dem Geheimen-Raths-Collegium, eine Stellung, die Schlosser erst nach längerem Bedenken annahm und bereits im Jahre 1794 wieder niederlegte. Fürst und Unterthan verloren ihn höchst ungern. Er privatisirte von da an zuerst in Anspach und seit 1796 bei seinen Kindern in Eutin. Doch auch da sollte die so lange ersehnte Muße nicht von langer Dauer sein; denn bald nach dem am 11. September erfolgten Tode seines älteren Bruders Hieronymus Peter, welcher Schöff in Frankfurt gewesen war, erging von Seiten des Raths der Vaterstadt der Ruf an ihn zu einer erledigten Syndicatsstelle und zwar in ungewöhnlich ehrenvoller Weise, indem bei seiner Berufung, dem einstimmigen Wunsche des Rathes und ständigen Bürgerausschusses zu Folge, in Gemäßheit der von beiden gemeinsam nachgesuchten und erwirkten kaiserlichen Dispensation, von der sonst bei solchen Ernennungen verfassungsmäßig vorgeschriebenen Kugelung Umgang genommen wurde. Neigung und Pflicht bestimmten ihn, diesem Rufe zu folgen. Im Oktober 1798 verließ er Eutin und begab sich nach Frankfurt. So wie während des größten Theils seines früheren Lebens widmete sich Schlosser nun wiederum und zwar, da es seiner geliebten Vaterstadt galt, mit neu erwachter Neigung, den öffentlichen Geschäften. Im stillen Umgange mit den Musen, im Schooße seiner Familie, im engen Kreise der Freundschaft

und in ländlicher Ruhe verbrachte er seine wenigen Erholungsstunden. Doch nicht ein volles Jahr sollte es ihm vergönnt sein, der Vaterstadt zu nützen, denn er wurde derselben, als sie sich in einer höchst kritischen Lage befand, am 17. Oktober 1799, im sechszigsten Lebensjahre durch einen unerwarteten Tod entrissen, die Krankheit hatte ihn schnell ergriffen und in wenigen Tagen hingerafft. Der Mund, den Göthe, gleich jenem von Filangieri, niemals ein gleichgültiges Wort reden hörte, der immer fest und unverdrossen die Wahrheit ausgesprochen hatte, war verstummt. „Schlosser ist dahin, und mit ihm ein Theil der deutschen Redlichkeit hinübergeschlummert", schrieb ein Freund aus Frankfurt seinem entfernten Freunde. Vor Allem war es Klinger, welchen die Kunde von Schlosser's Dahinscheiden tief ergriff. „Ich habe — sagt derselbe in seinen „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur — „viele große Männer und berühmte Schriftsteller genannt, aber noch nicht den reinsten, moralischen Menschen, der mir in einem Leben von beinahe fünfzig Jahren vorgekommen ist. Dieser war Georg Schlosser aus Frankfurt am Main, der daselbst vor kurzem, als Syndikus, sein schönes Leben endigte. In ihm hatte sich die menschliche Natur veredelt, und er selbst leitete sein ganzes Leben hindurch alle seine erworbenen großen Kenntnisse nur auf diesen Zweck. Kein unreifer Faden läuft durch das reine Gewebe seines Lebens, und er führte ein sehr thätiges Leben. Ich möchte sagen: Nur die Tugend war sein Genie und machte es aus, so kräftig, so ganz und vollendet stellte er sie dar. Daß er mein Freund bis zum letzten Augenblick seines Lebens war, meiner in der langen Abwesenheit gedachte, wie ich seiner, und wir entfernt und nah, immer in gleichem Geiste verbunden blieben, rechne ich zu dem wichtigsten Gewinn meines Lebens."

Schlosser's ausführliche und sehr lesenswerthe Biographie von seinem Enkel Alfred Nicolovius enthält in einem Anhange das

Verzeichniß der Ergebnisse seiner reichen schriftstellerischen Thätigkeit. Wir beschränken uns hier darauf, aus den dort angeführten 96 längeren oder kürzeren Schriften seinen „Southes oder der Monarch" (Strasburg 1788.) und seine „Kleinen Schriften" (Basel 1779—1793 zu nennen) so wie seine Uebersetzungen mehrerer Werke des Plato, Aristophanes und Aristoteles.

Joh. Wilhelm Abraham Jäger,

Gründer der nach ihm genannten Frankfurter Buchhandlung, war geboren den 18. August 1718 in Nürnberg; sein Vater Peter, dortiger Stadtquartiermeister, war von Frankfurt am Main gebürtig und hatte außer unserm Genannten noch sieben Söhne und zwei Töchter. Letzterer trat 1737 in Eger in österreichische Dienste, machte die Feldzüge von 1742 und 1744 mit und wohnte der Schlacht von Campo santo am 8. Februar 1743 bei, ebenso später der Attaque von Weissenburg im Elsaß den 5. Juli 1744. Nach dem Tode Carl VII. verließ er den österreichischen Dienst, hielt sich einige Wochen in Nürnberg auf und wandte sich von da nach Frankfurt am Main, in der Absicht bald von neuem bei der unter dem Prinzen Karl von Lothringen stehenden Armee einzutreten. —

Im Gasthause zum Türkenschusse saß der Mann beim einfachen Mahle mit mannichfachen Sorgen, da er ohne Protektion troß seiner Dienste nicht leicht auf Avancement Hoffnung haben konnte. Seine Mittel waren nahe zu Ende, und seine Aussichten somit nicht besonders. Im Gespräche mit einigen Bürgern, die sich mit ihm unterhielten, forderten ihn diese auf, sich um Frankfurtische Dienste zu bewerben; er folgte und wurde von den damaligen Deputirten des

Kriegs-Zeugamtes, Schöff Textor (Göthe's Großvater) und Senator Metzler, den 20. September 1745 als Artillerie-Constabler angenommen; später zum Feuerwerker vorgerückt, verließ er den Dienst 1748, verheirathete sich in Hanau und trieb dort eine Pulverfabrik, bis er 1757 vom Frankfurter Kriegs-Zeugamt durch Schöff v. Völcker und Senator Bansa zum hiesigen Ingenieur-Lieutenant und Zeugmeister berufen, und 1764 zum Capitain der Artillerie befördert wurde.

Im Jahr 1762 erkaufte Jäger den damaligen Hutterischen Buchhandel auf dem Pfarreisen und überließ dessen Betrieb seiner wackern, tüchtigen Frau, die bald mit regem Geiste sich des neuen Geschäftszweiges anzunehmen wußte. Er selbst aber begann bald darauf seine wichtige Arbeit, den bekannten Jäger'schen Atlas von Deutschland in 81 Blättern. Geograph, Zeichner und Verleger desselben in Einer Person und zu einer Zeit, wo die Materialien zu einer solchen Arbeit nur dürftig vorhanden, die Ausführung mit großen Schwierigkeiten verknüpft und endlich der Absatz nur klein und langsam gehen konnte, war dieß ein Unternehmen, an welchem mancher Muth gescheitert wäre. Jäger mit seiner Festigkeit ließ sich nicht abschrecken, überwand die bedeutendsten Hindernisse, brachte viele Opfer, um endlich nach einer Reihe von Jahren seine Mühen gekrönt zu sehen. Sein Atlas von Deutschland war geraume Zeit eine geographische Autorität in und außer Deutschland; Göthe erwähnt ihn in seinen Vorbereitungen zum Feldzug in der Champagne und auch an andern Orten. Der Maßstab desselben entsprach allen damaligen Anforderungen und blieb lange, besonders in den Revolutions- und Napoleon'schen Kriegen sowohl der gesuchteste für den Militär, als eine ergiebige Nahrungsquelle für Jäger's Nachkommen. Jetzt hat er nur noch geschichtlichen Werth, aber kein Kartenwerk gibt so genaue Einzelnheiten der damaligen bunten Reichs-Eintheilung, als dieß bei gut illuminirten Exemplaren dieses Atlas der Fall ist, die jedoch schon anfangen selten zu werden.

Jäger's lebhafter Geist und Thätigkeit ließen sich aber damit nicht allein beschäftigen. In seinem 41. Jahre lernte er noch Französisch und betrieb dies Studium so rasch, daß er bald darauf als Uebersetzer von Le Blond's Kriegskunst (4 Bände) auftreten konnte. In Hanau erbaute er eine Papiermühle, die heute noch steht und im Gange ist, in seinen Mußestunden trieb er Kupferstechen, verfertigte eine Stand-Uhr, die noch bewahrt wird, Telescope, Elektrisir-Maschinen ꝛc. Alles als Autodidakt, also mit um so größerer Schwierigkeit und dabei seltener Ausdauer.

Heftigen Sinnes und aufbrausend, wo er in seinem Rechte war, kannte er keine Menschenfurcht, ging grad hindurch und ließ sich nicht einschüchtern. Dabei zeichnete er sich aber aus durch ächte Frömmigkeit, mit der er sich vor Gott demüthigte. Seine eigenhändigen Lebensaufzeichnungen, sein noch im Besitze seines Urenkels befindliches Handlungs-Losungsbuch, welches jedes Jahr mit freudiger Demuth Dank für den gewährten Segen bringt und ihn am Schlusse seiner Führung des Geschäftes 1782 für alle seine Nachfolger heranfleht, sind ohne allen mystischen Anstrich eben so rührend, als die herrlich naive Bemerkung, daß ihn dieser Segen um so mehr erfreue, als er und seine Frau sich anfänglich in völliger Unwissenheit befunden hätten.

Sanft schied der Greis von dieser Erde im September 1790. — Sein Andenken ist von jeder Generation der Seinigen in Ehren gehalten, sein Segen wirkt nach, und wenn auch die Regsamkeit des Geistes heute manchen andern Richtungen folgen muß, so bestreben sich doch seine Nachkommen Geradheit und Worttreue noch jetzt in seinem Sinne auszuüben.

Sigismund Feyerabend.

Frankfurt am Main war eine der ersten unter den deutschen Städten, in welchen sich die Kunst des Buchdruckens bald nach ihrer Erfindung herrlich entfaltete und zur Blüthe des Gemeinwesens lange Zeit hindurch mächtig beitrug. Schon 1459 soll sich Fust's Diener Hans von Peddersheim als Buchdrucker hier niedergelassen haben. Gewiß ist, daß zur Zeit der Reformation der geschickte Christian Egenolph, durch den Frankfurter Rath in seinen Unternehmungen gefördert, eine Buchdruckerei hier errichtete. Theils mit, theils nach ihm wirkten in Frankfurt als Typographen Brubach, Zephelius, Christian und Andreas Wechel, Marne, Aubri u. a. m. Vor Allem aber ist zu nennen das Geschlecht der Feyerabend und aus diesem wieder insbesondere Sigismund Feyerabend, der um das Jahr 1564 und „dahinaus" in Frankfurt lebte und die Buchdruckerei „zu seines Namens unsterblichen Ehren" trieb.

Die Gelehrten schätzten in ihm den eben so kenntnißreichen als bescheidenen Kunstverständigen, seine Fachgenossen den geübten Maler, Kupferstecher und Holzschneider. An seinem Heerde fanden viele gelehrte Flüchtlinge, welche der Sturm der Verfolgung aus anderen Ländern nach Deutschland trieb, eine gastliche Aufnahme, und oftmals ward von ihm das verkannte Verdienst aus dem Schatten gezogen und in einen strahlenden Wirkungskreis versetzt, was um so mehr geschehen konnte, als Feyerabend den Beruf eines Buchdruckers und Buchhändlers in Einer Person vereinigte.

Heinrich Mylius.

Unter den Männern, welche trotz dem, daß sie schon in ihrer Jugendzeit Frankfurt verließen und auswärts einen dauernden Aufenthalt nahmen, dennoch ihrer Vaterstadt nicht bloß ein treues Andenken bewahrten, sondern ihre Liebe und Anhänglichkeit an dieselbe durch großartige Spenden an die heimathlichen Wohlthätigkeitsanstalten und wissenschaftlichen Institute in glänzendster Weise beurkundeten, nimmt Heinrich Mylius eine fast einzige Stelle ein. Derselbe war geboren am 14. März 1769 und der jüngste Sohn des Handelsmannes Johann Christoph Mylius. Da seine Eltern in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebten, so genoß er als Knabe nur den Unterricht einer Volksschule. Später, als die Schuljahre beendigt waren, widmete er sich der kaufmännischen Laufbahn, die er aber gleich vom ersten Beginn an mit unermüdlichem Eifer verfolgte. Schon im neunzehnten Lebensjahre ward er in Italien Reisender für ein englisches Manufakturwaaren-Geschäft. Seine strenge Rechtlichkeit, gepaart mit der so wichtigen natürlichen Gabe, die Menschen schnell zu durchschauen und richtig zu beurtheilen, ward vom Himmel gesegnet. Durch Sparsamkeit und rastlose Thätigkeit erwarb er sich bald ein kleines Vermögen. Der Hauptplatz seiner Geschäfte war Mailand, wo seine freundliche Bereitwilligkeit, Jedermann gefällig zu sein, ihm die dauernde Achtung Aller verschaffte, mit denen er in Verkehr trat. Sein erstes Emporstreben blieb übrigens nicht ohne erschwerende Hindernisse; denn im Jahr 1796 verlor er bei der französischen Besitznahme Oberitaliens nicht bloß einen

großen Theil seiner bereits erworbenen Habe, sondern mußte auch lange Zeit, wegen seiner geschäftlichen Verbindungen mit England, in der Nähe von Mailand im Gefängnisse zubringen, aus welchem ihn erst die Verwendung seines älteren Bruders, des Frankfurter Rathsherrn Mylius, befreite, der in Paris als einer der Abgeordneten der Vaterstadt sich befand, um wegen Milderung der drückenden Kriegscontributionen und Freigebung der abgeführten Geiseln zu unterhandeln. Aber für das ihm von den Franzosen und ihren Gehülfen geraubte Eigenthum erhielt er nie Ersatz.

Auf einer seiner Geschäftsreisen im Jahr 1799 lernte er in Weimar im Hause seines dort ansässigen Oheims, des S. 356—362 geschilderten Hofmalers und Akademie-Directors Kraus, die Tochter des Geheimeraths Schnaus kennen, und brachte sie bald als seine Gattin nach Italien. Der einzige Sohn dieser Ehe, am 13. Juni 1800 geboren, war durch versprechende Talente und kindliche Liebe die Freude und Hoffnung seiner Eltern. Er wurde sehr sorgfältig in Elberfeld unter der speciellen Leitung des bekannten Pädagogen Wilberg erzogen, bildete sich dann in London, Genua und Messina zu einem tüchtigen Kaufmann aus und wurde bereits in einem Alter von 25 Jahren ein wirklicher Theilhaber des großartigen väterlichen Handelsgeschäftes. Mit Zufriedenheit blickten die überglücklichen Eltern auf den Jüngling und träumten sich die Freudentage, welche seine Liebe ihnen im vorrückenden Alter bereiten werde. Aber des Schicksals Lenker hatte anders über ihn verfügt. In seinem 30sten Lebensjahre, als er eben eine vieles Glück versprechende Eheverbindung mit der liebenswürdigen Tochter der Freifrau Vittali, gebornen Gräfin Arese, schließen wollte, starb er an einem bösartigen Gallenfieber. Der von gerechtem Schmerze tief gebeugte Vater hatte von nun an kein direktes Interesse, sein großartiges Vermögen durch Anhäufung zu vermehren und beschloß deßhalb, einen namhaften Theil desselben schon bei Lebzeiten zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden.

Dabei faßte er drei Hauptzwecke ins Auge:

1) Die primäre Erziehung der Kinder niederer Volksklassen;

2) die Förderung und Begründung solcher wissenschaftlichen Anstalten, deren Unterricht im kräftigen Jünglingsalter einen direkten Nutzen für das ganze Leben bezweckt; endlich

3) die Unterstützung hülfsbedürftiger Leute, sobald ihnen die Kräfte fehlen, für ihren Unterhalt selbst Fürsorge zu tragen.

Von solchen Ansichten geleitet, stiftete er in Mailand eine auf der großartigsten Basis beruhende Freischule der Chemie, besonders mit Berücksichtigung ihres Einwirkens auf Künste und Gewerbe; er gründete ferner an dem dortigen wissenschaftlichen Institut eine Lehrstelle und Prämienvertheilung für die ganz in Verfall gekommene Freskomalerei, und in Sesto di Monza, wo sich eins seiner Landhäuser befand, eine Anstalt zur Aufnahme hülfsbedürftiger Wöchnerinnen. In Mailand stiftete er eine vortreffliche Kleinkinderschule.

Und was that er für seine Vaterstadt Frankfurt?

Mit kurzen Worten ist dieß bei Gelegenheit seines Todes in den Frankfurter Nachrichten geschildert. Dort heißt es:

„Einer der ausgezeichnetsten edelsten Bürger Frankfurts ist nicht mehr! Am 21. April 1854 entschlief einen sanften Tod in Mailand Heinrich Mylius der Aeltere, k. k. Rath, Präsident der Mailänder Handelskammer, Ehrenmitglied der kaiserlichen Mailänder wissenschaftlichen Institute, mehrerer Orden Ritter &c. &c. Er verlebte den größten Theil seines Lebens in Mailand, woselbst er wegen seines edlen Charakters, seines großartigen Wohlthätigkeitssinnes und unermüdeten Bestrebens, alles Nützliche zu fördern, von Allen hochverehrt wurde. Die nahedem 60jährige Abwesenheit von der Vaterstadt hatte seinen Patriotismus hier in Nichts geschmälert, und die vielen Geldspenden, die er auf die bescheidenste Weise den hiesigen gemeinnützigen Anstalten nach und nach übergeben hat, und von welchen hier als Beispiel nur erwähnt wird: 45,000 fl. an das

Versorgungshaus, 25,000 fl. an die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft, 20,000 fl. zur Errichtung einer Kleinkinderbewahr-Anstalt, 30,000 fl. an die Niederländische Gemeinde, — zusammen 120,000 fl. — mögen die Frankfurter erinnern, wie stolz sie auf den edlen Mitbürger sein durften. Es ist wahrlich ein seltenes Beispiel, daß ein Mann bei Lebzeiten solche Summen in bescheidener Verschwiegenheit zu solchen Zwecken spendet!"

Ja! in bescheidener Verschwiegenheit. Denn Mylius war ein Mann, welcher die Erzählung von dem Heller der Wittwe sehr gut verstand und das Wort erfaßt hatte: Deine Rechte soll nicht wissen, was deine Linke thut. Als man in seiner Vaterstadt auf den Gedanken kam, zur Feier seiner Großmuth eine Medaille zu prägen, ward er darüber so ärgerlich, daß man mit der schon begonnenen Ausführung wieder einhalten mußte.

Und dabei war er der regste Freund von Wissenschaft und Kunst. Die ganze Glanzperiode der deutschen Literatur verfolgte er mit lebhaftester Theilnahme, mit Göthe, den er durch eine herrliche Bildsäule verherrlichen half, und mit dem großen Beschützer der deutschen Dichtkunst, mit Karl August von Weimar, stand er in freundlichster Beziehung. Unter seine vertrautesten Freunde rechnete er den Stifter des vortrefflichen Mailänder numismatischen Cabinets, G. Cattaneo; mit dem großen Thorwaldsen stand er in innigster Beziehung; Oriani der Astronom und der Dichter Vincenzo Monti waren seine Hausfreunde und regelmäßigen Besucher, wenn sie gleichzeitig mit ihm in Sesto sich des Landlebens erfreuten. Der in Sachsen gewiß unvergeßliche Staatsminister Bernhard von Lindenau schätzte ihn hoch und verweilte mehrmals bei ihm in Loveno.

Was den anspruchslosen Charakter des Mannes anlangt, so war Herders Gedanke der Nemesis: Maß in allen Dingen; unausbleibliche Strafe dem Uebermuthe! die innerste Empfindung seiner Seele. Einst, als sein einziger Sohn aus dem

Dampfboot in den Comer See stürzte und vor seinen Augen zu ertrinken drohte, glaubte er sich dem Gefühle des Glückes in dem Besitze dieses Sohnes zu heftig überlassen zu haben. Später, nach dessen Tode, bestellte er bei Thorwaldsen die Darstellung der Nemesis nach Herders Gedanken, und dieses schöne Kunstwerk steht jetzt zu Loveno auf dem Grabe des Sohnes.

Die Adoptivwittwe seines Sohnes hatte später ein glückliches Ehebündniß mit Don Ignazio Vigoni geschlossen, und beide nebst ihren zahlreichen Kindern beglückten durch ihre liebevolle zärtliche Pflege die Lebenstage des ehrwürdigen Mylius'schen Ehepaares, von welchem die Gattin am 21. December 1851 — gerade sechs und zwanzig Monate vor ihrem Gatten — verschied. Die letzte Zeit des Lebens erblindete der edle Greis beinahe gänzlich, voll schmerzlichen Bedauerns, auf seine langgewohnte Thätigkeit allmälig verzichten zu müssen. Doch blieb er dabei im vollen Genusse seiner geistigen Kraft. Durch gemeinsame Freunde mit Felix Mendelssohn-Bartholdy verbunden und ernste Musik liebend, fühlte er am 17. April 1854 einen unwiderstehlichen Trieb, der Aufführung des „Paulus" beizuwohnen. Mit Entzücken, mit Spannung folgte er jedem Tone und sprach zu dem: „Ich rufe dich! ich rufe dich!" sein gläubiges Amen! — — Vier Tage nachher verschied er.

Seine Gebeine wurden in die Familiengruft zu Loveno gebracht, wo sie neben denen seiner Gattin und ihres einzigen Sohnes ruhen. Allgemein und aufrichtig war die Trauer in Mailand über diesen Todesfall. In Frankfurt gewiß nicht minder.

Simon Moritz von Bethmann.

Der letzte Tag des Jahres 1826 war für Frankfurts Bewohner ein Tag ebenso gerechter als tiefempfundener Trauer. Es wurde die entseelte Hülle eines Mannes zur Ruhe bestattet, den man mit Stolz seinen Mitbürger genannt hatte und an dessen Grabe Anton Kirchner die klagenden Worte ausrief: „Wenn solche Männer fallen, wird die Gesellschaft um sie her erschüttert, und tausend Herzen macht das Stillstehen des Einzigen beklommen."

Der Dahingeschiedene war kein Andrer als Simon Moritz von Bethmann.

Die Familie Bethmann führt ihren Ursprung in die Niederlande zurück, aus denen sich die Angehörigen um der Religion willen geflüchtet und in dem Städtchen Nassau an der Lahn niedergelassen hatten. Simon Moritz Bethmann, geboren den 26. März 1687, starb daselbst als fürstlich=Nassauischer Amtmann am 6. Juni 1725, erst 38 Jahre alt und hinterließ drei unmündige Söhne: Johann Philipp, Johann Jakob und Simon Moritz, welche deren kinderloser Oheim von mütterlicher Seite, Jakob Adami, ein reicher und angesehener Handelsherr in Frankfurt a. M. zu sich nahm und sorgfältig erziehen ließ. Der älteste, Johann Philipp, geboren am 30. November 1715, ausgezeichnet durch treffliche Geistesgaben, wurde von dem Oheime frühzeitig an seinem bedeutenden Handelsgeschäft betheiligt und endlich durch testamentarische Verfügung zum Erben desselben eingesetzt. Nach dem Tode des

Oheims nahm derselbe seinen jüngsten Bruder Simon Moritz, geboren den 6. Oktober 1721 zum Gesellschafter auf und beide gaben nun am 2. Januar 1748 ihrer Handlung den Namen „Gebrüder Bethmann". (Der mittelste der Brüder Johann Jakob hatte in Bordeaux ein kaufmännisches Geschäft begründet). Durch rastlose Thätigkeit, umsichtige Erwägung, und strenge Rechtlichkeit gelang es den beiden Brüdern, ihren Geschäften einen außerordentlichen Aufschwung zu geben und den großen Wohlstand ihrer Familie zu begründen. Simon Moritz war zwar verheirathet, hatte aber keine Kinder. Aeußerst wohlthätigen Sinnes beschloß er einen Theil seines so beträchtlichen Vermögens zu menschenfreundlichen Zwecken zu verwenden. Wohl hat sich Frankfurt a. M. vieler edler Geber und Geberinnen zu rühmen und „in Frankfurt ist auch sicher noch nicht der letzte Stifter gestorben", aber die Art und Weise, wie Simon Moritz Bethmann der Aeltere dieses Namens zu schenken verstand, ist gewiß eine höchst seltene. Siebenmal beschenkte er eine der Frankfurter Stiftungen mit beträchtlichen Summen, ohne daß sein Name irgend Jemanden bekannt wurde. Am 9. November 1775 stattete die Senckenbergische Stiftungsadministration in dem Frankfurter Intelligenzblatte dem unbekannten Wohlthäter, welcher ein Geschenk von 1800 Gulden zum alleinigen Gebrauche des Bürgerhospitals in die Stiftung verehrt habe, ihren Dank ab. Dasselbe geschah für die gleiche Summe am 10. Oktober 1776, ferner für 6000 Gulden am 22. April 1777, ferner für 6000 Gulden am 11. Oktober 1777, deßgleichen für 6000 Gulden am 27. Mai 1778, sowie am 28. November 1778. Die letzte dieser Danksagungen lautet wörtlich so:

„Aus der unbekannten im Wohlthun sich keine Grenzen setzenden Hand, hat der Bürgerspital heute zum vierten Mal Sechs Tausend Gulden, und also seit dem 22. April verflossenen Jahrs, Vier und Zwanzig Tausend Gulden zum Geschenk erhalten. So viel Gutes thun, und dabei ganz unbekannt bleiben wollen, ist das seltenste, vielleicht das einzige Beispiel in der Geschichte der Wohlthätigkeit, dem an

Größe weder die anhaltendste Bewunderung noch der lauteste Dank, die man beyde hier offentlich ankündiget, beykommen können. Aber die Alles belohnende Güte wird seinem Urheber nicht nur mit Wohlthun beykommen, sondern ihn auch noch hier oder dorten in vollestem Maaße mit ihn überschütteten Segen gewiß übertreffen.

Unserm Hohen, edelgesinnten unbekannten Gönner versprechen wir, nach seinem schriftlichen Befehl schuldigst zu verfahren, und seine dem Hospital geschenkte Capitalien ausserhalb anzulegen."

Frankfurt den 28. November 1778.

Dr. Senckenbergische Stiftungs-Administration.

Der unbekannte Geber war — Simon Moritz Bethmann. Erst bei seinem Tode, den 3. August 1782, wurde seine Hochherzigkeit offenkundig; er hatte in seinem Testamente dem Hospitale abermals — 50,000 Gulden vermacht.

So handelte der Oheim unseres Simon Moritz v. Bethmann. Aber auch sein Vater Johann Philipp war von nicht minder trefflicher Gesinnung, wie er sie z. B. gleich Anfangs gegen seinen vom Oheim bei der Erbschaft aus Abneigung übergangenen Bruder durch freiwillige Theilung des Vermögens glänzend an den Tag gelegt hatte. Er verheirathete sich mit Katharine Margaretha, Tochter des Frankfurter Schöffen und wirklichen kaiserlichen Rathes Schaaf. Diese Frau, die Mutter unseres Simon Moritz v. Bethmann, der ihr am 31. Oktober 1768 geboren wurde, besaß einen fast männlichen Geist, ein standhaftes, beharrliches Gemüth. Sie erschien Allen, die sie kannten, als ein Bild seltner weiblicher Vollendung. Wißbegierde, leicht auffassende Empfänglichkeit; Sinn für das Ernste, Erhabene und Ueberirdische; eine wohlgezügelte Phantasie, tiefe Eindrücke aufnehmend und wiedergebend, aber unzugänglich dem Unnatürlichen, Geschraubten, Schwärmerischen; Vorliebe für alles Praktische, aber es auch nicht verkennend da, wo es, noch in der Theorie, der belebenden Hand wartet; Vernunft und Verstand im treuen Bunde, endlich Humanität in dem Sinne des Spruchs: Ich bin ein Mensch und mir ist nichts was Menschen angeht fremd, fanden sich bei ihr in heiterem Ebenmaße vereinigt.

Es kann nicht überraschen, wenn unter der stetigen und beharrlichen Leitung so trefflicher Eltern Simon Moritz zu einem ausgezeichneten Jüngling und zu einem Manne heranwuchs, der allmälig alle Vorzüge eines erfahrenen Welt- und Geschäftsmannes mit den seltensten Bürgertugenden zu vereinigen verstand. In ihm fanden Wissenschaft und Kunst, so wie jedes gemeinnützige Streben einen eben so verständigen als freigebigen Beförderer, die Bedrängten ein offenes Ohr und bereite Hülfe, das Frankfurter Gemeinwesen in den sturmvollsten Zeiten eine kräftige Stütze in Rath und That, in den Tagen des Friedens den eifrigsten Theilnehmer an jedem öffentlichen, seine geliebte Vaterstadt ehrenden Werke. Nicht leicht verstand Jemand, wie er, im Tumulte großer Weltbegebenheiten und in den Zeiten der heftigsten Kriegsstürme neben der Gegenwart des Geistes die noch seltenere Gegenwart des Gemüths zu bewahren. Mit außerordentlicher Gewandtheit wußte er in den besorglichen Verschlingungen eines vielbewegten Lebens die Gunst des Augenblicks zu erschauen und zu treffen. Nie, auch nicht in der sorgenschwersten Zeit, fanden ihn seine Freunde kalt, seine Mitbürger unzugänglich, nie das bedrängte Gemeinwesen ihn karg und engherzig. „Forschet", so rief Kirchner an seinem Grabe aus, forschet bei seinen jüngeren und älteren Lebensgenossen, was er uns war im Sonnenscheine des Friedens. Schnell im Auffassen, wie Wenige, und mit den Besten seiner Zeit vertraut, konnte dem Vielseitigen nichts entgehen, was zu einem schönen und guten Ziele führte. Nicht allein Würdiger, auch Förderer jedes gemeinnützigen Strebens im unerschöpflichen Gebiete der Wissenschaft und Kunst, stand sein gefeierter Name bei jedem großartigen Unternehmen oben an. Viel weiter als die deutsche Zunge reicht, vom Süd zum Nord, ward durch ihn der Name Bethmann bekannt und verehrt; und klug benutzte der Umsichtige seine weltbürgerlichen Verbindungen, um die wissenschaftliche Ausbeute der entferntesten Regionen dem Vaterlande zuzuwenden. Alles

sagen darf man nicht, sonst würde hier noch viel zu erzählen sein von frühen Talenten, die er im Keime erkannt und gepflegt, von schlummernden Kräften, die er geweckt, vom blöden Verdienste, das er aus dem Schatten gezogen, von weinenden Angesichtern, die er getrocknet, von brechenden Herzen, die er unterstützt, und von so manchem Beitrag, den er zur Vermehrung menschlicher Glückseligkeit geleistet hat. — Wer von Allen, die das Glück hatten, ihm im Leben näher zu stehen, wird leugnen, daß in ihm das Vaterland einen seltnen Bürger verlor? Wer von Allen, die um dieses Grab versammelt sind, kann hier Kunde geben, durch wen die Stelle, die Moritz von Bethmann, sei es dort auf der Herrenbank des Glückes als lebensweiser und besonnener Repräsentant des geistigen Frankfurts, sei es hier im verschwiegenen Grund unserer Herzen, behauptete, durch wen diese Stelle, heute, morgen oder je ersetzt werden mag? Wer antworten kann, der rede!"

Seine durch ausgezeichneten Unterricht erworbenen Kenntnisse, seine vielseitige Belesenheit, seine auf vielfachen Reisen gewonnene Bildung, sein gesundes und reifes Urtheil machten ihn ganz vorzüglich fähig, das leitende und belebende Element in seinem Handelshause zu werden, das unter ihm durch die stets wachsende Ausdehnung seiner Bankgeschäfte, sowie durch die Vermittelung großer Anleihen für Oesterreich, Dänemark u. s. w. eine hohe Blüthe erreichte und seinen Ruf nach allen Weltgegenden hin verbreitete. Die bedeutendsten Männer unter seinen Zeitgenossen traten gern mit ihm in nähere Verbindung, und die mächtigsten Regenten erkannten und belohnten seine Verdienste durch Orden und ehrenvolle Auszeichnungen jeder Art. Von Kaiser Franz von Oesterreich wurde er in den Adelstand erhoben und von Kaiser Alexander von Rußland zum Generalconsul und Staatsrath ernannt. Als nach den Schlachten bei Leipzig und Hanau die Trümmer des französischen Heeres dem Rheine zueilten, ritt v. Bethmann in Begleitung Weniger dem Kaiser Napoleon

auf gefahrvollem Wege entgegen und begleitete ihn über die Pfingstweide, auf welcher die Stadt Frankfurt eine Verpflegungsanstalt für die verwundeten und erkrankten Krieger errichtet hatte, nach seiner Villa am Friedbergerthore. Napoleon erhielt auf diese Weise Gelegenheit zu bemerken, was für seine Soldaten gethan wurde, und so wendete denn v. Bethmann durch dieses gewandte und kluge Benehmen, sowie auch durch seinen persönlichen Einfluß auf den Kaiser, der bei ihm übernachtete, von der Vaterstadt kaum berechenbare Nachtheile und Opfer ab.

Die berühmte Ariadne als Bacchusbraut auf dem Panther reitend, von Dannecker in Marmor ausgeführt, durch die Liberalität seines Erben einem Jeden zugänglich, ist ein ebenso bleibendes Zeugniß für seinen hohen Kunstsinn, als das zu seinen Besitzungen früher gehörige Grundstück, auf welchem in den letzten Jahren zwei neue Schulgebäude auf städtische Kosten errichtet worden sind, an seine Stiftung zur Errichtung einer Lancasterschule erinnert.

Aber vor Allem erwähnenswerth dünket uns von Simon Moritz v. Bethmann, das was ein dankbarer Verehrer desselben zu seinen liebenswürdigsten Eigenschaften zählt, nämlich die kindliche Ergebenheit gegen seine im hohen Alter erblindete Mutter, eine Liebe, die bei dem gereiften Manne immer von jugendlicher Wärme blieb und ihr bis ins Grab folgte. Sie starb am 16. April 1822, 81 Jahre alt. Nicht fünf Jahre sollten vergehen, und Mutter und Sohn waren in kühler Erde neben einander gebettet. Der Segen seiner treuen Kindesliebe aber wird ruhen auf seinen Söhnen und Enkeln noch bis in ferne Tage.

Daniel Ludwig Jassoy.

Als nach Beendigung der primatischen Herrschaft die Stadt Frankfurt wieder zu ihrer früheren Selbstständigkeit gelangte, war es insbesondere Daniel Ludwig Jassoy, Doctor der Rechte und Advokat, welcher durch seine Theilnahme an den Berathungen über die zu begründende Verfassung sich um das Gemeinwesen große Verdienste erwarb. Er gehörte zu dem Collegium der 13, welche die Constitutions-Ergänzungsakte entwarfen, die seit dem 18. Oktober 1816 das Grundgesetz des neuen Freistaates bildete. Was er hauptsächlich entworfen hatte, wußte er natürlich auch mit geistvoller Gewandtheit in Rede und Schrift zu vertheidigen.

Aber nicht bloß innerhalb der Mauern Frankfurts hatte sich Jassoy theils durch diese gemeinnützige Thätigkeit, theils als gewandter Anwalt einen geachteten Namen erworben, auch in weitere Kreise drang die Kunde von ihm, als man erforscht hatte, daß er der Verfasser des Werkes „Welt und Zeit" sei, in welchem Ernst und Satyre einander vortrefflich unterstützten und daß deßhalb zu seiner Zeit eine bedeutende Wirkung hervorbrachte. Die 4 ersten Bände desselben erschienen zwischen 1816 — 19 mit der Ortsangabe Germanien in Berlin, der 5. Band 1822 in Stuttgart und der 6. Band 1828 in Heidelberg.

Jassoy war am 29. März 1768 zu Hanau geboren und starb am 5. Oktober 1831 zu Frankfurt.

Anhang.

Künstlerfamilie Merian.

Ueber das große Verdienst, welches sich der ältere Merian durch seine Topographien erworben hat, verbreitet sich A. Reichensperger in einem sehr lesenswerthen Schriftchen (Leipzig bei Weigel, 1856), das als Einleitung zu den mittelalterlichen Bauwerken nach Merian, gezeichnet von Stolz, bestimmt ist. Es heißt da unter Anderm: „Unsere jungen Architecten sollten sich recht emsig nach alten Ansichten von Städten und Gebäuden umthun und auf das Studium derselben eine besondere Sorgfalt verwenden. Vor Allem ist zu diesem Zwecke Merian's Topographie zu empfehlen, ein Werk, auf welches unsere Nation alle Veranlassung hätte, stolz zu sein, und das sie wohl nur um deßwillen so gut wie ignorirt, weil sie darin zugleich, wie in einem Spiegel, ihr Unglück und — sagen wir es nur gerade heraus — ihre Schmach erblickt. Diese zahllosen Abbildungen, indem sie uns in ihrer anspruchslosen Wahrhaftigkeit die ehemalige monumentale Herrlichkeit der deutschen Nation vor das Auge führen, sind so recht dazu geeignet, unser Nachdenken über den so traurigen Wechsel der Dinge und dessen Ursachen zu wecken. Unsere Baubeflissenen mögen hier an den Wäldern von Thürmen und Monumenten aller Art, an dieser Ueberfülle der malerischen Baugruppen, an diesen so phantastischen und doch immer so gesetzmäßigen Formen und Combinationen sehen, wie Deutschland, ja Europa aus der bildnerischen Hand des Mittelalters hervorgegangen ist, und dann vergleichen, was die „Aufklärung", der Classicismus, der intelligente Staat, die Akademien und die Bücherweisheit, mit Hülfe der Baupolizei und der Stadtbaumeister, im Verfolge daraus gemacht haben — und es werden ihnen, denke ich, die Augen darüber aufgehen, wohin wir mit all den besagten Errungenschaften, in ästhetischer Hinsicht wenigstens, gekommen sind, und was uns noch bevorsteht, wenn es auf diesem Wege weiter gehen sollte." —

Johann Karl Brönner.

Die im Brönner'schen Verlag erschienene militärische Situationskarte der Gegenden zwischen dem Rhein, Neckar und Main mit dem ganzen Odenwalde und einem Theil der Gegend zwischen der Lahn und dem Main, im großen Maßstabe

aufgenommen und gezeichnet von Obrist Haas, und gestochen von Felsing in Darmstadt, besteht aus 25 Blättern im größten Format, incl. des Titelblatts, welches die Uebersichtskarte, die Zeichenerklärung, die Maßstäbe, die gradätischen Bestimmungen und Barometermessungen enthält. Die Blätter sind nach folgender Ordnung erschienen:

1) Darmstadt.	10) Worms.	18) Wörth.
2) Zwingenberg.	11) Heppenheim.	19) Fürth.
3) Oppenheim.	12) Frankenthal.	20) Waldmichelbach.
4) Langen.	13) Hanau.	21) Seligenstadt.
5) Guntersblum.	14) Babenhausen.	22) Amorbach.
6) Höchst	15) Umstadt.	23) Beerfelden.
7) Hochheim.	16) Heidelberg.	24) Eberbach.
8) Manheim.	17) Aschaffenburg.	25) Das Titelblatt.
9) Frankfurt.		

Samuel Christian Lucä's Schriften.

I. S. C. Lucae, praes. Autenrieth, theses medicae inaugurales. Tubingae, 1808. 4.

II. Quaedam observationes anatomicae circa nervos arterias adeuntes et comitantes. Cum figuris. Annexae sunt annotationes circa telam cellulosam. Francofurti ad Moen. 1810. 4.

III. Joseph Wenzels Leben. Vid. Dessen nachgelassene Beobachtungen über den Hirnanhang fallsüchtiger Personen. 1810. 8.

IV. Anatomische Untersuchungen der Thymus in Menschen und Thieren. I. u. II. Heft. Frankfurt a. M. 1811 u. 1812. 4.

V. Anmerkungen über die Divertikel am Darmkanal und die Höhlen der Thymus; mit Abbildungen.

In den Abhandlungen der physikalisch-medicinischen Societät zu Erlangen. — Separatim quoque illae annotationes typis expressae et vulgatae sunt. Norimbergae. 1813. 4.

VI. Progr. De facie humana cogitata anatomico-physiologica. Pars I. et II. Heidelbergae et Francofurti. 1812. 4.

VII. Progr. De cerebri in homine vasis et motu. Heidelbergae. 1812. 4.

VIII. Untersuchungen über einige Gegenstände der Lehre vom Zeugungsgeschäfte, insbesondere des Mannes. Frankfurt. 1813. 8.

IX. Program. De mechanicis nonnullis Organorum rationibus. Francofurti. 1813 4.

X. Betrachtungen über die Natur des thierischen Organismus. Frankfurt. 1813. 8

XI. Anmerkung über das Verhältniß des menschlichen Organismus zu äußern Verletzungen in Bezug auf Tödtlichkeit und deren Beurtheilung. Heidelberg. 1814. 8.

XII. Etwas über Verbreitung contagiöser Krankheiten durch einquartirte Soldaten. In Kopps Jahrbuch der Staatsarzneikunde. Bd. VII.

XIII. Ein Fall von Anomalie in den äußern Merkmalen der Schwangerschaft, als Beitrag zur Lehre von verheimlichter Schwangerschaft und angeschuldigtem Kindermorde. Ibidem.

XIV. Einige Sätze aus der physiologischen Lehre von den secernirenden Säften des menschlichen Organismus. Frankfurt. 1814. 8.

XV. Progr. De depositionibus bretaceis intra cordis valvularum arteriarumque substantiam, annot. med. Marburgi. 1815. 4.

XVI. Entwurf eines Systems der medicinischen Anthropologie. Erster Band. Frankfurt. 1816. 8.

XVII. Ueber den uneingeschränkten öffentlichen Verkauf von Bleimitteln. In Kopps Jahrbuch der Staatsarzneikunde. Bd. IV.

XVIII. Ueber Zeichen von Fäulniß bei einem lebensgebornen Kinde und über ein Merkmal des wirklichen Todes. Ibidem.

XIX. Progr. De ossescentia arteriarum senili; accelerandae literarum in Universitatibus perfectionis subsidium quoddam commendatur. Marburgi. 1817. 4. Hierzu ein Brief von Lucä an Oken, abgedruckt in der Isis 1817.

XX. Progr. sistens antiquissimum illud omnia scire nihil scire quatenus medicum spectat. Marburgi. 1817. 4.

XXI. Grundzüge einer Physiologie der Irritabilität des menschlichen Organismus. In Meckels deutschem Archiv für die Physiologie. Bd. IV.

XXII. Ueber die Benutzung der Leber bei neugebornen Kindern als Hülfsmittel zur Berichtigung der Lungenprobe. In Kopps Jahrbuch der Staatsarzneikunde. Bd. X.

XXIII. Grundriß der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Körpers. Marburg. 1819. 8.

XXIV. Ueber das Geschlechtliche im menschlichen Organismus. In den Annalen der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde. Bd IV.

XXV. Progr. Disquisitio cur nostris temporibus multo parcius olim inter medicos juniores reperiantur docti litterisque satis imbuti? Marburgi. 1820. 4.

Quellen.

Viehoff, Göthe's Leben.

Jacob, Göthe's Mutter, in v. Raumer's Taschenbuch für 1844.

J. C. v. **Fichard**, Frankfurtisches Archiv für ältere deutsche Literatur und Geschichte.

Nagler, Künstlerlexikon.

Klinger's Werke.

Krämer, August, Karl, Theodor, Reichsfreiherr von Dalberg, vormaliger Großherzog von Frankfurt, Fürst-Primas und Erzbischof.

Sammlung einiger in dem Frankfurter Museum vorgetragenen Arbeiten (enthaltend, neben vielen anderen Mittheilungen, Biographisches über v. Dalberg, Pforr und Prestel).

Wagner, Samuel Thomas von Sömmerring's Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen.

Archiv für Frankfurt's Geschichte und Kunst.

Erinnerung an Anton Kirchner.

De Günderrode, ministre subdélégué de la ville de Francfort au congrès de Rastadt, en 1797 et 1798.

Köthe's, **Augusti's** und **Eichstädt's** Lebensschilderungen des J. J. Griesbach.

v. **Stramberg**, Rheinischer Antiquarius.

Das Beste aus Friedrich Rochlitz' sämmtlichen Schriften (enthaltend eine Biographie des Joachim von Sandrart).

Schröter, Erinnerungen an Johann Philipp Gabler.

Mappes, Festreden.

Lappenberg, Reliquien der Fräulein Susanna Katharine v. Klettenberg.

Journal des Luxus und der Moden von **Bertuch** und **Kraus**. XXII. Bd.

Trinius, J. A., Beitrag zu einer Geschichte berühmter und verdienter Gottesgelehrten auf dem Lande (enthaltend u. a. biographische Mittheilungen über Johann Philipp Fresenius).

Nicolovius, J. G. Schlosser's Leben und liter. Wirken.

Schlosser, J. F. H., die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte.

Johann Christian **Senckenberg's** Stiftungsbriefe.

Hamberger, Dr. Johann Carl P[illegible]nant.

Henricus Petreius, V[illegible]ichardi.

Lowe, Bildnisse jetztleben[illegible] Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien (1806), enthaltend eine Autobiographie des Philipp Buttmann.

Mappes, Zum Andenken an Dr. Philipp Jakob Cretzschmar.

Meisinger, Philipp Jakob Cretzschmar.

Voigt, Neuer Nekrolog der Deutschen.

Herzog, Encyklopädie für protestantische Theologie.

Busch, Jahrbuch der Israeliten auf das Jahr 5604 (1844), enthaltend Creizenach's Lebensschilderung.

Erinnerungen aus den deutschen Befreiungskriegen (von Ackermann und Stiebel) 1. Heft. Frankfurt am Main. Hermann'sche Buchhandlung. 1847.

Malß, Volkstheater in Frankfurter Mundart.

Eichhoff, des Dr. Nikolaus Gottfried, Kurze Selbstbiographie.

Trauerrede am Grabe der Frau Kath. Marg. Bethmann.

Belli, Maria, Leben in Frankfurt am Main.

Münden, Dr. Christian, Dankpredigt am 3. Jubelfest wegen Erfindung der Buchdruckerkunst, nebst einem historischen Bericht von denen ersten Erfindern dieser Kunst, denen Frankfurtischen Buchdruckern &c.

Kirchner, A., Geschichte der Stadt Frankfurt am Main.

Ders., Ansichten von Frankfurt am Main &c.

Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, begangen in Frankfurt am Main am 24. und 25. Junius 1840.

Meidinger, H., Frankfurts gemeinnützige Anstalten.

Hirsching, F. C. H., Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem 18. Jahrhunderte gestorben sind.

Stricker, Dr. W., Die Geschichte der Heilkunde und der verwandten Wissenschaften in der Stadt Frankfurt am Main.

Hüsgen, H. S., Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunstsachen.

Hüsgen, H. S., Artistisches Magazin.

Außerdem noch mancherlei kleinere Druckschriften, biographische Aufsätze in periodischen Blättern, Lebensläufe zu gedruckten Leichenpredigten, Autobiographien, viele briefliche oder mündliche Privatmittheilungen u. dgl.

Alphabetisches Inhaltsverzeichniß.

Inhalt.